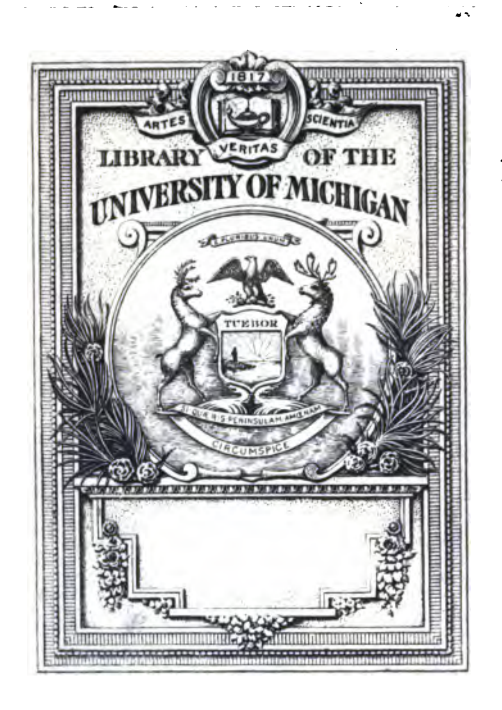
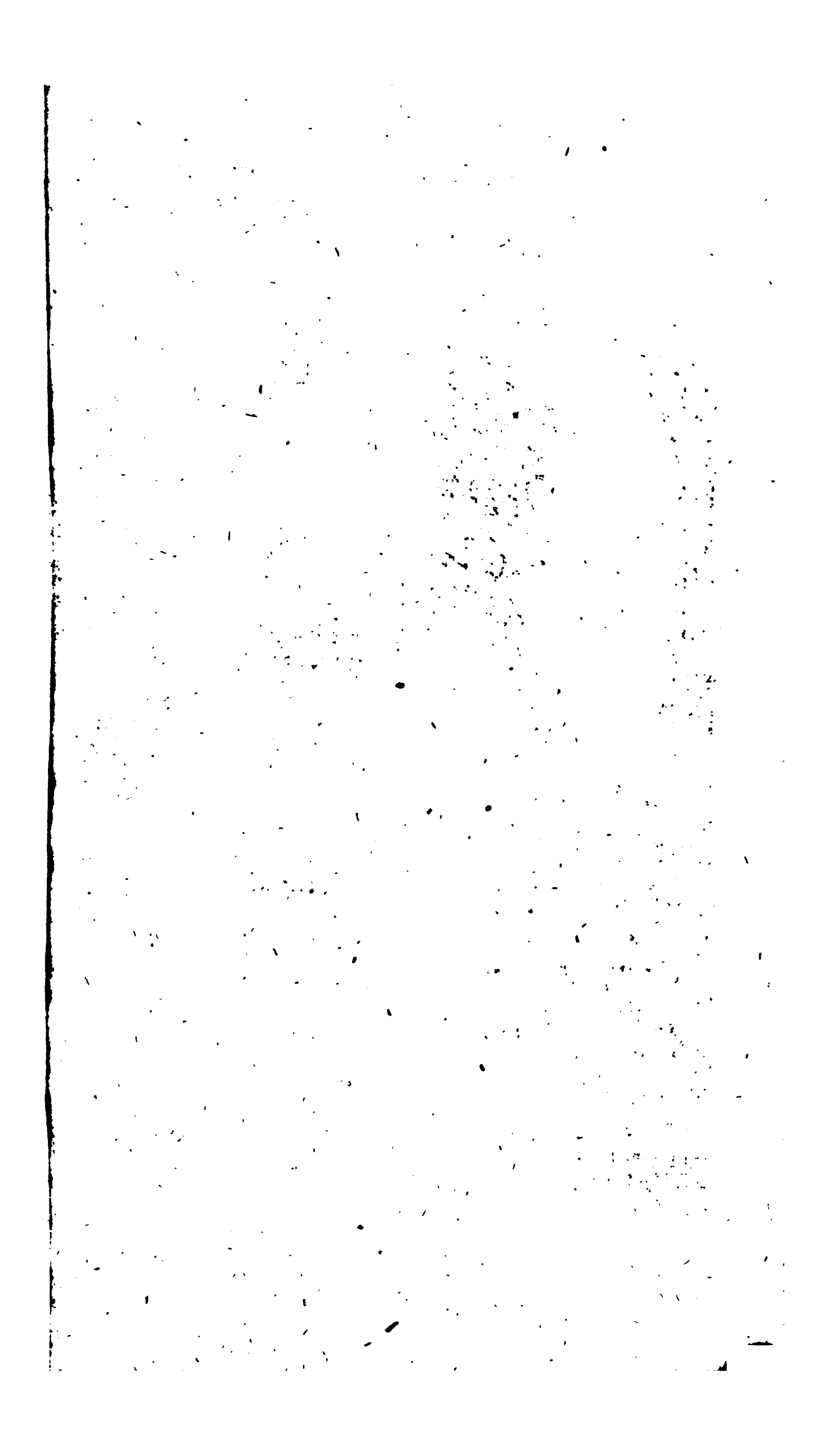



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE




Johann Caspar
Lavater
B. Rode del. Berolini.
Schleuen sculp.

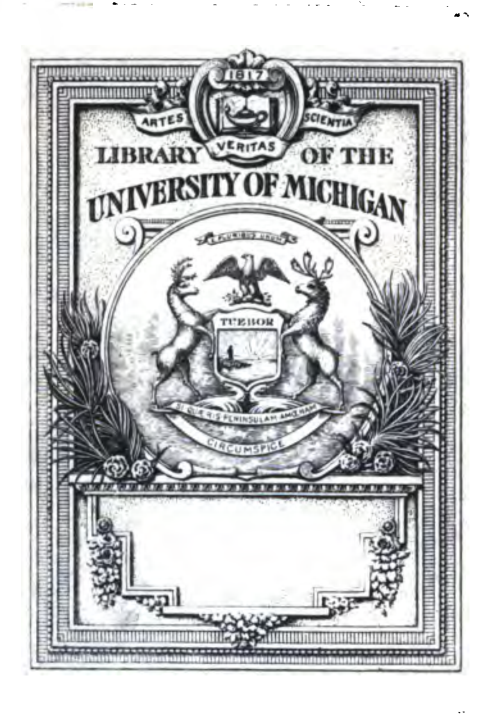
Allgemeine deutsche Bibliothek.

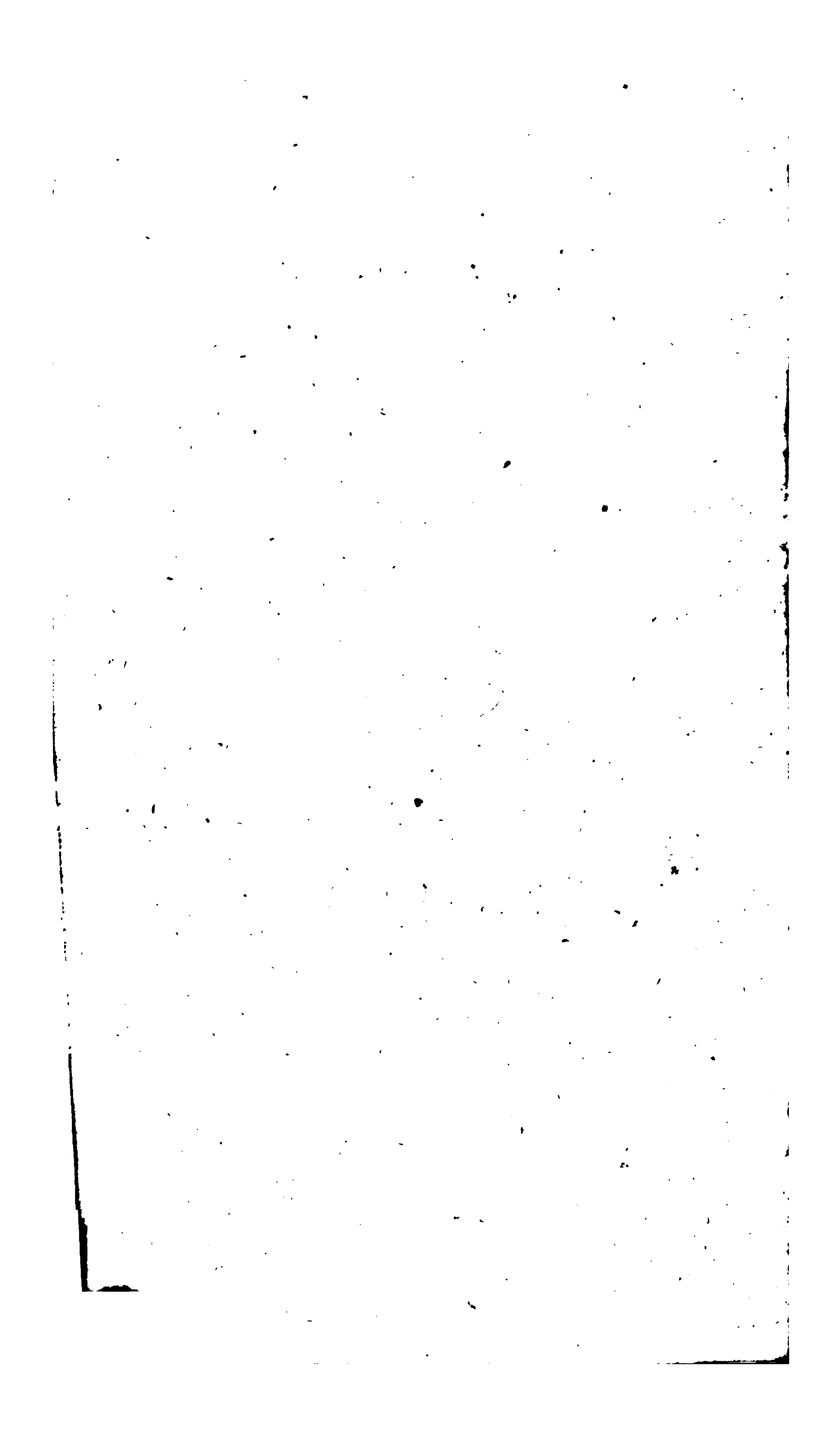


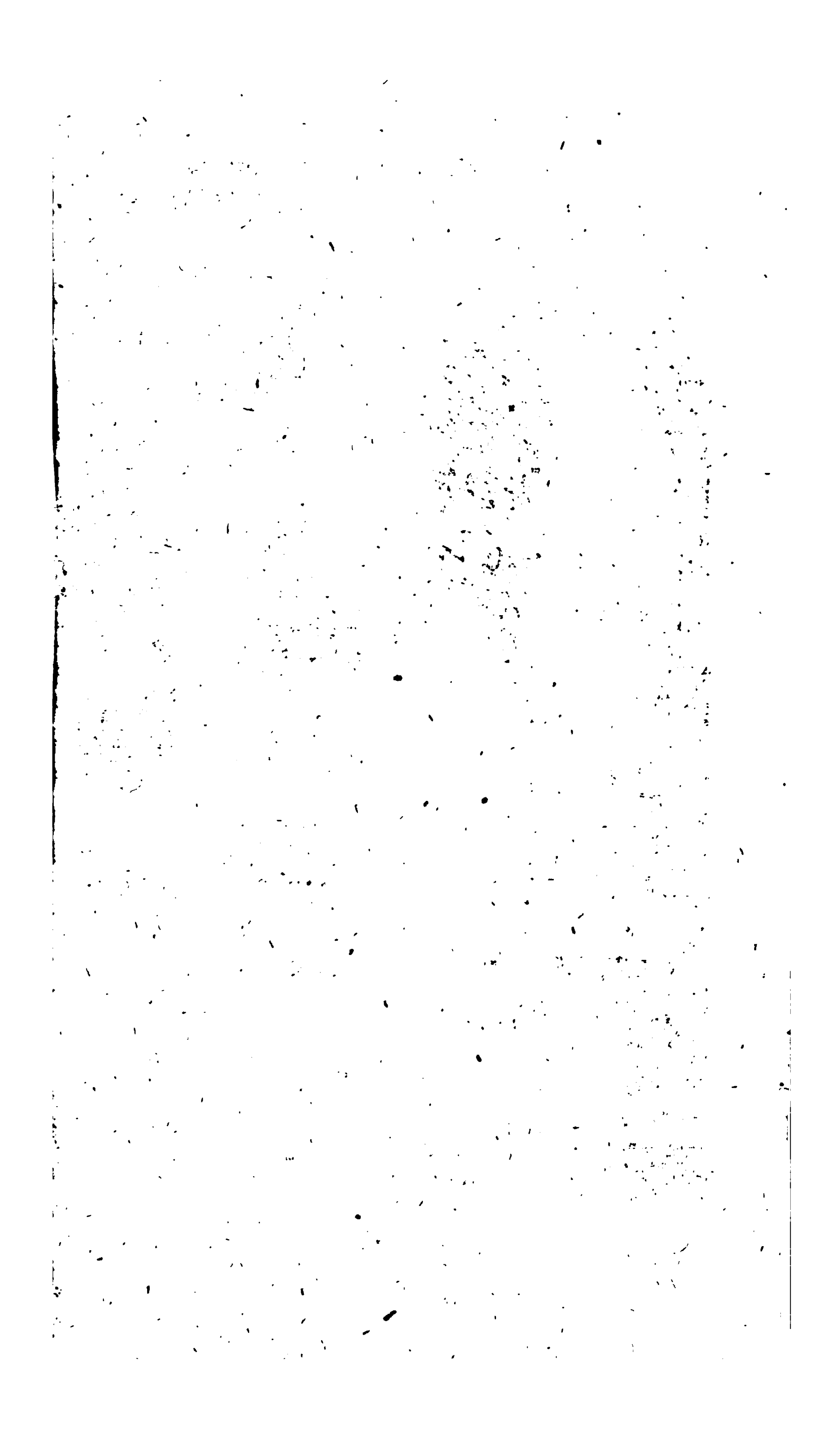
Des funfzehnten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächsl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1771.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





Johann Caspar
Lavater.

B. Rode del. Berolini. Schleuen sculp.



Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des funfzehnten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1771.

Die

Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des funfzehnten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

a) Musik.

b) Mahlerey und Kupferstecherey.

12) Gelehrte Geschichte.

13) Philologie, Kritick und Alterthümer.

14) Haushaltungskunst und Gärtnerey.

15) Vermischte Nachrichten.

I.

D. Carl Friedrich Bahrdts Briefe über die systematische Theologie zur Beförderung der Toleranz. Zwote Samlung. Erfurt, in der Grießbachischen Buchhandlung, 1770. 6 Bogen, in 8.

So gut die Absicht dieser Samlung ist; so läßt sich doch noch nicht absehen, wo sie ihr Ende gewinnen, und ohne weitläuftige Umschweife und ohne Verwirrung des Lesers ihre Absicht erreichen soll. Warum manche Briefe dem Leser vorgelegt werden, kann man nicht rathen. Die Fortsetzung des Briefes eines Ungelehrten ausgenommen, welche im 21 Briefe zu finden ist; enthalten die übrigen fast nur Komplimenten, Lobsprüche des Verf. oder nicht zum Zweck dienliche Dinge. Aber die Gedanken des Ungelahrten, ob sie gleich etwas übertrieben sind, verdienen beherziget zu werden; besonders auch der S. 161. „daß man in Bekanntmachung vermeynter neuer und wichtiger Entdeckungen vorsichtig zu Werke gehn müsse, um ungelehrte Leser nicht zu verwirren oder ihren Glauben wankend zu machen. Wir setzen hinzu, daß manche Dinge noch erst zu berichtigen sind, und besonders die Grundsätze der wahren Schrifterklärung erst allgemeiner erkannt, und zu besserm Unterricht der Christen auch allgemeiner ausgeübt werden müssen, ehe man den Christen ein biblisches System in die Hand geben, oder auch dem besten,

überzeugenden Beyfall versprechen kann. Des Verf. Zweck in seinen Antworten scheint dahin zu gehn, sein System zu vertheidigen, und auch wohl zu berichtigen: weis er aber des Streitens darüber kein Ende zu machen, so möchte er ihn wohl auch verfehlen. — Unter die bessern Auslegungsmethoden können wir die nicht rechnen, die S. 127. empfohlen wird: „daß ein Ausleger erst die Commentatoren, und hernach erst die Bibel lesen soll.„ Wir denken grade umgekehrt, und scheinen sichrer und grader zu gehen.

Bescheidene Erinnerungen über Herrn D. Bahrdts ꝛc. Briefe über die systematische Theologie ꝛc. in einigen Briefen an einen guten Freund vorgetragen von einem Prediger auf dem Lande, J. C. M. Pf. z. K. 1770. 7 Bogen, in 8.

Dieser Prediger auf dem Lande klagt erst, und wohl nicht ganz mit Unrecht, über den hohen, zuversichtlichen Ton des H. B. in seinem biblischen System; und über seine unanständige Schilderung der Dorfpfarrer in den lauten Wünschen eines stummen Patrioten, welche er ihm zuschreibt. Dann macht er einige Einwürfe gegen sein System selbst; welche das Urtheil bestätigen können, daß man ohne vorläufige übereinstimmigere Berichtigung der hermeneutischen Wahrheit der Lehrsätze, und ohne sie im Ausdruck vorsichtig zu bestimmen, nie zur Verbesserung, sondern zu mehrerer Verwirrung der Kirche beförderlich seyn wird. Und endlich beweißt er es ziemlich wahrscheinlich, ob gleich des Verf. Gründe nicht immer die unsrigen sind; daß der Zweck, den H. D. Bahrdt durch seine Briefe erreichen will, theils unmöglich, theils durch sein Project nicht zu erreichen sey.

Das glauben wir dem V. nicht auf sein Wort, daß ein System von den blos allgemein nothwendigen Wahrheiten des Christenthums, nichts als ein A B C Buch der natürlichen Theologie seyn würde S. 45; das ist hingegen sehr wahr, daß die Lehren und Erklärungen der Kompendien (von Eiferern sowohl, als von Verbesserern) oft für solche gehalten oder ausgegeben werden, welche von symbolischen Ansehn wären S. 65. f.; auch daß man den gemeinen Christen über Nebenfragen gar nicht unterrichten, noch weniger dadurch verwirren müsse, indem man ihm das, was ihm wichtig seyn mag, zur Nebenfrage machen will. S. 74. 96; (Nebendinge muß man bey ihm aussterben lassen.) Gern wünschten wir, daß aus seinem Vorschlage S. 79. etwas werden könnte; „einem frommen, klugen und gelehrten Collegio es aufzutragen, den eigentlichen Inhalt der symbolischen Bücher zu bestimmen, und alles das, woran man bey denselben nicht gebunden sey, klar und deutlich anzuzeigen.

Bey solchen bescheidnen Erinnerungen wider H. Bahrdt ist es nicht geblieben. Sein Kollege der H. Doctor und Professor Schmid in Erfurt hat für gut gefunden, aus dem biblischen System desselben Sätze auszuziehen, die den symbolischen Büchern entgegen seyn sollen; sie der theol. Facultät zu Wittenberg vorzulegen; und sie zu befragen, ob der Verf. nicht absetzungswürdig sey. Sie hat denn auch ihrem Character gemäß darauf geantwortet, und

E. Hochwürd. theol. Facultät zu Wittenberg Responsum Hrn. D. Carl Friedrich Bahrdts Versuch eines biblischen Systems der Dogmatick betreffend

ist zu Arnstadt 1770. auf 2 Bogen in 8. abgedruckt worden.

Hr. Schmid verdiente von seinen Obern auf die Finger geklopft zu werden, daß er es sich eigenmächtig unterfängt, von einer auswärtigen Facultät ein Urtheil der Absetzung für seinen Kollegen zu erhalten. Weis er nicht, daß die Absetzung eine Sache der Obrigkeit ist, und daß ein Privatmann in ihre Rechte greift, und wider die ihr schuldige Ehrfurcht handelt, wenn er sich ungeheißen an fremde Richter wendet? Warum verklagte er, wenn er es ja für nothwendig hielt, seinen Kollegen nicht bey den rechtmäßigen Vorgesetzten? Oder versprach er sich nicht solchen blinden Beyfall als von der Wittenberger Facultät? Welch ein untheologischer Theologe! und welch ein Kollege und Bürger! Kann man Irthümer nicht anders widerlegen, als daß man die Person angreift, und sie von fremden, unbesonnenen Richtern unverhört verurtheilen läßt? Wahrhaftig, eine christliche und rühmliche That!

An die gute Facultät zu Wittenberg mögen sich die übrigen Facultäten in Deutschland halten, wenn sie vollens um das bischen Ansehn kommen, das ihnen bey vernünftigen noch übrig war. Anstatt daß sie ihrem günstigen Freunde H. Schmid hätte antworten sollen: das und das scheint uns freylich in H. Bahrdts Dogmatick wider die symbolischen Bücher zu seyn, man muß doch aber erst hören, wie er sich darüber erklärt. Was hingegen seine Absetzung betrift; so maßen wir uns nicht an darüber Richter zu seyn, da wir weder von seiner noch unsrer Obrigkeit darüber befragt werden, noch Befugniß dazu besitzen. Allein was thut die liebe Facultät? Sie setzt H. Bahrdten ohne Umstände ab, als wenn sie ein hierarchisches Recht über die ganze protestantische Kirche in Deutschland hätte: und fände sich nun ein Ketzermacher, der närrisch genung wäre, sie zu befragen; ob die Obrig-

keit,

keit, die H. Bahrdten nicht absetzt, nicht auch absetzungswürdig sey: so würde sie nach ihren geäusserten Grundsätzen und kraft habender Gewalt wohl auch mit Ja antworten. Wir hoffen ihr nächstens eine Liste von Sätzen, Erklärungen und Beweisen aus den Schriften einiger hundert angesehener deutschen Theologen vorzulegen, die sie alle nicht mit den symbolischen Büchern wird zu reimen wissen: und welch ein Glanz wird das für ihr geistliches Tribunal, welch ein Segen für die Kirche seyn, wenn sie von Osten bis Westen in Deutschland die angesehensten und gelehrtesten Männer aus ihren Aemtern vertreiben wird, und es die Fürsten ehrerbietig werden geschehen lassen.

Was soll man wohl endlich von der Einsicht dieser Männer urtheilen, wenn sie noch solche Beweisgründe heiligen, in denen kein vernünftiger mehr eine beweisende Kraft findet z. E. daß Ps. 33, 6. die Dreyeinigkeit ganz klar gelehret werde: wenn sie es für eine Indifferentisterey ausgeben; so bald jemand glaubt, daß man in allen dreyen christlichen Religionen selig werden könne: wenn sie problematische Dinge, scholastische Spitzfindigkeiten, Erklärungen über den modum concipiendi u. s. w. für Fundamentallehren gehalten wissen wollen: wenn sie die symbolischen Bücher zwar nicht für eine Norm des Glaubens, aber doch des Bekenntnisses halten; grade als ob man nach einer Regel glauben, und nach der andern bekennen müsse u. s. w. Es wird uns leid thun, wenn diese ehrwürdige Männer in einer Welt, die nicht mehr die Person nach Rock und Titel, sondern nach dem Werth ihres Urtheils ehrwürdig finden will, sich durch dieß ihr Responsum von ihrer Ehrwürdigkeit auch herab gesetzt haben sollten.

Hr. Schmid hat sich wegen seines Verfahrens vor der Welt rechtfertigen wollen. Denn es ist hierauf:

M. Joh. Balth. Schmidts, ersten Profs der Gottesgelahrth. Adsess. des evangel. Minist. und Past. an der Kaufmanns-Kirche zu Erfurt Actenmäßige Erzählung und Nachricht an das Publikum, und abgenöthigte Vertheidigung wider H. D. und Prof. Bahrdt daselbst, 1770. auf 6 Bogen in 8.

im Druck erschienen. Nach seiner Erzählung ist er es nicht allein, sondern das ganze theologische Collegium zu Erfurt, welches von den bedenklichen und antisymbolischen Stellen in H. Bahrdts System, bereits damals, da er es noch seinen Zuhörern aus der Handschrift dictirte, bey dem akademischen Senat daselbst Anzeige gethan, und sie zu näherer Beurtheilung übergeben hat. Nach eben dieser Aussage ist auch der Verf. und seine Kollegen nach diesem geschehenen Schritt von H. Bahrdt und seinen Freunden nichts weniger als mit theologischer Sanftmuth behandelt worden. Uns scheint aber doch nach der Lage, wie H. Schmid die Sache vorstellt, noch eine dreyfache Erinnerung statt zu finden. 1. Daß die nothwendige Pflicht gegen H. Bahrdt versäumt worden ist, ihn um die Erläuterung der bedenklich scheinenden Stellen erst besonders anzugehen; ehe man sich an die Vorgesetzten wandte, oder das Buch im Druck erschien: wodurch auch vielem Aufsehn in der Folge vorgebeugt werden konnte. 2. Daß H. Schmid allein, ohne Beytritt der übrigen, Facultätsgutachten eingeholt hat. Und 3. daß er ganz unbefugter Weise, mit Vorbeygehung seiner Obern, von Leuten die weder

Fug

Fug noch Recht hatten, über H. Bahrdt ein bürgerliches Urtheil zu fällen, doch ein Urtheil der Absetzung auszubringen gesucht hat: wozu wir weder triftige, politische noch moralische Gründe antreffen können.

Doch dieses gegenseitige Verhalten gehört an sich selbst nicht für das gelehrte Publikum. Die Gründe, womit H. Schmid es beweisen will, daß ein evangelischer Lehrer keine antisymbolische Sätze vortragen dürfe, sind mehr für die allgemeine Prüfung. Uns scheinen sie, so wie alle dieser Art, jede Verbesserung in der Kirche aufzuheben; und so gern sich auch H. Schmid durch eine Distinction retten will, eben so gültig gegen die ersten Reformatoren zu seyn, als gegen alle sogenannte Neulinge der jetzigen Zeit. Nächst dem beruht auch die ganze Kraft des Beweises, der vielen so einleuchtend vorkömmt, auf dem zweydeutigen oder vagen Begrif, den man sich von der Kirche macht.

Eine Kirche heißt es z. E. S. 57. hat das Recht, wie jede andere Gesellschaft, ihre Unterscheidungslehren bekannt zu machen, und ihre Lehrer darauf zu verbinden. Gut. Aber wer ist denn die Kirche? die Reformatoren und die Verf. der symbolischen Bücher machen ja nicht die Kirche aus; sie sind nur Glieder derselben: wie können sie alle künftige Glieder bis in Ewigkeit verbinden, ihre Erkenntniß für die allein richtige anzunehmen? Wir sind auch die Kirche, und haben eben das Recht, das sie hatten, die Bekenntnißbücher zu verändern, wenn die meisten und einsichtsvollesten unter uns es für nothwendig halten; oder gar der größte Theil der Kirche manche Unterscheidungslehre als unwichtig fallen läßt. Und wir können der auf uns folgenden Kirche auch unsre Einsichten nicht zum Gesetz machen; sie hat gleiche Rechte mit uns und unsern Vorfahren, die symboli-

schen Bücher zu ändern. Die protestantische Kirche ist frey, und hänget von keinen menschlichen Verfassungen im Glauben und in der Lehre ab; dieß ist eine Gewissenssache für jedes Glied der Kirche, und für jede Particulierkirche: eine andre Particulierkirche, eine Wittenbergische Facultät u. s. w. hat wohl die Befugniß, ihren dissensum zu offenbaren, oder die kirchliche Gemeinschaft mit denen, die nicht mit ihnen einstimmig sind, wie vormals die christlichen Bischöffe thaten, aufzuheben; aber weder den Vortrag zu untersagen, noch sich bürgerliche Gewalt über sie anzumaßen. Thut es die Obrigkeit aber aus politischen Gründen, so ist es nie ohne Gewissenszwang: dann muß sich der Christ erst befragen, was die Pflicht gegen die Wahrheit und die Pflicht des bürgerlichen Gehorsams von ihm fordere. Wenn die Obrigkeit aber, wie jetzt fast durchgehends geschieht, Abweichungen duldet, so hat kein Privatmann, oder eine Facultät die doch nur aus 4. oder 5. Gliedern der Kirche besteht, das Recht, im Namen der ganzen Kirche zu sprechen, oder von geschehenen Abweichungen Rechenschaft zu fordern. Wer hat ihnen das Recht der ganzen Kirche übertragen? Widerlegen können sie das was ihnen irrig zu seyn scheint, warnen können sie dafür, das Gegentheil besser erhärten, vertheidigen, ins Licht setzen u. s. w; das ist Recht und Pflicht für jeden Christen: aber woher hätten sie eine grössere Befugniß?)

„Aber ein antisymbolischer bricht den Vertrag mit der Kirche S. 60.„ Mit welcher Kirche? Mit der, die ihn zum Lehrer angenommen hat; oder mit der Obrigkeit, die ihn dieser oder jener Kirche vorgesetzt hat. Wer ist denn aber zum allgemeinen Fiscal der protestantischen Kirche gesetzt, daß er diese Bundbrüchigkeit rügen soll? Was gehet dich der Vertrag

eines

eines dritten an? laß die Kirche, deren Lehrer er ist, darüber klagen; oder warte, bis die Obrigkeit, die allein das Recht dazu hat, Rede und Antwort von ihm fordert. Was gehet sein Vertrag ein fremdes Ministerium, eine auswärtige Facultät u. s. w. an? Nach den Grundsätzen des Verf. wäre jeder, der auch nur *ein* Jota verrückt hätte, verpflichtet, sich gleich vor dem Richterstuhl eines jeden, dem es nur beliebte, ihn vor sich zu fordern, zu stellen, und dessen eigenmächtig erkannte Strafe demüthig zu tragen. So wird ja eine Anarchie aus der Kirche, aber keine regelmäßige Gesellschaft. Ueberhaupt ist der Begriff der Kirche unter den Protestanten noch zu sehr nach den bürgerlichen Leisten geschnitten; worauf er doch, wenn er zugleich mit der nothwendigen christlichen Gewissensfreyheit eines jeden Gliedes zusammen stimmen soll, gar nicht paßt. In Angelegenheiten der Ueberzeugung und des Gewissens können keine menschliche Gesetze und Verträge als Richtschnur gelten. — Der Mischmasch und die Unordnung, welche der Verf. S. 61. vom Gegentheil befürchtet, fanden auch bey der Reformation statt, und sind eine natürliche Folge der Freyheit zu denken und des hartnäckigen gegenseitigen Widerspruchs: sollte aber Luther darum lieber nicht reformiren, weil eine Menge Irrungen und Irthümer, und Unordnungen, die so gar in bürgerliche Unruhen ausarteten, daraus entstehn konnten und wirklich entstanden? die römische Kirche wirft uns ja noch immer vor, daß die Reformation die Quelle verschiedener Sekten und Irrlehren in der Kirche gewesen sey; und sie hat nicht Unrecht: nach des Verf. Grundsätzen hätte sie also auch nicht Unrecht die Reformatoren zu verdammen, weil sie durch ihr Reformiren Schuld daran gewesen sind.

Es

Es scheint, es müsse noch über das Ansehn der symbolischen Bücher und der Verpflichtung auf dieselbe einige Zeit gestritten werden, ehe man auf die wahren und lautern Grundsätze zur Entscheidung gerathen wird. Beyde Theile sind noch nicht auf dem rechten Punkt: sie raisonniren oft beyde aus angenommenen Begriffen, die nur halb wahr sind: drum findet man auch Schein und Wahrheit bey beyden oft seltsam durch einander vermischt. — Wir dürfen nicht anzumerken vergessen, daß das Göttinger Gutachten in dieser Sache, wovon hier ein Auszug mitgetheilt wird, mit anständiger Vorsicht und Behutsamkeit abgefaßt ist, ob es sich gleich auch wider des H. D. Bahrdts Vorstellungsarten erklärt.

Des Hrn. D. Bahrdts dritte Sammlung ist zwar auch schon heraus, aber dem Recensenten noch nicht zu Gesicht gekommen, weil man in Sachsen vor gut befunden, diese dritte Sammlung zu confisciren. Wir werden also erst künftig davon reden können.

Em.

II.

Sophiens Reise von Memmel nach Sachsen. Leipzig, bey Junius, 1770. zwey Theile, 2 Alph. 5 Bogen.

Wenn die Sittenlehre auf das Herz einen vortheilhaften Eindruck machen soll, so hat sie wohl einigen Ausputz nöthig, der ihr das ernsthafte Ansehen einer Matrone benimmt, und über sie einen Reiz verbreitet, der ihre Schönheit anziehender macht. Ein Schriftsteller, der bemüht ist, ihr ein solches Gewand zu geben, verdient daher allezeit Achtung,

tung, besonders wenn man wahrnimmt, daß er aufrichtig zu Werke gehet und im Ernste darauf denkt, mehr der Moral einen Schmuck anzulegen, als ihr einen abzuborgen. Der V. hat die lobenswürdige Absicht, Grundsätze einer gesunden Moral durch einen angenehmen und leichten Unterricht einzuschärfen, nicht etwa nur einen einzigen moralischen Weidespruch nach dem der ganze Plan solcher Schriften gemeiniglich angelegt wird, und nach welchem sich alle Handlungen müssen drehen und wenden lassen; er stellt mehrere Wahrheiten neben einander und wählt nur solche die er für das Publikum, oder hauptsächlich für seine Leserinnen am fruchtbarsten zu seyn glaubt, diese bringt er in ein Gemählde und setzt sie in Handlung, um sie für das Herz interessanter zu machen. Das ist das Kleid, worinne er die Sittenlehre auftreten läßt, und welchem er wünscht einen Schnitt gegeben zu haben, die der Wirkung der Schönheit nicht nachtheilig sey. Daß der V. zur Grundlage seiner moralischen Geschichte eine Reise wählt, dünkt uns zu seiner Absicht sehr bequem, er bekömmt dadurch mehrere Situationen als bey einer localen Geschichte, er kan die Scene verändern, so oft er will, und sich von den Personen, die er nur zu einer gewissen Absicht gebraucht hat, so bald sie ihm nichts mehr nütze sind, ohne Mühe los machen. Aber was wir gleich anfangs vermutheten, daß die öftere Veränderung der Personen und die Menge zufälliger Begebenheiten, die mit dem Ganzen in keiner Verbindung stehen, dieses Ganze wenig interessant und das Buch langweilig machen würden, das haben wir auch in der That so befunden. Doch ehe wir uns in eine nähere Beurtheilung davon selbst einlassen können, müssen wir unsern Lesern erst das wesentlichste der Geschichte vorlegen, sonst dürfte ihnen manches in der Folge undeutlich scheinen. So-

Sophie, ein junges Frauenzimmer, die Tochter eines englischen Schiffers, wird von der Wittwe E. in Memmel anständig erzogen, und von ihrer Pflegemutter mit wichtigen Pappieren an deren Tochter, die Majorin v. F., nach Sachsen geschickt. Sie thut die Reise auf der Post in abwechselnder Gesellschaft, unter dieser zieht ein Mann von geheimnißvoller Mine ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf sich, diesen nennt sie Hr. Selten und bey mehrerer Bekanntschaft erfährt sie seinen wahren Namen Leß. Die edlen Gesinnungen dieses Mannes verschaffen ihm bald die Hochachtung seiner Reisegefährtin, und aus dieser Achtung wird ein paar Stationen weiter hin Liebe. Hr. Leß bleibt gegen seine artige Gesellschafterin auch nicht unempfindlich. In Insterburg treffen durch den seltsamsten Zufall von der Welt, Hr. Leß und Sophie sich in einem Bette an, aber der V. zieht den tugendhaften Mann und das arme betäubte Mädchen noch mit Ehren aus dieser höchst kritischen Situation. Beyde werden bald hierauf getrennet und Sophie kommt in Begleitung einer französischen Predigerin in Königsberg an, wo sie bey einem verzögerten Aufenthalt vielerley Ebentheuer für sich findet. Gleich bey dem Eintritt in diese Stadt läuft sie Gefahr von einem Bösewicht in einen schändlichen Winkel gebracht zu werden, aber ein ehrlicher Schiffer, Herr Puff van Vlieten rettet sie aus der Gefahr und bringt sie in das Haus seiner Schwester der Madame van Berg, einer wohlhabenden Wittwe, die sie freundschaftlich bey sich aufnimmt. Sophie findet an der jüngern Tochter ihrer Wirthin, die Julchen heißt, bald eine vertraute Freundin, denn Koschgen, die ältere Schwester, ist die hassenswürdigste Kreatur und zeigt sich den Fremden bald auf einer sehr schlechten Seite. Durch Julchens Vertraulichkeit bekommt Sophie eine Kennt-

niß

niß der Angelegenheiten des Hauses: ihre Freundinn liebt einen gewissen Schulz, den Informator in dem Hause einer Frau *räthin, des sonderbarsten Originals von einer Frau, Koschgen hat an den Schiffcapitain Malgré einen Freyer. Sophie bekommt ausser verschiedenen Bekanntschaften in und um Königsberg, besonders mit dem Pfarrer in Haberstroh, auch hier in diesem Hause bald eigene Angelegenheiten des Herzens: sie macht eine plötzliche Eroberung an dem ehrlichen Schiffer Puff, er thut ihr einen förmlichen Liebesantrag und bekommt, wie man es leicht denken kann, einen förmlichen Korb von ihr: denn die Liebe zu Hrn. Leß*, die sie durchaus ersticken will, wird vom neuen dadurch rege, daß ihr Julchen von diesem Manne die vortheilhafteste Schilderung macht; Herr Leß* ist ehemals der vertrauteste Freund der van Bergischen Familie gewesen und stehet noch mit Julchen im Briefwechsel. Nun ist zwar Herr Puff nicht von der Art, daß er sich geradezu abweisen läßt, aber Sophien giebt diese Liebesangelegenheit so wenig Beschäftigung, daß sie sich aus guter Meynung zwar; doch mit so unerwarteten Erfolg in den Liebeshandel ihrer Freundinn mischt, und Herr Schulz auf den Wahn kommt, Sophie liebe ihn selbst. Dieser Niederträchtige, nachdem ihn der V. aus einem Studenten plötzlich in einen Hofrath verwandelt, hat die Stirn in dem Hause der Madame van Berg öffentlich um Sophien zu werben, ohne seiner ersten Geliebten den Abschied zu geben. Diese grämt sich darüber so sehr, daß sie Sophie bey ihrer Abreise von Königsberg sterbend verläßt. Es stehet indessen immer noch bey dem V. ihr, wenn er will, in einem nachfolgenden Theile, das Leben wieder zu schenken. Mit Sophien bekommt es beym Schlusse des zweyten Theils das Ansehen, daß sie durch listigen Betrug ihres angeblichen Bruders entfüh-

führet wird und einem rußischen General in die Hände fällt, der ihr lange schon hat auflauren lassen. Der Faden dieser Geschichte ist durch mancherley Einschiebsel zerschnitten, bald eine Abhandlung von unsrer Sprache, bald eine Theorie von Romanen, bald eine Episode von der Mesalliance, alles dieses ist an sich schicklich gnug eingewebt; aber der Leser wird dadurch zerstreuet. Wenn man einmal Antheil an der Handlung nimmt, so kommen alle theoretischen Untersuchungen ungelegen und mit allzulangen Episoden geht es eben so. Nun hat zwar der V. das Interesse der Handlungen sehr getheilt, um, wie es uns vorkommt, dem so gewöhnlichen Ueberschlagen bey dem Lesen vorzubeugen, aber eben dadurch, daß der Leser niemals mit Hitze Parthey nimmt, wird er ermüdet, die Geschichte wird matt und schleppend, eine witzige Schreibart hilft ihr nicht wieder auf, sie thut folglich auch auf das Herz keine Wirkung. Indessen wollen wir das Buch des V. aus diesem Gesichtspunkte gar nicht beurtheilen. Diese Einrichtung liegt in seiner Theorie, die er dem Herrn Leß* in den Mund legt; aber darinn ist unsers Erachtens alles sehr verfehlt, daß er seinen Handlungen keine Wahrscheinlichkeit, seinen Charakteren keine Festigkeit giebt und die Kunst nicht verstehet, diese so handeln zu lassen, daß die Moral, die er verbreiten will, in dem rechten Lichte erscheinet. Der V. hat das große Gesetz bey der Anlage der Begebenheiten zu erfüllen gesucht: sint proxima veris, das mag seyn: Bey der Ausführung hat er es wenigstens nicht immer vor Augen gehabt. Wie unwahrscheinlich ist der Auftritt zu Insterburg, Sophie, ein Mädchen von vielen Verstand und vernünftiger Entschliessung, nichts weniger als kindisch, wie gebehrdet sie sich, da sie aus dem Schlaf erwacht und bemerkt, daß eine Mannsperson in derselbigen Kammer schläft,

welche

welche sie innwendig nicht öfnen kann. Es überfällt sie ein Frost, sie bebt, bald glaubt sie die Magd habe ihre Ehre an einen Bösewicht verrathen, bald dieser Mensch sey tod, weil sie keinen Odemzug von ihm höret. Bis hieher ist alles noch gut, dabey hätte es aber auch bleiben sollen. Denn was würde höchst wahrscheinlicher Weise Sophie für einen Entschluß genommen haben? Sich nicht wieder ins Bette zu legen, sondern sich des tiefen Schlafes des Unbekannten zu Nutze zu machen, und sich anzukleiden, zum Lichte zu setzen und munter zu bleiben, bis an den Morgen. Dieser tiefe ruhige Schlaf ließ ja ohnehin eben keine böse Absicht vermuthen. Aber Sophie geräth in Verzweiflung, sie neigt sich über den Kopf dieses Menschen, um zu sehen ob er wirklich tod ist, auf einmal schlägt dieser beyde Arme träumend über sich zusammen und beweißt daß er lebt. Nun fällt sie leblos zurück, sie hat das Vermögen nicht zu schreyen, sinnlos steht sie auf, will zum Fenster hinaus springen, dieses wirft ihr der Wind gegen die Stirn, sie sinkt betäubt zurücke und fällt, da sie ihr Bette verfehlt, ohne Empfindung auf den Herrn Selken hin. Welche Grimassen für eine Sophie! Die Fortsetzung dieser Begebenheit zeigt Sophien auf einer sehr schwachen Seite und unter der Würde die ihr der V. sonst in ihren Charakter beylegt, das macht den ganzen Auftritt vollends höchst widrig. Ganz unbegreiflich ist der Mißverstand des Herrn Schulz, daß ihn Sophie liebe. Sie erkundiget sich bey dem Wechsel seines Glücks einigemal nach seinen Umständen, sie schreibt für ihre Freundinn ein paarmal an ihn, daraus schließt dieser Thor, Sophie sey selbst für ihn eingenommen, und da er an den Schiffer Puff von Sophien verwiesen wird, seinen Antrag in Absicht auf Julchen zu thun, wirbt er bey dem Oncle seiner ersten

sten Geliebten und Sophiens declarirter Liebhaber, um die letztere. Wenn der V. diesen Schulz als einen Dummkopf geschildert hätte, so möchte diese Scene passend seyn; aber der V. giebt diesem Charakter alle Vollkommenheiten des Verstandes und nur ein schlechtes Herz. Er konnte ihn leichtsinnig, wankelmüthig schildern, er konnte ihm heimlichen Stolz, er konnte ihm Eigenliebe beylegen so viel er wollte, aber so unbesonnen, so wider allen Menschenverstand konnte dieser Schulz, den der V. schildert, nicht handeln, als er ihn hier handeln läßt. Hier möchte man wohl sagen, quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi, hier hat ihn unstreitig seine Theorie wieder verführt. Er will auf die möglichst natürliche Art die Erwartung der Leser auf den entscheidenden Punkt führen und sie dann schlechterdings täuschen 1 Th. S. 124. Wir lassen diese Regel zwar gelten, eine unerwartete Wendung in der Geschichte thut oft eine gute Wirkung, aber die poetische Wahrheit muß nicht darunter leiden. Hier muß sich noch darzu alles von der 216 S. des 2 Th. nach der Idee des V. schmiegen, Sophiens Unterredungen mit Schulzen und ihre Briefe an den letztern stehen auf Schrauben, der V. windet sich durch diese Auftritte so gezwungen hindurch, daß man es fühlt, wie es ihm sauer wird, sich eine unerwartete Wendung zu erkünsteln.

Schon hieraus läßt sich beurtheilen, wie wenige Festigkeit der V. seinen Charakteren giebt, immer widersprechen sie sich selbst, Sophie ist weise, behutsam, scharfsichtig, ein andermal ist sie eine wahre Prüde, bald hat sie einen höchstempfindlichen Charakter, bald läßt sie sich mit größter Gleichgültigkeit von der adlichen Predigerin in Haberstroh mißhandeln. Diese Person verdienet zwar mehr Verachtung als Zorn; aber sollte Sophie bey so wiederholten Beleidigungen nicht einmal

mal von ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit übereilt werden? Herr Schulz ist gescheid und dumm, je nachdem es dem V. beliebt ihm eine Rolle aufzutragen, bald hat er Lebensart, bald ist er wieder der rohe wüste Student und dieses leztere wird er erst, da er mit einer Ehrenstelle bekleidet ist, und eine glänzende Figur macht, da pflegen doch sonst junge Leute einen gewissen Anstand in den Sitten anzunehmen, den sie hernach nie ganz wieder ablegen; hier ist es aber gerade umgekehrt. Dieser ganze Charakter ist dem V. unter der Hand mißrathen, und so geht es ihm mit den mehresten. Der Prediger von Haberstroh soll der richtig denkende Mann seyn, der nach wohl überdachten festgesezten Grundsäzen handelt, aber er ist immer der schwache Mann der aus falschen Begriffen urtheilt und dadurch an dem größten Theil seiner häußlichen Verdrießlichkeiten selbst Schuld ist. Widerwärtig übertrieben sind die Charaktere der Frau *räthin und der adlichen Predigerin, die leztere gehört ins Tollhauß. Nur der drollige Schiffer Puff bleibt sich immer gleich, er scheinet von einem lebendigen Original vollkommen nach der Natur copirt, so auch der ehrliche Jude, der französische Volontair, und andere die nur ab und zugehen. Herr Less* kann noch nicht vollkommen beurtheilet werden. Bis jezt finden wir an ihm den Charakter des edeldenkenden rechtschaffenen Mannes richtig ausgedruckt. Wir kommen auf den Hauptzweck des V. auf den moralischen Unterricht den er in diesem Buche ertheilen will, diese Absicht hat er um deswillen nicht erreichet, weil die Lehre die er im Sinne hat, nie mit der Handlung, in welche er sie verwandelt, in einem genauen Verhältniß stehet, daß die Lehre wieder aus der Handlung fließt. Dieses kann leicht aus denen Handlungen dargethan werden, wo die Moral noch helle genug am Tage liegt: an vielen Or-

ten verschwindet sie gar, oder bekommt ein so schielendes Ansehen, daß man etwas ganz unmoralisches daraus folgern könnte. Da zum Beyspiel, wo Schulz seiner Prinzipalin Grobheiten oder derbe Wahrheiten in einer Gesellschaft sagt, für die der gewesene Herr Informator billig hätte mehrere Achtung haben sollen, scheint dieses Betragen gebilliget zu seyn. Der V. will die Unbequemlichkeit der sogenannten mesalliance zeigen und dafür warnen, der individuelle Fall, den er hierzu erdichtet, beweißt nichts weniger als das. Der Prediger in Haberstroh heyrathet ein Fräulein die ihm aufgedrungen wird, diese Verbindung schlägt für beyde Theile unglücklich aus, nicht weil die Frau von Adel und er bürgerlichen Standes ist, sondern weil sie eine Närrin und er schwach genug ist, sie in ihren Vorurtheilen zu unterhalten, wenn er an Statt der zwölf Punkte, die er ihr vor der Heyrath vorlegt, begreiflich gemacht hätte, daß sie durch die Verbindung mit ihm zum bürgerlichen Stande herabstieg, und wenn er nicht fast sondern ganz und gar vergessen hätte, daß sein Stand unter dem ihrigen wäre, was hätte da dem Glück dieser Ehe gefehlt? Eben so mißglückt es dem V. mit der Wiederlegung des unbilligen Vorurtheils gegen die Geistlichen, Herr Groß, eben der Prediger zu Haberstroh, hat eine so zweydeutige Stellung, daß diese eher jenes zu unterhalten als zu vertilgen scheinet: in den Augen des Publikums behält der gute Mann immer eine lächerliche Seite. Die Lehre, daß es eine wahre Tyranney ist, wenn für einen geringen Lohn Herrschaften Leute, die von ihnen abhangen, mißhandeln, ist in dem Betragen der Frau *räthin gegen den Informator, ihrer Kinder, so auffallend, daß hieraus viele solche Haustyrannen könnten Nutzen ziehen, wenn nicht alle guten Eindrücke, die diese abzeichnende Schilderung machen muß, in der Folge durch die un-

erträgliche Aufführung des Schulz verschwänden. Solchen niederträchtigen kleinen Seelen, die unter dem Drucke kriechen und so bald sie aus dem Staube hervorgezogen werden, gleich übermüthig sind, gönnt man Demüthigungen. Es würde nicht viel Mühe kosten aus mehrern Beyspielen zu zeigen, daß die Moral, die aus den Handlungen fliessen soll, hier immer nur halb oder in einem falschen Lichte erscheinet. Wir überlassen aber dem Leser, um unsere Gränzen nicht zu weit zu überschreiten, diese Vergleichung selbst. An einzelnen feinen moralischen Zügen, die allenthalben eingestreuet werden, die aber im Lesen gemeiniglich übergangen sind, ehe sie das Herz erreichen, und an artigen Bemerkungen finden wir den V. sehr reich, er thut oftmals einen tiefen Blick in das menschliche Herz, aber ausstudieret hat er es noch nicht.

Was die äussere Einrichtung dieser Geschichte betrift, so ist sie in Briefen abgefaßt, größtentheils von Sophien an die Wittwe E. mit Ueberschriften in Fieldingischem Geschmack. Schade ist es, daß der V. Sophien in Rücksicht auf die Schreibart zu einer wahren Pedantin macht, das witzelnde im Styl, ihre Sprachklügeley und Schulphilosophie sind unerträglich. Nur alsdenn würden sie folgende Ausdrücke und Anmerkungen kleiden, wenn die Wittwe E. ein Mitglied der ehemaligen Gottschedischen Rednergesellschaft gewesen wäre, wenn sie kein Wort aus einer fremden Sprache ertragen könnte, und nun Sophie auf eine feine Art darüber spottete. Da dieses alles aber nicht ist, wie eckelhaft geziert ist das nicht, wenn sie im 1 Th. a. d. 112. S. schreibt: Diese Reise, geliebteste Mutter, ist kein — — ich habe das deutsche Wort noch nicht und bin doch unterdessen einige Meilen gereiset — nun kein *tête-à-tête* gewesen. S. 168. Diese immer gleiche Stellung

des Gemüths. — Sie sehen, wie ich dem Wortt humeur aus dem Wege gehe. Warum geht sie denn der Fumée de mauvaise humeur, womit sie den Brief vorher schließt, nicht auch aus dem Wege? S. 210. Ich glaube die Pareen — ich verstehe nicht lateinisch gnug, um zu wissen, ob sie ihren Namen von *parcere* haben: ist das, so haben sie ihn eben auf die Art, wie das, was ich bey so wenig Menschen finde, *sens-commun* heißt, die Pareen sage ich, mögen wohl oft, wenn sie ihre Schere schon öfnen, ausrufen: Schade um das lustige Gelchen. Welcher Gernwitz! S. 219. Sie bath mich nunmehr das übrige zu besorgen, weil sie auch nicht auf die entfernteste Art in diese Sache — ja! wer nun *compromettre* deutsch geben könnte! — gemischt werden müßte. Wie metaphysisch klingt S. 230. der Satz in dem Munde eines Mädchens von achtzehn Jahren: beyläufig muß ich ihnen sagen, daß ich das Wort Betrübniß, und eines Theils auch das *Heavineß* der Engländer auf den Zustand des Gemüths sehr passend finde, da gleich den Bildern in einem getrübten Wasser alle Begriffe dunkel und unkenntlich sind, und so, wie jene, in einander laufen; so, daß die Seele den eigentlichen Gegenstand ihres Grams nicht anschauend kennen kann — Denn so bald dies geschiehet, hört die Empfindung auf Betrübniß zu seyn. Sieht das nicht so aus, als wenn Sophie dieses Flöskelgen von dem gelehrten Candidaten Dagesch erhascht hätte, der ihr die moras der hebräischen Wörter hat zählen lernen? Im zweyten Theile spricht Sophie viel erträglicher, dagegen läßt der V. dem Setzen Anmerkungen machen, die wir alle aus dem Buche wegwünschten, denn der V. weis etwas besseres zu sagen, als so schale Satyre. Dieser Erinnerungen aber ungeachtet, bleibt dem Buche viel

Gu-

Gutes übrig, der V. ist auf dem Wege unsern Romanen einen originalen Ton zu geben, sie aus ihrer bisherigen Verachtung zu ziehen, und wenn wir es von einem unsrer Landsleute erwarten können, so ist es von dem Verfasser, etwas zu liefern, das neben den Richardsonischen und Fieldingischen Werken figuriren kann.

Sr.

III.

Die gute Sache des wahren Religionseifers, überhaupt erwiesen: insonderheit aber gegen den Verf. des zu Berlin 1767. herausgekommenen Traktats vom falschen Religionseifer vertheydigt, von Johann Melchior Götzen. Hamburg, bey Johann Christian Brandt, 1770. 21 Bogen und 5 Bogen Vorrede in 8.

Es giebt einen wahren Religionseifer; und es wäre recht nützlich, wenn die eigentliche Beschaffenheit und Pflichtmäßigkeit desselben deutlich erklärt und bewiesen würde: wenn das H. Götze gethan hat, so wird es ihm die christliche Welt Dank wissen. Ob es grade zum Erweiß der guten Sache des wahren Religionseifers gehöre; daß er die Schrift vom falschen Religionseifer und ihren Verf. bey aller Gelegenheit ziemlich schwarz abzumahlen sucht; ihn beschuldiget, daß er dem Irthum vorsetzlich das Wort geredet und die Wahrheit unterdruckt habe; gefährliche und abscheuliche Absichten, die auf die Umstürzung der wahren Religion zielen, darinn zu finden weiß, welche wohl keiner unter den vielen Lesern dieser

Schrift nur vermuthet hat: ob es der Wahrheit vortheilhaft sey, und die gute Sache des wahren Religionseifers bey prüfenden Lesern empfehle; wenn er diejenigen, die er sich selbst zu Gegnern erschaffen hat, bald als leichtsinnige und schaale Köpfe verächtlich, bald als heimtückische Feinde des Christenthums oder der Kirche verhaßt macht; wenn er ihre Meynungen von der häßlichsten Seite vorstellt, ihnen noch verderblichere andichtet, die sie im Herzen, wohin er sehen kann, hegen; und daraus mit allem feyerlichen Dunst, den er nur zu Dienste hat, schreckliche Consequenzen über Consequenzen herleitet: und ob er also nicht mehr seinen eigenen Eifer vertheydige und auslasse; das mag die Welt beurtheilen. Ich will mich hier blos darauf einschränken, seine Erklärung und seinen Beweis vom wahren Religionseifer mit ihm nach den Regeln der Wahrheit zu untersuchen.

„Der Religionseifer ist nach S. 12. 13. ein starker Unwille gegen alles dasjenige, wovon man glaubt, daß solches der Erkenntniß und Verehrung Gottes, welche man für die wahre hält, nachtheilig sey, und eine daraus herfliessende ernstliche Bemühung, diesen Hindernissen mit Nachdruck zu steuern.„ Schon diese Erklärung ist falsch und zweydeutig. Eifer ist ein Bestreben, demjenigen Hochachtung zu erwecken von dessen Werth man selbst überzeugt ist, Verachtung hingegen davon abzuwenden: betrift dieser Eifer die Religion, die man glaubt; so ist es Religionseifer. Mit diesem Eifer ist nicht immer Unwille verbunden: man kann eifrig für seine Religion seyn, ohne auf irgend jemand unwillig zu seyn; oft ist es unschicklich und ungerecht, wenn man es ist. Vielweniger ist der Religionseifer ein starker Unwille: denn ein starker Unwille ist Affekt, und der Affekt überschreitet die Gränzen, und thut nicht was recht ist.

Worinn soll ferner der Nachdruck bestehn, den der Religionseifer anwendet? Nachdruck ist ein sehr zweydeutiges Wort, hinter welchem sich viel böses verstecken kann: es giebt einen Nachdruck, der in der Kraft der Gründe besteht, und dieser ist allein für Wahrheit und Religion geziemend; es giebt aber auch einen Nachdruck, der im Gebrauch bürgerlicher Gewalt und politischer Mittel besteht.

„Dieser Religionseifer ist falsch S. 15, wenn er entweder in dem Gegenstande, oder in den Mitteln die er anwendet, oder in beyden zugleich irret.„ Ganz unrecht. Wer über Irthümer, die er für wahr hält, eifert, kann deswegen doch wahren Eifer haben, denn er schätzet diese Irthümer, für wichtige Wahrheiten: falsch ist er alsdenn, wenn er nicht aus Werthschätzung der Wahrheiten der Religion selbst, sondern aus andern Quellen und Absichten entspringt. In diesem Verstande hat der Verf. den sich H. Götze zum Gegner erwählet hat, wirklich vom falschen Religionseifer gehandelt. Auch alsdenn ist er nicht falsch, wenn er im Gebrauch der Mittel irrt; denn auch der wahre kann hierinn irren, d. i. unzweckmäßige Mittel anwenden: sondern wenn er sich unrechtmäßiger Mittel bedient. — Diesen unrichtigen Begriffen zu Folge behauptet der Verf. mit seiner gewöhnlichen Feyerlichkeit S. 16. „aus völliger Ueberzeugung seiner Seele vor dem Angesichte Gottes, daß niemand mit Recht den Lehrern der evangelisch- lutherischen Kirche einen falschen Religionseifer vorwerfen könne.„ Kömmt es aufs Behaupten an, so hat jede Religionspartheу eben das Recht; denn jede glaubt, daß ihr Lehrbegrif der wahre sey: jeder hält also jeden andern für einen falschen Eiferer, so fern er seiner Meynung nach irrt. Wer soll nun ausmachen, welches der wahre sey? Seltsam ist es, daß ebendas. „ein wahrer und falscher

Ei-

Eifer zugleich seyn könne; wenn er nemlich Wahrheiten vertheydiget, aber in der Wahl der Mittel fehlet, und zum B. durch Gewissenszwang bekehren will.„ Nicht doch; der Eifer, der durch Gewissenszwang auch die Wahrheit vertheydiget, ist ein falscher Eifer: denn das Mittel ist widerrechtlich. S. 19. redet er eben so unbestimmt vom unbesonnenen und verwerflichen Eifer, und weis selbst nicht recht, ob er ihn zum wahren oder falschen rechnen soll. Doch zu wichtigern Untersuchungen.

S. 20. ist nun der wahre Eifer nicht blos ein starker, sondern auch „ein thätiger Unwille.„ Worin soll denn wohl diese Thätigkeit bestehn? Gehören alle Arten der Thätigkeit zum wahren Eifer? Ist etwa der falsche Eifer ein unthätiger Unwille? Wie nöthig war es hier zu bestimmen, wie und wie fern wahrer Eifer thätig seyn müsse, um der Wut kein Schwert in die Hand zu geben!) „Der Zweck des Rel. Eif. ist (S. 26.) gar nicht, die Irrenden wieder auf den rechten Weg zu bringen.„ Nicht? Vernünftige Christen haben bisher geglaubt, daß dies der Hauptzweck desselben sey. Wer wichtige Wahrheiten kennet und schätzt, der bestrebt sich auch sie zu erweisen, auszubreiten und zu vertheidigen. Nur die Klugheit kann es zuweilen gebieten Irthümer stehn zu lassen, wenn sie bey schwachen Gemüthern mit der Erkenntniß der Wahrheit so verflochten sind, daß diese zugleich Schaden leiden könnte. Solche Klugheit hat Jesum bewogen, viel Irthümer an seinen Jüngern zu ertragen. Und wozu hat es denn der V. S. 46. folg. so ausführlich bewiesen, daß es rechtmäßig sey, die Wahrheit zu vertheidigen und dem Irthum zu widersprechen; wenn der Rel. Eif. überall mit Zurechtbringung der Irrenden nichts zu thun hat? Wollte er etwa nur Gelegenheit haben, nach seinem Eifer seinen Gegnern

den

den Schandfleck anzuhängen, den man keinem ehrlichen Mann anhängen kann, und den er ihnen anzuhängen, sich bey ruhiger Ueberlegung geschämt haben müßte: daß ihnen nemlich Wahrheit und Irrthum ganz einerley sey?

Was ist denn nun aber der Zweck des Rel. Eifers? Dieser, fährt er fort S. 26. f.: „daß sich Freunde und Verehrer der Wahrheit den Bemühungen und Absichten der Verführer mit Ernst und Nachdruck widersetzen; und zwar nicht allein ihren Irrthümern, sondern auch ihren Personen: welche durch Sanftmuth und Liebe schwerlich zu gewinnen sind, die man aber doch, wo möglich, durch Verbindung von Sanftmuth und Eifer zu gewinnen suchen muß.„ Zwar ist der Hauptzweck, fährt er fort, gegen ihre Irrthümer gerichtet; und das hatte er doch zuvor überhaupt geläugnet: aber ihre Personen dürfen nicht vergessen werden. Einige erhebliche Fragen hätte er hier wohl beantworten sollen. Welches sind Verführer? Und woran erkennt man sie? Sind es die, die Grundirrthümer behaupten? Nach seinem Ausspruch behaupten Reformirten, oder wie er sie lieber nennt, Calvinisten, Papisten und alle andre Religionspartheyen Grundirrthümer; jede andere Religionsparthey sieht wieder seine und alle andre Kirchen mit Grundirrthümern behaftet: jeder hat also das Recht den andern für einen Verführer zu halten. Der Lutheraner muß sich also mit den Verehrern seiner Wahrheit wider die Reformirten, Papisten, Mennoniten u. s. w. als wider Verführer die Grundirrthümer ausbreiten, vereinigen; der Papist gegen die Lutheraner, Reformirten u. s. w. der Reformirte wider die Lutheraner und Papisten; kurz alle wider alle. Nennt er das wahren Religionseifer? Oder ist der endlich ein Verführer, der den Vorsatz und die böse Absicht hat, Ir-

thümer als Irthümer zu verbreiten? Wie weis es denn ein Mensch, was ein anderer Mensch für Absichten hat? Welcher Mensch kann es unterscheiden, ob der andre von dem was er behauptet, überzeugt sey oder nicht? Kennet H. Götze das Herz? Ist der Ausspruch eines Pastors, einer Facultät, eines Ministerii etwa hinreichend, jemand für einen Verführer zu halten? Dürfen wir das nicht mehr dem untrüglichen Gott überlassen, so wäre es ja besser, nur Einen untrüglichen Pabst zu haben. So wenig H. Götze gesagt hat und sagen kann, woran man Verführer erkennen und von Irrenden und Enthusiasten unterscheiden solle; so dreust ist er doch, sichs in dieser ganzen Schrift zum Geschäft zu machen, die, die ihm misfallen oder seiner Meynung nach irren, mit seiner gewöhnlichen Kunst als Verführer ins schwarze Register bey seinen Lesern zu setzen.

Was soll man denn aber mit den Personen der Verführer anfangen? Das ist nur so mit halben und unbestimmten Worten durch die Schrift verstreut, und hie und da unter das Gute, was er von Widerlegung der Irthümer sagt, versteckt. Man muß es suchen und sammlen. S. 30. rechnet er unter die Mittel, Irthum und Verführung zu hemmen „die wirkliche Erweisung eines geheiligten Eifers gegen die Unternehmungen und Absichten der Feinde der Wahrheit.„ Er erklärt sich aber nicht, worin diese wirkliche Erweisung bestehn soll: diesem zu Folge müßte wohl jede Art, wie ein Eiferer seinen Eifer, den er immer für geheiliget hält, wirklich beweiset, ein rechtmäßiges Mittel seyn. Er sagt zwar, „sie soll die Gränzen nicht überschreiten;„ aber er hütet sich wohl, die Gränzen festzusetzen: „der weltliche Arm soll nicht zum Werkzeuge gebraucht werden,„ im folgenden will er ihn aber doch gebraucht wissen, nur soll er nicht ein

welt-

weltlicher Arm heissen. „Der wahre Religions-Eifer sagt er S. 34. streitet allein mit Gründen, welche aus dem Worte Gottes genommen sind.„ Ganz recht. Aber „er fordert auch die Obrigkeit auf S. 35. die ihr von Gott gegebene Macht zur Beschützung der Kirche und ihrer Verfassung anzuwenden, und diejenigen, welche die Ruhe derselben stören, und ihre Grundgesetze mit Füßen treten, im Zaume zu halten.„ Wen soll sie im Zaum halten? Die Irrenden oder die Verführer? Und wer soll ihr die Verführer anzeigen? Ist der Ausspruch und die Anklage des Eiferers dazu hinlänglich? Und störet der Irrende oder auch der Verführer durch den stillen Vortrag seiner Lehre die äussere Kirchenverfassung; denn über diese, und nicht über Wahrheit und Irthum, hat ja die Obrigkeit nach protestantischen Grundsätzen nur ein Recht? Und hält sie durch Gründe im Zaum, oder durch bürgerliche Strafen? Und wenn der Eiferer die Obrigkeit auffordert, streitet er dann allein mit Gründen aus Gottes Wort? Und schämt sich ein Mann, der das schreibt, nicht solcher Widersprüche, und solcher gefährlichen Behauptungen wider den ganzen Protestantismus? S. 43. „ist es wieder eine offenbare Uebertretung der ersten Pflichten der Menschenliebe, wenn man nicht den Irthum und die Personen unterscheidet, und der letzten nicht auf das möglichste schonet:„ und S. 104. ist es der Beruf der Obrigkeit, wahren Religionseifer zu beweisen.„ Hatte denn die Obrigkeit gegen die Reformatoren nicht eben dieses Recht, die sie nicht allein für Irrende, sondern auch in ehrlicher Ueberzeugung für Verführer hielt? Ich dächte; was dem einen recht ist, das sey dem andern auch billig.

Nach Vernunft und Schrift kann die ganze Sache sehr kurz entschieden werden. Gegen Irrende kann man

man nichts als Gründe brauchen; denn nur durch Gründe kann der Irrende überzeugt und der Rechtgläubige befestiget werden: alle Einmischung der Obrigkeit, dem Irthum zu wehren, ist Gewissenszwang und Ungerechtigkeit. Und Verführer? Kein Mensch kann zuverläßig angeben, wer ein Verführer sey; sie können also auch von Menschen nicht anders als Irrende beurtheilt werden; nur Gott kann und wird sie richten: die Obrigkeit die sie als Verführer, folglich als Verbrecher straft, handelt verwegen, und öfnet verwegnen Lästerungen und boshaften Verfolgungen Thür und Thor.

Doch noch etwas von der Natur des Eifers, wie ihn der Verf. für rechtmäßig hält. S. 82. „Jesus hat wider die Verführer geeifert, und seine Apostel haben es gethan, folglich dürfen es die Prediger auch thun.„ Wie hat Jesus geeifert? Er hat den Verführern die Heucheley ihres Herzens aufgedeckt: können das die Prediger auch thun? Hat er aber das Volk oder die Obrigkeit wider sie aufgefordert, wie H. Götze es vom wahren Rel. Eifer verlangt? Und die Apostel konnten Verführer und Irrende unterscheiden: können das heutige Lehrer auch? Sie hatten ausserordentliche Macht, die Widerspenstigen zu strafen; haben die lutherischen Prediger sie auch? Sie hatten das Recht, mit Zustimmung der Gemeine jemand von der Gemeine auszuschliessen; folgt aus dieser eigentlich apostolischen und moralischen Kirchenzucht das Recht für heutige Lehrer, eine politische und bürgerliche Kirchenzucht durch den Beystand der Obrigkeit auszuüben? „Ja aber sind denn die nachfolgenden Lehrer nicht im Stande, Wahrheit und Irthum zu unterscheiden?„ S. 90. Ja, aber sie können auch irren; und es folgt daraus nicht, daß sie auch wie jene das Herz kennen; noch wie sie, gleiche Rechte ha-

haben, jemand von der Gemeine auszuschliessen. — Nach so vielen Versicherungen, daß man nicht wider Irrende eifern müsse, läugnet er doch S. 92: „daß Laster und Irthum wesentlich unterschieden sey; und behauptet, daß wider diesen also eben der Eifer statt finde, als wider jenes.„ Er weiß nicht oder will nicht wissen, daß die Unrechtmäßigkeit des Lasters offenbar sey, und also auch mit Grunde aus dieser Unrechtmäßigkeit dawider geeifert werden könne: wer wagt es aber zu beurtheilen, wie fern der Irthum eines Menschen unrechtmäßig und sündlich sey? S. 95. hat er abermals die Laune zu sagen, „Irrende verdienten Mitleiden, und unser Herz sagte es uns, daß es unnatürlich sey, denen hart zu begegnen, die aus bloser Schwachheit fehlen.„ Aber S. 96. erklärt er gleich wieder; „es sey leicht, daß Irrende sich in Verführer verwandeln,„ d. i. wie er es selbst erklärt; „in solche die die Wahrheit hassen, sie mit List zu unterdrucken suchen, sie von einer falschen Seite vorstellen und lächerlich machen u.s.w.„ Jeder Mensch wird so bescheiden seyn zu gestehn: ob dieser Irrende die Wahrheit nicht einsehen könne, oder sie hasse; ob er seinen Irthum als eine wichtige Wahrheit ehre und vertheidige, oder die Wahrheit vorsetzlich und mit List unterdrucken wolle; das kann ich nicht wissen, Gott allein kennet sein Herz. Nur H. Götze ist der Mann, der untrügliche Mann, der es wissen will und kann, und der darüber gehört werden muß. „Doch wirft er sich, gleich drauf S. 98. über das Herz derer, die er bestreitet, über ihre Ueberzeugung, über ihre Bewegungsgründe und Absichten nicht zum Richter auf; er sagt nur das was aller Welt vor Augen liegt.„ Und was liegt der Welt vor Augen? „Daß sie die Wahrheit hassen, sie mit List zu unterdrucken suchen, sie verhaßt und lächerlich machen, den Samen des

Irthums unvermerkt ausstreuen, in Schafskleidern einhergehen, aber bald die Wolfsklauen zeigen werden.„ Liegt das der Welt vor Augen? Richtet er hier etwas anders als das Herz, die Ueberzeugung, die Bewegungsgründe und Absichten? O der übertünchten Wand! Aus diesen Proben lernt man wohl des Verf. seinen, aber nicht den wahren Religionseifer deutlich kennen.

Von den symbolischen Büchern redet er viel, das man auch hören muß. „Der Zweck und Gebrauch derselben ist nach S. 110. u. f. sattsam bewiesen, es ist also alles was man dagegen einwendet, die verwerflichste Indifferentisterey und offenbare Kalumnie.„ Recht so; so ist die Sache auf einmal abgethan. „Sie sind nicht, sagt er mit Cyprian S. 113. der Grund und die Norm unsers Glaubens, denn die Schrift ist es; sondern die Richtschnur unsers Bekenntnisses vom Glauben.„ Ist Norm und Richtschnur nicht einerley? Und braucht man eine andre Norm zum Glauben, eine andere zum Bekenntniß? „Es ist schon sattsam bewiesen, S. 116. f. daß ihr Inhalt mit der heil. Schrift übereinstimme: man hat sie nie widerlegt, und kann sie nicht widerlegen, und wer ihnen widerspricht, ist ein Lästerer, Schmäher und Lügner.„ Wer sich also dieser Verbrechen nicht schuldig machen will, der muß ihre Uebereinstimmung mit der Schrift ja nicht untersuchen. Kann der Pabst despotischer sprechen, wenn er die Aussprüche seiner Vorfahren ohne Untersuchung angenommen wissen will? S. 123. „der Westphälische Friede beruhet darauf,„ Die bürgerlichen Rechte der Partheyen sind zwar darinn bestimmt; die Duldung derer, welche nach der Augsburgischen Confeßion die Lehren der Römischen Kirche läugnen, ist zwar darinn ausgemacht; aber ist durch diesen Vertrag bestimmt, was man glauben und be-

ken-

kennen solle? Und kann das durch einen menschlichen Vertrag bestimmt werden? S. 126. f. „Wir unterscheiden Hauptsachen und Nebenlehren in denselben.„ Welches sind denn die Hauptsachen; und wer soll darüber den Ausspruch thun? H. Götze führet eine Menge S. 128. an, welche nach seinem Ausspruch lauter Grundlehren sind; und das ist ihm noch nicht genung, er behält auch noch andere in petto, welche mit den genannten unmittelbar verbunden und davon unzertrennlich[1] sind. Und wer hat das Recht, diese den Christen auszusuchen? Wir haben ja keinen untrüglichen Pabst, nicht einmal eine untrügliche Facultät. Und sind denn alle die, die er genannt hat, Grundlehren für alle lutherische Christen? Viele machen sich ja einen sehr groben Begrif von der Dreyeinigkeit; viele denken sich die ewige Gottheit Christi ohne die genauen Bestimmungen, welche die Bekenntnißbücher gesetzt haben; viele verstehen die Spitzfindigkeiten gar nicht, welche zur richtigen Vorstellung der Vereinigung beyder Naturen in Christo und der Mittheilung der göttlichen Eigenschaften an die menschliche in Christo erfordert werden; viele haben seltsame und ungereimte Begriffe von der Kraft des Wortes Gottes und der heil. Sacramente; viele denken von dem sacramentlichen Genuß des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl gar nichts; viele sehr was fleischliches, viele glauben sie nicht einmal; viele setzen die Bekehrung in eine bloße, flüchtige, Reue; viele sind nicht scharfsinnig genung zu unterscheiden, wie der Glaube ohne Werke rechtfertige und doch Werke zu Früchten nothwendig erfordre; viele lassen sich an einem todten Glauben begnügen; viele haben von der Genungthuung Jesu solche Vorstellungen, die Gott sehr unanständig sind, andere können sich keine deutliche und beruhigende Vorstellung davon machen. Wer

 die

die Kirche in ihren Gliedern kennt, der weiß, daß über alle diese genannte Grundlehren irrige Vorstellungen allenthalben in der Kirche herrschen. Sind es Grundirrthümer, so müssen alle diese Irrende von der Gemeinschaft der lutherischen Kirche ausgeschlossen werden. Und was wird denn von der Kirche übrig bleiben? Das kleine Häuflein buchstäblich rechtgläubiger Theologen. Welches sind endlich die Nebenlehren in den Bekenntnißbüchern? So sehr der Verf. auf seine Gegner schilt, daß sie die Nebenlehren nicht nahmhaft machen; so sehr hütet er sich selbst, sie zu nennen. Und wenn er nun sagt; dies ist eine Nebenlehre: und jener sagt; nein, es ist eine Hauptlehre: wer soll entscheiden? Müssen wir nicht zuletzt immer die Schrift befragen, was sie zur Seligkeit als nothwendig von allen erfordre? Was bedürfen wir denn dazu der Bekenntnißbücher, wenn wir uns zur Entscheidung dieser wichtigen Frage noch nach einem andern Richter umsehn müssen?

Ja, sagt er aber S. 129. „die Bekenntnißbücher sind mit gemeinschaftlicher Uebereinstimmung aller Glieder der Kirche gemacht.„ Laßt uns sehen. Die ersten sind von den Reformatoren zur Vertheidigung ihrer Lehre aufgesetzt, und von den ersten Protestirenden genehmiget worden: die folgenden wurden von Theologen unter vielem Zank und Streit und unlauterm Eifer verfertiget, und auf Ueberredung derselben von einigen Fürsten als symbolische Bücher autorisirt, und ihre Unterthanen darauf vereydet; andre Fürsten und Obrigkeiten hingegen verwarfen die Bücher und den Eyd, und ließen unter ihrer Autorität andre Bücher ausfertigen. Jedes protestantische Land in Deutschland hat beynahe seine eigene Bekenntnißbücher, und seine eigene Art sie anzunehmen; und ihr symbolisches Ansehn hängt in seinem Ursprung so-

wohl

wohl als gegenwärtigen Daseyn von der Autorität der Fürsten ab. Wo ist nun hier die allgemeine Zustimmung der Glieder der Kirche? Sind denn die Protestanten der folgenden und gegenwärtigen Zeiten nicht auch Glieder der Kirche? Haben sie nicht ein Recht, diese Bücher zu prüfen und daran zu bessern, wenn es Glaubensbücher seyn sollen? Oder müssen nun alle ohne Unterschied auf gut papistisch zu demjenigen Ja sagen, was einige Lehrer ihrer Kirche ehemals nach ihrer Einsicht für wahr gehalten haben? Die Obrigkeiten, die über diese Bücher halten sollen, kennen sie nicht: die Gemeinen wissen ausser dem Buchstaben ihres Katechismus wenig oder nichts von allen den so unentbehrl. und heiligen Bestimmungen dieser symbol. Bücher: die Lehrer kennen sie noch allein; und wenn diese es einsehen, daß die guten Väter sich geirret, Nebenlehren für Hauptlehren, schwache für gültige Erweise u. s. w. angenommen; so sollen sie das nicht einsehen, vielweniger es sagen? Warum nicht? Weil es wider die Uebereinstimmung der ganzen Kirche ist. Und wo ist denn diese übereinstimmende Kirche? Sie besteht ja allein in einer Anzahl lutherischer Prediger, die entweder haben wollen, daß sie die ganze Kirche vorstellen; oder daß die ganze Kirche sich ohne weitere Untersuchung nach ihren Einsichten bequemen solle.

„Aber die Freyheit zu denken in dogmatischen Wahrheiten S. 130. wird auch eben diese in moralischen Wahrheiten nach sich ziehen.„ Allerdings, was die Speculation über letztere, die Gründe ihrer innern Verbindlichkeit u. s. w. betrift. Wo sind denn selbst in der Lutherischen Kirche Bekenntnißbücher über moralische Wahrheiten. Jeder kann sie ja erkennen, wie er will und kann, ohne daß die Obrigkeit ihn darüber zur Rede setzt. Nur die Ausübung steht unter ih-

ihren Gesetzen, so fern sie das gemeine Wesen angeht; die Ausübung der übrigen moralischen Wahrheiten ist jedem nach seiner besten Einsicht frey; darinn handelt er auf seine eigene Gefahr gut oder schlecht. — „Bey dieser Freyheit würden alle äussere Kirchenverfassungen zu Grunde gehen, alle bürgerliche Verfassungen bald nachfolgen, und die Einwohner von Europa in den Zustand der Cafforen und Hottentotten zurückfallen.„ S. 131. Schreckliche Worte! Hängt denn die äusserliche Kirchenverfassung und die bürgerliche Verfassung von den symbolischen Büchern und dem Eyde auf dieselben ab? Wenn das ist; so muß man nun die Einwohner der Brandenburgischen Staaten in den Zustand der Hottentotten verfallen seyn: denn es ist da kein Eyd auf symbolische Bücher erlaubt, und jeder Lehrer der Kirche darf frey nach seiner Einsicht dem Worte Gottes im Glauben und Vortrage folgen. Sieht man da etwa, wie der Verf. an einem andern Orte zu fürchten macht, Rotten und Spaltungen und Aufruhr? — Ganz eigen ist auch dem H. G. der Schluß S. 135; „wenn keine Bekenntnißbücher mehr wären, so würde Cicero von der Natur der Götter und von den Pflichten hinlänglich seyn, den Weg zur wahren Glückseligkeit zu zeigen.„ Wäre denn keine Bibel mehr da? Oder hält er sie zur Aufklärung der Religion nicht für hinlänglich?

„Die heil. Schrift ist freylich deutlich; heißt es S. 136. f. aber irrende und Verführer verdrehen sie, in allen andern Kirchen verdrehet man sie; folglich sind die symbolischen Bücher ganz unentbehrlich diesen Verdrehungen zu steuern.„ Was heißt das zu Deutsch? Die paar Dutzend Männer, welche die Concordienformel und andre Bekenntnißbücher aufgesetzt haben, verstanden allein den richtigen Sinn der Schrift;

Schrift; wer irgend eine Stelle zu ihren und den nachfolgenden Zeiten anders versteht als sie, der irret; und muß seiner Einsicht entsagen und ihre Auslegung annehmen, sonst empört er sich wider die Kirche, und verdrehet die heil. Schrift. Wie mögen die Anhänger der römischen Kirche in die Hände klatschen, wenn sie unter den Protestanten, welche die Schrift selbst prüfen, und keine Auslegung auf das Ansehn des Pabstes oder der Menschen haben annehmen wollen, einen Mann auftreten sehn; der es behauptet, daß es auf das Ansehn einiger Menschen, die vor ein paar Jahrhunderten gelebt haben, ankomme, welchen Sinn man ohne Furcht der Verdrehung für den richtigen Sinn halten solle!

Auf diese Gründe bauet er nun S. 141. f. die Nothwendigkeit, den Eyd auf die symbolischen Bücher zu fordern, und ihn wirklich zu leisten. Es ist aber wohl nicht nöthig, ihm hierinn weiter zu folgen: er bleibt sich ähnlich. Anstatt dessen mögen hier einige Fragen über diesen Eyd zur freyen Untersuchung den Beschluß machen.

Haben nicht die höchsten Obrigkeiten eben das Recht und die Freyheit diesen Eyd abzuschaffen, so wie sie das Recht hatten, ihn einzuführen? Hören sie deswegen auf, Protestanten zu seyn? Handeln sie alsdenn wider den Westphälischen oder Religionsfrieden; oder sind darinn nur politische Verträge gemacht, welche nur weltliche Besitzungen betreffen, und mit der Kirchenzucht und Kirchenordnung in ihren Landen gar nicht in Verhältniß stehen? Sind Verträge zwischen Obrigkeiten und Unterthanen vorhanden, daß der Eyd der Lehrer auf diese oder jene symbol. Bücher statt finden müsse? Und wenn sie da sind, können sie durch gemeinschaftliche Einwilligung nicht aufgehoben werden; wo sie aber nicht sind, ist jetzt ein Fürst ge-

bunden, diesen Eyd zu fordern, weil ihn seine Vorfahren gefordert haben? — Ferner; bestehen die Gemeinen jetzt auf diesem Eyde, oder wissen und verstehen viele nicht einmal was er bedeuten soll? Und wenn sie darauf bestehn, und man ihn doch aufheben wollte, könnten sie nicht über die Gründe, warum sie ihn für nothwendig hielten, befragt werden? Entsteht da Unruhe und Schaden für die gute Sitten, wo kein Lehrer verendet wird; oder ist da eins von beyden zu besorgen, wo der Eyd ohne Widerrede der Gemeine aufgehoben würde? Würde den lutherischen Staaten etwas von ihren politischen Rechten entgehn; wenn die Lehrer in ihrem Lande frey nach der Schrift die Wahrheit prüfen und lehren könnten? Darf die Obrigkeit ohne Gewissenszwang von dem Glauben und Glaubensvortrage eines Lehrers Rechenschaft fordern, so lange nicht ein ansehnlicher Theil seiner Gemeine darüber Klage führt, und seine Klage aus der Schrift und den angenommenen Bekenntnißbüchern beweisen kann; und leihet sie nicht der Verfolgung ihren Arm, wenn dieser oder jener Lehrer oder Kollege oder wie er nun heissen mag, ohne Vorwissen und Einwilligung der Gemeine Klagen wider ihn erhebt? — Sollte es endlich wahr seyn, daß ein großer Theil lutherischer Prediger jetzt nicht mehr alles in den symbolischen Büchern freudig beschwören könne; sollte es eintreffen, was man zu vermuthen anfängt, daß in wenigen Jahren wohl der vierte Theil von ihnen diesen Eyd wider seine Einsicht leisten müsse; was würde für den Staat, die Kirche und die Wissenschaften besser seyn: daß man den Eyd beybehielte, und sie in die Nothwendigkeit setzte, aus Mangel anderer Mittel des ehrlichen Durchkommens sich wider ihr Gewissen demselben zu unterwerfen, oder widrigenfalls (zur Freude der heiligen Eiferer!) betteln zu gehn; oder daß man

den

den Eyd und unvermeidlichen Zwang des Gewissens aufhöbe? Würden endlich diejenigen, welche den Inhalt der Bekenntnißbücher aus Ueberzeugung glauben, durch Aufhebung des Eydes in ihrem Glauben gestört, oder ihrem Gewissen ein Zwang angelegt? Könnte die Obrigkeit nicht auch ohne Hülfe dieses Eydes die Ruhe und äussere Verfassung der Kirche erhalten? —

Zum Beschluß muß ich noch etwas aus dem Anhange, in welchem sich H. Götze über seine Recensenten beschwert, auszeichnen, woran sich alle seine Gegner spiegeln können. S. 326. 27. führt er aus dieser Bibliothek zweyerley an, als wäre es mit eben den Worten wider ihn gesagt worden. „Wir haben welche, heißt es daselbst, die euch vor dem ganzen Publiko an den Pranger stellen werden.„ (Allg. d. B. 2. B. 1. St. S. 249.) Und bald darauf: „Wir werden euch als Inquisitors, das ist, als Bösewichter darstellen lassen.„ (Allg. d. B. 5. B. 1. St. S. 110.) Wer sollte nun nicht meynen, daß diese läppische und unanständige Drohungen in den angezeigten Stellen wirklich wider H. Götzen mit eben den Worten wären ausgestoßen worden? Man schlage aber Wundershalber die Stellen auf; so bezeuget der Recensent des Auto da Fe in der ersten seinen Unwillen darüber, daß man in dieser Satyre die Personen namentlich angreife, und sie gleichsam vor dem ganzen Publiko an den Pranger stelle. Und in der zweyten Stelle wird dem sel. Zimmermann seine Frage beantwortet, was die Verf. der Bibliothek für eine Religion haben mögen? Und die Antwort lautet: „Wir sind Critici; soll der Criticus etwa nach den Glaubensbüchern der Kirche urtheilen? So wäre er ein unberufener Inquisitor, und folglich ein Bösewicht. Also nur nach Schrift und Vernunft u. s. w. — Ist die erste Stelle für oder wider H. Götzen geredet?

Wird in der zweyten H. Götze ein Inquisitor genannt, oder ist nicht die Meynung; wir würden uns selbst für Inquisitoren halten, wenn wir nach den symbolischen Büchern critisiren wollten? — Möchten doch die symbolischen Bücher auch gegen solche Verdrehungen verwahren!

Em.

IV.

Oratorum Graecorum, quorum princeps est *Demosthenes*, quae supersunt, monumenta ingenii, e bonis libris a se emendata, materia critica, commentariis integris Hieron. Wolfii, Io. Taylori, Ierem. Marklandi, aliorum, et suis, Indicibus denique instructa edidit *Ioan. Iac. Reiske*. Volumen primum, partem priorem dimidiam Demosthenis tenens. Lipsiae, typis Sommeri, 1770.

Volumen secundum, partem posteriorem dimidiam Demosthenis tenens, una cum scholiis graecis e codice Bavarico nunc primum editis, aliisque ex Augustano fidelius redditis. Ib. eod. 8vo maj.

Die Wichtigkeit des Werks, das, wie wir mit Recht fürchten, manchem unsrer gelehrten Leser nur noch gar zu neu und unbekannt seyn dürfte, mag uns entschuldigen, wenn wir diesmal den ganzen weitläuftigen Titel desselben hergesetzt haben. Und eben aus der Ursache, noch mehr aber in der Hofnung, zur Ehre Deutschlandes diesem Werke vielleicht einige Freunde mehr zu verschaffen, als es

bis-

bisher zu haben scheint, werden wir eine genaue und ausführliche Anzeige dieses seinem Herausgeber auf alle Weise Ehre machenden Werkes zu geben bemüht seyn. Wer den Hang eines großen Theils unsers Publici, das sich Liebhaber der schönen Wissenschaften nennt, zu kleinen Gedichtgen, artigen Romänchen, und hauptsächlich zu Anekdötchen von sogenannten schönen Geistern bedenkt, wer den Kaltsinn so vieler gegen die alte, besonders die Griechische, Litteratur kennt, (und wer ihn nicht kennt, lese allenfalls am Ende der Vorrede das Verzeichniß von etwa vierzig Pränumeranten auf den ersten und zweyten Band des Demosthenes) der kann unmöglich die Standhaftigkeit und das uneigennützige Betragen des Hrn. R. unbewundert lassen, den alle Schwierigkeiten nicht abschreckten, auf seine Kosten und Gefahr sein dem Publico gethanes Versprechen zu halten. Um keinem Unrecht zu thun, glauben wir freylich gern, daß besonders mancher rechtschafne Schullehrer aus Unvermögen bisher diese Ausgabe sich nicht angeschaft habe, so billig auch der Preiß eines halben Louisdors für jeden Band ist; aber warum vermissen wir in dem erwähnten Verzeichnisse auch die Namen so vieler Lehrer der griech. Sprache von ansehnlichen Collegien und reichlich dotirten Schulen? Glauben die Herrn vielleicht, daß es schon gnug sey, wenn sie uns ihre Gesnerische Griechische Chrestomathie, oder ihren Cebes und Theophrast durch Hülfe der Wörterbücher nothdürftig (manche auch vielleicht nur das N. T.) eben so nothdürftig als unrichtig ihren Schülern zu erklären oder vielmehr zu verleiden suchen, ohne durch eignes Studium der Griechen sich und andern nützlich zu werden. Doch, fast sollten wir Hrn. R. der zu dergleichen Klagen, wie er mit der ihm gewöhnlichen nachdrücklichen Art im 29sten §. seiner Vorrede führt, freylich vorzüglich be-

rechtigt ist, ins Amt greiffen; wir wollen also lieber dahin unsern Lesern verweisen, und gleich zur Anzeige des Inhalts dieses Werks schreiten.

Der erste Band fängt mit einer Zueignungsschrift an den berühmten Englischen Arzt und Kunstrichter Askew an. In dieser ist uns am merkwürdigsten, daß Hr. A. dem Herausgeber die, zum Demosthenes gehörigen Schriften des verstorbnen Taylors, zu überlassen versprochen hat, eine Gefälligkeit, von welcher Hr. R. in der Folge Gebrauch machen wird. Die Vorrede (welche, wie wir beyläufig anmerken, mit dem Brustbilde der treuen und geschickten Gehülfin des Herausgebers Ernestin. Christin. Reiske, so wie der Anfang der Reden mit Demosthenes besser gerathnem Bilde geziert ist) begreift 108 Seiten. Sie ist schon 1768. angefangen, aber erst in den beyden folgenden Jahren vollendet. Daß man ihr hie und da die Eilfertigkeit ansehn werde, ist der Verf. in den Zusätzen (§. 24.) selbst nicht in Abrede. Indessen enthält sie überhaupt so viel Gutes und besonders zu dieser Ausgabe gehöriges, daß sie des Lesers Aufmerksamkeit verdient. Nur sehn wir sie ungern mit vielen kleinen Druckfehlern erfüllt, und fast hätte uns dieser Umstand in Ansehung des folgenden griechischen Textes mißtrauisch gemacht, wenn uns nicht unsre eigne und fremde Augen bey Vergleichung einzelner Stellen dieser Ausgabe mit der Wolfischen, diesen Verdacht wieder benommen hätten. — Hr. R. berührt kurz im 1sten §. was ein jüngrer Gelehrter als er, der sich ganz dem Demosthenes zu widmen Lust und Gelegenheit hätte, von dessen Leben, seinen Auslegern u. s. w. alles liefern könnte; er selbst will dagegen nur von den vorigen Ausgaben des D. von den Handschriften und der Einrichtung seiner Ausgabe handeln.

Un-

Unter den Ausgaben ist bekanntermassen die Aldinische Vened. 1504. in Fol. die erste. Hr. R. beschreibt sie §. 2. ausführlich, und läßt ihrem Herausgeber viel Gerechtigkeit wiederfahren, nur, daß er mit den Varianten der drey von ihm gebrauchten Manuscripten zu nachläßig umgegangen ist. Was aber weder Fabricius noch die Herausgeber des Demosthenes vor Hrn. R. bemerkt haben, ist die doppelte Ausgabe, die Aldus in Einem Jahre geliefert. Die erste, welche Obsopoeus und vermuthlich auch Taylor gebraucht, hat Hr. R. während der Verfertigung der Vorrede selbst zu kaufen das Glück gehabt, von der zwoten verbesserten aber zwey Exemplare, eins aus Weimar das andre aus Leipzig gebrauchen können. Schon hier führt er verschiedne Lesearten in beyden an; noch ausführlicher aber zeigt er in den Zusätzen §. 25. daß sie mehr als er anfangs glaubte, nemlich auch in der Zahl der Seiten und Zeilen, und in der Form der Buchstaben und des Aldinischen Delphins verschieden sind. Zu mehrerer Bestätigung theilt er daher S. 86. und 87. beyde Delphin und S. 88. eine Probe des verschiedenen Drucks mit. Nach der Aldinischen ist die erste Herwagische Basel 1532. in Fol. mit Erasmi Vorrede die nächste. (§. 3.) Sie ist äusserlich schöner als jene, auch wohl an einer oder der andern Stelle entweder durch Grynäus oder wahrscheinlicher durch Jac. Neuber oder Joh. Oporin verbesserter, doch hat sie auch manche Fehler mit ihr nicht nur gemein, sondern auch zum voraus. Den Brief an Paumgartner ausgenommen, hat Erasmus nichts an ihr gemacht. „Ab hoc genere profano E. erat alienior, sagt Hr. R. wiewol unsrer Meynung nach den Verdiensten des grossen Mannes zu nachtheilig. Der Feliciani sche Ausgabe Vened. 1543. in 8 Octav. Bänden, der besten von allen (§. 4.) hat

hat Hr. R. anfangs entbehren müssen, ob er gleich weis, daß sie in der Bibliothek eines berühmten Mannes in L. sey: „sed ille a me rogatus negavit sibi „ejus copiam esse, quacunque tandem ductus „causa, de quo integrum cuique sit pro suo sensu „existimare.„ Freylich kein feiner Ruhm für den berühmten Mann; doch freun wir uns aus den Zusätzen der Vorrede zu sehn, (S. 89.) daß noch am Ende v. 1769. Hr. Hofr. Brunk in Strasburg sein Exemplar dem Verf. mitgetheilt habe, der die besten Lesearten dieser Ausgabe ebenfalls in den folgenden Bänden zu liefern verspricht. Eben daselbst beschreibt er sie kurz.

Die Ausgabe vom Paul Manutius (§. 5.) ist voll Druckfehler, die guten Lesearten hingegen sind aus der zuletzt genannten genommen. Von der ersten griechischen und lateinischen Ausgabe des Hieron. Wolfs handelt Hr. R. im 6ten §, da er sie nicht gehabt, nur kurz, doch führt er auch die andern von Wolf besorgten Ausgaben an. Umständlicher wird die Pariser von 1570., welche Morel und Lambinus besorgt und nach des ersten Tode Benenatus vollends gedruckt hat, beschrieben (§. 7.) Diese hat Hr. R. bey seiner Ausgabe zum Grunde gelegt, und daher läßt er sich auf die Geschichte ihrer Verfertigung und ihres Inhalts ausführlich ein. Morels Arbeit ist nach seinem Urtheil, innerlich und äusserlich ungleich besser als Lambins seine. „In Morellio in„temperantiam diligentiae notes, in Lambino „incredibilem socordiam et inopiam.„ Hr. R. hat zwey Exemplare dieser Ausgabe, die im Titel und Druckerzeichen unterschieden sind. Die eine: Lutetiae 1570. ap. Ioan. Benenatum; (Vermuthlich dieselbe, welche Hr. Hamberger anführt) die andre: von demſ. Jahre und Orte ap. Mich. Sonnium sub

Scu-

Scuto Basiliensi. Unter der Benennung kommt sie beym Fabricius in B. G. vor. H. R. vermuthet, daß Mich. Sonn einen Theil der Verlagskosten getragen. — Ob sie sich gleich übrigens sehr ähnlich sind, so gehn sie doch hie und da in der Leseart von einander ab; wovon Hr. R. einige Exempel beybringt. Vermuthlich hat der Correktor während des Drucks, da ein Theil der Exemplarien bereits abgezogen, einen oder andern Fehler noch verbessert. Es folgt (§. 8.) die dritte Herwagische oder zwote griech. und lat. von Wolf. Basel 1572. Fol. Ueber diese läßt sich Hr. R. am weitläuftigsten aus. (S. 29-42.) Er beschreibt ihren Inhalt, redet besonders von Obsopoei Castigatt. ac diversis Lectionibus; welche dem 6ten Bande angehängt sind, und nachdem er dem großen kritischen Apparatus, welchen diese Ausgabe hat, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, bestimmt er sehr ausführlich ihre Mängel. Vielleicht thun wir wenigstens einigen Lesern einen Dienst, wenn wir diese Mängel kurz berühren, da diese Ausgabe des Demosth. oder doch einer ihrer Nachdrücke bisher wohl die gewöhnlichste im Gebrauch unsrer Gelehrten gewesen ist, und es bey manchen, die sich gern bey ihren alten Büchern wie bey ihren alten Meynungen beruhigen, troz dieser neuen Ausgabe, auch bleiben soll. Hr. R. wirft ihr zuerst die Unordnung vor, da nemlich die Varianten nicht an einem Ort gesammelt, sondern allenthalben zerstreut sind. Wie böse deswegen Hr. R. auf den guten Wolf sey, verdient in der Vorrede nachgelesen zu werden: „Iniqua po„stulas mi bone Wolfi! — Non ita festinare non „praecipitare opus sed ordine agere debe„bas &c.„ — Beyläufig können wir nicht umhin, anzuführen, daß wir uns, um nicht zu weitläuftig zu werden, schon mehr als einmal gezwungen haben,

Stel-

Stellen aus Hrn. R. ganz eigner Schreibart dem Leser vorzulegen, aber ganz können wirs doch nicht unterlassen. — Auch hätte Wolf nicht nach Gefallen den Text ändern sollen, ohne es seinen Lesern zu sagen. „Das habe ich besser gemacht, sagt Hr. R. Wo ich es thue, erinnre ich durch Sternchen — — doch davon unten —, Auch die Grösse des Werks, weswegen man oft an zehn Orten Anmerkungen der Ausleger oder Varianten bey einer einzigen Stelle aufsuchen muß; ferner die Cursivschrift des 6ten Tomus, „quod genus typorum oculis inprimis inimicum „et insuave est, et fastiditur magis, quam ullum „aliud„ — noch weiter: der Mangel eines griechischen Registers und die lateinische Uebersetzung des Ulpians sind Fehler. Des leztern wegen apostrophirt Hr. R. bonum Wolfium unter andern so: — „Quis autor tibi, mi Wolfi, fuit tam stulti con- „silii, ut Aethiopem lavares? — Ulpianum „cur latinum fecisti? — Debebas sapientior „esse quam ineptus librarius.„ — Hier bekommen die Buchhändler NB. des vorigen Jahrhunderts einen Text — „Poteras melius quid „agere. — — Ulpiani tua latina interpretatio „prorsus illa est, quam nostrates proverbio ja- „ctant, *quinta currus rota* &c.„ Auch den schönen Codicem Augustanum, den W. in seiner Stadt hatte, hätte er selbst vorher zu Rathe ziehn nicht aber durch einen andern vergleichen lassen sollen. „Universe nimia festinatio bono Wolfio obfuit„ — Von der Frankfurter Ausgabe 1604. die nach der vorigen mit wenig Veränderungen gemacht ist, handelt der 9te §. Sie ist der Genevischen von 1607. nicht nur des bessern Drucks wegen vorzuziehn, sondern hauptsächlich auch, weil diese Wolfs Anmerkungen nicht hat. Nach der Frankfurter hat Taylor

(§. 10.)

(§. 10.) seine Ausgabe abdrucken lassen. Diese würde im äusserlichen und wegen der dabey gebrauchten kritischen Hülfsmittel die beste seyn, wenn sie nicht durch den Tod des Verf. unvollständig geblieben wäre. Aber bey allen ihren Vorzügen hat sie die Fehler, daß T. auf den griechischen Text zu wenig Fleiß verwandt und manche Fehler angezeigt, aber nicht verbessert, daß er von den Ausgaben und Handschriften des Demosth. seine Leser sehr nüchtern und unfleißig unterrichtet hat und daß Jurins besonders aber Marklands Anm., nicht viel bedeuten. Taylors eigne zeigen einen guten Kenner des Attischen Rechts, weniger aber den Kunstrichter und Verbesserer. — Auch sein Latein gefällt Hrn. R. nicht. „Sed paucos novi Anglos, qui latine scribere didicissent.„ Eine vielleicht wahre, aber hier allenfalls entbehrliche, Anmerkung, da Hr. R. sein Buch einem Engländer zugeschrieben hat. — Um so viel mehr aber ist H. R. böse darauf, daß T. Wolfs Latein verachtet, und überhaupt diesem zu nahe thut, da er doch dessen Arbeit so gut gebraucht hat. Das einzige ausgenommen, daß T. im attischen Rechte grössere Kenntnisse zeigt, die Wolf zu seiner Zeit noch nicht haben konnte, giebt er in allen übrigen Stücken dem Deutschen den Vorzug.

Von den Ausgaben einzelner Reden und den Uebersetzungen des Demosthenes handelt Hr. R. im 11ten und 12ten §. nur kurz; etwas länger aber hält er sich bey seiner eignen deutschen Uebersetzung S. 51. und fg. auf. Er ist auf ihre Tadler gewaltig böse; doch glaubt er, sie durch die Vorrede zum dritten Theil stumm gemacht zu haben. Bey der Gelegenheit versäumt er nicht, dem Recensenten des ersten Theils dieser Reden (man sehe die A. d. B. B. 1. S. 20.) und zugleich allen geehrten Herrn Verfassern und Mitarbeitern der Journale einen schrecklichen Schlag zu ver-

fetzen. „Nescio an censurae illius iniquae in D. A. „D. B. auctor fuerit inimicus tectus vultu verbis-„que amicum simulans.„ Das weis nun freylich der itzige Recensent auch nicht, da er jenen nicht kennt, aber aus dem ganzen Ton jener Recension kann er nichts persönliches gegen Hrn. R. oder eine unbillige Kritick seiner Reden schliessen; denn die ihr gemachte Vorwürfe sind mit Beyspielen bewiesen, gegen welche kein unpartheyischer etwas einwenden kann. Und in Vergleich andrer Kriticken ist jene sehr gelinde und mit der Mäßigung geschrieben, die man Hrn. Reiskens übrigen Verdiensten schuldig ist. — Wenn indessen Hr. R. solche Monatsschriften Teufelsposaunen „(buccinas diaboli, vel Erynnios, aut Bel-„lonae, ut veteres loquebantur, cujus boatum „cum audieris, suspiceris, quis inflarit)„ zu nennen beliebt; so dünkt uns der Vorwurf von einem Manne hart, der unsers Wissens selbst ehemals an Monatsschriften gearbeitet hat: es wäre denn, daß man auf das *ejusmodi* solche Monatsschriften! einen besondern Nachdruck legte! Und in dem Falle danken wir an unserm Theil für die unsrer Bibliothek erwiesne unverdiente Ehre. — Doch wir vergessen gern Hrn. Reiske den Uebersetzer des Demosthenes, und kommen auf Hrn. Reiske den sehr verdienstvollen Herausgeber des Griechen zurück. Von den Commentarien über den Demosthenes redet der 13te §. nur kurz; Hr. R. überläßt dieses Stück künftigen Herausgebern, und kommt nun auf die Handschriften des Demosthenes als das zweyte Stück der Vorrede. Im 14ten §. spricht er von denen, welche die vorigen Editoren gebraucht haben; bey dieser Gelegenheit wird Hr. Wolf noch einmal wegen seiner Nachläßigkeit in Ansehung der Augspurg. Handschrift getadelt, doch auch, der Zeit und Umstände wegen, worinn er lebte

und

und schrieb, entschuldigt. Im Vorbeygehn berührt der 15te §. einige weniger bekannte hie und da befindliche Handschriften, wovon wir doch zu einem abermaligen Beweise der deutschen Dienstfertigkeit und Gefälligkeit gegen gelehrte Bemühungen, einen beym Elisabethsgymnasio in Br. aufbehaltnen Codex anführen wollen, den man Hrn. R. ebenfalls gütigst — versagt hat. Nur der dortige Rector hat ihm schriftliche Nachricht davon geben können. Vom 16ten bis 22ten §. beschreibt Hr. R. die Codices, die er selbst bey seiner Ausgabe hat brauchen können. Der vornehmste darunter ist der schon aus der Wolfischen Ausgabe bekannte Augspurgische; den Hr. R. zum Unterschied von 5 andern weniger wichtigen Augustanum primum nennt. Seiner Wichtigkeit wegen beschreibt ihn Hr. R. ausführlich, wiewol aus dem Gedächtniss „quae fluxa et labilis est.„ Hr. R. läugnet, dass er schwer zu lesen sey, wie im Reisnerischen Catalogus ꝛc. gesagt wird. Er glaubt ihn aus dem zehnten oder 11ten Jahrhundert, nur sind seine hie und da befindlichen Lücken zum Theil durch eine neuere Hand ergänzt. Im folgenden wird die Ordnung der Reden mit der im Bayrischen Codex verglichen. Er ist fast ganz ohne Spiritus und Accente. Jede Rede ist in Paragraphen abgetheilt, wie im Bayerschen a nur hat dieser ihrer weniger. Hr. R. hat in seiner Ausgabe die im Augsp. Codex mit einem †. die vom Bayerischen mit §. und wo sie beyde zusammen stimmen, mit beyden Zeichen bemerkt. — Mit den Scholien des A. C. ist Wolf schlecht umgegangen. Simon Fabricius, der für W. den Codex verglichen, hat Hrn. R. zum Verständniss der undeutlichen Scholien viele Dienste geleistet. Nur Schade, dass Wolf auch dessen Arbeit nicht besser gebraucht hat. — Das Iota subscriptum steht hier immer dem Worte zur Seite

 z. E.

z. E. βελτῖ, ἀγορᾷ u. s. w. Im 18ten §. beschreibt Hr. R. kürzer die übrigen vier Augspurg. Codices, deren sowol als des ersten Mittheilung er den Bemühungen des Herrn Sen. Bruckers verdankt. Der zweyte scheint ihm zu der Zeit da Aldus s. Demosthenes herausgab, geschrieben, aber wegen der vielen verschiednen Leseearten nicht daraus abgeschrieben. Der dritte, der die Olynthyacas und fast alle Philippicas mit einigen Scholien des Ulpians enthält, ist an sich schlecht, aber weil er fast den ganzen Aristides enthält, für Herrn R. künftig wichtig. Auch dieser scheint, wie der vorige, in Italien, etwa um die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst, geschrieben. Vom gleichen Alter ist der vierte, der nur die Rede für die Krone enthält, ohne Scholien und mit dem ersten Augsp. übereinstimmend ist. So auch der fünfte, seine Schreibfehler ausgenommen, die einen ungelehrten Abschreiber etwa am Ende des XVten Saec. verrathen. Er enthält nur einige Reden ohne Ordnung. Doch kann er nicht von jenem abgeschrieben seyn, da er immer den Inhalt der Reden hat, die jenem mangeln. (Aber vielleicht sind diese aus irgend einem andern Codex, und die Reden selbst dennoch aus jenem genommen.) Die Zusätze (§. 27.) fügen noch den sechsten Codex hinzu, der aus dem 15. oder 16ten Jahrh. zu seyn scheint, und vom Demosthenes nur die tres Olynthiacas, Philippicam primam, epistolam Philippi und de pace enthält. Hr. R. hat ihn später erhalten und also bisher noch nicht verglichen, doch verspricht er, auch dessen Varianten zu liefern. — Wie viel Verbindlichkeit wird jeder Leser dieses Demosthenes künftig den Augspurgischen Obern und Gelehrten schuldig seyn, die zur Verschönerung dieser Ausgabe so vieles willfährig beygetragen haben —

Nächst dem ersten Augsp. Codex ist der wichtigste der aus München von Herrn Oeffel mitgetheilte, welchen Hr. R. über drey Jahre bey sich gehabt und von allen Cod. zuerst gebraucht hat. (§. 19.) Er ent- enthält alles, was wir vom Demosthenes haben, und ist weder der beste noch der schlechtste, doch hat er gewöhnlich die Aldinische Leseart. Die Varianten am Rande und über den Zeilen, sind zumal im Anfange häufig und machen ihn wichtig. Er ist aus dem XIIten oder XIIIten Säc. und nach Herrn Cobers Zeugniß von eben der Hand, die den Florentinischen Xenophon geschrieben hat. Er hat ältre und neuere Scholien, die letztern sind gemeiniglich schlecht, und gegen das Ende nehmen beyde sehr ab. Hie und da ist er sehr beschädigt. Von H. Meermann ist dem Verf. ebenfalls ein Codex mitgetheilt, der 14. Philippische und zwo wider den Aeschines enthält. (§. 20.) Er scheint im vorigen Säc. nicht aus dem besten abgeschrieben. Daher hat Hr. R. es bey der Vergleichung der olynthischen Reden bewenden lassen, und wird in seiner Variantensammlung nur Proben daraus mittheilen. Endlich ist ihm freywillig von Hrn. Bartholomäi in Weimar eine Aldinische vormals Marq. Gude zuständige mit Varianten von einer ältern und neuern Hand, und von Hr. Lessing ebenfalls eine Aldinische mit Varianten und noch unedirten Scholien zugeschickt. Die letztern stimmen meistens mit den im Bayerischen Codex gefundnen überein; unter den Weimarischen Varianten sind manche gute.

Wenn es gleich einigen Lesern dünken sollte, daß wir in der Anführung dieser beyden Stücke der Reiskischen Vorrede allzuweitläufig gewesen, so glauben wir doch auch manchen Lesern, die bisher diesen Demosthenes nicht gekannt, und eben daher von seinen Vorzügen bey sich selbst sehr kalt gedacht haben, und

 dann

dann auch allenfalls einigen, die dergleichen litterärische Nachrichten mehr als Anekdötchen von dem und jenem teutschen Dichter und seinem Werkgen zu schätzen wissen, keine ganz mißfällige Nachrichten gegeben zu haben. Diese werden auch noch wissen wollen, was das dritte Stück der Reiskischen Vorrede enthält. — Hier ist es.

Hr. R. sagt uns zuerst, (§. 23.) wie er diese genannten Hülfsmittel angewandt, die Codd. und Ausgaben verglichen und die besten Lesearten gewählt habe. Er rühmt dabey die treue Hülfe seiner Frau, die z. E. die Aldinische Ausgabe und die vom Paul Manutius nebst dem 4ten Augsp. Codex ganz allein verglichen, ihres Mannes unordentliche Papiere ins Reine gebracht, kurz so treu dabey geholfen, daß wir mit Hrn. R. hoffen, „futurum ut aetas quoque et haec no„stra et insecuturae memoriam ejus grata recor„datione recolant!„ Wir übergehn hier den Ausfall auf den Verf. der Emendat. in Suidam, Herrn *Toup*, der Hrn. R. angegriffen und ihm vorgeworfen, daß er nach seiner Gewohnheit fremder Leute Kleider besudelt habe. So hart die Antwort auf diese freylich auch nicht sanfte Beschuldigung ist, so sehr verdient sie wegen des aufrichtigen Geständnisses unsers Herausgebers, in dem man freylich bey allem seinem Sonderbaren den ehrlichen Mann nie verkennt, gelesen zu werden. — Hr. R. hat die Varianten und Anmerkungen (anders als Taylor) von einander getrennt. Wenn er künftig blos sagt correxi oder dedi, so sind das Lesearten aus Codd. oder Edit., wenn er aber selbst Aenderungen gemacht, so sagt er de mea sententia sponte mea u. dgl. Und bey den letztern setzt er immer ein Sternchen hinzu, das den Leser lehren soll, „etwas inne zu halten, zu zweifeln, zu un„tersuchen, und mit seinem Urtheil zu warten, bis

„die

„die Anmerkungen über den D. erscheinen.„ Hier vertheydigt der Verf. keine in den alten Schriftstellern unternommnen und in den Text aufgenommnen Muthmassungen. Er giebt zu, „daß er als ein Mensch „importunitate quadam sua, hie und da den Alten „einen kleinen Flecken angehängt haben könne. Aber „an andern Stellen hat er dagegen glücklich geändert, „was auch der Neid dawider sagen mag; und nie „hat er, wie Stephanus, Wolf, Bentley und viele „andre das heimlich gethan, sondern es angezeigt. — „Er hat Mitleiden mit den Leuten, die eine alte Ausgabe von einem Buchdrucker wieder auflegen lassen, „und ohne sie einmal nachzusehn, doch ihren Namen „vorsetzen und sich als Herausgeber gern angesehn „wissen möchten. Mentiris quisquis es, qui emtoribus sic imponis. Editor tu non es, sed „auctor fuisti typographo recudendi, nomen „tuum bibliopolae vendidisti, quo vendibilior „mer recocta esset„ &c. Darinn hat nun freylich der Verf. nicht Unrecht; aber uns dünkt, billige Kunstrichter haben ihm nur daraus einen Vorwurf gemacht, daß er nicht bey den Autoren eine oder andre Ausgabe völlig zum Grunde gelegt und dann seine eignen Verbesserungen oder Aenderungen andrer unter den Text gesetzt hat. Diese Mittelstrasse, sagen sie, haben doch so viele grosse und wahre Editoren gehalten und halten sie noch; warum denn nicht Hr. R.?

Im 21ten §. *) verspricht Hr. R. auch in seinen Varianten und Anmerkungen nicht ganz zu vergessen, den Demosthenes aus andern Alten besonders auch den Grammatickern, und Lexicographen zu erläutern, wiewol das nicht eines Mannes Werk sey, und er daher vieles noch andern übrig lassen werde. — Von

 den

*) eigentl. §. 24. aber dieser Schreib- oder Druckfehler geht bis zu Ende der Vorrede fort, deswegen behalten wir ihn bey.

den Lexicis rhetoricis verspricht er nicht viel. (§. 22.) Weil von der letzten Ausgabe des Harpocration noch zu viel Exemplare vorräthig sind, so nimmt Hr. R. sein Versprechen eine neue Ausgabe zu liefern zurück. Und auch zum Photius bezeigt er nicht große Lust, ob er gleich davon eine jedoch fehlerhafte Abschrift besitzet. Im 23ten §. wird gesagt, was wir noch künftig zu erwarten haben. Zuförderst historische geographische, die Gesetze, Wörter, wie auch seltne und dem Demosthenes und den übrigen Rednern eigne Redensarten betreffende Indices. Die vom Demosthenes sollen einen eignen Band ausmachen. Bey der Anzeige des Inhalts des 2ten Theils des Demosthenes werden auch die Zueignungsschriften und Vorreden der vorigen Ausgaben erwähnt; diese mangeln im 2ten Theil und die Wahrheit zugestehn, wir beklagen diesen Mangel nicht sehr; denn den großen Nutzen dieser nach Hrn. R. eignem Urtheil meistens unwichtigen Stücke sehn wir nicht ein. Dafür hätten wir lieber Ulpians Commentarien, die aber freylich wohl noch mehr Platz einnehmen würden. — Den Anmerkungen des Wolf soll dessen von ihm selbst geschriebnes und von Hn. Brucker mitgetheiltes Leben beygefügt werden, ferner sollen Taylors schon gedruckte und noch geschriebne Anmerkungen, die Hr. Askew mittheilen will, folgen. Die Materia critica, welche die Vergleichung der Manuscripte und Ausgaben enthalten wird, und Hrn. R. Commentarien sollen eigne Bände ausmachen. Wir sind begierig, was der dritte Theil, dem wir nächstens entgegen sehn dürfen, voll Freude, daß Hr. R. nicht aus Mangel an Unterstützung mit dem zweyten Bande, wie er S. 106. droht, hat abbrechen müssen, von dem angeführten enthalten werde. Die Folge dürfen wir wohl zum voraus daraus ziehn, daß der Reiskische Demosthenes

alle

alle bisherigen Ausgaben an Vollständigkeit übertreffen werde. Und wie viel Dank verdient der Mann, der unter so viel abschreckenden Hindernissen uns ein solches Werk liefert!

Von den Zusätzen zur Vorrede (p. 84-108.) haben wir an seinem Orte schon manches beygebracht; nur beym 28ten §. müssen wir uns noch etwas verweilen. Er enthält ein dreyfaches Register: nemlich 1) ein Verzeichniß der größern Abtheilungen am Rande des Bayerischen Codex 2) ein wichtigers: der vom Hrn. R. veränderten Lesearten in diesem ersten Bande. Voran steht die Leseart in der Pariser Ausgabe des Lambinus und dann die Reiskische in den Text aufgenommene, aber wie schon gesagt, daselbst bezeichnete Veränderung. Sie mögen doch wohl, kleine und große zusammengerechnet, allein in diesem ersten Bande zwischen zwey bis dreyhundert betragen, und doch setzt er hinzu, daß er noch viel mehr Verbesserungen seinen Commentarien vorbehalten habe. Da Hr. R. wie schon erwähnt worden, sich bis zur Ausgabe seiner Anmerkungen über den D. das Urtheil der Leser verbittet, so sind wir freylich um so viel weniger berechtigt, uns auf ihre Beurtheilung schon itzt einzulassen, da diese, falls sie gründlich seyn soll, einen häufigen Gebrauch dieser Ausgabe und Aufmerksamkeit auf einzelne Stellen voraussetzt. Zu beyden aber ist dieser Demosth. noch zu kurze Zeit in unsern Händen. So viel wird uns indessen erlaubt seyn, schon itzt anzuführen, daß uns Hr. R. auch diesmal in den kleinen Veränderungen und Zusätzen z. E. der Partickeln, der Pronomens, des Artickels u. s. w. zu kühn vorkomme, und er also ohne Noth die Veränderungen gehäuft habe. Würde man z. B. einem noch so angesehnen deutschen Kunstrichter, der ein hinterlassnes und nicht ganz in Ordnung gebrachtes Werk eines

seiner größten Landsleute und Zeitgenossen herausgeben wollte, es zu gute halten, wenn er in der Schreibart seines Verfassers nach Gefallen Aenderungen vornehmen, und etwa seinem deutschen Gehör so viel zutrauen wollte, daß er bald hier eine Partickel, dort ein zusammengesetztes Zeitwort statt eines einfachen, dann wieder ein anders Vorwort u. s. w. hineinsetzen und dadurch so zu sagen behaupten wollte: daß sein Original so müsse geschrieben haben oder wenigstens so hätte schreiben sollen. Die Anwendung ist leicht gemacht; nur setze man hinzu, daß wer einen griechischen Schriftsteller auf die genannte Art oft verbessert, es noch dazu mit einer ausgestorbnen Sprache zu thun habe; und gewiß wird alsdenn das Unternehmen noch bedenklicher scheinen. —

Der dritte Index enthält ein Verzeichniß von Muthmaßungen andrer Gelehrten, nemlich Wolfs, Marklands, Lambins rc. die Hr. R. in seinen Text aufgenommen. Wiewol dieser nur etwa 30. sind und wir eben keine sehr wichtige darunter finden, so wünschten wir doch, Hr. R. hätte auch für diese ein Zeichen im Text erfunden, damit der von ihm im obigen so sehr abgelehnte Vorwurf des heimlichen Verbesserns, den er ebenfalls an andern tadelt, nicht etwa hier von seinen Widersachern wiederholt werden könnte.

Der erste Band enthält nun zuförderst Libanii Leben des Demosth. und dann die drey ersten Klassen der Reden nach Wolfs Eintheilung und geht also bis zur zweten R. in Aristogitonem. Der zweyte Band aber in fortlaufenden Seiten S. 811-1492. begreift die 4te Klasse der Reden und die Briefe. Jenen sind in beyden Theilen immer des Libanii *hypotheses* vorgesetzt. — Nach den Briefen folgen mit neuen Seitenzahlen: 1.) Scholia in Demosthenem S. 1-196. Die meisten sind aus dem Bayerischen S. 9-116. doch nicht alle, sondern nur die besten, d. h. die ältsten,

welche von derselben Hand sind, die den ganzen Codex geschrieben hat. Von den Scholien aus dem ersten Augsp. Cod. die S. 117-191. folgen, hat Wolf kaum den dritten Theil und untreu geliefert; Hr. R. liefert sie alle, so weit sie zu lesen waren, doch bescheidet er sich gern, hie und da gefehlt zu haben. Noch werden aus dem Leßingischen Exemplar Varianten der Scholien des Cod. Aug. und einige nicht in diesem befindliche Scholien mitgetheilt. In der Vorrede zu dieser Sammlung ist Hr. R. den Scholien eben nicht günstig, er hätte sie gar nicht gegeben, da die meisten „cassa nuce inaniora, futilia, insulsa, „trivialia, puerilia„ sind; „verum torrenti quis „resistat?„ Lieber hat er also Ulpiani Commentarien überschlagen wollen. (Ob er darinn aller Leser Sinn getroffen, wissen wir nicht.) 2) Folgt (S. 197-240.) eine sehr mühsame Tabelle der Seitenzahl dieser Ausgabe mit der Parisischen, Aldinischen, und den sowol Baselschen, als Frankfurtischen Wolfischen Ausgaben verglichen. Falls Hr. R. diese unangenehme aber freylich in einigen Fällen den Besitzern seiner Ausgabe nützliche Mühe selbst übernommen hat, so ist das ein neuer Beweis, wie unverdrossen er für seine Leser auch selbst dann arbeite, wenn er ihnen nur einen kleinern Vortheil verschaffen kann. 3) Ein Verzeichniß der in diesem Bande von Hrn. R. veränderten Lesearten (S. 241-55.) Sie mögen sich über 300 belaufen, und was wir kurz vorher von den zum ersten Bande gehörigen gesagt haben, gilt auch hier. Es würden ihrer ungleich weniger seyn, wenn sich der Verf. nicht so viel kleine Veränderungen erlaubt hätte. Da indessen das Sternchen immer den Leser erinnert, so können sie weiter keine Verwirrung machen. Den Beschluß dieses Bandes (S. 256-260.) machen 4) Andrer Gelehrten Muthmassungen

z. E.

z. E. von Palmier, Hemsterhuys, Lambinus, Taylor, besonders aber von Wolf (etwa hundert zusammen) die Hr. R. in den Text aufgenommen, aber freylich wieder, ohne sie dort bemerkt zu haben, ein Umstand, der vielen Lesern mißfallen wird.

Das mag von den beyden ersten Theilen einer Ausgabe gnug seyn, die nach ihrer Vollendung bey allen ihren itzigen und künftigen Unvollkommenheiten — welches menschliches Buch hat sie nicht? — dennoch die vorigen alle weit hinter sich zurück lassen, und beynahe ganz entbehrlich machen, so wie sie selbst jedem Liebhaber des Griechischen unentbehrlich werden wird. Mehr patriotische Unterstützung müsse den verdienstvollen Verfasser zur baldigen Vollendung des ganzen auch äusserlich seinem Werthe anständigen Werks, von welchem Demosthenes nur der erste ist, anfeuern!

Zm.

V.

Discours prononcé à l'assemblée ordinaire de l'Academie royale des sciences et belles lettres de Prusse le Jeudi 11. Ianvier. 1770. Berlin, Chretien Frederic Voss, 1770. 8. 32 Seiten.

Versuch über die Selbstliebe als ein Grundsatz der Moral betrachtet. In der ordentlichen Versammlung der Königl. Preußl. Akademie der Wissenschaften, Donnerstags den 11. Jenner 1770. abgelesen. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, bey C. F. Voß, 1770. 8. 36 Seiten.

Der

Der philosophische Verfasser dieser Abhandlung macht unsern Zeiten wegen ihrer ausserordentlichen Kaltsinnigkeit in Dingen, welche die Verbesserung der Sitten betreffen, Vorwürfe und preiset der Welt die Tugend, als die einzige Quelle aller öffentlichen und Privat Glückseligkeit an. Er möchte gern die Moralität und durch dieselbe den wirklichen Wohlstand und die innerliche Gemüthsruhe eines jeden unter den Menschen mehr befördert wissen. Da dünken ihm aber die Bewegungsgründe, wodurch die Stoiker, Plato, Epicur, Moses und selbst die ersten Lehrer des Christenthums die menschlichen Gemüther haben zur Tugend reitzen wollen, nicht stark und wirksam genug zu seyn. Die philosophischen Sekten hätten zwar Männer von grossen Verdiensten gebildet und aus dem Schoosse des Christenthums wären reine und heilige Seelen entsprungen. Aber die Weltweisheit der Heiden hätte selbst die wenigsten Philosophen gebessert. (Es gieng, wie es mit vielen unserer heutigen Philosophen geht, sie reden und schreiben viel von der Tugend und üben sie oft am wenigsten aus) und die Christen wären bald aus der Art geschlagen. Der V. muthmasset also, ob man nicht vielleicht aus Irthum unrechte Motifen zur Tugend möchte gewählt haben. Sie scheinen ihm alle für den gemeinen Mann zu hoch gewesen zu seyn, sowol des Stoikers innere Schönheit der Tugend, deren Eindruck bald verschwindet; als des Platonikers Nachahmung unsterblicher Götter, die den Menschen zu unbekannt wären, und Epicurs Wollust, die sehr zweydeutig war. Von der christlichen Religion, an welcher er das göttliche, das man dabey voraussetzt, verehrt, glaubt er ebenfalls, wenn er als Philosoph davon urtheilen solle, sie hielte den Menschen zu abstrackte Begriffe vor, wenn sie denselben durch die Hof-

nun-

nungen des zukünftigen Lebens und durch die Liebe Gottes (oder vielmehr die Liebe zu Gott) tugendhafte Gesinnungen einflößen wollte; (Sollten das aber wohl zu abstrackte Begriffe seyn, die dem gesunden Verstande des Menschen sehr klar einleuchten, die sein Herz wünscht und das Gewissen billiget?) denn jene wären zu entfernt, als daß sie den Eindruck, den die näheren und gegenwärtigen Güter der Welt auf den sinnlichen Menschen machten, überwiegen könnten; und diese, nemlich die Liebe zu dem Unendlichen wäre in keiner groben Seele möglich, da sich solche ausser Stande befände, sich eine genaue Idee von der Gottheit zu machen und den Unendlichen zu begreifen. „Contentons-nous, heißt es S. 10., d'adórer „dans le silence et de borner les mouvemens „de nos coeurs aux sentimens d'une profonde „reconnoissance pour l'Etre des Etres, en qui „et par le quel tous les Etres existent.„

Aber sollte diese Erkenntlichkeit gegen den gütigen Urheber meines Daseyns was anders als Liebe seyn? Und sollte es nothwendig seyn, daß man das höchste Wesen in allem, was es ist, begreiffen müßte, um mit der lebhaftesten Freude an ihn zu denken, oder welches einerley ist, es zu lieben? Ein großer Monarch, z. B. der bey seinen ausserordentlichen Geistes Gaben, ein Vater seines Volks ist, wird von den niedrigsten seiner Unterthanen geliebt. Schwerlich schauet einer davon des Monarchen Seele ganz durch und begreift wie sich so viel seltene Fähigkeiten und Tugenden in selbiger vereinigen. Und doch schlägt dem einfältigsten, gemeinsten Manne sein Herz vor Liebe gegen einen solchen König. Freylich findet sich auch der beste und weiseste unter den Erdengöttern mit allen Menschen in einem gleich unermeßlichen Abstande von der höchsten Gottheit. Aber um diesen allmächtigen

und wohlthätigen Urheber meines Daseyns zu lieben, darf ich auch nur so viel gutes an ihm kennen, als das Maaß meiner Fähigkeiten und Verstandeskräfte zuläßt. Unaufhörliche Proben seiner Gütigkeit, die ich überall um mich her gewahr werde, werden mich dessen ohnerachtet, was mir an vollständigen Begriffen von seinem unermeßlichem Wesen abgeht, in die volle Empfindung der ehrerbietigsten Liebe gegen ihn versetzen. Indessen wundert es uns nicht, daß der scharfsinnige V. die Liebe zu Gott als keinen starken Antrieb zur Tugend in der menschlichen Seele will gelten lassen. Er spricht bloß von der sogenannten reinen Liebe der Quietisten, nach welcher man Gott zugethan seyn müßte, gesetzt, daß er auch nicht gütig gegen uns wäre. Eine solche Liebe gehört freylich nicht, wie mit Recht bemerkt wird, zu den möglichen Dingen und kann also auch nie einen Bewegungsgrund zur Tugend abgeben. Aber die Erkenntlichkeit gegen Gott, o die ist in tausend Seelen ein überaus fruchtbares und beständig wirksames Principium der vortreflichsten Tugenden. Die Erfahrung läßt dieses denjenigen häufig bemerken, der Gelegenheit hat, das Privatleben des gutgesinnten Mittelmannes zu beobachten und so manchmal ein Zeuge von dessen wirklicher Rechtschaffenheit und Tugend zu seyn.

Der V. will also einen allgemeinern und einfacheren Grundsatz, die Menschen tugendhaft zu machen, angenommen wissen. Und dazu hält er das uralte, und von den christlichen Sittenlehrern schon immer sehr gut genutzte Principium der wohlgeordneten Selbstliebe des Menschen für das beste. Man soll die Menschen durch die Vorstellung ihres eigenen Vortheils für die Tugend einzunehmen suchen, ihnen die unglücklichen Folgen einer lasterhaften Aufführung und das gute, welches von tugendhaften Handlungen unzer-

zertrennlich ist, begreiflich machen, (Schon lange haben sich alle vernünftige Eltern dieser Methode bey der Erziehung ihrer Kinder mit gutem Fortgange bedient.) so würde man sie wirklich zur Ausübung der Tugend bringen; denn solche leichte Wahrheiten wären der deutlichsten Beweise fähig und würden sowol von geistreichen und klugen Köpfen, als von dem gemeinsten Volke gleich gut begriffen.

Die Einwendungen dagegen mit ihren Antworten sind diese: „So viel lasterhafte Seelen sind ja glücklich!„ Nein, sie sind es nicht. Glückseligkeit besteht in einer vollkommnen Gemüthsruhe und die kann niemand geniessen, als wer ein gut Gewissen hat, welches den lasterhaften fehlt, so glänzend auch ihre äusserlichen Umstände scheinen, nach denen man eigentlich niemanden glücklich schätzen kann. Der verderbte moralische Mensch schadet sich selbst und der menschlichen Gesellschaft, wie hier an einigen einzelnen Lastern kurz gezeigt wird, und wenn das Verderben der Sitten in einem Staate überhand nimmt, so ist sein Verfall unausbleiblich.

Es war natürlich, daß der philosophische Schriftsteller hier auch an die Moral der christlichen Religion dachte, welche eben das Principium der Sittenlehre einschärft, das er den Menschen ohne Unterlaß will zugerufen wissen: „ne faites point à d'autres ce „que Vous ne voudriés pas que l'on Vous fit.„ Diese Religion hat zweyerley Feinde, sagt er; „Die Philosophen, die ihre Lehren nach der gesunden Vernunft und den Grundsätzen der schärfsten Logick prüfen, und dann die Freygeister, welche aus Liebe zum Laster Ungläubige sind.„ (Wenn man gewisse von Menschen aufgebrachte kirchliche Lehren, welche freylich sehr übel mit der gesunden Vernunft zusammenhängen, nicht mit der ursprünglichen Religion des

Evan-

Evangeliums für einerley hält, sondern jene von dieser als nicht zu ihr gehörig absondert, da der Stifter derselben sie niemals gelehrt hat: so erwarten wir von den unpartheyischen Philosophen, welche sie ohne Vorurtheil und mit einem an wahrer Religion und Tugend Theil nehmenden Herzen untersuchen, gewiß nicht Feindschaft, sondern alle gute Achtung gegen dieselbe, und uns ist gar nicht bange, daß sie sich vor den Vernunftschlüssen der schärfsten Logick werde fürchten dürfen.) „Les autres, und wie wahr ist diese schon oft gemachte Bemerkung, S. 22. sont des Libertins, dont les moeurs corrompues par une longue habitude du vice, se revoltent contre la dureté du joug, que la Religion veut imposer à leurs passions; ils rejettent ces entraves, ils renoncent tacitement à une Loi qui les gêne et cherchent un asile dans une incredulité parfaite„ und wir pflichten dem V. völlig bey, wenn er glaubt, daß man Personen von dieser Gesinnung am sichersten von ihren Irrwegen zurückführen würde, wenn man sie zu der Ueberzeugung bringen könnte, daß sie in der Ausübung des Christenthums die glückseligsten Menschen seyn würden. Theologen, die solches changer des vertus païennes en des vertus sanctifiées par le Christianisme nennen sollen, werden sich den kleinen Spott, den der V. bey dieser Gelegenheit auf sie fallen läßt, wie wir glauben, vermuthlich zur Ehre anrechnen.

„Aber man wird die Menschen eigennützig machen, wenn man sie durch die Selbstliebe zur Tugend reizen will, denn der tugendhafte soll ja gerade nicht eigennützig seyn.„ Diesen Einwurf macht sich der V. selbst und sucht ihn damit zu heben, daß er zeigt, wie der Mensch aus Liebe zu sich selbst nicht etwa blos nach Reichthümern und Ehrenstellen streben,

ben, sondern auch auf die Erhaltung seines Lebens; auf Glück, Ruhm und jeden andern Vortheil begierig seyn, dagegen Spott, Schande u. s. w. verabscheue. Man soll also die Menschen nur recht lehren, was sie zu thun und zu lassen haben, um die rohe, schädliche Selbstliebe nützlich und lobenswürdig zu machen. Um ihre Leidenschaften zu regieren, soll man eine Neigung der andern entgegensetzen. Z. E. den Trieb zur Wollust durch die Ehrbegierde schwächen, wie Scipio bey den Reitzungen seiner schönen Gefangenen that. Um Verbrechen zu verhüten, soll man die Furcht vor den Gesetzen und den Strafen rege machen. Durch die Gefahr, der Gesundheit zu schaden, soll man den Wollüstling züchtig und den zornigen sanftmüthig, durch die Besorgniß den guten Ruf zu verliehren, das Frauenzimmer keusch; und durch die Furcht, für einen Betrüger gehalten zu werden, einen Mann in Geschäften zum ehrlichen Mann machen. Hierinn setzt der V. die große Bemühung, den Trieb der Selbstliebe in den Menschen recht zu lenken.

Es sey uns erlaubt, hierbey einige Fragen zu thun, welche der Untersuchung eines tiefsinnigen Weltweisen nicht unwürdig seyn möchten. Ist die Seele des Menschen tugendhaft, der gewisse Verbrechen blos aus Furcht vor schimpflichen bürgerlichen Strafen unterläßt? Wie wann ein kluger Bösewicht seine Laster so zu verstecken wüßte, daß deren Entdeckung und Bestrafung nach den bürgerlichen Gesetzen niemals zu besorgen wäre? „Er wird doch Gewissensbisse haben.„ Allein dafür weis ein solcher schon Rath; denn es giebt Künste genug das Gewissen einzuschläfern. Man darf nur keine Unsterblichkeit der Seele glauben, so ist die Sache gleich gethan. — Wie wäre wohl ein Wollüstling und ein zorniger zu bessern, wenn ihn die Erfahrung vieler Jahre gelehrt hätte, daß er sich bey

allen

allen seinen Ausschweifungen ungemein wohl und gesund befände, und seine gute Leibesconstitution ihn nichts übels fürchten liesse? „Was izt nicht erfolgt, wird künftig gewiß erfolgen.„ Das ist wahr; aber da müßte der Mensch doch schon weit hinaus, also nicht blos aufs gegenwärtige sehen, und dann könnte es auch heissen, ein Bewegungsgrund, der aus der Zukunft hergenommen ist, sey zu schwach für Geschöpfe, die durch das gegenwärtige am stärksten gereizt würden. — Wie fienge man es wohl an, daß man einen eigennützigen Betrüger zum ehrlichen Mann machte, wenn man ihn der Empfindungen von Ehre und Schande, die selbst schon Tugend sind, unfähig findet? oder ihn über das, was man bürgerliche Ehre und Ruhm bey der Nachwelt nennt, als über ein bloßes Hirngespinst spotten höret? Wenn die wahre Ehrbegierde viele Menschen zu guten Thaten angetrieben hat, finden sich, Beyspiele gegen Beyspiele gerechnet, nicht eben so viele, die ein falsches point d'honneur zu großen Lastern verleitet? Es hat Menschen gegeben, die sich selbst entleibten, weil sie durch den Selbstmord auf eine recht heldenmüthige und ruhmwürdige Weise zu sterben glaubten. Sehr oft ist schon der Trieb zur Ehre bey den Menschen in den ausgelassensten Stolz, in Unterdrückung anderer, in recht harte Ungerechtigkeit und Grausamkeit ausgeartet. Wie verhütet man also, daß die Leidenschaften der Menschen keine so falsche und unglückliche Wendung nehmen? da es so leicht damit gethan ist, wenn man eine Paßion durch die andere bestreiten will.

Ja wie wäre es überhaupt wohl zu bewerkstelligen, daß man den großen Haufen der Menschen zu solchen Handlungen bewegte, wozu sie nach Recht und Billigkeit verpflichtet sind, von denen sie doch gegenwärtig keinen Vortheil zu hoffen, sondern vielmehr

Schaden zu besorgen hätten? Das wäre doch z. B. ein treuloser Bedienter, der seinem Herrn, dem Officier nicht bis mitten in das Feuer der Schlacht folgte, um ihm zur Hand zu seyn, wenn er seine Dienste am meisten brauchte. Was soll ihn aber dazu antreiben, da er fürchten muß, Arm oder Bein, oder gar das Leben zu verliehren? Etwa der Ruhm eines ehrlichen, braven Kerls? Nun, der ist freylich etwas werth, aber steht wohl von den meisten dieser Art Leute zu vermuthen, daß die Ehrbegierde bey ihnen das Uebergewicht über den starken Trieb der Selbsterhaltung haben werde? Wie, wann dieser Mensch die Sicherung seines Lebens und seiner Gesundheit höher schätzte, als die wagliche Ehre, ein achtungswürdiger Krüppel zu werden? Wie, wann er es für lächerlich hielte sich einem andern zu liebe in Gefahr des Lebens zu geben, nach dessen Verlust er ja nichts mehr wäre? — Oder wird ihn die Vorstellung einer vortheilhaften Belohnung seiner Treue, wenn er unbeschädigt durchkommt, etwa bewegen, daß er seinen Herrn, über den es Kugeln regnet, nicht aus den Augen läßt? Sein Herr kann ja selbst bleiben, und dann gute Nacht Belohnung! Vielleicht ist sein Herr arm und völlig ausser Stande ihn glücklich zu machen. Vielleicht kennt er ihn auch lange von der Seite, daß er die Vergeltung treuer Dienste eben nicht an sich kommen läßt.

Uns kommt es wenigstens so vor, als ob es unzählige Fälle gäbe, wo das sonst ganz wahre und wirklich erste Principium aller Tugend, die Selbstliebe des Menschen, dennoch für sich allein eine viel zu schwache Triebfeder der Moralität ist, und von schlecht unterrichteten, oder durch allerley Leidenschaften getriebenen Menschen, aus denen der große Hauffe doch besteht, sogar zu Lastern kann gemißbraucht werden. „Man belehre sie eines bessern„ sagt deshalb

unser Philosoph. Wohl, aber wie macht man diesen Unterricht auf die leichteteste Weise so allgemein und kräftig, daß er gelegentlich bey jedwedem seine Wirkung thut? Dies wäre das große Problem, das wir von dem V. noch näher aufgelöst zu sehen wünschten.

Uns dünkt, es muß schlechterdings noch allgemein erkannte und als wahr empfundene Grundsätze geben, wodurch die in unsre Natur gepflanzte Selbstliebe recht geordnet, nach den Absichten des Urhebers der Natur eingeschränkt, und nur auf das einige Objekt des wahren und beständigen guten hingerichtet wird. Und welche sollten die wohl seyn, wenn es nicht die ächten Grundsätze der Religion und des von ihr geleiteten Gewissens sind, wie sie jedem nachdenkenden Gemüthe (und ohne Nachdenken wird niemand tugendhaft) als entschiedene Wahrheit einleuchten müssen? Der V. hat gewiß Recht, wenn er S. 26. den reclus atrabilaires et fanatiques, qui ont enseveli dans les Cachots religieux des vertus, qui pouvoient devenir utiles à leur prochain, et qui ont mieux aimé vivre à la charge de la Societé que de la servir, keine wahre Religion zugesteht. Aber es giebt ja ein besseres und vernünftigeres Christenthum, als die Mönchsreligion. Wir stimmen auch gerne in das Lob ein, das er dem Socrates, Aristides und andern vortreflichen Männern des Alterthums beylegt. Sie waren es, wer wird das leugnen? Aber so weit wir den Socrates kennen, hatte dieser Weltweise eine bessere Erkenntniß von dem Gotte der Götter, als der große Haufe, und ein Herz voll wirklicher Ehrfurcht gegen denselben. Er glaubte gewiß, daß er unter den Augen des Allsehenden alle seine Handlungen verrichte, daß dem die Tugend wohl, aber das Laster übel gefiele, und der Grundsatz stand bey ihm fest: was ich jetzo recht oder unrecht thue, da-

von erstrecken sich die guten oder bösen Folgen bis in die Ewigkeit, in der ich so zuverläßig als diesen Augenblick, mich meiner ganz bewußt, existiren werde. Diese Ueberzeugungen leiteten eben sein moralisches Leben und machten ihn zum rechtschaffenen Manne. Oder hält der V. etwa dafür, daß der edle Socrates das gewesen seyn würde, was er war, wenn er keine Ehrfurcht vor der Gottheit gehabt und keine Unsterblichkeit der Seele geglaubt hätte? Wir getrauen uns zu behaupten, daß er es nicht gewesen wäre. Die Erfahrung führet hier den sichersten Beweis. Ein Mensch, von was für Fähigkeiten und in welchen Umständen er übrigens seyn mag, der vor seinem Schöpfer wahre Ehrerbietung heget und glaubt, daß er ihm über sein Thun und Lassen einmal unausbleiblich werde zur Verantwortung stehen müssen, der scheuet auch das Laster, und liebt die Tugend und strebt nach ihr, als nach seinem höchsten unmittelbarem Vortheil. Hingegen lasse man einen Menschen, und wenn er sonst der klügste Kopf wäre, gegen seinen Schöpfer gleichgültig, und über die Betrachtung, was aus seinen Handlungen in der nahen oder fernen Zukunft werden möchte, völlig hinweg seyn; und sehe denn einmal zu, wie weit man, um einen solchen tugendhaft zu machen, in der schwersten Probe es zu seyn, mit dem bloßen Principium der Selbstliebe bey ihm kommen werde. Wenn ich ein Herr wäre, der viele Diener nöthig hätte, so würden mir wahrhaftig gottesfürchtige und gewissenhafte Leute immer die liebsten dazu seyn, weil ich wüßte, daß ich mich auf deren Redlichkeit und Treue verlassen könnte. Für einen leichtsinnigen Freygeist von Bedienten würde ich mich bedanken, und wenn er mir umsonst dienen wollte, denn ich wäre vor Treulosigkeit bey ihm nie sicher und unsichern Händen vertraut man sich nicht gerne an.

In-

Indessen, so unabhängig von allen anderweitigen Grundsätzen der Moral, ausser dem Principium der Selbstliebe, die Tugend auch in der angezeigten Abhandlung vorgestellt wird; so ist es doch schön zu lesen, wenn der V. darauf dringt, man solle die Kinder von den frühesten Jahren an lehren, daß ihnen die Tugend unumgänglich nöthig sey, wenn sie glücklich seyn wollen. Der Rath, den er den Philosophen und Gottesgelehrten bey dieser Gelegenheit giebt, wäre werth, befolgt zu werden. Er lautet so: Je voudrois que les Philosophes, moins appliqués à des recherches aussi curieuses que vaines, exerçassent d'avantage leurs talents sur la morale; surtout que leur vie servit en tout d'exemple à leurs disciples: alors ils meriteroient avec justice le titre de precepteurs du genre humain. Il faudroit que les Theologiens s'occupassent moins à expliquer des dogmes inintelligibles; — qu'ils s'appliquassent davantage à precher la morale pratique; et qu'aulieu de prononcer des discours fleuris, ils fissent des discours utiles, simples, clairs, et à la portée de leur auditoire. Der vorgeschlagene Weg, die Menschen durch Vorstellungen guter Beyspiele aus eines jeden Sphäre zur Tugend zu erwecken, ist allerdings sehr anzurühmen. Alle klugen Sittenlehrer der ältern und neuern Zeiten sind daher zum besten ihrer Schüler diesem Wege immer mit gutem Effekt gefolgt. Aus eben dem Grunde ist auch die Geschichte eine so überaus lehrreiche Wissenschaft zur Beförderung der Moralität, wenn sie recht gelehrt wird.

Nicht lange, nachdem dieser essai sur l'amour propre envisagé comme principe de morale erschienen war, fand sich ein anderer ungenannter Schriftsteller, der ihn unter folgendem Titel:

Prüfung der Bewegungsgründe zur Tugend nach dem Grundsatz der Selbstliebe. Berlin, 1770. 8. 64 Seiten; Französisch.

Considerations sur les motifs à la vertu deduits du principe de l'amour de soi même. Berlin, 1770. 8. 72 Seiten.

in nähere Untersuchung genommen, und solche dem großen Könige von Preußen zugeschrieben hat. Der V. besteht gleich anfänglich S. 7. auf einen Umstand, der in dieser Sache gar viel entscheidet, nemlich „bey „den Bemühungen, die Liebe zur Tugend allgemein „zu machen, kommt sehr viel auf die Wahl der Be„wegungsgründe an, deren Kraft auf die Gemüther „des Volks der Philosoph nicht nach seiner eigenen „Empfindung beurtheilen muß. Was edle Seelen „begeistert, rührt den großen Haufen nicht.„ — Er gesteht alsdenn, daß die Selbstliebe die Quelle der Thätigkeit aller lebendigen Wesen sey, die ein Gefühl vom Unterschiede zwischen Wohl und Wehe haben. Es ist offenbar, daß wir schlechterdings nichts wollen, als was uns gut und vortheilhaft zu seyn scheinet. — Er zeigt S. 11., was wir vorhin sagten, daß die Selbstliebe sowohl zu Lastern als zu Tugenden leite, und daß es dabey auf die kluge oder thörigte Wahl der Mittel zur Befriedigung unserer Neigungen an komme. Er setzt die Tugend überhaupt in die Liebe zur Ordnung. Die Natur selbst schreibe uns dazu die Regeln vor, sowol wenn wir uns allein, ohne Beziehung auf andere Menschen, als in Verhältniß mit ihnen betrachten. — Alle Leidenschaften wirken nach dieser Ordnung zu unserm Glücke. Die Tugend giebt Sicherheit für Gesundheit und Leben — Sie gewährt Vergnügen für die Sinne und soviel gesellschaftliche

Er-

Ergötzungen, als jemand nach seinem Stande wünschen kann — Sie setzt uns allein in wahre Achtung und Ehre bey allen, denen wir mit unsern Gaben und Geschicklichkeiten ehrlich gedienet haben — Sie ist das sicherste Mittel zum Erwerb und zum ruhigen Genuß eines rechtmäßigen Vermögens — Sie erwirbt Freundschaft, Liebe und öffentliches Vertrauen — Unsere Nachkommen gewinnen noch durch sie und erben mit unserm ehrlichen Namen Gönner und Freunde, die ihnen forthelfen.

Alle diese unmittelbare Vortheile, womit die Tugend sich selbst belohnt, sind augenscheinlich und in der Erfahrung gegründet. Jedermann kann sie fassen. Man sollte glauben, alle Gemüther würden durch so starke Gründe aus Liebe zu sich selbst zur Tugend bewogen werden. Allein es findet sich in einzelnen Fällen nicht so. Der V. führt ein Beyspiel von einem gewissenlosen Pachter an, und zeigt an selbigem, wie viel Hindernisse sich bey einzelnen Personen den Wirkungen moralischer Bewegungsgründe entgegensetzen, worunter ungerechter Eigennutz und Ehrsucht die vornehmsten wären. Sobald die Ausübung der Tugend äusserlichen Nachtheil verursacht, werden die Pflichten der Ehrlichkeit von den meisten Menschen nach Gutbefinden erklärt. Sie erlauben sich ihres Nutzens halber die größten Ungerechtigkeiten und beruhigen sich damit, daß sie doch im Grunde des Herzens ehrliche Leute wären.

Hieraus schließt der V. ganz richtig, daß die Religion der Moral zu Hülfe kommen müsse. „Sie „allein, sagt er S. 34. kann den Vorschriften des Ge„wissens eine höhere Autorität beylegen, und sie der „willkührlichen Bestimmung des menschlichen Witzes „entziehen, und zugleich die Kraft der Bewegungs„gründe in den Augen der Selbstliebe erhöhen, in-

„dem sie einer jeden tugendhaften Handlung eine
„volle Belohnung, und jeder Ungerechtigkeit eine
„unausbleibliche Strafe verkündiget. Auf den Be-
„griffen von einem allwissenden Richter, dem niemand
„entgeht, beruhet die Heiligkeit der Eidschwüre, die
„Furcht, auch nicht im verborgenen zu freveln, wo
„uns kein menschliches Auge entdeckt; die Standhaf-
„tigkeit in der Tugend bey allem Undank der Welt;
„und die vernünftige Entschlossenheit, Güter und Le-
„ben für die Gesellschaft zu wagen, so oft die Pflicht
„es erfordert.„

Dieses erkannten selbst die Gesetzgeber aller Na-
tionen, die Weltweisen alter und neuer Zeiten. Die
analogischen Erfahrungsschlüsse sind ungemein leicht
und richtig, wodurch der V. S. 38-46. zu beweisen
sucht, wie mächtig die menschliche Tugend durch die
Ueberzeugung von der weisen und wohlthätigen Für-
sehung Gottes, und durch die Hofnung des zukünf-
tigen Lebens, wo sich alle gegenwärtige Verwirrung,
und alles gegenwärtige Uebel für den tugendhaften in
Glückseligkeit auflösen wird, gestärkt werde. Aber
die lasterhaften Begierden der Menschen verdunkeln
diese klaren Begriffe nur gar zu oft; man ändert auch
gerne an den Lehrsätzen und Maximen, die man durch
eigene Bemerkungen sich gebildet hat; dagegen findet
man sich ruhiger bey dem, was uns andere Personen,
denen wir vorzügliche Verstandeskräfte und Erfahrung
zutrauen, versichern.

Hieraus schließt der V. S. 48. „daß nichts für
„die Tugend und gesellschaftliche Wohlfahrt vortheil-
„hafter seyn könne, als die Begriffe von einer gesche-
„henen Offenbarung des göttlichen Willens an die
„Menschen, wodurch die Moral eine allgemeine Auto-
„rität und alle Bewegungsgründe derselben eine un-
„leugbare Gewisheit überkommen würden. Die Ge-
„schichte

„schichte der Völker lehrt, daß man die Aussprüche
„der Gottheiten für das einzige wirksame Mittel von
„je her gehalten, den Menschen die ersten Verpflich-
„tungen des Gewissens eindrücklich und heilig zu ma-
„chen; und die Geschichte der Philosophen erweiset,
„wie weit sich der menschliche Witz (Verstand) in Zwei-
„fel und allgemeine Ungewißheiten über die bekann-
„testen Wahrheiten verirrt, wenn er sich selbst über-
„lassen herumschweift, und kein höheres Ansehn ihm
„Schranken setzt.„

Hierauf geht er zu dem Christenthum fort, dessen Mißbräuche und Verunstaltung man nicht der Lehre des Evangeliums selbst zur Last legen müßte, und sagt etwas von dem Stifter des christlichen Glaubens, von dem wesentlichen und klaren Inhalte seiner Predigten, von der sinnlichen Art des Vortrages, in welche er zum Theil nach jüdischen Begriffen seine Lehren eingekleidet hätte, von dessen Charakter und Tugenden. Indessen hat der V. die Religion Jesu hier blos von der moralischen Seite zeigen wollen, sonst würde er zu dem wesentlichen Inhalte des christlichen Lehrbegriffs, von dem er nur anführt, daß darinn die Liebe des allgemeinen Beherrschers der Welt gegen die Menschen, die Verpflichtung zur Liebe der Menschen unter einander, und die Gewißheit eines Standes der Vergeltung nach dem Tode darinn gelehrt werde, ohnfehlbar auch mit gerechnet haben die Erklärung der allgemeinen Gnade Gottes und einer völligen Amnestie für alle Menschen; imgleichen die Aufhebung aller Opfer und des ganzen Ceremoniengesetzes der Juden, so durch Christum und sein Evangelium geschehen ist. Denn diese beyde Punkte machen, wohl das unterscheidende der christlichen Lehre vom Judenthum, und den wünschenswürdigsten Zusatz zu der natürlichen Religion aus.

Aber was mag das S. 56. heissen sollen: „In „unsern Kanzelvorträgen darf sie (die Religion Jesu) „nicht anders als in kirchlicher Landestracht, mit vie„len alttestamentischen Verzierungen, erscheinen, das „Volk würde sie sonst verkennen und ihre Diener ver„jagen. Wir würden unsre Hauptabsicht verfehlen, „wenn wir darauf arbeiten wollten, alle Nebenbegriffe „des Herkommens zu verbessern.„ Wenn der Lehrer des Christenthums weise und rechtschaffen ist, so wird er eben die größere Aufklärung der Christen mit zu seinem Hauptzweck machen, denn wahre Gottseligkeit und Tugend können nur durch richtige Erkenntniß der göttlichen Wahrheit befördert werden. Man merke wohl, der V. wollte witzig seyn und darüber verfehlte er die Wahrheit. Uns sind viele würdige Prediger bekannt, die von langen Zeiten das Christenthum ohne morgenländische Einkleidung sehr faßlich und simpel predigen. Aber wir haben noch nie gehört, daß ein einziger deswegen von seiner Gemeine wäre verjagt worden. Eben so seltsam ist der Gedanke S. 58. „Wenn wir den Menschen erklären, daß jede Ein„willigung in eine unordentliche Begierde die Neigung „zur Unordnung verstärkt, und den Widerstand der „Vernunft schwächet, und daß man hierdurch all„mählig zu größern Ausschweifungen geführt werde, „die zuletzt ins Verderben stürzen: so wird dieses die „wenigsten rühren„ (Und warum das? Darum, weil es nicht faßlich genug zu abstrakt, zu wissenschaftlich ausgedrückt ist. Der V. spreche nur von der Sache ein wenig populärer, so wird ihn auch der gemeinste Mann verstehen) „Aber wenn wir ihnen „zurufen: der Teufel gehet umher, wie ein brüllen„der Löwe, und suchet, welchen er verschlinge, dem „widerstehet fest durch die gewissenhafteste Beobach„tung aller Vorschriften eures Glaubens: so hat dies

„offen-

„ offenbar mehr Eindruck auf das sinnliche Volk.„ Der V. hat wohl gewiß nicht spotten wollen. Aber durch die genommene Wendung möchte doch eine bekannte Schriftstelle manchem Leser lächerlich werden. Unserer geringen Einsicht nach ist der διαβολος in dieser Stelle, gegen den die ersten Christen auf ihrer Hut seyn sollten, jeder Widersacher und Verleumder ihrer Unschuld, der den guten Leuten auflauerte, ob er sie nicht in üblen Ruf bringen und ihnen damit schaden könnte. Und wenn man so die Worte des Apostels versteht, wie es der Contert deutlich giebt, so sind sie von dem V. an einem sehr unrechten Orte angebracht. Gesetzt aber, es wäre das Haupt der bösen Geister, „von denen die Juden ihre Lehrsätze aus Babylon „mitgebracht hatten, wo man die Ursachen des bösen „in der Welt unter dem Begriff des Teufels personi„ficirt hatte„ wie der V. S. 57. urtheilt, da gemeint, so wird es doch wohl nicht des V. Ernst seyn, daß man von der Kanzel nur fleißig mit dem Teufel um sich werfen dürfe, um das gemeine Volk in Bewegung und Schrecken zu setzen, welches er Eindruck machen nennt, der wohl nicht weit her seyn dürfte. Es haben freylich manche Prediger in Gewohnheit, daß sie viel in biblischen Sprüchen von der Kanzel sprechen, ohne dem Volke die richtige Erklärung davon zu geben, oder sonst viel Worte machen, wobey sie selbst und der Zuhörer gleich wenig denken. Aber eben diese Gewohnheit taugt nicht, und der V. wird sie doch nicht billigen, wie es, wenn die angeführten Zeilen mit Bedacht von ihm geschrieben wären, den Schein haben könnte.

Was übrigens auf den vier letzten Blättern dieser kleinen Schrift von der Klugheit Jesu, mit welcher er gewisser unschädlicher Vorurtheile seines Volks schonete; von manchen falschen theoretischen Begriffen, welche in das Religionssystem des grossen Hau-

fens so eingewebt wären, daß sie sich nicht ohne Nachtheil der Wahrheit davon absondern liessen; von der Behutsamkeit, mit der man vor dem gemeinen Mann über Glaubenswahrheiten sprechen muß; von dem leichtesten Wege zur Ueberzeugung vom Christenthum, als einer göttlichen Lehre, zu gelangen; von der Glückseligkeit eines Staats, in dem dasselbe die Gewissen beherrscht, und der Tugend, die es oft im verborgenen befördert, ganz kurz gesagt wird, hat seinen guten Grund.

Bald nachdem der Versuch über die Selbstliebe herausgekommen war, erschien auch von dem V. desselben:

Dialogue de morale à l'usage de la jeune noblesse. à Berlin, chez G. I. Decker, Imprimeur du Roi, 1770. 8. 37 Seiten.

Moralisches Gespräch zum Gebrauch der adelichen Jugend. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, gedruckt bey G. J. Decker, 1770. 8. 53 Seiten.

Die Uebersetzung muß von einer geschickten Feder herrühren, weil sie sehr gut ist. Man muß nicht glauben, daß dieses schöne und lehrreiche Gespräch eine vollständige kleine Moral sey und sich über alle sittliche Tugenden ausbreite, sondern es hat bloß die Pflichten der Gesellschaft zum Inhalte. Ueberhaupt scheint der V. auch nicht mehr als diese zur Tugend zu rechnen. Seine Erklärung derselben lautet so: la vertu est une heureuse disposition de l'esprit, qui nous porte à remplir les devoirs de la Societé pour nôtre propre avantage. Er bemüht sich, dem jungen Adel wahrhaftig edle Gesin-

nun-

nüngen einzuflößen, und sucht ihm jede bürgerliche Tugend aus dem Grunde wichtig zu machen, weil sie ihm Nutzen und Ehre brächte, und wenn er auch im Kriegesstande sein Leben darüber einbüßte, er seinem Namen damit bis an das Ende der Zeiten dennoch einen Nachruhm erwürbe. Wir wünschen, daß alle junge Edelleute, die dieses mit vortreflichen Lehren angefüllte Gespräch lesen, durch das feine Gefühl der Ehre so tugendhaft und wohlgesittet werden mögen, als ihr philosophischer Lehrmeister sie haben will. Das einzige hat uns befremdet, daß der scharfsinnige V. über einige Punkte aus der Moral des jungen Edelmanns in seinem Urtheil wankt. Der Zweykampf ist wider alle Gesetze, und am Ende soll ihn doch die Gewohnheit erlauben. Wir wollen die Stelle ausziehen. S. 20. *Demande.* Qu'appellez vous devenir assassin? *Reponse.* Tuer un homme est pour le mort un moindre mal que le diffamer: l'assassiner avec le poignard ou avec la langue, c'est la meme chose. D. Vous ne calomnieres donc personne. Cependant, sans etre assassin, il peut arriver, que Vous tuiés quelqu'un; non que je Vous soupçonne de commettre un meurtre de sang froid: mais si quelqu'un de Vos egaux se declare votre ennemi et Vous persecute, si quelque brutal Vous insulte et Vous déshonore, la colere vous emportera, et la douceur de la vengeance Vous incitera à commettre quelque action violente. R. Cela ne se devroit pas, mais je suis homme; né avec des passions vives, j'aurois sans doute un fort combat à livrer pour reprimer la premiere impulsion de la colere; je devrois toutefois la vaincre. C'est aux Loix à venger les offenses, que recoivent les particuliers; aucun individu n'a le droit de punir ceux

qui

qui l'outragent: mais si par malheur un premier mouvement l'emportoit sur ma raison, j'en aurois des regrets pour la vie. D. Comment concilierés vous cette conduite, etant militaire, avec ce que le point d'honneur exige d'un homme de condition? Vous savés, que malheureusement, dans tous les pays, les Loix du point d'honneur sont precisement l'opposé des Loix civiles. R. Je me proposerai de tenir une conduite sage et mesurée, pour ne point donner lieu à de mauvaises querelles; et si l'on m'en suscitoit, sans qu' il y eut de ma faute, je serois forcé de suivre l'usage reçu, me lavant les mains de ce qui en pourroit avenir. Wenn in einem Fall, könnte man sagen, die Gewohnheit über das Gesetz hinaus ist, und Pflicht und Gewissen dabey weiter in keine Betrachtung kommt, warum solte man ihr nicht auch in andern Fällen nachgeben? Und dann möchte es wohl um die Festigkeit der Bewegungsgründe zur Tugend sehr mislich aussehen.

Eben der philosophischen Feder, von welcher das angezeigte Gespräch herrührt, hat man auch, wir wissen nicht, ob mit oder ohne Grund, folgenden Brief zuschreiben wollen:

Lettre sur l'education. Berlin chés Chretien Frederic Voss, 1770. 8. 32 Seiten.

Schreiben über die Erziehung. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, bey Christian Friedrich Voß, 1770. 8. 32 Seiten.

Der Brief ist im Namen eines reisenden Genfers, der sich eben in den Brandenburgischen Staaten aufhält, an den Herrn Burlamaqui, Professorn zu Genf, geschrieben. Er betrift hauptsächlich die Erziehungs-

ziehungsart des jungen Adels in diesem Lande. Der V. zeigt mit vieler Freymüthigkeit die gewöhnlichen Fehler, welche vornehme Eltern in ihrem Erziehungsplane machen. Dahin rechnet er mit gutem Grunde, daß sie den Kindern oftmals sehr ungeschickte Hofmeister geben. Le Mentor, qu'on leur choisit, schreibt er, est d'ordinaire ou un Candidat en Theologie ou un Aprentif jurisconsulte, espece de gens, qui auroient le plus grand besoin d'etre morigénés eux mémes. (Sehr wahr; aber ein solcher Mentor kostet nicht viel, und manchem reichen Edelmann ist der wohlfeilste Hofmeister für seinen Sohn immer der beste, sonst könnte er unter dieser Art junger Gelehrten auch einen wohlgesitteten und klugen Mann finden.) Die Erziehungsanstalten auf Schulen und Universitäten, wo man die Urtheilskraft der jungen Leute nicht genug zu schärfen sucht und sie zu wenig zum eigenen Denken anführt, gefallen dem V. ebenfalls nicht, er ist mit dem Eigennutze einiger Professoren unzufrieden und glaubt, daß die Bücher, worüber sie läsen, zum Theil schlecht gewählt wären. Er empfiehlt ihnen die Unterweisungsmethode des Thomasius. Das System der vorherbestimmten Harmonie, wird sehr tief von dem reisenden Genfer herabgewürdiget, und für abgeschmackten, unverständlichen Galimathias erklärt; Er scheint aber nicht bedacht zu haben, daß es in der Metaphysick, wie in einer jeden andern Wissenschaft gewisse Lehrsätze und Hypothesen giebt, die dem bloßen sensu communi sonderbar vorkommen, von den spekulativen Köpfen aber, welche sich mit dieser Wissenschaft genauer bekannt gemacht haben, sehr wahrscheinlich gefunden werden, weil sich manches sonst unerklärbare daraus am leichtesten erklären läßt. Wer z. B. die Kriegswissenschaft nicht aus dem Grunde versteht, hält man-

ches darinn für eine Grille, was doch keine ist. Was der V. mit der rouille pedantesque meine, von der die Philosophie auf Universitäten noch müsse gereinigt werden, merkt man leicht. Die Mathematick hat ihm noch nicht Aufmunterung genug in Deutschland.

Darauf kommt er wieder zu den jungen Edelleuten, wenn sie die Universität verlassen haben, zurück und zeigt, was die schlimme Erziehung derselben für üble Folgen habe. Die Farben, womit die unordentliche Lebensart, in welche sich manche junge Edelleute hineinwerfen, geschildert wird, sind sehr lebhaft. Wem wird nicht folgende Anrede an alle Eltern gefallen: Peres de famille! Aimés vos Enfans, on Vous y convie, mais d'un amour raisonnable, qui se dirige pour leur veritable bien. Regardés ces jeunes creatures, que Vous avés vu naitre comme un depôt sacré, que le Providence vous a confié; votre raison doit leur servir d'appui dans la debilité de leur age et dans leurs foibles. Ils ne connoissent point le monde; Vous le connoissés, c'est donc à Vous à les former tels que le demande leur propre avantage, le bien de Votre famille et celui de la Societé. Je le repete, formés donc leurs moeurs, inculqués leurs des sentiment vertueux, elevés leurs ame, rendés les laborieux, cultivés soigneusement leur raison, qu'ils reflechissent sur leurs demarches, qu'ils soint Sages, circonspects, qu'ils aiment la frugalité et la simplicité &c. An einer andern Stelle erklärt sich der V. sehr nachdrücklich gegen die Edelleute, welche sagen: Mon Fils ne veut pas etudier, il sera toujours bon, pour en faire un Soldat. Oui, antwortet er, un fantassin, mais pas un Officier propre pour se pousser aux premiers emplois, seul but cependant,

an-

auquel il doit tendre. Die Erziehungsart der Griechen und Römer wird überall von ihm gerühmt. Wie er aber von den Brandenburgischen Staaten schreiben könne, daß in diesem Lande die Wissenschaften und Künste nicht eben sehr geliebt würden, begreifen wir nicht. Wenn man ganz Deutschland durchreiset, so findet man sie doch nirgends mehr blühen als in Brandenburg und Sachsen. Gewiß muß der Genfer Philosoph bis jezt noch gar keine genaue Kenntniß von der deutschen Litteratur haben und während seines Aufenthalts im Brandenburgischen wenig mit deutschen Gelehrten umgegangen seyn, sonst würde er dergleichen nicht haben schreiben können. Wie er es bey den jezigen Officiern der Preußischen Armee, die doch in dem lezten siebenjährigem Kriege Ihres großen Königs, unter dessen Anführung Wunder gethan haben, verantworten will, wenn er schreibt: Que ne diroit pas le Grand Electeur Frederic Guillaume, lui, qui chef d'une Nation mâle, chassa avec des hommes les Suedois de ses Etats, qu'ils devastoient? Que sont devenues ces familles si celebres de son tems et quels sont leur rejettons? das lassen wir dahin gestellt seyn.

Gegen das Ende des Briefes erzählt der Correspondent seinem Freunde auch die izige Erziehungsart der jungen Frauenzimmer vom Stande, wie er sie im Brandenburgischen gefunden hätte. Man ließe sie ohne Kenntnisse, schreibt er ihm, und brächte ihnen nicht einmal Empfindungen der Ehre und Tugend bey. Man lehrte sie blos den äusserlichen Anstand und die Kunst, sich mit Geschmack zu kleiden. Ein wenig Musik, so viel Wissenschaft als man aus Komödien und Romanen erlernen konnte, Tanzen und Spiel, das wäre alles, was sie verstünden. Er wäre erstaunt, da er gesehen hätte, daß Eltern vom ersten

 Range

seine Meynung bestärken und insbesondere die eigenen Worte Gläfeys im Rechte der Vernunft, welche jedoch den gar nicht hierher gehörigen Satz enthalten: Daß ein Volk wegen seines zu befürchtenden Unterganges, nicht aber wegen eines bevorstehenden Schadens oder einer Beschwerlichkeit wegen sein Versprechen brechen dürfe. Zudem giebt der Hr. V. §. 6. und 41. zu, daß die Clausel eintrete, wenn gleich der Hauptzweck des Geschäftes noch fortdaure, jedoch die von beyderseits Contrahenten einander zugestandene oder stillschweigend vorausgesetzte Umstände nicht mehr vorhanden sind. Er widerspricht sich also selbst. Erwegt man ferner die Beweise, welche er zur Unterstützung seines Satzes mühsam aufsucht und die Beantwortung eines Einwurfs, welchen er §. 12. sich selbst macht; so zeigt sich am Ende, daß er bey dem ganzen Streite nur den bekannten Satz vertheydiget: Daß ein Contrahent, welcher durch den Vertrag seinen Endzweck bereits völlig erreicht hat, alles beyzutragen verbunden ist, daß der Mitcontrahent ebenmäßig den seinigen erreiche. So wenig aber jemand an diesem Satze zweifelt, eben so wenig wird jemand behaupten, daß in Ansehung des ersten Contrahenten, der seinen Endzweck schon völlig erreicht hat, die Clausel eintreten könne. — Unter nothwendigen Umständen werden (§. 21.) solche verstanden, welche bey der Entstehung des Geschäftes von beyden Theilen als wesentlich sind vorausgesetzt worden; (vielmehr solche Umstände, welche ein Theil, seiner verschiedenen Absicht ohngeachtet, dem andern als nothwendige Umstände stillschweigend zugestanden hat.) In verschiedenen Beyspielen wird hierauf §. 26. folg. die Anwendung der Clausel auf die in Deutschland geltende Rechte gezeigt und insbesondere §. 39. beym Canonischen Rechte der von den Catholicken be-

strit-

strittene Satz ausgeführet: Daß ein catholischer Religionsverwandter, der die Clostergelübde beschwört und nachher zur protestantischen Kirche übergeht, von der nachgehends von seinen catholischen Verwandten ihm angefallenen Erbschaft nicht ausgeschlossen werden könne. — Morgenatische Kinder sollen zur Succeßion kommen, sobald die nothwendigen Umstände, unter welchen sie vom Erbrechte ausgeschlossen sind, aufhören. Sobald die Agnaten consentiren oder auch sobald die vorhandene succeßionsfähige Prinzen versterben, sollen sie erbschaftsfähig seyn. Dahingegen sind die aus einer notorischen Misheyrath erzeugte Kinder schlechterdings unerbfähig und wenn diese mit Einwilligung der Agnaten succediren, so succediren sie nicht Kraft der Clausel, sondern Kraft des Vertrages. Allein sollten wohl morgenatische Kinder ein Recht haben, den letzten Stammhalter zu zwingen, daß er ihnen die Succeßion in die Allodial-Güther zukommen lassen müsse, und noch mehr, sollten sie den Lehnsherrn Kraft dieser Clausel wohl zwingen können. In Ansehung der Succeßion kann man zwischen Kindern aus einer morgenatischen Ehe und denen aus einer Misheyrath erzeugten, keinen rechtlichen Unterschied machen und was Lehngüther betrift, so hat der Hr. V. den klaren Text II. Feud. 29. gerade gegen sich. In der fernern theoretischen Ausführung wird (§. 58.) ein überzeugender Beweis vorgelegt, daß sich die Clausel auch auf bereits erfüllte Geschäfte (negotia consummata) erstrecke, wenn die bey selbigen als nothwendig vorausgesetzte Umstände aus einer mit dem Vertrage zusammenhängenden Ursache aufhören. Bey dem allgemeinen und besondern Vorbehalt der Clausel setzt der Hr. V. §. 61. die verschiedenen Fälle gründlich auseinander und wirft §. 63. die Frage auf, ob das Geschäfte, wenn

 die

die Umstände wieder eintreten, seine Gültigkeit von neuen erlange? Er unterscheidet Gesetze und Verträge. Bey Gesetzen ist die Vermuthung, daß der Gesetzgeber die Beobachtung derselben verlange, sobald ebendieselben Umstände, unter welchen er sie gegeben hatte, wieder eintreten. Hingegen bey Verträgen behauptet er gegen Cocceji und Hrn. Reg. Rath Kopp mit Recht, daß es von dem freyen Willen der Contrahenten abhange, ob sie nach wieder eingetretenen Umständen das Geschäfte erneuern wollen. Im **zweyten Abschnitt** werden die Einwürfe, welche gegen die Billigkeit der Clausel und deren Anwendung vom Prof. Kipping in diatriba de tacita clausula rebus sic stantibus gemacht sind, widerlegt und im **dritten** die Fälle, bey welchen die Clausel keine Anwendung leidet, näher bestimmt. Sie tritt §. 72. nicht ein, wenn nur die Bewegursache wegfällt. Dieses wird vornemlich durch das Beyspiel der ersten Churvebein erläutert und hieraus ferner §. 77. gefolgert, daß keinem Frieden exceptio metus entgegengesetzt werden könne, obgleich übrigens aus Furcht erzwungene Privatverträge aus einem andern Grunde an sich ungültig sind. Auch findet §. 80. die Clausel keinen Platz, wenn blos diejenigen Umstände, welche nur die Gelegenheit zur Errichtung eines Geschäfts gegeben haben, aber der Zweck desselben nicht sind, aufhören. Aehnliche, von neuen eintretende Umstände, (von welchen bereits §. 63. gehandelt worden) ändern §. 83. die Kraft der Clausel nicht; es sey denn, daß eine ausdrücklich oder stillschweigend erklärte Einwilligung von neuen hinzu kommt. Dieser Satz wird §. 84. auf das heutige Lehnswesen angewendet. Die zufälligen Umstände heben §. 86. die Kraft des Geschäftes eben so wenig auf, als die nicht vorausgesetzten oder auch diejenigen, welche nur zur Errichtung des Ge-

Geschäfts erfordert würden. Die ganze Theorie, wobey wir nur wünschten, daß der Hr. V. etwas systematischer gewesen wäre, wird allenthalben mit den ausgesuchtesten Exempeln erläutert. Der **vierte Abschnitt** enthält in drey Capiteln die nähere Anwendung der Clausel auf die deutschen Reichsgesetze und Staatsgeschäfte. Im ersten Capitel, in welchem sie auf die Vorzüge und Rechte des Kaisers und der Reichsstände überhaupt angewendet wird, glaubt der Hr. V., daß die Rechte des Kaisers nicht weiter eingeschränkt werden dürften, weil eines Theils unsere Reichsstände das erhalten hätten, was sie gewollt, andern Theils aber die schwächern zu sehr in Gefahr kommen würden. Auch müsse das Ceremoniel der Fürsten und Grafen in Verhältniß mit dem Churfürstlichen steigen. Das zweyte und dritte Capitel zeigt den Gebrauch der Clausel bey einzelnen Reichsgesetzen und einigen Staatsfragen insonderheit. Die Streitigkeiten sind bekannt. Wir überlassen die oft gar zu kurz gefaßte Meynungen des Hrn. V. der nähern Prüfung des Lesers. Die II. Abhandlung liefert zur Ergänzung und Berichtigung des deutschen Privatrechts Beyträge von Leihgüthern. Nach vorausgesetzter Anmerkung, daß man unter Leihgüthern alle diejenigen Bauerngüther begreifen müsse, welche das Wesen der deutschen Erbleihe an sich haben, ohne auf die zufälligen Verschiedenheiten zu sehen, ob der Zins in Frucht oder Gelde, auf Johannis oder Martinstag geleistet werde, erörtert der einsichtsvolle Hr. V. die Keppelischen Güther im Nassauischen, welche den Höfischen Güthern nahe kommen, und die Haubergsgüther im Nassauischen, Wittgensteinischen und andern Gegenden, welche letztere er §. 12. von solchen Bergen, auf welchen zu gewissen, öfterer als in hohen Waldungen wiederholten, Zeiten Holz

gehauen, aber zugleich im Jahre nach dem Hau Früchte gepflanzt und sodann zum Wiederaufwachsen des Gehölzes liegen gelassen werden, erklärt, ihre Theilung unter die Eigenthümer §. 14. und Verleihung auf Erb- und Zeitpacht §. 16. abhandelt und aus der Nassau-Catzenellnbogischen Policey-Ordnung bestärkt. Hiernächst erläutert er §. 18. die Landsideleihen aus einem beygedruckten Landsideleihbrief von 1472. und macht dabey manche wichtige Anmerkungen. Zuletzt fügt er §. 38. eine Erläuterung der sogenannten Höfischen Güther bey. Selbige muß man nicht, wie bisher irrig geschehen, mit den Huben- oder Hufengüthern vermischen. Er sammelt aus den angeführten Quellen ihre Eigenschaften und giebt von ihnen §. 40. die allgemeine Erklärung: Es sind unwiderruflich erbliche Güther, deren Besitzer das nutzbare Eigenthum haben, dem Oberherrn aber die Treue verheissen, zu Zins und Diensten, zu Erneuerung der Leih und nach des Mannes Tode zum Besthaupte verbunden sind und sich vor des Herrn eigenen aus ihnen aber besetzten Gerichten stellen müssen. Die III. Abhandlung ist eine Nachlese zur Erläuterung des Lehnrechts. Im ersten Nachtrage vom Unterschiede der Lehnsträger schlägt der Herr V. einen Weg ein, von welchem zu wünschen wäre, daß er von jedem bey einzelnen Materien betreten würde. Er geht chronologisch von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten, untersucht die nach den Zeiten verschiedene Beschaffenheit der Lehnträger, gründet seine Sätze überall auf Geschichte, Urkunden und Gesetze und bringt drey mit den Lehnsträgern vorgegangene Veränderungen heraus. Anfangs leistete der Lehnsträger nur gewisse und nachher alle persönliche Pflichten des Vasallen, und endlich hat man ihn als den wahren Vasallen sowol in der persönlichen, als dinglichen

Pflicht-

Pflichtleistung angesehen. Im zweyten Nachtrage wird der Beweis, daß der niedere Adel von dem Rechte, Lehen und Afterlehen zu reichen, nicht gänzlich ausgeschlossen werden könne, aus Urkunden und den Lehnsgesetzen geführt und die gegenseitige Hottomannische und Pertschische Meynung wiederlegt. Im dritten Nachtrage, von dem Curator eines abwesenden Lehnmannes, behauptet der Hr. V., daß der Lehnserbe und keinesweges der Allodial-Erbe die Verwaltung des Lehns in Abwesenheit des Vasallen bekomme, wenn man gleich nach der irrigen Meynung den abwesenden erst mit dem siebenzigsten Jahre für todt achten wolle. Am Ende wird als der vierte Nachtrag eine Nassau-Catzenellenbogische Lehnsverordnung von 1744. beygedruckt.

Mo.

VII.

Histoire de l'Ac. Roy. des Sc. et des B. L. Année 1767, Tome 24. Berlin, 1770. bey Haude und Spener, 502 Quartſ. 2 Kupfert.

Physische Classe.

I. Hr. Marggraf über eine merkwürdige Volatilisation eines Theils von Flußspate durch Säure. Der Flußspat ist derjenige, der in Apotheken unter den Namen Pseudosmaragd u. d. gl. bekannt ist. Er ist oft Würfelförmig, halb durchsichtig, gefärbt, also von dem Flußspate unterschieden, den Hr. M. in vorigen Abhandlungen untersucht hat. Hr. M. beschreibt wie er Sublimate davon, mit Vitriolöle, der Säure des Salpeters, des Kochsalzes, selbst des Weineßigs erhalten. II. Hr. Gleditsch,

vom

vom ökonomischen Gebrauche des Riedgrases (Carex Linn. Gen. 482.). Er erzählt die unterschiedenen Arten davon, die in der Mark wachsen. Sie dienen wenig oder gar nicht zur Fütterung. Eine von ihnen, Linnes carex arenaria, befestigt den Flugsand, (wie in Schweden bekannt ist) ihre Wurzeln, haben mit der Sassaparillwurzel eine Aehnlichkeit, und zu gewisser Jahrszeit, einen balsamischen Geruch, der zwischen Terpentinöl und Cajaputöl fällt, auch einen süßlichen balsamischen Geschmack, und Tinkturen u. d. gl. aus ihnen bereitet, sind denen vom Franzosenholze ähnlich. Hr. G. hat diese ihre Vorzüge schon vor vielen Jahren in seinen Lehrstunden angezeigt, und sie wird mit Nutzen statt der Sassaparille gebraucht. Aus einigen Arten Riedgras hat man, auf Hrn. G. Vorschlag, mit guten Erfolge solche Arbeiten wie Strohhüte, Strohteller u. d. gl. verfertigt, daher er empfiehlet, dieses weiter zu treiben. Das Riedgras, wo es häufig wächst, verbindet sich und das Erdreich zusammen in sehr feste Stücken, die man mit Nutzen zu Ausbesserung sumpfichter Wege, zu Dämmen u. d. gl. brauchen kann. Hr. G. zeigt noch einige Nutzen an, die man von andern Pflanzen, die bisher für unbrauchbar gehalten worden, ziehen könnte. III. Hr. Cothenius, von der Nothwendigkeit einer Schule zur Vieharzney, nebst Vorschlägen dazu. Die Wichtigkeit, das Vieh physiologisch zu kennen, und gegen seine Krankheiten vernünftige Mittel aufzusuchen, und die Pflichten derer, die sich damit beschäftigen wollen, werden hier mit vieler Einsicht vorgetragen. IIII. Hr. Lambert, über die Geschwindigkeit des Schalles. Die Regel, welche die Theorie hiervon giebt, ist folgende: Man sucht wie hoch eine flüßige Materie seyn müßte, die durchaus so dicht als unsere Luft, wo wir uns aufhalten, und auch so schwer

als

als die Atmosphäre wäre. Die Geschwindigkeit, die ein Körper bekömmt, der von der Hälfte dieser Höhe herabfällt, ist die Geschwindigkeit des Schalls. Aber so bekömmt man etwa 915. pariser Fuß in einer Secunde, und die Erfahrung giebt wenigstens 1040. Die hauptsächlichste Ursache des Unterschiedes sucht Hr. L. darinnen, daß man in der Theorie vollkommen reine Luft annimmt. Aber die Luft, die man z. E. 850. mal leichter als Wasser findet, ist immer noch mit viel fremden Theilchen vermengt, die selbst ihr Gewicht ansehnlich vermehren können, ohne ihren Raum zu vergrößern; denn Wassertheilchen, die so vielmal schwerer als Lufttheilchen sind, hängen vielleicht zwischen Lufttheilchen, in Stellen die sonst leer wären. Da wir nun vollkommen reine Luft zu Versuchen nicht haben können, so kehrt es Hr. L. um, nimmt die 1040. F. aus der Erfahrung an, und berechnet daraus die Höhe einer durchaus gleich dichten, reinen Luft 35816. Fuß. Die Luft die 850. mal leichter als Wasser ist, hätte eben das Gewicht, wenn sie 24192. Fuß hoch stünde. So viel also wird das Gewicht der reinen Luft durch die beygemischten fremden Theilchen verstärkt. Beyde verhalten sich wie 25 : 37. Weil nun die fremden Theilchen in der Luft, wenn es auch nur Wassertheilchen sind, doch vielmehr eigne Schwere haben, so, daß ein solches Theilchen wohl 800. mal schwerer ist als ein Lufttheilchen, so müssen ihrer sehr wenig in einem großen Raume voll Lufttheilchen seyn. Aus H. L. Zahlen folgt, daß wenigstens 784. Lufttheilchen gegen ein fremdes seyn müssen. V. Hr. Lampert über den photometrischen Theil der Mahlerkunst. Leonard da Vinci sieht den Spiegel als den vollkommensten Mahler an; die finstere Kammer, kannte er vermuthlich nicht. Der Unterschied zwischen beyden ist, daß des Spiegels Bild

hin-

hinter ihm ist, das in der finstern Kammer, auf der Fläche erscheint, die es auffängt. Hr. L. richtete indessen eine kleine finstere Kammer, so zu, daß nur das Glas, das Bild an der hintern Wand machte, und daß ein Auge, aussen an eine Oefnung, gleich beym Glase gebracht, eben das Bild sehen konnte. Da kam es nicht nur ihm, sondern auch andern, die nichts von seiner Vorrichtung wußten, so vor, als stünde das Bild in natürlicher Größe und Entfernung hinter der Wand, daher einige glaubten, sie sähen in einen Spiegel. Durch diesen Versuch, den Hr. L. bey keinem Schriftsteller gefunden hat, kann die finstere Kammer die Stelle eines Spiegels vertreten. Das Werk des Mahlers aber kann, wie auch da Vinci bemerkt hat, nur aus einer gewissen Stelle, eigentlich nur mit einem Auge betrachtet werden, da im Spiegel jedes Auge ein eignes Bild sieht. Hr. L. betrachtete eine gemahlte Landschaft durch ein enges Loch, so daß er nichts als die Landschaft sahe, und da erschienen ihm alle vorgestellten Entfernungen viel schärfer und entschiedener. (Vermuthlich weil ein Kurzsichtiger durch das enge Loch deutlicher sieht, es vertritt bekanntermassen in etwas die Stelle eines Hohlglases, also nicht eigentlich, weil er dadurch die Landschaft allein sahe, als in so fern freylich, jede Empfindung durch Beymischung anderer undeutlich wird.) Aus diesen Erfahrungen schließt Hr. L. ein Gemählde würde die Wirkung des Spiegels, der das vollkommenste Bild darstellt, leisten, wenn es sowol an Perspektiv als an Colorit dem finstern Zimmer vollkommen gliche. Und da die Perspektiv auf richtige und leichte Regeln gebracht ist, so wäre nur eben das für die Farbengebung übrig. Jeden Gegenstand mit seinen natürlichen Farben zu schildern, ist eine gute Vorschrift zum Anfange, aber sie ist nach H. L. Gedanken nicht zu-

läng-

länglich. Denn eben die Farbe des Gegenstandes, ändert den Grad ihrer Klarheit nachdem er stärkern oder schwächern Lichte ausgesetzt ist, und der Mahler soll der Abbildung diesen erforderlichen Grad der Klarheit geben, und die Schattirungen ausdrücken, die von der Verschiedenheit des Lichtes herrühren, das die unterschiedenen Seiten des Gegenstandes erleuchtet. Also kommt das Wesentliche, in Absicht auf die Farbengebung, auf folgendes an: Was für Unterschiede auch unter den Lichtern seyn mögen, welche die Gegenstände erleuchten, so soll das Gemählde, als einem einzigen Lichte ausgesetzt betrachtet werden, und dem ohngeachtet die Gegenstände so darstellen, als wenn jeder von ihnen, in dem Gemählde selbst, dem Lichte ausgesetzt wäre, dem der Gegenstand, in dem Augenblicke ausgesetzt war, da er gemahlt ward, oder da man annimmt, er sey gemahlt worden. Und das ist ziemlich schwer. Eine Mauer, die ziemlich dunkelgrau ist, kann der Sonnen ausgesetzt, so hell und weiß aussehen, als eine sehr weisse Mauer im Schatten. Noch schwerer ist es dem Mahler seinen Farben alle die Grade der Klarheit oder Dunkelheit zu geben, die in der Natur vorkommen, weil er, Licht abzubilden, nichts hat als die weisse Farbe. So hat Leonard schon bemerkt, daß man einer weissen Mauer, die, als der Sonnen ausgesetzt, vorgestellt seyn soll, nie alle gehörige Klarheit im Gemählde geben wird, ausser wenn man das Gemählde selbst der Sonne aussetzt; alsdenn aber werden die Schatten im Gemählde zu hell, und Gemählde sind auch nicht gemacht in die Sonne gestellt zu werden; man betrachtet sie beym Tagelichte, das gegen den Sonnenglanz eine Art von Schatten ist. Ueberdies, kann der Mahler nicht alle Grade der Klarheit ausdrücken, nur die, die am wenigsten unterschieden sind. Er muß also diese Grade, die

in

in der Natur weiter von einander abstehen, einander proportionirlich nähern, und dazu eine gewisse mittlere Klarheit zum Grunde setzen. Also kömmt diese Schwürigkeit auf folgendes beydes an: 1) Die Verhältniß zu finden, die jedesmal unter den gegebenen Umständen, zwischen der unterschiedenen Klarheit der Gegenstände, die gegebenen Lichtern ausgesetzt sind, Statt hat. 2) Die Verhältniß zwischen der Klarheit der unterschiedenen Mischungen der Mahlerfarben zu finden. Hr. L. hat in seiner Photometrie, Gründe, Lehrsätze, Erfahrungen angegeben, aus denen erhellt, wie sich diese beyden Aufgaben auflösen lassen, und wie sie von ihm schon in unterschiedenen Fällen aufgelöset sind. Er redet auch mit Achtung von des zu Göttingen verstorbenen Mayers Berechnung der Farbenmischungen, ob er gleich dabey erinnert, daß vielleicht die Farbe der Mischung sich nicht genau nach dem Verhältnisse der Materien, die man vermischt, richte, auch noch zu entscheiden sey, ob diese Verhältniß nach Maaße oder nach Gewichte soll beurtheilt werden. (Dem Recensenten, hat des seel. Mayers Farbentriangel nie was anders geschienen, als eine Anweisung, wie jedweder, der Farben braucht, für sich untersuchen könne, was für Farben aus Mischungen derjenigen Materien entstehen, deren er sich eben bedient. Eine solche Materie, die unter einem gewissen Namen gebraucht wird, z. E. Zinnober, Berlinerblau, hat gewiß nicht allemal vollkommen eben die Farbe in Absicht auf Reinigkeit und Lebhaftigkeit. Also dient M. Berechnung nicht zu einer allgemeinen Regel, sondern nur zu einer Anleitung, wie man in jedem vorkommenden Falle Erfahrungen anzustellen hat. Ohngefähr wie der Feuerwerker, den Satz, den er in einem Buche findet, nicht allemal schlechterdings befolgt, sondern nach Beschaffenheit seines Salpeters u. s. w. andern

dern muß. Ausserdem setzt eine solche Berechnung voraus, daß die Theilchen der Farbenmaterien, wenn sie zusammengebracht werden, nicht durch Wirkungen in einander, eine Farbe geben, die sich aus dem Verhältnisse ihrer Mengen gegen einander nicht voraus sehen liesse. Auflösung von Vitriol, zur Tinktur von Galläpfeln gegossen, giebt nicht die Farbe, die man von der Mischung dieser beyden Farben erwarten sollte. Ob nun bey Mischung der Mahlerfarben auch so was vorgeht, das muß blos die Erfahrung entscheiden.) Hr. L. bringt noch bey, wie weit die Empfindlichkeit des Auges für den Unterschied der Schattirungen geht, welches aber sowol als die Anwendung auf die Mahlerey, in diesem, schon so weitläuftigen Auszuge nicht Platz hat.

Mathematische Classe.

I. Hr. La Grange giebt Zusätze zu seiner Abhandlung über die Auflösung der bestimmten Gleichungen im Jahre 1767. Er braucht die dort gewiesene Gleichung, deren Wurzeln die Quadrate der Differenzen der Wurzeln einer vorgegebenen Gleichung sind, ferner Umstände von dem möglichen oder unmöglichen Wurzeln zu entdecken. Z. E. die vorgegebene, hat lauter mögliche Wurzeln, oder auch mit unmögliche, nachdem in der Gleichung der Differenzen, lauter Abwechselungen der Zeichen, oder auch Folgen sind. Von der Theorie, die Hr. La Gr. daraus herleitet, liesse sich bey ihrer weitern Fortsetzung hoffen, sie werde die Zahl der möglichen Wurzeln bestimmen lehren; die bisher bekannten Regeln, vom Newton und Maclaurin, sind unzulänglich, die von Stireling und den Abbe de Gua nicht zur Ausübung zu bringen. Selbst die Ausdrückungen der unmöglichen Wurzeln lehrt Hr. La G. aus seiner Theorie finden. Wie man sich den mög-

lichen Wurzeln durch periodische fractiones continuas nähert, wird weiter ausgeführt, und welches noch niemand gewiesen hatte, gezeigt, daß die Wurzel jeder quadratischen Gleichung auf einen solchen Bruch gebracht werden kann. Nachdem, eine vorgegebene höhere Gleichung rationale Divisore vom ersten oder vom zweyten Grade und zwar diese möglich, hat, nachdem werden, die fractiones continuae, welche die Wurzeln dieser Divisore vorstellen, aufhörend oder periodisch. Diese merkwürdige Eigenschaft, verdient ferner bey Divisoren von höhern Graden untersucht zu werden, die Theorie von den fractionibus continuis, wird überhaupt allgemeiner gemacht, und zu allerley Gebrauche angewandt. / II. Desselben, neue Methode, unbestimmte Aufgaben in ganzen Zahlen aufzulösen; Sie gründet sich auch auf Hr. L. G. vorige Lehren von den fractionibus continuis und wird sowohl auf einfache unbestimmte Gleichungen, als auf quadratische angewandt, welches letztere bisher in dieser Allgemeinheit nicht geschehen ist. III. Desselben neue Methode, Gleichungen, deren Coefficienten Buchstaben sind, durch Reihen aufzulösen. Hr. L. G. Methode, die man hier wohl im Auszuge zu sehen verlangen wird, hat die Vorzüge, alle Wurzeln der Gleichungen, nicht wie andere, nur eine zu geben, auf Reihen zu führen, deren allgemeine Glieder und die Umstände, unter denen sie sich nähern, leicht zu finden sind. Nicht nur die Wurzeln selbst, sondern auch was man will für Functionen derselben zu geben, endlich auch bey transcendentischen Gleichungen statt zu finden. IV. Hr. Lamberts trigonometrische Anmerkungen. Vergleichung zweener Winkel, einer zum Kreiße, der andere zur Hyperbel gehörig. (Hr. L. handelt hievon auch in seinen Zusätzen zu den trigonometr. Tafeln 32. und 33. Taf.) Hr. L. ist darauf durch trigonometrische Formeln ge-

gebracht worden, die unter gewissen Umständen unmöglich werden, z. E. die für den halben Tagebogen, unter den Umständen, da die Sonne nicht untergeht. Es ist ihm da eingefallen, daß unmögliche trigonometrische Functionen, mögliche hyperbolische geben, und umgekehrt. (Eine Betrachtung, die in Kästners Analysis des Unendlichen, 325. §. der 1. Ausg. ist angewandt worden, zu erklären, wie unmögliche Kreisbogen und Logarithmen gleichgültig sind.) Der Gebrauch von dieser hyperbolischen Trigonometrie, zeigt sich vornemlich in Abkürzung trigonometrischer Arbeiten, besonders, wenn zu Berechnung von Tafeln, gewisse Theile eines Dreyeckes unveränderlich angenommen werden.

Philosophische Classe.

I. Hn. Formeys zweyte Abhandlung, von der Absicht, und dem Nutzen der Akademien. Er verlangt insbesondere von ihnen, die einreissende Halbgelehrsamkeit zu dämpfen. II. Hr. Beguelins fünfte Abhandlung von dem Gebrauche des Satzes des zureichenden Grundes in der Mechanick. Hr. B. behäuptet mit Leibnizen, daß die Gesetze der Bewegung nicht nothwendig sind, widerlegt sehr richtig den H. von Fontener, der das Gesetz der Trägheit für einen identischen Satz gehalten hatte, und sucht zu zeigen, daß die Trägheit nicht aus der Undurchdringlichkeit folge. (Das wesentlichste, was sich für diesen richtigen Gedanken H. B. sagen läßt, scheint er, wenigstens nicht deutlich genug, gesagt zu haben. Das Undurchdringliche läßt nichts anders in die Stelle, die es jetzo einnimmt; aber könnte es ohne einige Gewalt aus dieser Stelle getrieben werden, so wäre es nicht träg. Ein leerer verschlossener Kasten, ist eben so undurchdringlich, als wenn er voll ist, so viel Trägheit hat er nicht.

In Kaestneri dissertat. mathematic. et phys. Soc. R. Sc. Gotting. exhibitis; wird N. 10. der Begriff der Trägheit, und der Unterschied zwischen träg und undurchdringlich, weiter aus einander gesetzt, wo auch eben das gesagt ist, was Hr. B. in der Folge von dem Gesetze der Trägheit bemerkt, in so fern es zur Fortsetzung angefangener Bewegungen gehört, daß dieses auf den Satz des zureichenden Grundes ankomme. Aber auch bey dieser Anwendung des Satzes des z. G. muß man etwas genauer aus einander setzen, als Hr. B. gethan hat. Selbst ein blos undurchdringlicher Körper, könnte ohne z. G. Richtung und Geschwindigkeit nicht ändern; aber dieser z. G. dürfte eben nicht das seyn, was in der Mechanick Kraft heißt. Von dieser Kraft erhalten wir nur durch die Empfindung Begriffe, durch das was wir fühlen, wenn wir Körper bewegen, oder ihre Bewegung ändern wollen, und dieses Gefühl allein giebt uns also den Begriff der Trägheit.) Hr. B. sucht ferner zu zeigen, daß die beyden andern Grundgesetze der Mechanick die Zusammensetzung der Kräfte und das Gleichgewicht auf dem z. G. beruhen, wobey er annimmt, daß die meisten Geometern, das Gesetz des Gleichgewichts (so wäre es besser zu sagen, als: der Ruhe, denn bey Ruhe denkt man sich nicht das Bestreben zur Bewegung, das beym Gleichgewichte, nur gehindert, vorhanden ist) aus der Bewegung herleiten. (Aber schon Joh. Bernoulli Op. T. IIII. S. 256. hat dieses als einen Fehler bemerkt, und den Vortrag dieser Grundlehren verbessert. Uebrigens, wenn man sich an gleichen Armen einer Waage gleiche Gewichte vorstellt, so ist alles auf beyden Seiten der Unterlage völlig einerley, was also aus dem Begriffe, eines in der gegebenen Entfernung von der Unterlage angebrachten Gewichtes, auf der einen Seite folgt, das folgt völlig aus eben

dem

dem Gewichte auf der andern Seite. Also müssen beyde Gewichte zugleich sinken, oder keines, weil das erste unmöglich ist. So fließt dieses Gleichgewicht aus dem Satze des Widerspruchs, nicht des zureichenden Grundes; es ist eine nothwendige Folge aus der Schwere, die freylich was zufälliges ist. Die Geometern, für welche die Frage von der Nothwendigkeit und Zufälligkeit der G. d. B. so wichtig und so verwickelt gewesen ist, hätten bey Wolfen, bedingte und unbedingte Nothwendigkeit, schon längst deutlich auseinander gesetzt finden können. Uebrigens läßt sich, mit gleicher Nothwendigkeit, aus dem Gleichgewichte an der Wage, das am Hebel herleiten, und aus diesem nach Joh. Bernoullis Art, die Zusammensetzung der Kräfte. Hr. B. erwähnt einen andern Satz gar nicht, von dem die Frage mit Grunde gewesen ist, ob er nur eine Hypothese oder eine Folge aus Grundbegriffen ist, nemlich die Vergleichung zwischen der Kraft und den Elementen der Geschwindigkeit und der Zeit. Auch diese Frage hat man in nothwendig und zufällig eingekleidet.) II. Hr. Joh. Bernoulli, theilt eine Aufgabe mit, auf die er bey Untersuchungen aus der politischen Arithmetick gekommen ist. Eine gegebene Zahl Personen von gleichem Alter, die Hälfte von jedem Geschlechte, verheyrathen sich an einem Tage mit einander; man soll die Wahrscheinlichkeit finden, daß durch Absterben der Hälfte dieser Personen, alle Ehen getrennt werden. Die Frage führet auf Combinationen, daher findet sich am Ende dieses Aufsatzes die Tafel der figurirten Zahlen, wie in der Arte conjectandi Jacob Bernoullis, des Bruders von des gegenwärtigen Großvater. Da Hr. B. die Sache blos in dieser mathematischen Allgemeinheit betrachtet, so unterscheidet er nur die beyden Fälle, ob die Zahl der Personen zusammen gerade oder unge-

gerade ist; in dem letzten, nimmt er an, daß eine Mannsperson mehr sey als eine Weibsperson, und unverheyrathet bleibe. Bey jedem, unterscheidet er noch, ob man die Sterblichkeit bey einem Geschlechte so stark als bey dem andern, annehmen will oder nicht. Einen Begriff von der Frage überhaupt zu geben, setze man zwey Ehepaar: Sollen von diesen vier Personen die Hälfte sterben, so sind folgende Fälle möglich: 1) Beyde Eheleute des ersten Paares; 2) beyde des zweyten; 3) die beyden Männer; 4) die beyden Weiber; 5) der erste Mann, die zweyte Frau; 6) die erste Frau, der zweyte Mann. Unter diesen sechs Fällen, trennen die vier letzten Ehen. Also ist die Wahrscheinlichkeit, daß durch Absterben der Hälfte der Personen, Ehen getrennt werden, $\frac{4}{6} = \frac{2}{3}$. (Man sieht hieraus, daß in H. B. Frage das eigentliche Alter der Leute keinen Einfluß hat, so wenig als andere Betrachtungen, nach denen man sonst die Sterblichkeit zu schätzen pflegt. Dieses hat Hr. B. vermuthlich durch den Ausdruck: gleiches Alter, anzeigen wollen, aber ausserdem, daß eine Ehe zwischen ein paar Personen gleiches Alters nicht sehr gewöhnlich ist, so fällt jedem hiebey die Einwendung ein, ob bey einer solchen Ehe, eines so viel Hofnung zum Leben hat als das andere. Man weis, daß auf diese Frage mit Unterschiede müßte geantwortet werden; nun trift freylich die Einwendung Hn. B. nicht; sie hätte aber durch einen andern Ausdruck gar können verhütet werden.) III. Hr. Beausobre über die Natur und Nothwendigkeit der dunkeln Vorstellungen.

Schöne Wissenschaften.

I. Hr. Toussaint, über die Wohlthätigkeit als wirksam betrachtet. Die beyden Sätze, die Hr. T. mit Beredsamkeit ausführt, sind: Man ist noch nicht

wohl-

wohlthätig, wenn man nur unschädlich ist. Man ist auch nicht wohlthätig, wenn man nur den Willen ohne die That hat. Als ein Beyspiel der letzten Art kömmt die Betschwester aus Gellerts Erzählungen vor. II. Hr. Bitaube, ob das Volk der gehörige Richter der Beredsamkeit ist? Hr. B. wendet dagegen ein, daß dem Volke feine Empfindung und Geschmack mangeln; gesteht aber doch zu, daß die Zuhörer des Cicero und Demosthenes das gehabt haben, (und also widerlegen seine Gründe den Cicero und Quintilian nicht, die von andern Völkern nicht geredet haben.) Am allerwenigsten will Hr. B. dem P. Gisbert glauben, daß das Volk von der geistlichen Beredsamkeit urtheilen könne. Es hat von den Gegenständen dieser Beredsamkeit viel zu wenig Kenntniß, es fühlet ihre Wichtigkeit viel zu schwach. Selbst die Vorstellung unsers Todes rührt uns wenig, weil wir ihn entfernt schätzen. Der geistliche Redner zeigt ihn uns als gegenwärtig, läßt uns gleichsam die Todesstunde schlagen, aber selten ist sein Triumph vollkommen. Es scheint, als gehörte die Illusion, den Tod in eine ferne und ungewisse Zukunft zu versetzen, zu unserm Seyn. Aus diesem urtheile man, was die Kanzelberedsamkeit für Eindruck bey Gegenständen zu machen vermag, wo sie nicht so pathetisch seyn kann. (Das hiesse allenfalls nicht beweisen, daß das Volk von der geistlichen Beredsamkeit nicht urtheilen könne, sondern überhaupt, daß mit derselben nicht viel auszurichten sey. Es kann wohl seyn, daß die geistlichen Redner, die Hr. B. kennt, den gemeinen Mann eben nicht sehr bessern, aber vielleicht ist das auch nicht die Absicht ihrer Beredsamkeit. Unter den Protestanten hat man doch Prediger, die ihrer Gemeine verständlich und rührend gepredigt haben. Der Prediger, der nur durch die Einbildung eines wahren Todes

 schre-

schrecken wollte, verstünde seine Pflicht nicht. Wie überhaupt der nicht, der nur Affekten erregen will, nicht gegründete Gesinnungen und eine dauerhafte Gemüthsverfassung erzeugen kann. Das hätte Hr. B. als den Unterschied unserer christlichen Beredsamkeit von der alten republicanischen bemerken sollen, und da würde er gefunden haben, daß Christen, denen ihre Religion und die Quelle derselben nicht fremd ist, es wohl beurtheilen können, ob ihr Lehrer sie unterrichtet und erbauet.) Gänzlich widerlegt nach H. B. Gedanken den P. Gisbert die Erfahrung dadurch, daß einer und derselbe Prediger, der einen Gemeine gefällt, der andern nicht. (Nach welcher Art zu schliessen auch folgt, daß in Sachen des Geschmacks die Höfe nicht Richter sind, daß von Wissenschaften die Akademien nicht urtheilen können.) III. H. Wegueline Entwurf einer allgemeinen diplomatischen Geschichte von Europa von Carl dem Großen bis 1740. Dieser läßt sich, wie leicht zu erachten, nicht abkürzen; Indessen sieht man die Denkungsart Hrn. W. ohngefehr aus folgenden Aufgaben, die er als die wichtigsten, im Verfolge dieser Geschichte aufzulösen vorhat; 1) Die Eroberungen der östlichen und nördlichen Völker, mit ihren Umständen vorausgesetzt, aus der Reihe der Begebenheiten zu bestimmen, wie die Gesetzgebung und Regierung dieser Völker beschaffen gewesen sind. 2) Den Verfall des carolingischen Hauses, vorausgesetzt, den Ursprung, das Wachsthum, und die unterschiedenen Abänderungen des Lehnsystems zu erklären. 3) Die unmittelbaren Folgen, von Pipins und Carls d. G. Schenkung an den heil. Stuhl, oder, welches eben das ist: den Zustand des H. St. zur selbigen Zeit angenommen, die Erstreckung und die Stärke der Hierarchie historisch zu bestimmen. 4) Aus den Kreuzzügen, und den Kriegen der grossen und kleinen

nen Vasallen, den Ursprung und Fortgang des Bündnißsystems herzuleiten. 5) Vermittelst der Begebenheiten unter Ludwig XI.; Ferdinand dem Catholischen und Carl V.; einen richtigen Begrif von dem Staatsrechte zu geben, das damals in Europa entstand. 6) Die unterschiedenen Vorfälle bey diesem politischen Rechte vorausgesetzt, den Anfang des Soldatensystems zu bestimmen. — Eine solche Historie müßte allerdings für einen Philosophen sehr unterhaltend seyn. IV. Hr. von Catt über die Physiognomie. Wie gut es wäre, wenn man es den Menschen gleich ansehen könnte, was an ihnen ist! Aber weil es nun der liebe Gott anders gemacht hat, nun, so ist es so auch gut!

Astronomische Beobachtungen.

Hr. Joh. Bernoulli theilt aus vielen Beobachtungen von Jupiterstrabanten, nur einige mit, die er auf der Kön. Sternwarte mit einem dollondischen achromatischen Fernrohre angestellt hat. Es hat etwa 3½ Fuß Brennweite, und mit den Okularen, die er gebraucht hat, vergrössert es 80mal.

VIII.

Geschichte des Osmanischen Reichs, von seiner Stiftung an, bis auf gegenwärtige Zeiten. Nach dem Französischen des Hrn. de la Croix, mit Verbesserungen, von Joh. Christoph Fried. Schulz. Erster Band. Frankfurt und Leipzig, im Verlag der Buchhändler-Gesellschaft, 1769. 519 Seiten, ausser den Vorreden.

Zweyter Band nebst einer neuen Charte von dem Türkischen Reiche, 1770. Ebendas. 8. 560 Seiten, und eine kurze Vorrede.

Man kennt die Methode oder den Plan der Abregés chronologiques, davon der Präsident Henault Erfinder ist, welcher die französische Geschichte zuerst hiernach ausgearbeitet hat. Die Arbeit fand einen ganz allgemeinen Beyfall; und fast eben so geschwind Nachahmer, dergestalt, daß in kurzer Zeit die Geschichte mehrerer Europäischer Reiche in die Form chronologischer Abrisse gebracht worden ist. Hr. de la Croix hat diese Methode auch auf die Osmannische Geschichte angewendet. Wir glauben unterdessen, daß auch diejenige, welche das Muster selbst, wir meynen Henault's Abriß der französischen Historie, gelesen haben, dem die Nachahmer nicht immer gleich geblieben sind, mit uns darinn einerley Meynung seyn werden, daß diese Methode eben so vieles wider sich, als für sich habe. Der unterscheidende Charakter derselben bestehet bekanntermaßen darinn, daß die Trockenheit der Zeitrechnung und die schwere Mühe des Synchronismus durch eine künstliche Mischung mit dem Angenehmen und Unterhaltenden der Geschichte und Erzählung selbst, das Verdrießliche verliehren, der Verstand und das Gedächtniß des Lesers aber desto leichter und durch alle historische Hülfsmittel zugleich, unterrichtet und geleitet werden soll. Wenn keines durch das andere verliehren würde, so möchte diese Bearbeitung Lob und Nachahmung verdienen: allein unserer Erfahrung nach, verliehren bey der Mischung, davon wir itzo reden, alle Ingredienzen (man verzeihe uns die Vergleichung!) etwas merkliches von der Kraft, die sie für sich und ungemischet allezeit zu äussern pflegen.

Erst-

Erstlich wird durch die den Jahrbüchern abgeborgte Ordnung der Jahre, natürlicher Weise allemal das System ganzer Handlungen, deren Ausführung mehrere Jahre erfordert hat, durch unendlich viele, nicht zu diesem Einem gehörende, aber in eben den Jahren geschehene Begebenheiten, zerstücket und brockenweis hierhin und dorthin aus einander geworfen, daß es dem Leser neue Mühe machet, diese Stücke durch Nachdenken und genaue Aufmerksamkeit wieder zusammen zu lesen: zweytens unterbricht der auf der gegenüberstehenden Seite fortgeführte Synchronismus auf eine höchst unangenehme Art den Text selbst, und wird, wenn vollends nicht bloße Namen stehen, so weit von den gehörigen Stellen verschoben, daß er den Leser mehr verwirret als unterrichtet, und lange die Dienste nicht leistet, die ich von besonders gedruckten Synchronistischen Tabellen zu erwarten habe, welche ich vor mich lege, wenn ich eine Geschichte lese.

Doch dies ist blos ein allgemeines Urtheil über die Methode derjenigen historischen Compendien überhaupt, zu welchen das gegenwärtige von Hrn. de la Croix gehöret. Um unsere Gedanken mehr auf dies letztere allein, und besonders auf die deutsche Ausgabe von Hrn. Schulz, einzuschränken, so müssen wir im Voraus zum Lobe des Uebersetzers sagen, daß, ohngeachtet die Fehler der Methode und des Plans in dem französischen Originale zahlreicher und übertriebener sind, als in den übrigen verschwisterten Büchern dieser Art, dennoch solche in der angezeigten deutschen Ausgabe Theils gehoben, Theils vermindert worden sind. Der ursprüngliche Verfasser des Buchs hatte die beschriebene Methode mehr als alle seine Vorgänger übertrieben. Er hatte den beygesetzten Synchronismus anderer Asiatischer und Europäischer Reiche, der, wenn er nützlich seyn sollte, höchstens in Tabellen

ten bestehen müßte, durch weitläuftige Erzählungen der Begebenheiten eines jeden Regenten so zweckwidrig erweitert, daß man nicht etwa ein oder zweymal, sondern recht häufig und im zweyten Bande fast durchgehends, viele Jahrhunderte in der Hauptgeschichte weiter vor war, als in den darneben stehenden Nebengeschichten. Z. E. T. II. p. 2. fängt das Leben Mahommeds an, der 1595. zur Regierung gelangte; und gegen über wird vom Lech, dem vermeynten Stifter der Pohlen gehandelt. Auf diese Weise stehet im ganzen zweyten Theile der französischen Ausgabe alles unter einander, so daß es unbegreiflich ist, daß der Verfasser die augenscheinliche Unbequemlichkeit nicht selbst habe merken und verbessern wollen. Der deutsche Uebersetzer hat hier durchgehends eine bessere Einrichtung gemacht. Die Aufstellung gleichzeitiger Regenten, hat er, so lange solche tabellarisch geblieben ist, und in blossen Namen und Jahrzahlen bestanden hat, beybehalten, dennoch aber sie zugleich mit denen in einzelnen Columnen gegen den Text über gesetzten Sterbefällen und Namen der Grosvezire, Kinder, und merkwürdigen Männer, an einen bessern Ort, nemlich allemal ans Ende der Lebensbeschreibung eines jeden Kaisers hingesetzet. Hingegen wo der Verf. den Synchronismus in eine, für die Absicht zu weitläuftige Geschichte verwandelt hatte, da hat der Uebersetzer recht weislich eine ganz andere Einrichtung gemacht. Die Geschichte von Pohlen, Ungarn, Böhmen und Rußland hat er ganz herausgeworfen, weil wir bereits bessere Geschichten dieser Reiche haben; (vielleicht auch, aus diesem guten Grunde, weil die angenommene Geschlechtsverwandschaft mehr auf Erdichtung als Wahrheit gebauet ist;) hingegen die kurzen Entwürfe der Geschlechte von den Chanen der grossen Tartarey, der kleinen Tartarey oder Krim,

H. i der

der großen Bukharey, der kleinen Bukharey, ferner die Historie der tartarischen Könige von Persien, der Schachs von Persien, der Kaiser von Indostan und der Sultane, von Egypten, hat er an das Ende eines jeden Theils gesetzet, so daß solche als eigene Beschreibungen für sich gebraucht und selbst auch bey dem Lesen der Osmannischen Geschichte zu Rathe gezogen werden können, ohne daß dadurch eine Verwirrung und Unterbrechung der Haupterzählung verursachet werde. Diese in der deutschen Uebersetzung angebrachte Veränderung sehen wir als eine wesentliche Verbesserung der Methode an, dadurch das Lesen des Buchs zugleich angenehmer und unterrichtender geworden ist. Eben diese Uebersetzung hat noch einige andere Vorzüge vor dem Originale, die wir alsdenn anzeigen wollen, wenn wir erst noch einiges von der innern Einrichtung des Originals selbst vorausgeschicket haben.

Eigentlich zu sagen, ist das Buch des Hrn. de la Croix eine bloße Kriegs- und Eroberungs-Geschichte der Osmanen, die dem Laufe der Jahre folget, so daß der Verf. von einem Jahre zum andern fortgehet, und die kriegerischen Unternehmungen desselben erzählet. Unterdessen hat der Verf. die Friedensgeschichte, die Staatsverfassung und die zur Verbesserung derselben abzielende Gebräuche und Anstalten, mit einem Worte, die Statistick, nicht ganz ausgeschlossen, sondern solche Stückweise, so wie hierzu die schicklichste Veranlassung gegeben worden ist, gemeiniglich bey der Erzählung solcher Begebenheiten, aus welchen dies oder jenes Stück der Staatsverfassung entstanden ist, eingeschaltet. Hierdurch ist das Einförmige und die Trockenheit, welche natürlicher Weise mit der Annalen-Methode verbunden ist, sehr gemildert worden, dergestalt, daß nicht nur mehr Vollständigkeit

in

in die Geschichte gebracht worden ist, welche sonst bey bloßer Erzählung der Kriege mangelhaft und zerstümmelt geblieben wäre, sondern, daß auch durch vermehrte Mannigfaltigkeit und Abwechselung das Vergnügen und die Unterhaltung des Lesers ungemein befördert worden ist. Doch wir wollen dieses mehr durch Beyspiele beweisen, als überhaupt nur anzeigen. Murad der II. war ein besonderer Freund der Geistlichkeit, und von ihm rühren alle Vorzüge und Privilegien her, die dieser Stand noch jetzt in der Türkey besitzet. Dies ist die Ursache, um welcher Willen der Verf. Th. I. S. 211. am Ende der Lebensbeschreibung dieses Fürsten, eine Nachricht von der Geistlichkeit der Türken, besonders dem Mufti gegeben hat. — Bajafed dem II. begegnete nach eben geschlossenem Frieden der Zufall, daß ihn, als er den Weg von Adrianopel zu Pferd passirte, ein Derwisch um ein Almosen bat. Der Kaiser steckte die Hand in die Tasche, um ihm eines zu geben: und indem zog der treulose Mönch einen Dolch, wiewohl fruchtlos, hervor, um den Kaiser zu ermorden. Seit der Zeit ward verordnet, daß kein Fremder vor den Kaiser kommen durfte, dem nicht von bestellten Personen die Hände aufrecht gehalten würden. Dies ist die Veranlassung, daß das Ceremoniel der Audienzen eines Gesandten — denn diese betraf jene Verordnung auch — in das Leben Bajafed II. S. 262. gesetzet worden ist. Eben dieser Kaiser drang auf eine genauere Beobachtung der Pflichten der Religion — stiftete auch einen neuen Orden der Derwische: dieser Gelegenheit zu gefallen, sah der Verf. das Leben Bajafed II. für den bequemsten Ort an, um überhaupt eine Beschreibung der Fasten, besonders der grossen, Ramadan genannt, imgleichen auch aller geistlichen Orden zu geben. Dies geschiehet S. 267-273. mittelst dieser Formul: „Wir wollen

len den leeren Platz, welchen uns die Osmanische Geschichte hier während des Friedens läßt, damit ausfüllen, daß wir u. s. w.„ — — Scheisan Kuli, ein Ketzer, machte unter Bajaseb II. Regierung Zwiespalt, und ward endlich verjagt, da er nach Persien gieng, wo man ihn und seine Lehre annahm. Daher wird unter eben dieser Regierung weitläuftig von der Trennung der Perser und Türken geredet. Th. I. S. 274-278. — — Soliman II. ließ wegen der Verläumdung seiner geliebten und arglistigen Roxolane, seinen ältesten Sohn Muztafa, durch 6 Stumme umbringen: daher wird I. 362. von den Todesstrafen durch stumme Henker und bey dieser Gelegenheit von allen Todesstrafen unter den Türken gehandelt. — — Aus diesen wenigen Beyspielen wird man sich einen Begrif von der ganzen Einrichtung machen können. Denn auf eben diese Weise, sind, um mit der Schule zu reden, episodenweiß die vornehmste Gebräuche, Stiftungen, Gesetze u. s. w. in die übrige Kriegegeschichte der Türken eingewebet worden. Das Buch würde, wenn dies unterblieben wäre, nicht die Helfte seines Werths haben.

Doch vom Inhalt und dessen Behandlung selbst, sey dies genug! Der Verf. geht auf die vorbeschriebene Art, die Geschichte der Osmanischen Kaiser von Osman I. bis Mohhammed V. durch. — Billig werden nun unsere Leser eine andere, vielleicht wichtigere Frage aufwerfen: ist diese Geschichte auch zuverläßig; aus welchen Quellen hat der Verf. sie geschöpfet? Hier müssen wir einen Unterschied unter zwey verschiedenen Theilen des Werkes machen: unter der Einleitung zu der Osmanischen Geschichte, und unter der Osmanischen Geschichte selbst. Jene ist in der That nichts weiter, als ein Auszug aus Deguignes Geschichte der Hunnen. Der Verf. legt eben

das

das Völkersystem zum Grunde, welches Hr. Deguignes aufgebauet hat, und leitet mit ihm Türken, Ungarn, Böhmen, Pohlen u. s. w. von einem Stammvolke ab. Wir glauben nicht, daß dieses zu erweisen sey: unterdessen ist es weder de la Croix, noch Schulzen zu verdenken gewesen, daß sie Hrn. Deguignes schlechthin gefolget sind, da wir noch keinen bessern Schriftsteller haben. Hingegen offenbare Fabeln hätte entweder der Verfasser, oder doch wenigstens sein deutscher Uebersetzer, herauswerfen sollen. Bey einem Buche, das nur ein kurzer Auszug, oder Abriß betitelt war, hätte der Verf. nicht nöthig gehabt, mit Deguignes bis zum Noah hinauf zu gehen: er hätte ohne Bedenken die fabelhafte Zeit des Volks ganz abschneiden dürfen. — In der Geschichte der Osmanen selbst, sind folgende Schriftsteller, die er hier und da namentlich nennet, seine Hauptquelle: zuförderst und hauptsächlich der Geschichtschreiber Sagredo, hiernächst aber der Fürst Kantemir, und besonders in Ansehung statistischer Sachen, die beyden Engländer Knolles und Rycaut. Rycaut wird vom de la Croix oft citirt: seltener Kantemir; Hr. Schulze setzet bisweilen und ohne allgemeine Regel die Seitenzahl hinzu. Aus diesem erhellet, daß neue und bisher unbekannte Nachrichten in dieser Geschichte nicht zu erwarten sind. Es ist für den Verfasser rühmlich genug, daß er die angezeigte Quellen gut gebraucht und bey widersprechenden Nachrichten einen solchen Mittelweg zu treffen gewußt hat, auf welchem er den Fehlern der Partheylichkeit entgangen ist und nicht selten die Wahrheit zu finden, das Glück gehabt hat. Mit Achmed III., wo Kantemir aufhöret, hat auch er sein Buch geschlossen, weil er Zeitungen und Monatsschriften als Quellen der Geschichte zu gebrauchen mit Recht für ein Verbrechen gehalten hat. Die Nebengeschich-

ten

ten sind leider aus trüben Quellen, nemlich aus der allgemeinen Welthistorie genommen, die der Verfasser ohne weitere Prüfung ins Kurze zusammen gezogen hat. Underdessen das ist selten zu erwarten, daß der Geschichtschreiber und der Geschichtforscher ein einer Person vereinigt erscheinen. Es muß auch erst mehr gesammlet werden, ehe ein Schriftsteller auf ein grösseres Verdienst Anspruch machen kann, als das, was Hr. de la Croix sich erworben hat.

Nun ist noch übrig, von dem Fleiße des Uebersetzers zu reden, dessen Arbeit allein gegenwärtiges Buch unserer Bibliothek fähig gemachet hat. Die erste Frage, die man natürlicher Weise bey einer Uebersetzung aufwirft, ist diese: ob durchgehends der Verstand des Originals richtig und beyden Sprachen gemäß ausgedruckt worden sey? Wir haben die Gewohnheit, bey der Prüfung einer Uebersetzung so zu verfahren, daß wir zuerst das Original oder die Uebersetzung allein durchlesen, hernach aber bey solchen Stellen, die uns in der Uebersetzung dunkel, widersprechend oder sonst anstößig scheinen, die Urschrift nachschlagen und vergleichen. Diese Methode läßt vielleicht manches übersehen, aber Hauptfehler entwischen ihr nicht. Hr. Schulze hat als ein Mann, der Geschichte und Sprachen fleißig studiret, der nicht mechanisch, schülerhaft oder um das liebe Brod übersetzet, sondern durch Gelehrsamkeit und Fähigkeit unterstützet wird, das beste Vorurtheil für sich: Die Uebersetzung dieses Buches läßt sich auch, überhaupt genommen, nicht tadeln, sie liest sich eben so leicht und angenehm, als ein Original, und enthält durchgehends Spuren, daß der Uebersetzer nicht blos französisch und deutsch, sondern zugleich Geschichte und selbst die Sprachen des Orientes verstanden habe: Dies aber hindert nicht, daß ihn nicht hier und da einzeln ein Fehler beschlichen habe. Wir haben nicht die ganze Uebersetzung ver-

gleichen, wie schon erwähnet worden ist; (und wer kann das verlangen?) allein wir haben doch Mängel und Uebereilungen entdecket, die jeden Leser, auch bey der besten Uebersetzung, vorsichtig machen müssen, hier aber ohngefehr zeigen können, daß Schulze, bey aller seiner Kenntniß der Geschichte selbst, dennoch als Uebersetzer, nicht durchgehends zuverläßig sey. Th. I. S. 148, 12. gehöret unter die kleinen Versehen, da erzählet wird, Manuel, Kaiser von Constantinopel, habe Gesandte an den Timurlenk geschicket, um Hülfe bey ihm wider die Türken zu suchen, wofür er sich verbindlich machte, ihn für seinen Vasallen zu erkennen. Es muß heißen: sich für seinen Vasallen zu erkennen. Wir hätten dies ohnfehlbar unter die Druck- oder Schreibefehler gesetzet, wenn wir nicht bey einer ähnlichen oder gleichviel bedeutenden Redensart, nemlich Th. I. S. 432. in der Mitte, denselben Fehler wieder gefunden hätten. Es heißt an dieser Stelle: „In diesem Jahre, oder am Ende des vorhergehenden, war Johann Sigismund, Fürst von Siebenbürgen gestorben. Die versammleten Stände gaben ihm den Stephan Battori — — zum Nachfolger, und dieser ließ wenige Zeit nach seiner Erwählung, den Großherrn mit seinem Fürstenthume belehnen.„ Der ganze Zusammenhang zeiget, daß es also hätte ausgedrücket werden müssen: und dieser empfieng — vom Großherrn die Belehnung wegen seines Fürstenthums; oder er ließ sich von dem G. H. mit seinem Fürstenthume belehnen. Und so steht auch im französischen Originale: qui, peu de tems après son election, envoya faire hommage au grand Seigneur de sa principauté. — Größer ist der Fehler, wenn der Uebersetzer das Französische nicht recht verstanden, und den Wörtern falsche Bedeutungen beygeleget hat, wie Th. I. S. 68. am Ende, offenbar geschehen ist, da er tirer mit lever verwechselt,

und die Stelle: ils ajoûtent, que ce fut Manuel, Empereur de Constantinople, *qui le tira de l'obscurité*, dans laquelle il vivoit, pour l'opposer à son frere; also übersetzet hat: „Sie setzen hinzu, daß ihn (Mohammed den I.) Manuel — deswegen im Verborgenen, wo er sein Leben zubrachte, gehalten habe, um ihn seinem Bruder Musa entgegen zu setzen.„ — Th. I. S. 192. im Anf. druckt das Deutsche: er nahm denjenigen, die sich der Pflichten ihrer Aemter entledigten, die lateinische Redensart aus, qui fungerentur officio suo; aber ganz das Gegentheil von dem, was es ausdrucken soll, und was im französischen stehet, wo es heißt, qui, l'exemptoient du service. — Ob das zu billigen sey, daß der Uebersetzer *ôtages* durch Bürgen, übersetzet, wie Th. I. S. 193. geschiehet, daran zweifeln wir deswegen, weil wir in unserer Sprache, so gut als der Franzose in der seinigen, den besondern Namen Geisel haben, und also nicht gezwungen sind, mit dem generellen Worte zufrieden zu seyn. — De la Croix sagt P. I. p. 558. von den Polstern, welche in den Zimmern der Türken um die Wände herum geleget sind: rien n'est si brillant ni si agréable à la vue; dies giebt Schulze also: Man kann sich nichts buntfarbigeres oder schimmernderes vorstellen. — *le planches d'en haut* sollte Th. I. S. 416. Mitte, nicht das Tafelwerk, sondern die Decke übersetzet seyn: und überhaupt vermissen wir in dieser ganzen Periode, darinn jener Ausdruck vorkommt, die Deutlichkeit. Im französischen stehet: les chambres sont basses, et le planches d'en haut est de bois sur lequel on voit des fleurs incrustées ou peintes. Dies giebt der Deutsche: Die Zimmer sind niedrig, und das Tafelwerk ist von Holze insgemein mit Blumen ausgeleget, oder bemahlet, und öfnen sich an verschiedenen Orten mit Flügelthüren. Die leztern

Worte und öfnen sich x. stehen nicht im Texte des Originals. Wir vermuthen, sie sollen zu den Vermehrungen des Uebersetzers gehören; aber was sind das für Zusätze, die ganz am unrechten Orte eingeschoben werden, so daß Wortfügung und Zusammenhang dadurch leiden! die Worte und öfnen sich x. sollen, wie wir freylich einsehen, hinauf zu dem Zimmer x. gehören: aber da so viel anderes darzwischen stehet, so wird jeder Leser nicht recht wissen, was er dabey denken soll. Wir hätten gewünschet, daß der Uebersetzer seine Zusätze, die ohnedem von keinem sonderlichen Betref sind, lieber in Anmerkungen des Randes verwandelt, und überall fleißig bemerket hätte, woher sie genommen worden wären. Denn in der Geschichte heißen Vermehrungen, ohne würkliche Anführung der Beweise; nichts. Eine Erinnerung, die fast überhaupt bey allen Anmerkungen des Hrn. Schulze, so wenig ihrer auch sind und so guten Grund sie übrigens auch haben mögen, zu machen ist! — Wir wissen nicht, was ihn bewogen habe, die Stelle: chacun maison a son bain, Th. 1. S. 416, zu übersetzen: Jedes Hauß hat sein Bagnio; Warum nicht sein Bad? Ebendas. S. 348.: Soliman II. gab donnernde Edicte, welche verboten, Wein durchs ganze Königreich zuverkaufen; muß heißen: Soliman gab — Edicte, welche durchs ganze Königreich verboten, W. z. v. — Ebendas. S. 322. Ende, ist der Sinn des Originals nicht völlig getroffen. Im Französischen stehet: qu'on a vû sur Mahomet II. murmurer de *l'attachement* de leur empereur pour une de ses maitresses; dies giebt der Deutsche: „Eben die Türken, welche man hatte murren gesehen, da sich ihr Kaiser in eine seiner Maitressen verliebt hatte.„ Wir würden es durch Ergebenheit, Zuneigung oder etwas ähnliches ausgedrücket haben, weil verliebt seyn hier ein allzuschwanken-

de-

der Ausdruck ist. — Folgendes setzen wir unter die Druck- oder Schreibefehler: Th. I. S. 260. Zeile 10. „welcher annoch die Türken kommandirte;„ es muß heißen die Ungarn. Ebendas. S. 314. am Ende stehe von dem Herrn, anstatt: von den Herren, (par les Seigneurs de sa cour.); welche Stelle im Deutschen dieser Kleinigkeit wegen, ganz dunkel wird.

Doch vielleicht haben wir schon mehr getadelt, als in einer Beurtheilung dieser Art getadelt werden sollte. Hr. Schulze darf uns solches nicht übel nehmen, da bescheidene Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit, die allein unsere Feder führen, nie beleidigen können. Von den Anmerkungen des Hrn. Sch. haben wir überhaupt schon geurtheilet. Sie sind weder ihrer Anzahl noch des Inhalts wegen beträchtlich. So viel wir haben errathen können, sind Deguignes, Herbelot und Kantemir nebst den Anmerkungen darzu, die vornehmste Quelle derselben. Der Uebersetzer würde aber in allem Betrachte nützlicher geworden seyn, wenn er nicht aus eigener Auctorität, die hier nichts gilt, gesprochen, sondern überall seinen Zeugen und seinen Gewährsmann genannt hätte. Noch unangenehmer ist es, wenn er Schriftsteller anführt, aber die Stellen nicht genau anzeiget, wie z. B. Th. I. S. 181. wo er saget: andere Schriftsteller, wie z. E. Dukas rc. aber den Ort nicht anführt. In den meisten Noten ist gar kein Schriftsteller genennet worden, z. E. Th. I. S. 106. 109. 115. 172. 176. 191. 213. 214. 248. 270. 271. u. s. w. Bisweilen möchten Anmerkungen nothwendig gewesen seyn, wo keine stehen, z. B. I, 276. da die Schrift Resghi und Tealik erwähnet wird. Anderwärts, wo diese Nothwendigkeit nicht eintrat, stehen Anmerkungen von keinem Betrag, als I, 248. 352. u. s. w. Einige Anmerkungen stehen anderwärts im Texte selbst, die Hr. Schulze, ohne sich dessen zu erinnern, vorher anführet, z. B. S. 172. *) steht S. 175. am Ende; und

 die

die Note S. 175. steht bis auf das Citat, welches allgemein schon vorausgesetzet werden konnte, im Texte.

Hr. Schulze schreibt sonst reines und gutes Deutsch: daher wird er es uns nicht verdenken, wenn wir genau, bis auf Kleinigkeiten sind. Er verwechselt allzuhäufig vor mit für; bisweilen versieht ers auch in denen Beugungen; z. B. I, 279. am Ende: „wenn die Novitien ein Gesichte haben.„ Und auf eben derselben Seite: „sie lassen sie auf ihr Gesichte fallen.„ Alemia braucht er I, 212. 214. als ein männliches, S. 213. aber als ein weibliches Wort. Ihm als einem Deutschen ist es auch zu verdenken, daß er durchgehends den Römischen Kaiser, Kaiser von Deutschland betitelt.

Das Hauptverdienst, das sich Hr. Schulze bey dieser Uebersetzung erworben hat, bestehet in der Rechtschreibung ausländischer Namen, welche nicht bey uns Deutschen allein, sondern fast bey den Schriftstellern aller Europäischen Nationen so verstellt zu werden pflegen, daß sie mehr neugemachte, als einer andern Sprache abgeborgte Namen zu seyn scheinen. Hr. Schulze hat sich bemühet, dergleichen Wörter in der Grundsprache aufzusuchen, und sie so zu schreiben, wie sie z. E. der Türke und Araber selbst ausspricht. Hierfür muß ihm billig dadurch ein allgemeiner Dank erstattet werden, daß andere Schriftsteller, die dergleichen Wörter gebrauchen, ohne die Grundsprache zu verstehen, sich nach seinem Beyspiel, und der von ihm gegebenen Vorschrift richten. Im Texte selbst hat er leider! mehr als eine Rechtschreibung: aber er entschuldiget sich diesfalls in der Vorrede vollkommen. Hingegen hat er in einer dem ersten Theile vorgesetzten Erklärung der türkischen und andern Morgenländischen Ausdrücke und Namen die richtige Schreibart desto sorgfältiger gelehret. De la Croix hatte eben diese Erklärung seinem Buche beygefüget; aber

Hr

Hr. Schulze hat es mit vielem Fleiße berichtiget und vollständiger gemacht. Nimmt man nebst diesem noch das Verzeichniß solcher Wörter zu Hülfe, die einer richtigen Schreibart zu folge, die meiste Veränderung erleiden, welches Schulze auf der vierten Seite der Vorrede zum zweyten Theile beygefüget hat, so hat man alles, was man verlangen kann, um in der Schreibart dieser ausländischen Namen nicht mehr so scheußlich zu fehlen. — Ausser diesem hat man Hrn. Schulze eine Landcharte des türkischen Reichs zu danken, welche vor dem zweyten Theile seiner Uebersetzung stehet, in der französischen Originalausgabe aber nicht zu finden ist. Sie rührt eigentlich von Abubekr, einem türkischen Gelehrten her, und ist aus des Grafen *di Marsigli* Stato militare dell' Imperio Ottomanno genommen. Hr. Schulze hat sie hier und da verbessert und verändert. Er hat, so viel wir sehen, bekanntere Namen, statt solcher, die bey uns weniger bekannt sind, gesetzet, bisweilen einige Städte u. s. w. weggelassen, und dafür anderwärts welche eingerücket, auch z. B. dem Caspischen Meere andere Grenzen gegeben. Unterdessen da Hr. Schulze selbst verspricht, im 3ten Theile, den er noch liefern wird, seine Charte selbst zu erläutern, so enthalten wir uns, weiter etwas hiervon zu sagen.

Wir haben schon oben gesagt, daß de la Croix die Geschichte anderer entweder würklich oder seiner Meynung nach verwandter Reiche, zugleich mit in seiner Osmanischen Geschichte vorgetragen habe. Einige, z. B. Pohlen, Rußland u. s. w. läßt Hr. Schulze ganz weg: und wir loben dies eben so sehr, als daß er die Ordnung besser eingerichtet hat, die beym de la Croix durch Verführung des Synchronismus zu einem Chaos geworden war. Diejenigen Nebengeschichten, welche Schulze in seiner Uebersetzung beybehalten hat, sind diese: 1) beym ersten

Theile, von S. 440. an: a) kurzer Entwurf einer Geschichte der Chane von der grossen Tatarey; b) —— der Chane von der kleinen Tatarey oder von Capschack; c) —— der Chane von der grossen Bukharey; d) der Chane von der kleinen Bukharey; e) —— der tatarischen Könige von Persien. 2) Beym zweyten Theile, von S. 283. an bis zu Ende; a) kurzer Entwurf einer Geschichte der Schachs von Persien; b) kurzer Entwurf einer Geschichte der Sultane von Indostan, oder der grossen Moguls. Hr. Schulze hat nirgends, als beym Schach Nadir S. 404. und beym Schach Hussein, seinen Schriftsteller verlassen, und hier einige beträchtliche Vermehrungen aus sonst bekannten Büchern, eingerucket. Uns wundert, daß im Französischen Originale beym Schach Nadir, Fräser nicht gebraucht worden ist, wie Hr. Schulze klaget, da doch die Schriftsteller der allgemeinen Weltgeschichte Th. 23., dieses Buch gekannt und genutzet haben. — In diesen beyden Theilen ist die Osmanische Geschichte bis zu Ibrahim fortgeführet worden. Was noch übrig ist, will Hr. Schulze in einem dritten Theile liefern; dem zugleich der Entwurf einer Geschichte der Sultane von Egypten, der nach de la Croix noch zu übersetzen ist, nebst einigen andern Zusätzen, einverleibet werden soll. Hr. Schulze ist, wie er in der Vorrede meldet, Willens, dermaleinst eine vollständige Geschichte von Persien auszuarbeiten, darinn er, wie wir von seiner bekannten Geschicklichkeit es erwarten können, viel gutes leisten wird. Unterdessen ist uns das, was er von dieser Geschichte, an zwey verschiedenen Orten, saget, sehr widersprechend oder wenigstens zweydeutig vorgekommen. In der Vorrede zum zweyten Theile sagt er: die neueste Geschichte von Persien ist die Geschichte des Elends der Menschheit, auf welche paßt, was Haller saget:

Nehmt weg, daß sie die Welt verheeret,
Geraubt, gemordt, gebrannt, zerstöhret,
Was bleibt, das Wissens würdig sey?

Wir

Wir trauen dem Herzen des Hrn. Schulze zu, daß es keinen Antheil an dem habe, was die Feder desselben, jenem widersprechend, in der Vorerinnerung S. 288. geschrieben hat; Fast weis ich keinen Theil aus der Geschichte der Asiatischen Reiche, der mir so viel Unterhaltung und Vergnügen verschaft hat, als dieser. (Die Persische Geschichte.)

D.

IX.

Glaubwürdige Nachrichten von dem Türkischen Reiche, nach seiner neuesten Religions- und Staatsverfassung, nebst der Beschreibung eines zu Smyrnen errichteten Evangelischen Kirchenwesens, von Christoph Wilh. Lüdecke —— Leipzig, J. F. Junius, 1770. ohne Vorrede und Register 360 Seiten 8.

Das was man dem Titel nach für den einzigen oder Hauptgegenstand dieses Buches halten sollte, nemlich die Nachrichten von der Türkey, die sind, eigentlich zu reden, eine bloße Nebensache; die Beschreibung des zu Smyrna errichteten Kirchenwesens hingegen, welche auf dem Titul nur als ein zufälliges Anhängsel angegeben worden ist, macht den Cörper der Erzählung aus, davon erstere nur ein zufälliges Stück der Schönheit sind. Der Verfasser, ward als erster Prediger nach Smyrna berufen, um daselbst den Grund zu einer kirchlichen Verfassung für die protestantischen Glaubensgenossen zu legen, welche des Handels wegen entweder sich häuslich an diesem Orte niedergelassen hatten, oder zahlreich ab- und zu reiseten. Da diese Anstalt mit gar mancherley Schwürigkeiten verknüpft war, und also dieserwegen, und hauptsächlich weil dadurch der

öffentliche Gottesdienst der Christen in Asien befördert und gar merklich erweitert worden ist, für die neuere Kirchengeschichte wichtig geschienen hat, so ist der Verfasser auf den löblichen Entschluß gekommen, ein vollständiges Journal seiner diesfalls unternommenen Reisen, und aller angefangenen und unter Göttlicher sonderbarer Vorsehung bis zu einem unverhoften Ziele gebrachten Bemühungen herauszugeben. — — Da ihn nun zugleich die Umstände seiner Kirche genöthiget, einigemale eine Reise zum besten derselben nach Constantinopel zu unternehmen, bey welcher Gelegenheit und überhaupt bey seinem neuenjährigen Aufenthalte in Türkischen Provinzen, er den Charakter, die Sitten, die Religion und die Staatsverfassung dieser Nation näher hat kennen gelernet; so hat er es der Mühe werth erachtet, die über dieses Volk gemachte Anmerkungen, dem Journale selbst mit einzuverleiben. Vermuthlich hat das Interesse des Verlegers die Veranlassung gegeben, eine etwas anlockendere Sache zum Hauptworte des Titels zu machen. Denn so viel ist freylich unläugbar, daß bey dem itzt obwaltenden Türkenkriege, da alle Zeitungen, alle Discurse die Geschichte und Verfassung der Türken zum Anfange und zum Ende ihrer Erzählungen machen; auch immer mehr Leser zu erwarten sind, die auf Nachrichten von der Türkey, als auf eine Beschreibung einer Asiatischen neugestifteten Kirche der protestantischen Christen neugierig sind: ohngeachtet diese letztere in unsern Augen mehr neues enthält, als die erstere, auch an sich selbst merkwürdig genug für jeden Liebhaber der Geschichte seiner Religion ist.

Den Anfang macht der Verfasser mit dem Journale der Smyrnischen Kirchenstiftung, die ihm, nechst Gotte, hauptsächlich ihren Anfang und Fortgang zu danken hat. Um das Jahr 1750. vermehrten sich die Evangelischen Christen in Smyrna merklich, ge-

 gen

gen die vorhergehenden Jahre: einige darunter verheyratheten sich, und die anwachsende Schiffahrt der nordischen Nationen führte viele Fremdlinge protestantischer Religion nach Smyrna. Dies veranlassete den Wunsch, für einen ordentlichen Gottesdienst zu sorgen. Als daher 1756. Hr. Schulze, damaliger Mitarbeiter des Jüdischen Instituti zu Halle, durch Smyrna reisete, so trugen ihm bey dieser Gelegenheit die damals anwesenden Protestanten auf, und ertheilten ihm die Vollmacht, einen Seelsorger von Halle zu ihnen zu senden. Zwey Europäische Häuser übernahmen die Reisekosten, und versprachen ausser einer freyen Station einen jährlichen Gehalt von 100 Piaster oder Gulden. Schulze, und Callenberg selbst gaben sich alle ersinnliche Mühe, um einen christlichen und geschickten Mann willig zu finden, der diesen Ruf annehmen wollte. Aber erst nach einem zweyjährigen fruchtlosen Bemühen hatten sie das Glück in Hrn. Lüdecke einen Mann zu finden, der eben so vielen christlichen Muth, als erforderliche Klugheit und Geschicklichkeit besaß, um einen so bedenklichen Ruf anzunehmen. — Er reißte über Nürnberg, Augspurg, wo er sich ordiniren ließ, durch Italien, und nach einem kurzen Aufenthalte zu Venedig, Bologna und Florenz, kam er über Livorno zu Smyrna glücklich an. Der Verf. theilt bey Hauptörtern, durch welche er reisen mußte, Beschreibungen einiger Merkwürdigkeiten mit: wir müssen aber gestehen, daß sie allzugemeine Sachen für wißbegierige Leser enthalten. Unterdessen wollen wir solches nicht als ein großes Gebrechen des Buches ansehen, da hierdurch mehr Mannigfaltigkeit in die Erzählung gekommen ist, und jene Nebengeschichten, ob sie gleich in andern Büchern bereits vollständiger beschrieben sind, doch für einen großen Theil der Leser unterhaltend seyn mögen. — Er handelt hierauf von Smyrna selbst, von den verschiedenen

nen Religionen der Einwohner und ihrer Religions-freyheit, (welches ihm Gelegenheit giebt überhaupt von dem Aufenthalte der Europäer in der Türkey zu reden) — ferner von der natürlichen Beschaffenheit der Stadt Smyrna und den umliegenden Oertern, besonders auch von der Pest und den Erdbeben daselbst. Nach dieser kleinen Ausschweifung kommt er S. 33. zu seiner Hauptmaterie zurück, und beschreibet zuförderst die anfängliche Einrichtung der protestantischen Kirchenanstalten zu Smyrna. Ein bloßes Zimmer in einem Privat-Hauße, war der erste Versammlungsort bey ihrem Gottesdienste. Die Gemeinde war Anfangs klein, aber sie enthielt Glieder aus verschiedenen Ländern und Welttheilen. (Es ist Schade, daß der Verf., welcher in der Folge ausdrücklich saget, daß jedes Mitglied in die Kirchen-Matrikul eingeschrieben worden sey, nirgends, auch da diese Gemeinde stärker geworden ist, die Anzahl seiner Zuhörer und Zöglinge angemerket hat. Um zu wissen, wie ansehnlich diese neue Kirche sey, wäre unserm Bedünken nach, diese kirchliche Arithmetick sehr nöthig gewesen, zumal wenn sie nach der Art, wie man es beym Anfange des Jahres von denen Canzeln zu verlesen pfleget, zergliedert worden wäre.) Für Undeutsche hat Hr. Lüdeke Italienisch geprediget. In Betracht der kleinen Einkünfte seiner Kirche und durch einen christlichen Eifer getrieben, hat der Verf. zugleich die Unterweisung der Kinder allein übernommen. Und hier hat er sich in der That durch heldenmäßige Geduld und eine erstaunliche Herablassung das größte Verdienst erworben. Die Kinder sprachen andere Sprachen als er: folglich redeten sie untereinander anfänglich blos durch Zeichen. Mit der Zeit erlernte er etwas Neugriechisches, die Kinder hingegen, bey welchen er sich bis zum A. B. C. herunterlassen mußte, etwas deutsch. Aller dieser Schwürigkeiten ohngeachtet, brachte er sie in 6 Mo-

naten so weit, daß er sie bereits in der gottesdienstlichen Versammlung katechisiren konnte. Denn des öffentlichen Gottesdienstes wegen muste er gleich anfänglich die deutsche, als die Hauptsprache ansehen. — Nunmehr fand Hr. Lüdeke nöthig, auf auswärtige Hülfe zur Unterstützung des neuen Kirchenwesens zu denken. Dies veranlassete Theils ein Schreiben an das Mißionscollegium zu Copenhagen, Theils auch die erste Reise des Verf. nach Constantinopel, wo er sich 6 Monate aufhielt, um die dasigen evangelischen Gesandte durch mündliche Vorstellung zu einer Vorsorge für seine Gemeinde zu bewegen. Diese Reise hat dem Verf. Gelegenheit gegeben, ausser seinem Hauptgeschäfte, noch eine Menge Nebenkenntnisse zu sammlen, die er in ziemlich großen Excursionen seinen Lesern von §. 33. bis §. 75. mittheilet. Dies sind die Einschiebsel, von denen wir gleich Anfangs geredet haben, davon ein Theil dem Buche seinen Haupttitel gegeben hat. Der größte Theil nemlich betrift türkische Sachen; ein Theil aber auch andere Dinge, die unter des Verfassers Augenmerk gehöret haben. Er beschreibt zuerst Constantinopel, nach dessen vorzüglichsten Merkwürdigkeiten, den Aufzug des Kaisers, und die Audienzen fremder Gesandten, und weil er dies auf seiner ersten Reise dahin beobachtet hatte, so rechnet er solches noch mit zu dem Abschnitte, der seiner zum Behufe der Smyrnischen Kirche unternommenen Reise gewidmet war, welches der dritte ist. Der hierauf folgende vierte und fünfte Abschnitt enthalten ganz allein die eigentliche Einschiebsel oder Excursionen dieses Buches: jener handelt von den Christen in der Türkey, dieser von den Türken selbst. Wir wollen von beyden das hauptsächlichste auszeichnen: unter welchen der vierte Abschnitt uns vollständiger als der fünfte vorkommt. In demselben stellt er den Zustand der christlichen Religion überhaupt, und jeder

der Secte besonders, wie er unter den Türken ist, vor. Da das vorgebliche Testament Muhameds der Grund aller Religiosfreyheit der Christen ist, so rückt er solches, ins Deutsche übersetzt, unzerstückt ein, (S. 77-80.) er erkläret die Ursachen, welche den Muhamed zu dieser gegen die Christen billigen Gesinnung bewogen haben, und zeigt, wie jener Vorschrift zuwider, die Christen demohngeachtet um ein merkliches mehr eingeschränkt worden sind. §. 42-46. handelt er von der griechischen Kirche besonders, ihrer innern Einrichtung, von dem Unterschiede derselben von andern Kirchen, ihren Religionsgebräuchen und heiligen Oertern, von dem Charakter und endlich auch von der Gelehrsamkeit und Sprache der Griechen, die er noch weit unter die Meynung herunter setzet, die man gewöhnlich davon zu haben pflegt. — Auf gleiche Art, doch etwas kürzer, handelt er §. 47-50. von den Armeniern; am kürzesten und in einem einzigen §. von den Römisch-Catholischen, die durch die französische Gesandtschaft ihre meiste Privilegien erhalten haben, aber auch bereits viele wieder verlohren haben, weil sie von den Türken gehaßt werden, und wegen der Jesuitischen Bekehrsucht auch den Haß anderer Christen verdienen.

Die Anmerkungen über die Türken selbst, welche im 5ten Abschn. §. 52-69. vorgetragen werden, sind uns nicht so neu gewesen, als wir der Vorrede des Verf. zu Folge hoffen mußten. Der Recensent war noch von der Lektüre eines Kantemirs, Rycaut's, Marsigli und de la Croix nicht lange weg, da er Lüdecke's Nachrichten in die Hände nahm, und ohnerachtet er nicht genau alles vergleichen konnte oder wollte, so war doch so viel gewiß, daß er sich nicht leicht etwas bewußt war, das er jetzt zum erstenmale gelesen hätte. Den einzigen Vortheil schätzt er bey diesem Buche, daß hier alles an einem Orte beysammen stehet, was in jenen Büchern in verschiedenen Stellen zerstreut zu finden ist; und denn auch, daß man Hrn. Lüdecke als einen Zeugen ansehen kann, der alles zuletzt gesehen hat, und dessen Aussage zu Folge man nunmehr mit Zuverläßigkeit glauben kann, daß das, was in ältern Büchern stand, noch jetzt statt habe. Ue-

bers

bertrifft er in einem Stücke seine Vorgänger merklich an Vollständigkeit, so ist es die Religionsverfassung der Türken ꝛc. doch Hauptsachen sind uns nicht aufgefallen, die nicht selbst in de la Croix gestanden hätten; bey welchen man (wir verstehen immer die deutsche Ausgabe) noch überdem den Vortheil hat, alle ausländische Namen in einer richtigern Orthographie zu lesen, als bey Hrn. Lüdecke, der selten von der verdorbenen Aussprache abgehet. Die Geschichte der Religion von Muhammed her, (dessen Leben und Gesetzbuch er aus dem Herbelot weitläuftig beschreibet,) — die Secten, die Lehre und die Gebräuche derselben u. s. w. — der Kaiser und dessen Macht, dessen Staat, dessen Hof u. s. w. — Die türkische Staatsbediente, und die Verfassung des Reichs — die Kriegsverfassung der Türken — ihre Gelehrsamkeit — Münzen — ihre häusliche Einrichtung — endlich der Character dieser Nation, machen den Inhalt dieses Abschnittes aus, der dem allen ohngeachtet, was wir vorhin erinnert haben, dennoch mit Vergnügen wird gelesen werden, da die Materien, welche er abhandelt, interessant und anlockend genug sind.

In Kleinigkeiten ist hier und da ein Unterschied. Z. B. von den so genannten Avanien, die Hr. Lüdecke S. 207. ausführlich beschreibet, finden wir im de la Croix gar keine Erwähnung. So scheinen auch, bey dem verschiedenen Range der Bascha, Hr. de la Croix und Hr. Lüdecke von einander abzugehen. Jener giebt Th. I. S. 121. einen dreyfachen Rang derselben an, derer mit drey, derer mit zwey und derer mit einem Roßschweife: dieser hingegen weis (S. 203.) nur von einem doppelten Range, derer mit zwey und derer mit drey Schweifen. De la Croix ist aber durchgehends unterrichtender, indem er bis auf den Ursprung der Gewohnheiten, Gebräuche, Aemter und Anstalten zurück gehet, oder, wie wir vielmehr sagen müßten, beym Ursprunge und bey der ersten Veranlassung derselben, sie beschreibet. Hr. Lüdecke hingegen geht wohl einigemale, aber nicht so gewöhnlich, bis dahin zurück.

Dies ist also die große Excursion, welche der Türkischen Statistick gewidmet war. Der 70. bis 75 §., welche den 6ten Abschnitt ausmachen, sollen zwar noch als ein Anhang zu den beyden vorhergehenden Abschnitten angesehen werden: in der That sind sie aber nicht sowohl historisch; sondern können füglicher eine dogmatisch- polemisch- und politische Abhandlung über den Vorzug der biblisch- christlichen Religion, vor der unbiblisch- christlichen und türkischen Religion, genennet werden.

Mit dem 76 §. kommt der Verf. endlich wieder zurück zur Erzählung der Merkwürdigkeiten seiner zu Smyrna gestifteten Kirchenanstalt, die im 7, 8 und 9 Abschnitte enthalten ist und die

Jahre 1762. bis 1767. in sich begreift, da der Verf. Smyrna verlassen hat und wieder nach Europa zurück gereiset ist. Das Wesentlichste bestehet darinn, daß der dänische Hof und die Freystadt Danzig sich der Anstalten auf eine sehr thätige Art angenommen haben, dadurch sie erst Festigkeit und mehrere Vollkommenheit erhalten hat. Der König von Dännemark hat einen jährlichen Gehalt von 400 Rthl. dänisch Courant für den Prediger ausgesetzet, und letztern als einem von Ihm gesetzten Prediger einen ordentlichen Beruf- und Bestallungsbrief ausfertigen lassen, welcher S. 283. nebst andern Documenten eingerücket worden ist. Die Stadt Danzig aber hat es durch Veranstaltung einer Collecte dahin gebracht, daß 1) 1000 fl. sogleich an die Smyrnische Kirche als ein Geschenk übermachet; ausserdem aber 2) ein Capital von 25000 fl. zu 4 Procent in Danzig bestättiget worden sind, davon die Interessen jährlich nach Smyrna an die Aeltesten und den Prediger der Gemeine überschicket werden sollen. Nach diesen beyden großmüthigen Unterstützungen ist der Gottesdienst viel mehr erweitert worden, und durch eine förmliche Kirchen- und Schulordnung, welche S. 299-323. vollständig mitgetheilet werden, zu einer erwünschten Festigkeit gediehen. Auch zu einer Kirchenbibliothek, die bey den Umständen einer so verwaiseten Kirche unentbehrlich scheinet, ist der Anfang gemacht worden. Dännemark hat unter der Regierung des jetzigen Königs seinen Schutz und Wohlthätigkeit fortgesetzet. Das Missions-Collegium hat 1768. im Namen des Königs den Verf. als einen dänischen Pfarrer zurück berufen, und an seiner Stelle einen neuen Prediger gesetzet, welchen Lüdecke auf eine feyerliche Art, die er beschreibet, eingeweihet und in sein Amt eingeführet hat. Der Verf. beschreibet zuletzt seine Rückreise durch Frankreich und die Schweitz: aber hier finden wir auch nicht das mindeste, das als merkwürdig, noch weniger als neu angesehen werden könnte;

Der Ton durch das ganze Buch verräth einen rechtschaffenen Prediger. Ob er allen Lesern gefallen werde, daran zweifeln wir. Bey allen Gelegenheiten macht der Verf. Anwendungen auf einzelne biblische Sprüche. Diese Anspielungen sind mehrentheils zu weit hergeholet und erzwungen. Die Absicht des Verf. ist gewiß gut gewesen: er hat neben seiner versprochenen Erzählung zugleich durch das ganze Buch hindurch erbaulich seyn wollen; aber wir fürchten, daß er dadurch vielen Lesern Gelegenheit gegeben habe, ihm mit vielem Grunde den Vorwurf zu machen, daß er zur Unzeit geprediget habe.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Zwey Predigten von der Einträchtigkeit mit denen, welche in der Religion von uns verschieden denken, von Jul. Aug. Alberti. Hamburg 1771. bey J. J. C. Bode, 5 B. in 8.

Eine Predigt von der Liebe gegen fremde Religionsverwandte von Joh. Melch. Göze. Hamb. 1771. bey J. C. Brandt, 4 Bogen in 8.

Diese Predigten bringen eine Materie auf die Kanzel, welche man sonst nicht für kanzelmäßig hielt; aber auf eine sehr verschiedene Weise. Der erste Verf. empfiehlt Sanftmuth gegen die Irrenden, als Pflicht, und als die beste Art dem Irthum zu begegnen; er fühlt es, wie schwer es oft dem Irrenden sey, zur Wahrheit hindurchzudringen; er erinnert, wie gewissenhaft man bey aller Gelindigkeit seyn müsse, der Wahrheit nichts zu vergeben; und vertheidiget endlich sein Verhalten nach diesen Grundsätzen, gegen boshafte Ausleger.

Der zweyte spricht in allgemeinen Worten viel von der Liebe gegen fremde Religionsverwandten; gegen ihre thätige Erweisung weiß er aber immer, gleich jenen auf Mosis Stuhl, Korban zu sagen. Es ist die Religionspflicht, wider fremde Religionsverwandten, so gut als wider Feinde und Räuber, und Mörderbanden zu beten: du mußt keine Liebe erweisen, wenn du deine eigene Religion dadurch (bey wem?) verdächtig machtest: du mußt mit Irrenden nicht Freundschaft halten, (sonst möchtest du sie gewinnen): du mußt den Juden und fremden Religionsverwandten nicht die öffentliche Uebung ihrer Religion und bürgerliche Vortheile gewähren; sonst werden sie dich aussaugen, mit deinem Raube prangen, und die zugestandenen Freyheiten zu deiner Vertilgung mißbrauchen: (abermaliges starkes Zeugniß der Wahrheit!) du mußt nicht gegen Verführer gelinde, sondern strenge seyn. (Der Verf.

kennt sie auf ein Haar.) Wer fremde Religionsverwandte nicht nach diesen frommen Regeln liebt, der hat unter der Larve der Liebe, eine abscheuliche Gestalt.

In der ächten Liebe geht der V. selbst mit gutem Exempel vor: „H. Basedow heisst ihm ein falscher Prophet, der in „Schaafskleidern einhergeht. H. Mendelssohn ist ein halsstarriger Jude: es sind ewig wahre Gedanken; daß der „Christ, der ihn hochschätzt oder lobt, unwidersprechlich der „Ehre unsers Erlösers nachtheilig handle, die Gesinnungen „eines wahren Christen nicht habe, die ohnedem schon so stolze „Nation der Juden noch stolzer mache u. s. w. „ — So liebet H. Götze fremde Religionsverwandten; so soll der Rechtgläubige sie lieben: wer das nicht thut, bekömmt seinen Bescheid, und, wie billig, die V. dieser Bibl. auch; und wen er sonst nicht nennen mag, auf den weiset er, mit der ihm eigenen Kunst, mit Fingern hin.

Aber noch etwas von der Sprachrichtigkeit. Was sind fremde Religionsverwandte? Der Construktion nach, müßten diese beyde Worte Religionsverwandte bedeuten, die sich an einem fremden Orte aufhalten. Dis ist aber nicht die Meynung des Verf. Auch ein Pastor an der Catharinenkirche in Hamburg sollte billig richtig deutsch schreiben, zumal wenn sein Archidiakonus richtig deutsch schreibt.

Sp.

Gebete und Lieder für Kinder — Halle, verlegts Carl Hermann Hemmerde, 1771. 8. 92 Seiten.

Und für Jünglinge hätte wohl noch auf dem Titel dazu gesetzt werden sollen, denn einige Stücke setzen doch schon mehr überlegenden Verstand und mehr Religionsbegriffe voraus, als man von ganz jungen Kindern erwarten kan. Das Lied am Confirmationstage und bey dem ersten Genuß des heil. Abendmals gehört doch offenbar für eine erwachsene Jugend. Es sind Morgen- und Abendgebete auf jeden Tag der Woche in Prosa und daran gehängten Versen, Festgebete auf die christlichen Hauptfeyertage, 26 Lieder über die vornehmsten Stücke der christlichen Lehre, und Gedenkreime für Kinder zur Weinachts- Paßions- Oster- und Pfingstzeit, in den Morgen- und Abendstunden und zur Tischzeit. Wir finden sie sehr gut, nach den Fähigkeiten junger Leute, und in einer natürlichen, simpeln Sprache abgefasset. Die Gebete in Prosa kommen

men uns neu vor, die Lieder aber sind es nicht durchgängig, sondern zum Theil wenigstens Stückweise aus dem Gellert, aus Gesangbüchern und anders woher genommen.

A.

Der heiligen Schrift Erster Theil, welcher die historischen Bücher des alten Testaments enthält, mit Anmerkungen und einer Vorrede herausgegeben von L. Johann Gottfr. Körner, Pred. zu Leipzig. Leipzig, bey Breitkopf und Sohn, 1770. 4 Alph. 18 Bogen, und 4 Bogen Vorrede in 4.

Eine schön gedruckte Ausgabe von Luthers Uebersetzung der Bibel. H. Körners Anmerkungen erläutern theils die Ausdrücke Luthers, welche vom gemeinen Leser unrichtig verstanden werden könnten; denn eine ganz neue Uebersetzung sieht er nicht für rathsam an (schwer würde sie freylich zu machen und im Gange zu bringen seyn:) theils erklären sie dogmatisch die Schrift selbst, wo er aber die Absicht gehabt zu haben scheint, mehr aus der neuern Theologie, als aus dem Geist der Schriftsteller und aus dem Erkenntnißmaaß der damaligen Zeit die Erklärung herzunehmen: theils geben sie dem ungelehrten die nöthigsten historischen Kenntnisse, das was er liest, zu verstehen. Ein paar dieser Anmerkungen setzen wir zur Probe her, so wie sie uns in die Augen fallen. 1 B. Mos. 20, 7. bemerkt H. Körner: „das Wort Prophet kömmt hier das erstemal vor, und zeiget einen Mann an, der mit Gott vertraut umgeht, ihn nicht nur um Rath fragt, sondern auch Vollmacht hat, den Rath Gottes den Menschen zu verkündigen, und der durch sein Gebeth den Segen von Gott auf sie bringen kann. Jer. 14, 11. 15, 1. 27, 18.„ Sollte sich das alles historisch, oder aus dem Jeremias erweisen lassen? — Kap. 45, 26: 27. werden die Worte; sein Herz dachte anders ꝛc. ꝛc. so erklärt: „sein Herz ward schwach, er fiel in Ohnmacht: und V. 27. der Geist Jacobs ward lebendig,„ er erholte sich wieder von der ihm zugestoßenen Ohnmacht, und wurde ganz munter.„ Kap. 42, 15. hält er es für keinen Schwur, daß Joseph bey dem Leben Pharaonis etwas betheuert, indem es wider Josephs Gottesfurcht gewesen wäre. Kap. 49, 24. Aus ihnen sind kommen Hirten und Steine in Israel, „d. i. von dannen kömmt unser Erretter, der Fels Israelis.„ 1 B. der Chron. 25, 1. 2. verstehet er durch Pro-

 pheten

pheten diejenigen, welche Loblieder musicirten, oder zu Davids Psalmen die Musick componirten.„ Das wäre denn eine gar merklich verschiedene Bedeutung von der, die oben gegeben worden. — Nach unserm Urtheil würden überhaupt diese Anmerkungen zweckmässiger seyn, wenn sie bestimmter gewählt, und kürzer gefaßt wären. In der Vorrede werden die sehr gut zurechtgewiesen, welche unter mancherley Vorwand die Bibel aufmerksam zu lesen unterlassen.

Em.

Leben und Sterben derer Heiligen GOttes auf alle und jede Tag der zwölf Monathen des ganzen Jahrs ausgetheilet ꝛc. von P. Mattheo Vogel, der Gesellschaft JEsu. Erster Theil, in sich enthaltend die sechs ersten Monath des Jahrs. Bamberg und Würzburg, in Verlag bey Tobias Gebhardt, 1670. 4. 902. Seiten. Zweyter Theil, in sich enthaltend die sechs letzte Monath des Jahrs. 939 Seiten.

Bloß ein neuer Titel, um die alte Ausgabe dieser Legenden vom Jahr 1764. geschlagen.

A.

Beschäftigungen des Herzens mit GOtt in den Morgen- und Abendstunden auf alle Tage des Jahrs herausgegeben von J. C. F. Reich, Prediger zu Gardessen und Schandelah und Mitglied der Kön. deutschen Gesellschaft in Königsberg Ersten Theils dritte Abtheilung. Braunschweig, bey Johann Christoph Meyer, 1770. 17 Bogen.

Der Verfasser dieser Erbauungsschrift der Gebete und Andachten auf alle Tage im Jahr liefern will, wovon die gegenwärtige dritte Abtheilung den Merz Monath in sich begreift, hat sich dadurch in die Nothwendigkeit gesetzt, einerley Sachen, Empfindungen und Gesinnungen, um nicht immer einerley Ausdrücke zu gebrauchen, mit mannigfaltigen oft natürlichen und angemessenen, bisweilen aber gekünstelten Wendungen und Redensarten zu sagen. Dies ist eine Unbequemlichkeit, die der weitläuftige Plan beynahe unvermeidlich mach-

machte, wofern nicht der Verf. lieber anstatt der allgemeinen Betrachtungen, mehr besondre und individuellere Materien zum Inhalt der Andachten wählen, und allen Arten von Lesern dadurch die so nöthige Selbstprüfung und die Rechenschaft, so sie sich selber abzulegen haben, erleichtern wollte. Man wird hiegegen vielleicht einwenden, daß solche besondre und individuelle Betrachtungen sich nicht für alle Arten von Lesern schicken und brauchbar seyn würden, allein immer würden unter der Menge derselben sich einige finden, die diese oder jene Betrachtung, so speciell sie auch seyn möchte, ihrem Seelenzustande anpassend finden würden. Allein freylich wäre es alsdann eben nicht nöthig gewesen, gerade auf alle Tage des Jahrs Andachten zu vertheilen. Nach dieser Einrichtung, wenn man anders will, daß der Leser ihr folgen, und das Gebet lesen soll, das auf jeden Tag verzeichnet ist, konnten nur sehr allgemeine, beynahe einem jeden dienliche und angemeßne Betrachtungen geliefert werden.

XI.

P. Rudolph Grasers, Benedictiners zu Kremsmünster in Oberösterreich, praktische Beredtsamkeit der christl. Kanzel, in Regeln, Exempeln und vollständigen Mustern, mit einer Vorrede begleitet von P. Maurus Lindemayr, Benedictinern und ehemaligen Priorn zu Kloster Lambach, dermaligen Seelsorgern zu Neukirchen. Augsburg, verlegts Matthäus Rieger und Söhne, 1769. 4. 702 Seit.

Solche Glaubens- und Sittenlehren bey Seite gesezt, worüber der Protestant anders als der Katholik denkt, bekräftigen wir unser Urtheil über den 1sten Theil dieses Buchs im XII. B. 1 St. 241 Seite auch von diesem. Der V. giebt darinn zur Verfertigung guter Lobreden, Trauerreden, Ehrenreden, Strafreden, glatter Moralreden (so nennt er die Predigten, worinn eine besondere moralische Pflicht vorgetragen wird) Homilien, Parabel- und Historienpredigten, Exempelpredigten (er meint damit moralische Reden über eine Geschichte, die zwar nicht in der Bibel stünde, aber aus einem andern bewährten Skribenten genommen wäre) katechetischer Reden oder Katechismuspredigten und Geheimnißreden, zuerst die Regeln kurz an, und dann drey bis vier vollständige Muster dazu aus dem Chrysostomus, Bourdaloue, Massil-

lon, P. Neumayr und andern. Sehr richtig urtheilet er S. 343. ff. von den Strafpredigten (vor Zeiten Schimpfreden genannt.) „Man bediene sich bey der Verfertigung und dem „Vortrage derselben zwar aller Kraft, aller Lebhaftigkeit, al„les Feuers, so die heftigste Beredsamkeit immer in ihrer Ge„walt haben kann. Aber man vergesse dabey doch der christ„lichen Sanftmuth nicht. Man verdamme nur die Irthü„mer, Mißbräuche, Laster, und man schone der Privatperso„nen. Denn jenes allein zeugt von einem heiligen Eifer, der „einem rechtschaffenen Diener des göttlichen Wort allemal „wohl anstehet. Setzt man aber dieses letztere ausser acht; „so kommt man in Verdacht einer partheylichen Bitterkeit, „welches einem geistlichen Redner Unehre macht.„ Die Anmerkung dazu in einer Note ist wohl des Abschreibens werth: „Es giebt manchmal Prediger, die entweder nach ihrem gall„süchtigen Temperamente, gröberer Auferziehung, oder un„bescheidenem Eifer, gewisse insonderheitliche Mißbräuche, „Fehler, Laster, gar zu umständlich abschildern, daß die ganze „Kirche gleichsam mit dem Finger auf gewisse Personen deu„tet, die der Herr Prediger auf diese Art getroffen haben „will. Dieser kleine Sauerteig verderbet die ganze übrige „Maße; erwecket den angestochenen Personen Eckel und Ab„neigung gegen die Predigten und Person des Redners; und „macht daß der Samen des göttlichen Worts, den ein solcher „verhaßter Prediger fernerhin ausstreuet, auf Felsen fällt und „unfruchtbar bleibt.„ —

Wegen der Exempelpredigten hatte ein gelehrter Freund, dem er den Grundriß seines Werks mitgetheilt hatte, dem V. mit vieler Vernunft geschrieben. „Der Entwurf ihres prak„tischen Theils ist so gut, daß man ihn nicht besser einrichten „könnte. — Allein mit den Exempelpredigten sollten sie sich, „meines Erachtens, nicht schleppen, damit sie nicht etwa zu „neuen Fabelpredigten Anlaß geben. Ein Autor mag es noch „so gut meinen: so wird es dennoch allezeit leichtsinnige Leute „geben, die sich seiner Vorschriften übel gebrauchen; und man „wird nach der Zeit wieder Predigten hören, darinn die Leh„ren zwar christlich, die Geschichten aber entweder zweifelhaft „oder wohl gar erlogen seyn werden. Ich kenne mehrere, de„nen die Exempelpredigten verhaßt sind„ (S. 561.) Hr. Graser meinet aber doch, sie ließen sich unter gewissen Einschränkungen vertheydigen und nützlich machen. Die Regeln dazu werden mit den nöthigen Cautelen von ihm gegeben. Nur rathet er solchen Predigern Exempelpredigten zu halten,

die

die von einem muntern und lebhaften Temperamente, und im Stande sind, sich durch einen aufgeweckten Vortrag auf der Kanzel, rechtschaffen zu rühren. Phlegmatische und melancholische Köpfe wären nicht so gar geschickt dazu. Der Meynung sind wir auch.

Was die sogenannte Geheimnißreden anbetrift, so billigen wir es natürlicher Weise, daß der V. schlechterdings das praktische mit dem theoretischen darinn will verbunden wissen, denn sonst hätten sie gar keinen Nutzen. Aber darüber möchten wir uns wohl eine nähere Belehrung von ihm ausbitten, wie man in einer Geheimnißvollen Sache „alles dunkele klar, alles „unbekannte verständlich, alles schwere begreiflich, alles ungewisse und zweifelhafte erweislich machen soll„ (S. 617.) Ich wäre nicht der Kopf dazu, es zu bewerkstelligen und wüßte nicht, wie ich es angreifen sollte, einem Menschenkinde verständlich und begreiflich zu machen, wie ein wahrer und lebendiger Gott in den sichtbaren Gestalten des Brodts seyn könne— Man soll die Schrift, die Väter und die Theologie dazu zu Hülfe nehmen. Aber die heilige Schrift sagt von einigen Dingen, die man in der christlichen Religion für Geheimnisse ausgiebt, wie z. B. das eben angeführte, ganz und gar kein einziges Wort, oder sie erklärt sich wenigstens nicht darüber. Sie meldet uns die Facta von allem, was Jesum, unsern Herrn, angeht, aber auf die verborgene Art, wie diese zur Wirklichkeit gekommen sind, läßt sie sich nicht ein. Sind die guten Väter und die Herren Theologen klüger als die heilige Schrift? haben sie denn das recht erkläret, was sie eben so wenig als andere Leute verstehen konnten? Und haben sie nicht über manche sogenannte Geheimnisse des Christenthums soviel ungereimtes gesagt, daß denkende Köpfe eben dadurch nicht selten zum völligen Unglauben sind gebracht worden? Die Moral, die der V. mit dem P. Gisbert aus den Geheimnissen, z. B. der Empfängniß Mariä, der Geburt und Auferstehung Christi, hergeleitet haben will, wird doch aus den Factis selbst, nicht aus der uns unbekannten Art, wie es damit zugegangen sey, müssen gefolgert werden. — Uebrigens kann man dieses Buch samt dessen würdigen V. nicht genug in seiner Art loben, und wir sind versichert, daß es in der katholischen Kirche und unter den Lehrern derselben ungemein viel gutes stiften werde. Wenn der Recensent ein Bischof dieser Kirche wäre, so würde er allen Pfarrherrn seines Kirchsprengels anbefehlen, sich dieses Werk anzuschaffen und darnach zu predigen.

Ab.

Geistliche Lieder. Zweyter Theil. Kopenhagen und Leipzig, bey Friedr. Christian Pelt, 1769. in 8. 7 Bogen.

Für einen so großen epischen Dichter, als Klopstock, muß es natürlicher Weise nichts leichtes seyn, sich von seinem gewohnten hohen Fluge zu der niedrigeren Poesie eines Kirchengesanges herunter zu lassen, und sollte er die nöthige Simplicität desselben nicht völlig erreichen, so wird man sich nicht darüber wundern dürfen. Auch in diesem zweyten Theile seiner Lieder finden sich sehr geistvolle Stücke, für welche wir als Früchte seines poetischen Genies alle Achtung haben. Allein wenn wir uns vorstellen, daß diese Lieder von dem großen Haufen der Christen in öffentlicher Gemeine sollten gesungen werden, so zweifeln wir, ob sie den in die Empfindungen, die der Dichter dabey gehabt hat, setzen werden. So weit wir mit dem, was in den Sachen der Religion den einfältigen Christen erbauet und rühret, bekannt sind, so dünkt uns, die Klopstockschen Lieder, die für Geister aus einer höheren Sphäre als die gewöhnlichen Menschen sind, vielleicht vortreflich seyn würden, sind den Fähigkeiten des größten Theils der Christen nicht genugsam angemessen. Sollte wohl z. B. bey der ersten Strophe des Liedes, welches Hr. K. die Größe des Christen betitelt:

Herr! welch Heil kann ich erringen!
In welche Höhn darf ich mich schwingen!
Mein Wandel soll im Himmel seyn!
O du Wort voll heilgen Bebens!
Voll Wonne! Wort des ewgen Lebens:
Im Himmel soll mein Wandel seyn!
Ich sink erstaunend hin!
Empfinde, wer ich bin!
Wer ich seyn kann! ꝛc.

sollte da nur der hundertste von denen, die es singen, wohl würklich voll heiligen Bebens werden, oder erstaunend hinsinken? — In dem Liede: Preis sey dem Vater: heißt es:

— — Was bist du des Todes Grauen
Wenn ich auf einmal
Frey von dir, Gott seh!
Nur ein verflogner
Nächtlicher Traum war
Des Todes Schrecken.
Der lezte Schweiß des Streiters, den nicht Leiden,

Selbst

Selbst des Todes Leiden,
Von dir, Vollender seines Glaubens, scheiden
Mittler! dir leb ich!
Amen, dir sterb ich.

Wenn diese hier mit einander verbundene Ideen für viele Sänger Klarheit haben, so wird es ein Glück seyn. Uns sind sie dunkel; Was soll der letzte Schweiß des Streiters da? so war auch ein verflogner nächtlicher Traum, muß es wohl heißen sollen, denn sonst fehlte es dem Subjecte an einem Prädicate. Wie aber der Schweiß eines Streiters mit dem nächtlichen Traume können verglichen werden, ist uns zu hoch. — In der zwoten Strophe des Liedes: Freu dich, Seele, rühm und preise ꝛc.

Allerheiligstes des Sohnes,
In dein Licht hin will ich gehn!
Dicht am Glanz des Gnadenthrones
Will ich ewigs Leben flehn!
Ich will essen, ich will trinken,
Ganz in jener Ruh versinken,
Die des Himmels Erbe ruht,
Giebst du ihm dein Fleisch und Blut.

verstehn wir die Worte, aber nicht die Sachen. Einige von diesen Gedichten, da sie mehr Lehrgedichte und historische Gedichte, als Lieder sind, z. B. Sinai und Golgatha, und die Nachfolge, worinn die Leiden der christlichen Märtyrer erzählt werden, möchten sich schwerlich zu Kirchengesängen schicken. Und dann sind sie überall voll von systematischer Theologie, die doch so wenig in ein Kirchenlied gehört. Der Gesang nach dem Abendmahl: Frohe, sanft erquickte Seele, ist eine Nachahmung, oder vielmehr Verbesserung des alten Liedes: Schmücke dich, o liebe Seele. Vermuthlich hat auch Hr. Kl. sein Absehen dabey auf protestantische Christen gehabt, die in ecclesia pressa leben, und bey Ermangelung einer freyen Religionsübung nur selten Gelegenheit zur Communion haben, denn wir finden den sonst gar nicht passenden Gedanken in einer Strophe von ihm beybehalten:

„Ach wie pflegt ich oft mit Thränen,
„Mich nach deinem Mahl zu sehnen!

Der V. macht übrigens in der Vorrede bekannt, daß er itzo mit der Herausgabe eines neuen protestantischen Gesangbuches umgehe, worinn Cramers, Funks, Gellerts, Schlegels

gels Lieder, einige von Basedow, und seine eigene enthalten seyn sollen, wozu er noch Uz, die Karschin und andere Verehrer des Christenthums um Beyträge bittet.

Dürften wir den großen Mann, der damit ein gutes Werk stiften wird, im Namen einiger hundert tausend einfältiger und im Namen anderer hundert tausend sonst verständiger Christen deutscher Nation, die aber keine Dichter sind und sich zu der Höhe des Klopstockschen Geistes im Denken und empfinden nicht erheben können, um etwas ersuchen, so wäre es dieses, daß er von seinen eigenen Gesängen nur die allersimpelsten, die jedweder Mensch verstehen kann, aussuchen und darneben Neanders vortrefliche Lieder nicht ganz übersehen möchte.

Zwanzig geistliche Gesänge sind schon nach dem geäusserten Vorhaben des Hrn. Kl. unter folgendem Titel im Druck erschienen:

Angebotener Beytrag zum Klopstockschen Gesangbuch, von R. und S. unter critischer Quarantäne. Mietau und Leipzig, 1770. 8. 3 Bogen.

Mit dem witzigen Ausdruck kritischer Quarantäne will der V. so viel sagen: Klopstock soll sie mit kritischen Augen mustern, und unter dessen Feile, hoft er, sollen sie zur Vollkommenheit gedeihen können. Nöthig haben sie es. Weil aber die Acten ihrentwegen bey einem dazu erbetenen ganz hinlänglichem Richter zum Spruch liegen, so wollen wir ihnen die Sentenz auch nicht sprechen. Es sey genug aus dem Morgenliede eines schwermüthigen und angefochtenen Christen: Der du selbst blutig dich zerrangst rc. ein paar Strophen zur Probe anführen:

Das war mir eine bange Nacht!
Die ich mit girren zugebracht;
Kein Wurm kan sich so krümmen;
Mein Lager war ein Thränenbad;
Mein Herze ward von seufzen matt;
Mir heulten Todesstimmen. —
Durchharrt von einer Morgenwach,
Zur andern, hab ich matt und schwach,
Das Jammerbett verlassen.
Ich bin gleich einem taumelnden;
Ach Gott! sieh an mich Elenden!
Willst du mich ewig hassen?

Das

Das wird der liebe Gott nicht thun. Aber nach einer in Mattigkeit und Schwachheit zugebrachten Nacht, muß man auch keine Verse machen, wenn sie nicht herzlich matt werden sollen. Weit vorzüglicher als der angebotene Beytrag sind die

Geistliche Lieder nebst einigen veränderten Kirchengesängen von Johann Friedrich Löwen. Greifswald, gedrukt und verlegt von A. F. Röse, 1770. 8. 8 Bogen.

Der V. sagt in der Vorrede, was schon von mehreren gesagt worden, und worüber wir uns auch im Anhange zu dem I-XIIten B. bey Gelegenheit der S. 37:64. recensirten Liedersammlungen umständlich erklärt haben, daß nemlich die Verbesserung unserer Kirchenlieder für die gegenwärtigen Zeiten unumgänglich nöthig sey. Wir freuen uns sehr über diese Löwenschen Gesänge. Alle haben wir mit Vergnügen und einige mit vorzüglichem Wohlgefallen gelesen. Der wahre, weder zu hohe noch zu niedrige Ton, in welchem Kirchenlieder gestimmt seyn müssen, herrschet darinn. Die Empfindungen des Dichters gründen sich auf Wahrheit. Seine Poesie hat eine edle Simplicität und der Ausdruck verbindet mit dem natürlichen eine Lebhaftigkeit und Stärke, die das Lied ungemein erwecklich macht. In dem Trost bey der Führung des heiligen Geistes überschriebenen Liede, könnte wohl die zwote Strophe:

> Sein Geist, der heilig ist,
> Giebt Zeugniß meinem Geist:
> Ich sey, obgleich voll Sünde,
> Erwählt zu seinem Kinde;
> Und soll dereinst im Sterben
> Auch seinen Himmel erben.

leicht gemißdeutet werden. Der Beysatz: Obgleich voll Sünde, sollte heissen: obgleich voll Fehler. Wer noch voll Untugenden und Sünde ist, der ist kein Kind Gottes, und hat im Sterben keine fröliche Aussicht. Aber Fehler behält der beste Mensch und die werden ihn weder um den Beyfall Gottes, noch um seine künftige Glückseligkeit bringen. — In dem Liede: Wohl dem, der Gottes Wege geht rc. liegt es blos an der Wortfügung, daß die dritte Strophe dunkel und unverständlich wird.

Der

Der seines Glaubens sich erfreut,
Und dem des Christen Glauben
Nicht Kleinmuth, auch kein Glück der Zeit,
Nicht Welt und Freygeist rauben.

Der Gedanke, wenn wir den V. recht verstehn, ist doch dieser: Der Christ erfreut sich seines Glaubens; Kleinmüthigkeit macht ihn nicht davon abwendig, und weder Welt noch Freygeist können ihn um das Glück bringen, das er schon gegenwärtig genießet. So wie Hr. L. die Wörter versetzt hat, möchte aber wohl nicht ein jeder den Sinn davon sogleich fassen.

Das Osterlied: Entreiße dich dem Sündenstaube, (wir hätten statt dieses Worts ein anderes gebraucht) ist sehr gut, nur dünkt es uns in einem Liede nicht wohl schicklich, daß man einen Perioden der Rede durch sechs Strophen durchführe, von dem fünfe die Protasis ausmachen, der sechste aber erst die Apodosis enthält.

Die ganze Sammlung besteht übrigens aus vier und zwanzig Liedern. Sechzehn davon hat Hr. L. selbst neu gemacht, und achte sind alte Kirchenlieder, die er so glücklich verändert hat, als sie nur verändert werden können. Unsere Leser mögen das erste darunter selbst beurtheilen. Aus dem alten Morgenliede: O Gott, ich thu dir danken ꝛc. ist folgender erbauliche Gesang geworden; nur hätten wir in des V. Stelle Z. 7. Strophe 1. auch des Satans Waffen dreist zerbrochen, weil wir nicht gerne einen lebendigen Menschen auch nur von weitem durch einen solchen, von dem V. freylich anders gemeinten Ausdruck, zu dem Aberglauben veranlaßt sehen möchten, als wenn Satan wenigstens jede Nacht einen Versuch machte, unserm Bette nahe zu kommen, und uns Schaden zu thun.

Erwacht, o Gott, aufs neue,
Singt itzt mein Psalter dir;
Denn groß war deine Treue
Die Nacht auch über mir.
Es ließ mich deine Hand
Gesund und sicher schlafen;
Sie hat des Satans Waffen
Allmächtig abgewandt.

Die Waffen abwenden, sagt man auch nicht. Das folgende ist besser.

Behüte mich auch heute
Vor Schmach, Verführung, Noth,

Vor

Vor Krankheit, die oft dräute,
Vor einem schnellen Tod;
Vor Unbarmherzigkeit,
Vor Undank, Uebermuthe,
Vor ungerechtem Gute
Vor stolzer Sicherheit.

Dein Segen, Vater, stärke
Den Körper und den Geist;
Daß jedes meiner Werke,
Daß mein Beruf dich preist.
Der du mein Helfer bist,
Laß ja nach deinem Willen
Mich jede Pflicht erfüllen,
Als Bürger und als Christ.

Dir weyh ich meine Glieder
Und jeden Trieb und Sinn.
Blick auch auf meine Brüder
Mit Vater-Augen hin.
Bey Nahrung und Gedeyhn
Laß, satt in dem Genusse,
Mich von dem Ueberflusse
Des Armen Herz erfreun.

Gieb mir vor allen Dingen
Den Geist der Freudigkeit;
Und laß mich nichts vollbringen,
Als was dein Wort gebeut;
Dein Wort, das, Herr, mich lehrt
Das irrdische verachten,
Nur nach dem Schatze trachten,
Der unvergänglich währt.

Sprich auch am letzten Ende
Trost deinem Kinde zu;
Und reich ihm deine Hände
Zum Eingang in die Ruh.
Hör deines Dieners flehn:
Laß mich in Friede fahren,
Und mit erlösten Schaaren
Zum Leben auferstehn.

Eine ähnliche Veränderung mit alten Kirchengesängen unter dem Titel:

Funf-

Funfzig alte und bekannte Kirchenlieder in die heutige Mundart übersetzt — Bremen, bey Johann Henrich Cramer, 1769. 8. 2 Bogen

Hat Hr. Pastor Lappenberg zu Lesum versucht, und ist dabey ebenfalls ganz glücklich gewesen. Jedoch sind nur einige darunter von ihm selbst zum erstenmal, die übrigen aber bereits von den Herren Klopstock, Schlegel und Pratje verändert worden. Hr. L. ist indessen dabey keinem ganz gefolgt, sondern hat gesucht dem eigenen Geiste des Dichters noch näher zu kommen. — Diesen Liedern fügen wir noch hinzu:

Zweyte Sammlung der besten geistlichen Lieder neuer Dichter zum gottesdienstlichen Gebrauch ausgefertiget von Samuel Friedrich Schulze, Prediger zu Sido im Magdeburgischen. Brandenburg, in der Hallenschen Buchhandlung, 1770. 8. 10 ½ Bog.

Herr Sch. hat schon in den Jahren 1759 - 1762. Gellerts und Klopstocks erste Lieder im Gesangbuchformate abdrucken lassen. In dieser zwoten Sammlung von gleichem Formate finden sich einige der neusten Lieder von Klopstock, viele von Cramers Nachahmungen der Psalmen, Neanders und Schlegels Gesänge, ingleichen unterschiedene Lieder aus den Sammlungen, die zu Berlin, Leipzig und Altona herausgekommen sind. Ihre Anzahl beläuft sich auf 212., theils zur christlichen Glaubens- theils zur christlichen Sittenlehre gehörig. Hr. Sch. hat Recht, wenn er sagt, daß die Verbesserung der gottesdienstlichen Gesänge an den mehresten Oertern noch unter die frommen Wünsche gehörten, obgleich der Mangel an guten Liedern nicht mehr Schuld daran sey, daß dieser Wunsch noch länger unerfüllt bliebe. Sonderbar genug ist es, da seit beynahe zwanzig Jahren die treflichsten Kirchengesänge verfertiget worden, so sind doch kaum drey oder vier große Städte in Deutschland, wo man in einer oder der andern protestantischen Gemeine etliche davon öffentlich singt. Was sollte wohl Schuld daran seyn, wenn sie nicht daran läge, daß es im geistlichen und weltlichen Stande noch so wenige Personen giebt, denen die Beförderung einer vernünftigen Andacht recht am Herzen liegt. Man glaubt ja größtentheils nach dem Schlendrian, man predigt nach dem Schlendrian, man betet nach dem Schlendrian, warum sollte man nicht auch nach dem Schlendrian singen? — Ihr glückseeligen Zeiten, wo Gott mit Verstand und

reiner Andacht von allen Christen angebetet wird, wann wer-
det ihr doch kommen! Werdet ihr auch jemals kommen?

Predigten von Johann Friedrich Mieg, Gesandt-
schaftprediger der Herren Generalstaaten von Hol-
land in Wien. Leipzig, bey Rudolph Gräffer,
Buchhändler in Wien. 1770. gr. 8. 660 Seiten.

Unser Prediger ist ein treflicher Orator, sagte jemand. Ein Orator? fragte ein anderer. Ja, ist es nicht wahr, antwortete dieser, der Mann hat so schöne Worte und das fließt ihm vom Munde weg, daß es eine Lust ist. Verstehen Sie ihn denn? fragte der andere weiter. Nun, sagte er, nicht so eben alles, aber das höre ich doch wohl, daß er ein gelehrter Mann seyn muß, unsere übrigen Prediger in der Stadt predigt er doch gewiß aus dem Sack und in den Sack. Dies fiel uns ein, als wir dem Hrn. Mieg zu lesen anfingen. Der V. trägt Lehren des Christenthums vor, dogmatische und moralische, das versteht sich. Aber wie trägt er sie vor? Offenherzig gesagt, in einem nichts bedeutenden, ausgelassenen Schwall von Worten, in dem unerträglichsten Schwulst der Rede, wovon besonders die Gebete aufgeschwollen sind, in undeutschen Wortfügungen und in unermeßlich langen Perioden. Wir werden schon eine dergleichen unter unzähligen abschreiben müssen. Also z. B. S. 100. „Die großen, die un„endlich großen Vollkommenheiten Gottes, die herrlichen und „glänzenden Werke, die majestätische und heilige Regierung „erfordern und verdienen große, rührende und erhabene Be„griffe in unserer Seele, so große als immer die Gränzen „unsers endlichen Geistes verstatten, und die göttlichen Um„stände erlauben; und diese große rührende Begriffe sind es, „welche ein Leben, eine Thätigkeit, Triebe und Gesinnun„gen herfürbringen, entzünden und anflammen; dem Ver„stand müssen diese Bilder von Gott so tief, so gründlich wer„den eingeprägt, daß sie durch keine Zweifel werden gehoben, „durch keine Finsterniß verbannet, durch keine andere Bilder „ausgelöschet; dem Herzen so tief werden eingeprägt, daß sie „durch keine Sorgen der Welt können ausgekrazt, durch keine „Schätze des Glücks geschwächt, durch keine Stürme des Un„glücks bedeckt werden, diese Bilder müssen das ganze Herz „einnehmen, reinigen, durchdringen und beleben; gleichwie „bethörte, verblendete Seelen aus sich selbst Gott machen, und „Gott dafür vergessen, verlassen und sein Gesetz verachten

„und

„und übertreten, gleichwie solche Seelen ihren Götzen, ihr ge-
„liebtes angebetetes Ich überall herumtragen und zu Markte
„bringen, eben so muß eine vernünftige bestralte Seele Gottes
„Bild wieder in sich tragen, in dem Spiegel der Gottheit sich
„beschauen, ergötzen und dessen Willen folgen und gehorchen,
„und gewißlich, meine Brüder, eine Seele, welche in sich füh-
„let den Trieb, um die Grenzen ihrer Einsichten, ihres Ver-
„gnügens und Vollkommenheiten zu erweitern, eine solche
„Seele, je mehr sie den Gott auf seinem Thron erblicket, wo
„Ewigkeit ihn bedecket, und nur Strahlen des Lichts ihr ent-
„gegenkommen und scheinen, wo Heiligkeit sein Kleid ist, und
„nur das Gesetz seinen guten Willen offenbaret, wo Weisheit
„sein Scepter ist, und nur Herz und Leben wird erfordert,
„eine solche Seele findet immer mehr, immer neuen Glanz,
„neue Majestät an Gott, welche ihr Seelenbild von Gott er-
„weitert, stärkt und belebt, immer mehr, welches ihr Verlan-
„gen entflammt, um mit Gott in Freundschaft zu stehen, im-
„mer mehr, welches sie begierig macht, in Gott alle ihr wah-
„res Glück zu suchen.„ Das lasse mir einer einen Kanzelstyl
seyn, und eine Probe von der Kunst, wie man einen Gedan-
ken recht fein in lange, dünne, verwickelte Fäden spinnen kann.
Lieber Gott! wer soll sich an solchem Galimathias erbauen:
Ist es wohl die natürliche, einfältige Sprache des Herzens,
darinn ein Gebet abgefaßt seyn muß, wenn der V. S. 64-65.
betet: „Unser Herz ist der größte Feind, welcher Ebene des
„Glaubens in Berge von Zweifel und Schwierigkeiten, und
„Berge der Ewigkeit und des Gerichts in Ebenen von Träu-
„men und Erdichtungen verwandelt — Seelen, welche durch
„die Begriffe ihres Geistes den Grund ihres Herzens verra-
„then und denselben schwarz, verworren und finster abmah-
len, solche, o Jesu, sind bloße Gegenstände deiner Macht, dei-
„nes Triumphs und deiner herzlenkenden Gnade.„ Wir sind
nicht einmal so glücklich, diese hohe Sprache zu verstehen.
Oder S. 557. „göttlicher Erlöser, je leichter der Sterbliche
„in dem Laster (das Laster) verfällt — desto mehr — schenke
„uns aus deinen Reichthümern ein Herz, welches so unendlich
„viele Wohlthaten mit einem Echo des Glaubens und der
„Dankbarkeit beantwortet.„

Noch eine recht erhaben seyn sollende Stelle aus der ersten
Predigt über die Majestät Gottes. „Nähert, M. Brüder,
„mit eurem Geiste zu Gott,„ (euch Gotte, müßte es auf deutsch
heißen) „und alles wird euch von dieser Wahrheit überzeugen.
„Ein Wesen, schwache Vernunft, welches von und durch sich
„selbst

„selbsten auf den Säulen der Ewigkeit ruhet, über alle Grän„zen erhaben ist — kannst du das begreifen? Oder schiesset „nicht eine jede Eigenschaft blitzende Strahlen von sich, welche „deine Flügel verbrennen, deinen Stolz verbannen, deine „Kräfte belachen? Ein Wesen, welches das vollkommenste Le„ben des Verstandes und Willens geniesset, alles auf einmal „auf die vollkommenste Art durchschauet, durchgründet und „blitzet — kannst du das ergründen? oder sinken nicht deine „Schwünge, verschwinden nicht deine Begriffe? Ein Wesen, „welches durch einen Wink ein Chaos verwandelt in eine „Schaubühne von Macht und Weisheit, wo die Sonne pre„diget, die Berge zeugen, die Stirn einer jeden Sache den „Stempel des Schöpfers trägt, kannst du das ergründen?„

Nach gerade wäre es doch wohl Zeit, daß man einmal aufhörte, so schwülstig dunkel zu predigen, als es nach einem gewissen Geschmack bisher Mode gewesen ist. Wollten wir die häufigen Sprachfehler, die unrichtigen Metaphern, so manche affectirt und ganz windschief ausgedrückte Themata und Sätze, nebst solchem undeutschen Wörtern als schitterndes Licht, Lustlosigkeit, beäugen u. d. gl. anmerken, so würden wir viel zu thun haben. Wenn uns künftig solche Herren mit ihren gedruckten Werken aufstoßen, so werden wir schnell bey ihnen vorübergehen, denn es kostet Ueberwindung sich lange mit ihnen aufzuhalten. Die älteste, magerste Postille ist doch fürwahr erträglicher zu lesen, als ein solcher ästhetisch philosophischer Kanzelredner, der nicht einmal die Sprache versteht, in der er redet und diese Reden drucken läßt.

A.

Briefe eines Bayern an seinen Freund über die Macht der Kirche und des Pabstes, 1770. 8. 136 Seiten.

Die Kirche und namentlich die Bischöffe möchten mit den Aussprüchen des Bayern eher zufrieden seyn, als der Pabst, dessen Macht in sehr enge Gränzen eingeschränkt wird. Er ist Primas in der Kirche, und soll sich an den mit seinem Primat verknüpften und in dem Gebrauch der ältesten Zeiten gegründeten Vorzügen begnügen lassen. Er soll nicht über die Kirche und die Bischöffe, deren einer, obgleich der erste er ist, herrschen, sondern nur der Mittelpunkt und das Werkzeug der Einigkeit in der Lehre und Kirchenzucht seyn, nicht der Gesetzgeber, sondern der Aufbewahrer der Gesetze

der Kirchen seyn, und vor den übrigen Bischöffen die in ihren Sprengeln eben das sind, was er in Rom ist, keinen andern Vorzug haben, als die allgemeine Aufsicht, daß die von Christo und den Kirchenversammlungen vorgeschriebne Ordnung in der ganzen Kirche beobachtet werde. Daher ist er auch nicht befugt, jemanden, wegen solcher Lehrmeynungen, worüber die Kirchenversammlungen nichts entschieden haben, zu excommuniciren. Nach dem Gebrauch der ersten Kirche hat er kein Recht, seiner Entscheidung besondre Gewissensfälle vorzubehalten, kein Recht, andre Bischöffe zu bestätigen, am wenigsten für Geld. Die Lösung des Palliums und die Annaten sind offenbare Eingriffe in die Gerechtsame der Bischöffe, so wie auch die Entfreyung der Ordensgeistlichen von dem Gehorsame gegen die Bischöffe ihres Sprengels, die Appellationen nach Rom sind widerrechtlich, der Pabst als Bischoff von Rom, hat in einer fremden Diöcese nichts zu befehlen, und als Primas hat er nur das Recht, die Einigkeit in der Kirche zu erhalten, nicht aber die Bischöffe ihrer Gerechtsame und die Fürsten ihres Geldes zu berauben. Nicht dem Pabste, sondern den weltlichen Regenten kommt es, nach dem ältesten Gebrauch in der Kirche zu, die Hindernisse der Blutsfreundschaft zu dispensiren u. s. w. Der Primat wird dem Pabst, damit er doch etwas behalte, aus Gründen, die eine scharfe Prüfung, nach den eignen Grundsätzen des Verfassers schwerlich aushalten dürften, behauptet, wobey er dennoch gestehet, daß dieser Primat an den Sitz von Rom nicht so nothwendig gebunden sey, daß er nicht von der Kirche wo anders hin verlegt und einem andern Bischoffe verliehen werden könne. Der Kirche wird aus den gewöhnlichen Gründen eine Art von Unfehlbarkeit zugestanden, wenn sie sich, wie es sich gebührete, auf einem allgemeinem Concilio versammlet. Doch will der V. diese Unfehlbarkeit nur von den Verordnungen über die Lehre, aber nicht von den Gesetzen, die Kirchenzucht betreffend, gelten lassen. Diese letztern unterwirft er dem Gutdünken der Fürsten, und hält sie befugt, so bald es das Wohl des Staats erforderte, auch von allgemeinen Kirchenversammlungen festgesetzte Anordnungen nicht anzunehmen, oder wenn sie bereits angenommen worden, wieder aufzuheben. Er ziehet dies insonderheit auf die Immunität der Geistlichen und ihrer Güter, auf die Freystätte in Kirchen und Klöstern. Man sieht, daß der V. dieser Briefe, der sonst ein aufrichtiger Katholik seyn will, mit dem bekannten Febronius einerley Grundsätze heget, und in seinem Widerspruch gegen die Macht des Pabstes völ-

lig

lig so weit als dieser gehet. Allein da er über diese Dinge kürzer, angenehmer, und in einer sehr guten deutschen Schreibart und dem ungeachtet, gründlich und nicht ohne Beweis schreibt, so wird er allem Ansehen nach, der gemeinschaftlichen Sache mehr Beyfall, wenigstens bey einer größern Anzahl von Lesern, verschaffen.

Kl.

Predigten zur Beförderung des thätigen Christenthums. Von einem Schweizerischen Gottesgelehrten. Frankfurt und Leipzig, 1769. 8. 1 Alph. 5 Bogen.

Der Herausgeber dieser Predigten sagt in der Vorrede, daß er sie ohne des Verfassers Vorwissen zum Druck befördere, und sucht sich durch den Werth derselben deswegen zu vertheydigen. Wir wollen über das Unregelmäßige dieses Verfahrens kein Urtheil fällen; dies kömmt dem Verfasser zu: wir können aber den Liebhabern des vernünftigen Gottesdienstes diese Predigten sehr empfehlen. Der Verfasser hat seine Materien gut gewählt, er redet mit warmer Empfindung für das Christenthum, mit der Würde und dem Anstande, der den Wahrheiten der Religion, und mit der Deutlichkeit und Herablassung, die der Fassung der meisten Christen angemessen ist. Hin und wieder vermissen wir das genaue Ebenmaaß der Theile; manches, daß eine weitere Ausführung verdiente, ist zu kurz und abgebrochen, und dagegen manches, das kürzer hätte gefaßt werden können, zu wortreich gesagt: auch ist der Ausdruck dann und wann vernachläßigt. Doch das konnte freylich nicht anders erwartet werden, da diese Predigten meistens nur Entwürfe gewesen, und erst bey dem öffentlichen Vortrage von jungen Geistlichen nachgeschrieben sind.

Theologisches Wörterbuch, worin die in den theologischen Wissenschaften vorkommenden Wörter kürzlich erkläret werden. Von Johann Anton Trinius. Frankfurt und Leipzig, bey G. C. Gsellius, 1770. 8. 21 Bogen.

Ein theologisches Wörterbuch kann allerdings seinen Nutzen für solche Personen haben, die ohne aus der Theologie ihr Hauptwerk zu machen, doch theologische Bücher lesen,

und dabey auf manche Ausdrücke stossen, die ihnen unbekannt sind, oder womit sie doch keine bestimmte Begriffe verbinden; auch kann es Anfängern in den theologischen Wissenschaften einige Dienste leisten. Allein das gegenwärtige werden sie oft vergeblich zu Rathe ziehen, oft unbestimmte, ja falsche Erklärungen in demselben finden. Hier sind nur einige von sehr vielen Artikeln, die wir vergeblich gesucht haben. Apollinaristen, Aëcianer, Anachoreten, Antitrinitarii, Bilderdienst, Bilderstürmer, Bischöffe, Donatisten, Eustathianer, Gnostici, Griechische Kirche, Jansenisten, Jesuiten, Monotheleten, Macedonianer, Masora, Methodisten, Montanisten, Novatianer, Pajonismus, Patropassianer, Photinianer, Quartadecimaner, Quietisten, Thomaschristen, Unitarii u. a. m. Hingegen finden wir andre, die wir in einem theologischen Wörterbuch nicht suchten; z. B. König, Lehrart, Lebensart, Verspottung, Werkzeug, Zwang, Zweck, Zweifel u. d. g. Einige Artickel sind ungemein weitschweifig, indem oft verschiedne Definitionen unterschiedlicher Gottesgelehrten nach einander abgeschrieben werden; man sehe z. B. Kirche, Liebe, Sacrament. Andre sind unvollständig. So fehlen unter Geist die so vielfachen Bedeutungen dieses Worts, unter Kirchenversammlung der Unterschied der allgemeinen und besondern, unter Sacrament die Sacramente des A. T. und die angenommenen Sacramente der päbstlichen Kirche, u. s. w. Viele Erklärungen sind unzulänglich, ja falsch. Z. B. „Arianer werden diejenigen genannt, welche eine Ungleichheit „und Subordination der drey Personen der Gottheit behaup„ten.„ Wie unbestimmt! — „Türken oder Mahomedaner „sind, welche Gott nur nach der Anweisung Mahomeds er„kennen und verehren.„ Gerade so, als wenn man sagen wollte: Spanier oder Papisten sind, die den Pabst für das Oberhaupt der Kirche erkennen. — „Unsterblichkeit ist über„haupt die Abwesenheit des Aufhörens eines Dinges.„ — Doch genug, um unsern Lesern von diesem Buche einen Begriff zu geben.

Unterhaltungen für gefangne Missethäter. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie, 1770. 8. 24 Bogen.

Es ist ein menschenfreundliches Unternehmen, den Elenden, die den Lohn ihrer Thaten erwarten, ein Buch zur nützlichen Beschäftigung in die Hände zu geben. Sie finden hier

Selbst-

Selbstbetrachtungen und Gebete, die nach den verschiednen Umständen eingerichtet sind; sodann eine Sammlung von Hauptsprüchen der heiligen Schrift in gewisse Klassen gebracht, und, wo es nöthig schien, mit eingeschalteten kurzen Erläuterungen versehen; und endlich im Anhange einige Lieder und Seufzer in Versen. Die Selbstbetrachtungen und Gebete sind in einer simpeln und der Fassung der meisten angemessenen Sprache abgefaßt, und haben sehr rührende und treffende Stellen. Wir haben aber unter denselben eine ausführliche Anweisung zur Selbstprüfung vermißt, insonderheit für solche, die sich schon für bekehrt halten. Wir finden zwar hin und wieder manche dazu dienliche Gedanken und Anmerkungen: allein die Sache ist so wichtig, daß davon mehr gesagt seyn sollte. Der Selbstbetrug ist, zumal bey einem Menschen, der nun seine gewohnten Laster nicht mehr ausüben kann, der die traurigen Folgen derselben leidet, der in diesem Leben keine Hofnung mehr hat, zu leicht und zu gewöhnlich, als daß man nicht demselben mit äusserster Sorgfalt begegnen müßte. Die Geschichte der beyden Missethäter, die am Ende hinzugefügt ist, ist nicht so eingerichtet, wie wir es wünschten. Wir wollen keinen Zweifel in die gute Gemüthsfassung dieser Leute setzen: allein, ordentlicherweise werden doch solche Personen nicht mit einer so großen Freudigkeit sterben, die man nur selten bey unbescholtnen Personen auf dem Todbette wahrnimmt. Wenigstens kann die Bekanntmachung davon schwerlich irgend einigen Nutzen, wohl aber sehr viel Schaden stiften. Wir wünschen, daß die Verfasser, da sie mehr Lebensbeschreibungen von Missethätern zu liefern versprechen, bey der Wahl und Einrichtung derselben wohl erwägen, was in der vortreflichen kleinen Schrift: Ist es rathsam Missethäter durch Geistliche besuchen und zum Tode führen zu lassen: über diese Materie gesagt ist.

Ma.

Trost im Unglück, oder Untersuchung der Frage: Sind große Unglücks-Fälle Merkmale vorhergegangenen großen Sünden. Von Christian Friedr. Engelmann, Pred. in Lampertsdorf. Glogau, bey Günther, 1770. 8. 10 Bogen.

Der Verfasser untersuchet erstlich die Absichten Gottes bey Zuschickung leibliches Elendes, und denn ziehet er aus denselben den Trost für Unglückliche. Die Schrift ist ganz erbaulich zu lesen.

Indessen wünschten wir, daß der V. nach seiner guten Einsicht noch manches besser durchgedacht haben möchte. Die Befriedigung der göttlichen Gerechtigkeit setzt Hr. E. unter den götlichen Absichten oben an. Der Ausdruck Befriedigung ist etwas hart für den allein seligen Gott. Warum nicht lieber Offenbarung? Und dennoch ist auch dieser Satz sehr einzuschränken, da der Verfasser vom leiblichem Elende redet. Denn ist dieses Leben der Schauplatz, wo die Gerechtigkeit Gottes offenbaret werden soll? Täglich zeigt uns noch die Welt Laster im Triumph, und Tugenden im Staube. Und was bliebe uns für eine Versicherung von dem großen Gerichtstage, und von den Belohnungen jener Welt, wenn hier schon alles Gute belohnt und alles Böse bestraft würde? Daß das Wohl oder Wehe des Israelitischen Volks, wie der V. anführt, so genau von dessen Verhalten gegen die Gebote Gottes abhieng, das gehörete zu der besondern Haushaltung Gottes über dieses Volk, von welchem keine allgemeine Schlüsse sich machen lassen.

Friedrich Euseb. Schertzers Prüfung des Forstmannschen Predigtbuchs, nebst Vorrede D. Erhardt Andr. Frommanns, Konsist. Raths und Dir. des Koll. zu Koburg. Koburg und Leipz., 1769. 8. 1 Alph.

Hr. Forstmann ist aus der Zinzendorfschen Schule, wenigstens führt er die Sprache und Lehre derselben in vielen Stücken. Der Vorredner und Verfasser zeigen den Ungrund dieser Lehre und die Unschicklichkeit dieser Sprache sehr deutlich, und mit einer Sanftmuth, die man als ein Muster in Schriften dieser Art empfehlen kann. Die Sanftmuth ist in allen Streitschriften nöthig, nie aber nöthiger, als gegen fanatische Gemüther. Diese guten Leute denken weniger, werden eher erbittert als andere; und bey der eingebildeten Ehre, um Christus willen zu leiden, werden sie durch harte Begegnungen noch mehr verhärtet.

Johann Lorenz von Moßheims vollständige Kirchen-Geschichte des N. Testaments aus den gesamten lateinischen Werken frey übersetzt, mit Zusätzen vermehrt, mit einer Vorrede D. Christ. Wilhelm Franz Walchs, herausgegeben von Joh. August

Chri-

Christoph von Einem, Pastor zu Genthin und Roßdorf. 1 Theil, Leipz. 1769. gr. 8. 1 Alph. 7 Bog. Vorrede 11 Bogen.

Viele vernünftige Personen, die nicht von Profeßion Gelehrte sind, beschäftigen sich rühmlich mit Lesung nützlicher Bücher. Unter solche gehören vornemlich die historischen Schriften, und warum nicht auch diejenigen, die die Geschichte der Religion vortragen? Was kann für einen rechtschaffenen Verehrer Gottes angenehmer und nützlicher seyn, als die Schicksale seiner Religion kennen, wodurch zugleich der Ursprung der verschiednen Partheyen ins Licht, und der Leser in den Stand gesetzt wird, nach Wahrheit und Liebe Alles zu beurtheilen, und zu seiner Beruhigung in der Wahrheit befestiget zu werden.

Die Kirchengeschichte sind mehrentheils Lateinisch und die wenigen Deutschen nicht für solche Leser geschrieben. Arnold ist partheyisch und erfordert zu viel Prüfung, Heinsius in alten und mittlern Zeiten schlecht, Pertsch unvollständig, und Baumgarten, so gründlich er ist, unangenehm zu lesen und ermüdend.

Doch haben wir schon deutsch des Herrn von Holberg angenehm und mit Einsicht geschriebene Kirchenhistorie, Herr Schröckh beobachtet in seiner vorzüglich glücklich bey der grössten Gründlichkeit den populairen Vortrag. Aber auch diese Uebersetzung hat diesen rühmlichen Endzweck. Jeder kennet Mosheims Verdienste um die Kirchengeschichte. Maclaine hat sie ins Englische zum Besten seiner Landesleute übersetzet, und viele Deutsche haben für ihre Nation ein gleiches gewünschet. H. P. von Einem hat nach einem mit dem H. D. Walch und H. D. Miller in Göttingen überlegtem Plan eine freye Uebersetzung unternommen. Das Werk soll aus 4 Theilen, die aber nothwendig stärker werden, wie dieser erste, bestehen, da dieser nur die beyden ersten Jahrhunderte enthält. Er braucht alle Mosheimische Schriften, die zur Kirchengeschichte gehören und liefert sie in zusammenhangender Erzählung. Viele Citationen und was sonst zur Kritick gehöret, läßt er weg, die Geschichte der Gelehrsamkeit und Ketzer fasset er kurz. Hingegen sind an manchen Orten weitere Ausführungen, auch unten in den Noten Meynungen anderer Gelehrten, angebracht, ingleichen moralische Anmerkungen und Schilderungen wichtiger Personen eingemischet.

Der berühmte Verf. der Vorrede zeigt den Wachsthum der K. H. in unsern Zeiten, und führt sowohl die Ursachen, als die daher entstandenen Vortheile so gründlich aus, daß wir einem jeden sie selbst zu lesen empfehlen. Was er zuletzt von den neuen Vorurtheilen sagt, daß solche, weil sie neu sind, viel Reitzung haben, ist wahr. „Ehemals, sagt er, wurde „den alten Kirchenlehrern ohne Bibel zu viel geglaubt: nun „wollen wir auch das was biblisch ist, nicht glauben.„ Aber desto genauer muß ohne alle Anhänglichkeit ans System, was recht biblisch ist, untersuchet werden; und dann könnte sich noch manches unbiblisches in den Vätern finden, das wir aus langer Erklärungs-Gewohnheit noch als biblisch ansehen.

Betrachtungen über die Person, Gaben und Aemter des Heiligen Geistes von Gottlieb Langen, Diak. der Dreif. Kirche zu Danz. Danzig und Leipzig, 1770. in 8. 8 Bogen.

Der Verfasser sucht die Erbauung, wir bedauren aber, daß er so schlecht mit der göttlichen Offenbarung umgehet. Ohne allen Bedacht führt er Sprüche daraus an, und macht falsche Schlüße. Wir wollen Proben davon anführen. Paulus sagt 2 Kor. 3, 17. der Herr, (welches die gewöhnliche Benennung unsers Erlösers ist) ist der Geist, das ist nach dem Zusammenhange, der eigentliche Verstand der Schriften Mosis. Der Verfasser führet aber diesen Ort an, die Gottheit des H. Geistes daraus zu beweisen.

Vom Simeon heißt es Lukas II, 26. Ihm war eine Antwort vom heiligem Geist, er solte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christ des Herrn gesehen. Hier kommen alle 3 Personen vor, der heil. Geist, der Christ, der Herr, der den Christ der Welt schenkt, dies ist nothwendig der Verstand der Worte: der Christ des Herrn. Wenn Simeon nun sagt: Herr! nun Lässest du — denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast: so redet er ja nothwendig den Vater an. Der Verfasser nimmt den Herrn für den heil. Geist, um daraus die Anbetung desselben zu erweisen.

Wenn Christus bey Verleihung ausserordentlicher Gaben seine Jünger anbläset Joh. XX, 35. so ist ihm das ein offenbarer Beweis von dem Ausgange des heil. G. vom Sohne. So kann man alles aus allem erweisen. Heißt das aber nicht die heilige Schrift nach eigenen Einfällen drehen? Wir sind der

der göttlichen Offenbarung Aufmerksamkeit schuldig; und niemals mehr, als wenn wir mündlich und schriftlich die Gemeine des Herrn daraus unterrichten wollen.

M. Wilhelm Heinr. Beckhers, Ertz-Priesters und Inspectoris in Labian, Preußische Kirchenregistratur oder Auszug aus Edicten in Kirchen- und Schulsachen des Königreichs Preußen. Mit einer Vorrede vom Leben des Verfassers von Friedr. Sam. Bock, Oberkonsist. Rath D. u. Pr. der H. Schrift. 2te vermehrte Auflage. Königsberg und Leipzig, 1769. in 4. 18 Bogen.

Der Probst Porst in Berlin gab 1725. einen Auszug aus den Königl. Verordnungen, Kirchensachen betreffend, heraus. Nach dieser Art hat der Verfasser diese Schrift aufgesetzt, weil viele Verordnungen sonderlich in ältern Zeiten in Preußen gemacht sind, die die Churmark nicht hat und also in Porstens Auszuge nicht stehen. Diese Arbeit kann für Prediger in Preußen ihren Nutzen haben, weil man die weitläuftigen Edicte und was über eine Sache herausgekommen, kurz beysammen hat. Auch Predigern ausser Preußen wird es angenehm seyn, die Einrichtungen der dortigen Kirchen- und Schulsachen zu lesen, deren manche sehr gut sind. Nur ein Beyspiel anzuführen. Weil in der Religion kein Unterschied des Standes gemacht werden soll, da wir in der Kirche alle gleich vor Gott erscheinen: so heißt es: Bey der Communion soll keiner vor dem andern einen Rang begehren, sondern zuerst sollen die Männer und sodann die Frauenspersonen ohne alle Affectation eines Ranges hinzutreten. Die adel. Frauenspersonen sollen nicht eher hinzutreten, ehe die Mannspersonen auch die geringsten hinzugetreten gewesen. Es stehet ihnen aber frey, einen absonderlichen Kelch zum Gebrauch der Frauenspersonen aufs Altar zu schenken, doch daß derselbe beständig bey der Kirche bleibe.

VI.

D. *Christiani Alberti Doederlein* Commentarius de Ebionaeis e numero hostium divinitatis Christi eximendis. Bützovii et Wismariae, apud Io. Andr. Bergerum et Iac. Boednerum, MDCCLXX. 1 Alph. 8 Bogen, in 8.

Mit vieler Gelehrsamkeit und scharfsinnigem Urtheil beweiset H. Döderlein in dieser Schrift, daß die Ebioniten, welches jüdisch gesinnte Christen waren, Jesum nicht für einen bloßen Menschen gehalten, sondern geglaubt haben: auf den Menschen Jesus, (welcher nach den feinern Ebioniten, den Nazaräern, von der Jungfrau Maria durch übernatürliche Wirkung Gottes, und nach den gröbern, von ihr durch Josephs Zeugung gebohren worden,) sey מימרא דיי (das Wort des Herrn, der Engel des Herrn, der λογος bey seiner Taufe herabgekommen, der von Gott gezeuget und Gottes ewiges Bild, ja Gott selbst sey: dieses Wort habe Jesum regiert und unterstützt, die Amtspflichten des Meßias zu erfüllen; und um dieser Verbindung willen, müsse Jesus als Gott verehrt werden, und sey von ihnen auch als Gott verehrt worden. Nur wünschten wir, daß der Verf. weniger weitläuftig gewesen wäre; und weder jeden scheinbaren Nebenbeweiß mitgenommen, noch sich auf eine so umständliche Widerlegung des verkapten Artemonius (welche in die ganze Abhandlung verpflochten, und in der That sein Hauptwerk ist,) eingelassen hätte. Die Verdrehungen und willkührliche Behauptungen des leztern, verdienten keine so ängstliche Widerlegung: und der Vortrag hat darüber an Licht und Ordnung etwas einbüssen müssen. Allenfalls konnte diese Widerlegung, weit kürzer gefaßt, eine der Folgerungen werden, welche der V. aus seiner untersuchten Materie gezogen hat.

Der Beweiß kömmt hier auf gültige Zeugniße, und auf die Richtigkeit der Schlüße an, die daraus gezogen werden. Der erste (und unsers Erachtens triftigste) Beweißgrund ist, S. 35. f. daher genommen; daß die alten Juden selbst, aus welchen die Ebioniten entstanden sind, das Verbum domini für eine göttliche vor Erschaffung der Welt existirende Person gehalten. Der V. führt zu dem Ende S. 50. Stellen aus dem Onkelos, dem Pseudo-Jonathan und dem Targum Hierosolym. an; wovon besonders die aus dem erstern sehr merkwürdig ist, doch aber für die Personalität noch nicht entscheidend genung scheint. Deutlicher erhellet es aus dem Philo, daß der λογος, wovon er redet, etwas persönliches sey: und hierbey merkt der V. S. 55. sehr richtig an; daß man zwar aus seinen platonisirenden Ideen eigentlich nichts beweisen, aber doch aus ihm lernen könne, was für Stoff er dazu in der damaligen Theologie seines Volks gefunden habe. Sein λογος ist vom Platonischen ganz verschieden, und läßt uns schließen,

daß

daß seine Landsleute ihm sich als etwas persönliches vorgestellt haben. Philo charakterisirt S. 67. f. den λογος ganz anders, als die Schüler des Plato. Der λογος, sagt er, ist dem höchsten Vater am nächsten, die Gottheit ist ihm mitgetheilt, er ist ungeschaffen, steht zwischen dem Schöpfer und dem Geschaffenen in der Mitte, ist primogenitus, unigenitus, antiquissimus, fundamentum omnium rerum, patris vicarius. Ja, nach S. 81. f. legt er dem λογος grade solche Eigenschaften bey, welche Jesus sich selbst, oder die Apostel ihm beylegen. Er ist, sagt Philo, das Brod vom Himmel, das unsern Seelen Leben und Seeligkeit giebt: Wer zu ihm flieht, bekömmt für den Tod die Belohnung des ewigen Lebens: durch ihn haben die Menschen Zugang zu Gott: Er ist das vollkommene Bild Gottes, und thut das was er bey dem Vater gesehen hat: Er bringt dem Menschen Friede und Leben: er ist das wahre Licht, der Hirte und König u. s. w.

Aus diesen treffenden Exempeln scheint man mit dem Verf. S. 86. richtig schließen zu können, Philo müsse den λογος mit allen diesen Eigenschaften bereits in dem System seiner väterlichen Religion gefunden, und ihn nur in das Platonische System haben einpassen, oder vielmehr damit vermischen wollen. Hat er und andere gleichzeitige oder noch ältere Jüdische Schriftsteller, solche Gedanken vom λογος gehegt; so ist es ein Theil der alten jüdischen Religion gewesen, einen persönlichen und göttlichen λογος zu glauben, welcher durch den verheißenen Meßias wirksam seyn werde: und daraus haben es die Ebioniten in ihr christliches System herübergenommen S. 173.; welche laut der Ueberreste die wir von ihnen, und besonders von ihrem Evangelio Matthäi haben, sich gleichlautende Vorstellungen von Jesu gemacht haben S. 256. — Allein so klar es aus allen vom V. angeführten Stellen ist, daß diese Vorstellungen von einem persönlichen und göttlichen λογος in der alten jüdischen Theologie geherrscht haben; so dünkt uns doch zu früh daraus geschlossen zu seyn, daß sie auch einen Theil der Religion des Volks ausgemacht haben. So wenig die heutigen Juden von den Spitzfindigkeiten ihrer Rabbinen wissen; so wenig können auch die damaligen Juden in den tiefsinnigen Ideen und Schlüssen ihrer Gelehrten vom persönlichen Wort unterrichtet gewesen seyn. Und daß sie es in der That nicht gewesen sind, legt, wie uns dünkt, der gesammte Inhalt der evangelischen Geschichte an den Tag. Die

Ju-

Juden haben weder in ihren Unterredungen und Streitigkeiten mit Jesu und seinen Aposteln irgend etwas dahin gehöriges deutlich geäussert; noch Jesus selbst diesen Religionspunkt ins Licht zu setzen, oder auf sich zu deuten gesucht. Zwar bestrebt sich der V. S. 111. f., diesen Einwurf zu heben, und behauptet Jesu und seiner Apostel Vortrag sey dahin gerichtet gewesen, den Irthum, der sich noch in diesen ihren Ideen befand; (als werde zwar der λογος den Meßias unterstützen, aber nicht mit ihm in einer Person vereiniget seyn;) hinweg zu räumen, und sie von der Vereinigung des λογος und des Meßias in einer Person zu überzeugen: und verschiedene einzelne Stellen in den Evangelisten werden von dem V. auch dahin gedeutet. Aber diese Deutungen sind sehr erzwungen, und haben nur bey wenigen Stellen z. E. Matth. 22, 41. f. und Luc. 22, 67. f. einigen Schein. Und überhaupt hat der, der des persönlichen Worts in seinen Reden nicht einmal erwähnt, noch jemals seine jüdische Zuhörer an diese ihre Glaubenslehre erinnert hat, den Hauptzweck haben können, die Juden zu unterrichten, daß das Verbum domini aus ihrer Theologie mit ihm persönlich vereiniget sey? und diese schwer zu begreiffende Wahrheit soll er ihnen durch entfernte Beziehungen und Anspielungen darauf haben erklären wollen? Und der Mann, der so simpel in seinem Vortrage war, sollte einem Volke, welches oft die klaresten Wahrheiten nicht faßte, theologische Spitzfündigkeiten haben erklären wollen? Das kömmt uns eben so vor, als wenn ein vernünftiger Prediger, der ein unwissendes und abergläubiges Landvolk eines bessern belehren wollte, es oft und umständlich vor den Abwegen warnete, darauf man durch unrichtige Erklärung der persönlichen Vereinigung beyder Naturen in Christo gerathen ist. Wer das N. T. ohne Vorurtheil und ohne Kenntniß der alten jüdischen Theologie liest, der wird es weder aus den Reden der Juden, noch aus den Reden Jesu errathen; daß sie je etwas über ein persönliches Wort mit einander haben ausmachen wollen. Paulus mag in seinem Briefe an die Kolosser nach S. 254. f. auf dahin gehörige jüdische Lehrsätze gezielt haben: Johannes hat lange nachher in seinem Evangelio und erstem Briefe den Sohn Gottes deutlich den λογος genannt; und vermuthlich das, was einige Juden aus ihrer Theologie ins Christenthum einmischten, berichtigen wollen. Aber aus den Reden Jesu erhellet weder, daß sein Unterricht den Juden die Natur des Worts des Herrn deutlicher lehren, oder ihnen dasselbe mit

ihn zu einer Person vereiniget bekannt machen wollen: noch aus den Reden der Juden, daß sie tiefsinnigen Vorstellungen von diesem persönlichen Wort zum allgemeinen Religionsbegriff ihrer Nation gehöret haben. — Es kann demohngeachtet aus andern Gründen, und aus dem jedesmaligen Zusammenhange erwiesen werden, daß der Ausdruck Sohn Gottes in vielen Stellen des N. T. mehr als ein bloßer Amtsname des Meßias sey. —

Nach der Einschränkung also, unter welcher des V. Satz richtig erwiesen ist, werden nun auch die Folgerungen beurtheilt werden müssen, die er oft nach seiner Voraussetzung zu weit ausgedehnt hat. Von ganzem Herzen stimmen wir der auf der 339 S. bey; daß die Kenntniß der alten Zeit und der Denkungsart des jüdischen Volks, unter welchem Jesus und die Apostel lebten, zu richtiger Auslegung des Sinnes der Schrift in den wichtigsten Lehren unumgänglich nothwendig sey: (nur muß die Vorstellung von dieser jüdischen Denkungsart aufs genaueste gefaßt werden.) Auch die Anmerkung ist sehr brauchbar und praktisch; daß der Schriftausleger die Kirchenväter (und besonders die ersten, und die griechischen) sorgfältig studieren müsse, nicht etwa um nach ihrer (oft sehr grundlosen) Erklärung auch die Schrift zu erklären; sondern historische Nachrichten von der Religion und Denkungsart der alten Juden und übrigen Völker daraus zu sammlen: (wo er aber mit sehr kritischem Auge prüfen und wählen muß.) Die dritte Folgerung S. 361.; daß die Jünger bereits vor Jesu Auferstehung seine Gottheit erkannt haben: wäre freylich richtig, wenn es des V. Vordersätze wären. Nur würde sie sich mit dem Charakter und der Denkungsart, die wir uns nach dem Evangelio von den Jüngern machen müssen, nicht wohl reimen lassen.

Sp.

Biblische Geschichte des A. und N. Bundes von M. Johann Gottlob Glück, Pfarrer zu Monstab und d. Altenb. Diöces Lokal-Adjunct. Altenburg, 1769. 8. 1 Alph. 11 Bogen.

Es sind keine zusammenhangende Geschichten, sondern einzele Erzählungen aus der Bibel nach Art der Hübnerischen bibl. Historien. Die Fragen stehen unter dem Text, nebst Anwendungen, die für die Jugend nützlich sind. Nur bedauren wir, daß aus den Worten Marc. 3, 9: Legio heisse ich,

ich; denn unser sind viel, die Lehre gezogen wird: „Eine „ganze Legion Teufel war in einen Menschen gefahren, wie „groß muß doch die Menge der bösen Geister seyn.„

Es war weder ein Wahnwitziger, oder wirklich vom Teufel Besessener. Im erstem Fall ist es die Rede eines Tollen, im andern Fall sind es Worte des Teufels. Wer wird doch aber dogmatische Wahrheiten aus den Worten eines Unsinnigen, oder des Teufels beweisen? Der Verfasser hätte besser gethan, wenn er zu dieser Absicht den Text aus Luc. 8, 30. genommen: Legio, denn es waren viel Teufel in ihm gefahren: da die lezteren Worte, Worte des Evangelisten sind. Gesetzt aber auch, daß diese Leseart richtig sey, so ist die Legion Teufel doch noch nicht erwiesen. Wenn ein Mensch von 5 Kerlen überfallen wird, so sagt man mit Recht, es sind viele über ihn her. Ist aber solches eine Legion? Unsre lieben Väter haben sich oft in ihren Beweisen übereilet, und wir müssen nie ohne Prüfung ihnen folgen.

D. Daniel Heinr. Arnoldts kurzgefaßte Kirchengeschichte des Königreichs Preußen. Königsberg, bey Kantern, 1769. gr. 8. 2 Alph. 11 Bogen.

Der Verfasser hat erst Hartknochs Preuß. Kirchenhistorie fortsetzen wollen. Aber so gut dieses Werk nach den damaligen Hülfsmitteln seyn können: so ist doch nachher vieles in ein besseres Licht gesetzet worden, durch die Acta Boruss. des Leo Hist. Borussiae, durch das Erläuterte Preußen, das Gelehrte Pr., die Preuß. Sammlung, die Pr. Liefferung, Grubens Corpus Prut., daher der Verfasser sich entschlossen, ein neues Werk zu liefern. Und ist man ihm dafür Dank schuldig, da er kurz, vollständig, ordentlich, deutlich und mit wichtigen Beweisen die ganze Geschichte ausgeführet.

Das Werk ist in 8 Bücher abgetheilet. Das 1ste Buch handelt von der Religion der alten Preußen. Sie hatten keine Tempel, sondern sie ehreten ihre Götter in geheiligten Wäldern, die den drey ältesten Göttern gewidmete Eiche stand zu Rikojol, oder zu Romove auf Natangen ohnweit Domnau. Auf der Eiche stunden die drey Bildsäulen. Vor denselben ward ein ewiges Feuer unterhalten und geopfert. Da dieser Götzendienst vom Könige von Pohlen Boleslaus Chobrei im Anfange des 11ten Jahrhunderts zerstöret worden, war eine heilige Eiche bey Heiligenbeil. Diese Oerter waren heilig, kein Fremder durfte sich nahen, ja sie waren mit einem Vor-

hange

hange umgeben, der einige Ellen hoch war, und dieser wurde nur bey Feyerlichkeiten aufgezogen, daß die Götzen-Bilder von den Opfernden gesehen werden konnten.

Der oberste Priester Kirwait, oder Krieve Kirwait war noch über den König. Es wurde Vieh geopfert, auch gefangene Menschen, sonderlich die Anführer. Auch der Kirwait wenn er sehr alt geworden, opferte sich zuweilen selbst. Er stieg auf einen Scheiterhaufen, und nachdem er in einer Rede angezeiget, daß er zur Versöhnung des Volks sich opfern wollte, ließ er den Holzstoß anzünden.

Die Preußen glaubten eine Unsterblichkeit der Seele. Das Begraben war bey gemeinen Leuten auch bey den Edlen üblich. Die Geistlichen aber und die größern Herrn wurden verbrannt; da denn das liebste Geräthe, auch wohl Jagdhunde und Pferde, mit verbrennet wurden. Ja seine liebsten Bedienten, auch die liebste Frau, liessen sich mit verbrennen.

Die Vielweiberey war erlaubt. Die Weiber wurden alle gekauft, sie fielen also als eine Verlassenschaft auf die Söhne: und es war daher nicht unrecht, eine Stiefmutter zur Frau zu nehmen. Ein Vater konnte seine Kinder verkaufen und tödten. Abgelebte Knechte, auch Eltern und elende Kinder wurden umgebracht. Auch Kranke, die ohne Hofnung der Besserung lagen, liessen sich vom Priester durch ein Kopfküssen ersticken.

Das zweyte Buch handelt von Einführung der Christl. Religion. Adalbert predigte das Evangelium zu Ende des 10ten Jahrh. ward erschlagen, ist kanonisiret, und ihm sind nachgehends Kirchen in Pr. gebauet. Der heil. Bruno im 11ten Jahrh. hatte eben das Schicksal. Er hat eine Kapelle vor Querfurt auf der bekannten Eselswiese, wo er bey seinem Weggange nach Preußen von den Seinigen Abschied genommen. Boleslaus der 1ste wollte mit Gewalt die Preußen zum geistl. Glauben zwingen, wie auch seine Nachfolger, aber sie fielen immer wieder zurück.

Im 13ten Jahrhundert kam das Werk mehr zu Stande, theils durch freywillige Annahme des Christenthums, theils durch Gewalt. Der Papst Innocentius III. schickte im Jahr 1209. einige Mönche, worunter Christian war, der nachmals der erste Bischof in Preußen geworden. Diesen gelung es, einige der Vornehmen zu gewinnen, welche Güter zu Anlegung eines Bißthums schenkten. Die heidnischen Preussen griffen diese an, welche darauf die Schwerdritter in Liefland zu Hülfe riefen; und da dieses nicht hinlänglich war, vom Papst einen Kreuzzug erhielten. Die Heiden kamen von

neuen,

neuen, und zerstörten über 250. Kirchen. Der Herzog von Masau lud darauf auf Anrathen des Bischofs den Hochmeister des D. Ordens Herman von Salza ein, und both dem Orden alles was sie den Heiden abnehmen würden und noch ein mehreres zum Eigenthum an. Der Hochmeister ließ den Contrakt vom Kaiser Friedrich dem III. bestätigen. Preußen hat zwar nie zum deutschem Reiche gehöret, es wurden aber damals die Kaiser für Herrn der Welt gehalten. Der polnische Hof machte deshalb auf der Kirchenversammlung zu Kostniz dem Orden einen Vorwurf. Der Papst bestätigte auch den Vergleich, weil er glaubte, das nächste Recht an die Länder der Ungläubigen zu haben, und schrieb: in jus et proprietatem S. Petri suscepimus scil. partem Prussiae subiugatam et subiugandam.

Der Hochmeister schickte darauf 1229. Herman von Balko, der Praeceptor Ordinis heißt, nebst einigen Rittern hin. Nach vielen Kriegen, und einem neuem Kreutzzuge wider die Preußen, auch nach vielen Klagen selbst der bekehrten Preußen und der Bischöffe gegen den Orden, kam endlich ein päpstl. Gesandter Jakob, der nachmals unter dem Namen Urban des IV. Papst worden, und errichtete den ersten schriftlichen Vergleich zwischen dem Orden und den Preußen.

Das 3te Buch handelt von dem Zustande der Kirche des Oestlichen Preußens unter dem Pabstthum. Weil bereits 1454. das westliche Preußen, welches deshalb das polnische heißt, sich unter den Schutz der Kron Pohlen begab; so bleibt nun der Verfasser allein bey der Geschichte des jetzt dem Brandenburgischen Hause gehörigen Preußens.

Das 4te Buch von der Reformation des Brand. Preußens. Eine besondere Vorsehung Gottes hat die Reformation hier ungemein erleichtert. Schon im 15ten Jahrhundert fanden sich Wiklefiten und Hußiten ein, und fanden Gönner an Rittern und insonderheit bey dem Hochmeister von Wallenrot, der Hochmeister Margraf Albert von Brandenburg hatte die evangelische Lehre von Osiandern in Nürnberg gehöret, und mit Luthern sich selbst besprochen. Selbst katholische Priester nahmen die verbesserte Lehre an, blieben in ihren Aemtern und lehreten sie öffentlich, ja selbst die beyden Bischöffe George von Polenz in Samland, und der Pomesanische von Weiß nahmen die Wahrheit an. Und da nach langem Kriege mit dem Orden der König von Polen, dem Albert den Vorschlag that, das Land als ein weltlich Lehn von ihm anzunehmen, er also aus dem Hochmeister ein Herzog wurde, huldigten ihm

das

das Land, die gegenwärtigen Ritter und selbst die beyden Bischöffe. Sie übergaben ihm ihre weltlichen Rechte, bekamen hinlängliche Einkünfte, und verrichteten ferner die eigentlichen Pflichten eines Bischofs, als Vorsteher der Kirche.

Es wurden Schulen für studirende angelegt, und die Akademie zu Königsberg ward gestift. Die Ursach war nicht nur der Mangel an Kandidaten, sondern auch die Verschiedenheit der Sprache. Die Preussen verstunden auf dem Lande nicht deutsch. Man war gezwungen, in vielen Kirchen zwey Kanzeln zu errichten. Auf der einen stand der deutsche Prediger, auf der andern ein Pohle oder Litthauer, der nicht studirt hatte. Wenn der Prediger eine Periode deutsch gesagt, so sprach der Dollmetscher sie pohlnisch oder litthauisch nach. Welches nicht nur einen großen Verzug machte, sondern auch viel Unordnung; weil der Dollmetscher nicht allezeit den Prediger recht verstanden. Man mußte also Pohlen und Litthauer studiren lassen. Der Herzog stiftete also viele Wohlthaten für arme Studirende, und sprach aller Unterthanen Kinder, die sich den Studien widmeten, von der Leibeigenschaft frey.

Es würde zu weitläuftig fallen, mehr auszuziehen. Das ganze Buch verdienet gelesen zu werden, und wir empfehlen es allen Liebhabern der Geschichte aufs beste. Die innerliche Streitigkeiten der evangelischen Kirche in Preussen sind unpartheyisch beschrieben, und erwecken Verwunderung und Mitleiden. Auch die Kirchengeschichte ist eine Geschichte des menschlichen Elendes. Man lieset mit Betrübniß die Schwachheit gelehrter Männer, die aus einer Hochachtung für die alte Kirche die Enthaltung vom Fleisch in zwey Wochentagen wieder einführen, und dem Zeichen des Kreuzes eine besondere Kraft beylegen wollten. Ueber die Worte im Gebet bey der Taufe: und er selbst hinzugethan hat, ward auch heftig gestritten. Sie stunden in der deutschen Agende, aber nicht in der Pohlnischen. Wo in pohlnischer Sprache getauft wurde, wurden sie nicht gebraucht. Es sind ohnstreitig diese Worte aus der Taufe der Erwachsenen in die Kindertaufe aus Versehen gekommen. Alles was ihm von Adam angeboren ist, und er selbst hinzugethan hat, kann mit Recht von Erwachsenen gesagt werden: Aber was kann ein Kind von 2. bis 3 Tagen thun? Dieses ganze Gebet bestehet überhaupt in lauter Bildern, und könnte ein für den gemeinen Mann faßlichers und erwecklichers an dessen Stelle eingeführt werden.

Am allerbetrübtesten ist die unchristliche Heftigkeit und Härte, mit welcher oft der Streit geführet wurde. Wer un-

partheyisch den Osiandristischen Streit erweget, wird doch endlich im Grunde finden, daß es ein Wortstreit gewesen. Beyde Theile waren doch darinn eines, daß die Vergebung der Sünde durch den Versöhnungstod des Mittlers erlanget, und daß bey jedem Gerechtfertigten die Kraft desselben im heiligen Leben sich beweisen müssen. Die Gegenparthey gieng nach Osianders Tod so weit, daß sie seinen Körper, als eines der in den Bann gefallen, wollten aufgegraben haben, seine Schriften sollten verbrannt, die Prediger, die es mit ihm gehalten, 2, bis 3 Jahr suspendiret werden. Wenn Osiandristen nicht wiederrufen, das heißt, nicht eben die terminos brauchen wollten, wie der Gegentheil, so sollte sie für ein Anathema gehalten, und dem Teufel übergeben werden. Man sollte sie nicht grüßen; wenn sie nach Sachsen kommen sollten, würde man vor ihnen die Thüren verschliessen, und das sollte man in Preußen auch thun. Möchte man hier nicht fragen: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seyd? Wie sehr sind die Apostel Paulus und Jakobus in terminis und zwar eben in diesem Lehrpunkte von der Gerechtigkeit des Menschen vor Gott unterschieden? Gewiß, dergleichen schreckliche Vergehungen in unsrer Kirche dienen uns zur Demüthigung und Vorsichtigkeit.

Ka.

Johann Dieterich Winklers, der heil. Schrift Doct. Past. zu St. Nicolai und Scholarchen in Hamburg, Biblische Nebenstunden. Erster Theil. Leipzig, bey Johann Gottfried Müller, 1769. 16 Bogen, in 8.

Ein Paar ehemalige Wochenpredigten, nebst einer im Jahr 1763. gedruckten Hochzeitschrift des Verf. worinn die Bundeslade, als ein merkwürdiges Bild der christlichen Kirche (wenigstens für die Liebhaber solcher Sachen), vorgestellt wird; sind hier in Paragraphen abgetheilt, und mit Anmerkungen und vielen Citationen versehen, und unter dem Titel, biblische Nebenstunden, zusammen gedruckt worden. Vortrag und Ausführung sind aus den übrigen Schriften des Verf. sattsam bekannt.

Em.

Hrn. Armand de la Chapelle Vertheidigung der Nothwendigkeit des öffentl. Gottesdienstes unter den Chri-

Christen, aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, bey Hilschern, 1769. gr. 8.

Diese Uebersetzung kam schon vor sechszehn Jahren zu Breßlau heraus; und itzt ist, weil sie nicht abgehen wollen, wieder ein neuer Titel darum geschlagen worden. Dieser elende Kunstgriff gewinnsüchtiger Buchhändler wird itzt so gemein, daß billig das Publikum davor gewarnet werden muß.

Wl.

Ueberzeugende Belehrung vom Ursprung und Wachsthum des Pabstthums, nebst einer Schutzschrift vor die Reformation, aus authentiquen Urkunden abgefasset von Ernst Salomon Cyprian, D. Kirchen- und Consistorialrath zu Gotha. Die sechste und verbesserte Auflage. Hof, bey Joh. Gottl. Vierling, 1769. 8.

Diese neue Auflage eines sehr bekannten, gründlichen und nützlichen Buches ist in nichts von der 5ten 1736. erschienenen verschieden.

Lo.

Versuch einer gründlichen Zubereitung der zum Lehramt bestimmten Jugend entworfen von Chr. W. Groote, Inspektor der Diöces Usingen. Frankf. am M. in der Andr. Buchh. 1769. 140 S. 8.

Der V. versteht das geistliche Lehramt. Er thut Vorschläge, wie auf niedern und hohen Schulen und dann während der Candidaten-Zeit künftige Diener des heiligen Amtes vorzubereiten. Sein Hauptaugenmerk scheint der letztere Zeitpunkt zu seyn. Ein Seminarium von sechs Candidaten (die Zahl ist vielleicht local), wovon jeder jährlich funfzig Gulden vom Landesherren oder aus einem pio fundo bekommen, dafür aber unter der Aufsicht des Superintenden oder eines andern angesehenen Stadt-Geistlichen im Predigen, Catechisiren und andern Pastoral-Verrichtungen geübt werden müssen, ist sein Wunsch; und dieser Wunsch verdient allerdings beherziget zu werden. Daß das Examen der von Universitäten zurückgekommenen anders, als insgemein geschieht, anzustellen, hat der Recensent schon oft gedacht.

C.

Christoph Friedrich Sigmunds, Einleitung zur heilsamen Erkenntniß derer symbolischen Bücher, welche die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Heil. Römischen Reichs, so sich zur Augspurgischen Confeßion bekennen, durch ihre Gottesgelahrte haben verfertigen und öffentlich herausgeben lassen. Mit den Symbolis oecumenicis, der Augspurgischen Confeßion, Apologie ꝛc. nach dem Original des Dreßdner Concordienbuchs vom Jahr 1580. versehen. Ersten Bandes erstes Stück. Nürnberg, 1769. verlegts Joseph Ehrenreich Ammermüller, gr. 8. 16½ Bogen.

Eigentlich soll dis eine neue Ausgabe des Dresdner Concordienbuchs mit Erläuterungen werden, die aber das besondere hat, daß der Text nicht hintereinander fortgeht, sondern auf einen oder mehrere §. §. desselben folgt allemal erst des Herausgebers Erläuterung, und schliesset mit einem Stücke, (und zwar erst lateinisch, und dann auch deutsch) aus der würtembergischen Confeßion, wie sie vom Brentius auf Befehl des Herzogs Christoph von Würtemberg ausgefertiget, und im Jahr 1552. der tridentischen Kirchenversammlung vorgeleget worden. Voran steht noch ein etwas ausführlicher „Entwurf von den nöthigsten Materien der LL. SS.„ den er anfangs selber alleine brauchen wollte, nachher aber auf geschehene „Aufmunterung des Hrn. Specialsuperint. Burks „in lateinischer Sprache abfaßte, damit Studiosi Theologiä „sich daraus in der gelehrten Sprache nicht nur einen Begriff „für sich selbst von dem symbolischen Studio machen, sondern „auch das nöthigste hieraus zu ihren dereinsten bevorstehenden Examine fassen könten.„ (Vorr.) Da Herr Sigmund also diese Arbeit seinen Zuhörern so liebreich bestimmt hat: würde es solchen nicht lieber gewesen seyn, wenn sie seine Einleitung und Erklärung allein lesen könnten? oder wollte er sie nöthigen, die symbolischen Bücher selber mit zu lesen? um nicht denen gleich zu werden, welchen man es, oft nicht mit Unrecht, nachsagt, daß sie auf die symbolischen Bücher schwören, ohne sie einmal mit erforderlicher Bedachtsamkeit durchgelesen zu haben. So herzlich der V. wünscht, daß eine geneigte Aufnahme dieses ersten Stücks bald den Druck der folgenden nach sich ziehen möge: so sehr vermuthen wir, daß es

gegen-

gegenwärtig an diesem ersten und einigen Stücke genug seyn werde.

He.

Samlung heiliger Reden bey dem Bette kranker und sterbender Christen. Dritter Theil. Anspach, bey Jac. Christ. Posch, 1769. 1 Alphab. 8. Vierter Theil. Ebendas. 19 Bogen.

Diese fortgesetzte Sammlung bestätigt das Urtheil was in des 12 B. 2 Stück bereits gefället worden. Wo wird man zuletzt noch Reden halten? Gehen diese zwar näher in besondere Umstände der Kranken hinein, als die, so in den ersten Theilen stehen; so sind sie doch in einem solchem Tone geschrieben, daß der Verfasser mit Recht auf die Abhandlung von den Krankenbesuchen in des Herren Gen. Superint. Jacobi Pastoraltheologie verwiesen werden kann, um zu hören, wie der Mensch meistentheils in solchen Umständen beschaffen ist, und was ihn am meisten rühret.

Km.

S. C. G. Wahre und wichtige Geschichte Petri des Apostels. Hof, bey Vierling, in 8. 1770. 1 Alph. 1 Bogen.

Es ist unbegreiflich, wie vernünftige Katholicken die Hoheit ihrer Kirche auf den Petrus bauen und damit recht groß thun können, da alles, was sie vorgeben, nicht nur wider die Wahrheit, sondern so gar wider das wahrscheinliche streitet. Es ist dieses in verschiedenen Schriften und auch recht deutlich und gründlich von dem V. der angezeigten dargethan worden.

Petrus hat Rom wohl nie gesehen. Es wird zwar sein Auffenthalt daselbst von vielen ehrlichen Kirchenvätern erzählet, aber es passet nirgends mit seiner übrigen Geschichte, und sie widersprechen sich selbst. Sie sind auch keine Coaevi. Papias ist der erste, auf dessen Zeugniß es zuletzt ankommt. Dies war, wie bekannt, ein leichtgläubiger Mann, dem haben andere auf guten Glauben nachschreiben können. Wie ist es uns in der Deutschen Geschichte gegangen? Die Fabeln vom Ludewig dem Springer, vom Roland und dergleichen stehen in allen Kompendien. Wenn Petrus, Primas in Rom gewesen, und dieses der Grund der Christlichen Kirche, worauf die Seligkeit beruhet, seyn soll: so hätte Lukas, der mit dem

Paulus in Rom war, und die Geschichte der Apostel bis ins 4te Jahr des Nero beschreibt, seiner nothwendig erwähnen müssen. Paulus bestellet in den aus Rom geschriebenen Briefen die Grüße von den vornehmsten Christen in Rom namentlich, wie solte er des allgemeinen Bischofs vergessen? Er klagt dem Timotheus, daß beym Verhör sie ihn alle verlassen hätten: Solte das der allgemeine Bischof gethan haben? Lukas, Paulus und Petrus selbst gedenken seiner Anwesenheit in Jerusalem, Samaria, Joppen, Cäsarien, Antiochien, Pontus, Galatien, Kapadocien, Bythinien, Korinth und dem Egyptischen Babylon, an welchen Oertern gar nichts gelegen war; und solten Rom vergessen, das der Grundartikul der ganzen Kirche seyn sollte? Auch Klemens, der des Petrus Nachfolger in Rom gewesen seyn soll, in seinem Briefe an die Korinthier, gedenkt der Arbeiten und Reisen des Petrus und weis nichts von seiner Anwesenheit in Rom. Es ist gewiß sehr großmüthig von einem Protestanten gehandelt, wenn er zugiebt, daß Petrus kurz vor seinem Ende Rom gesehen, und daselbst den Märtyrer Tod erlitten habe.

Er hat also Rom vielleicht gesehen. Aber war er Stifter und Bischof dieser Kirche? Die war nach dem Zeugniß der Schrift lange gestiftet. Man lese den Beschluß des Briefes an die Römer, wie viel Arbeiter am Werke des HErrn werden daselbst gepriesen? Die Apostel waren zu Bischöffen besonderer Gemeinden gar nicht beruffen, sondern aller Orten Gemeine zu stiften und Bischöffe zu verordnen.

Wie stehet es nun um sein Primat? Wider ihre Gewohnheit wenden sich hier die Papisten zur Bibel, aber vergeblich. Joh. 21, 15 - 17. ist keine Erhebung des Petrus über die andern Apostel, sondern eine Demüthigung desselben. Er fühlt es selbst, es heißt, er ward traurig. Dreymal hatte er verleugnet, dreymal mußte er wieder bekennen, und darauf ward er in das verlohrne Hirtenamt wieder eingesetzt. Matth. 16, 17 - 19. Der Fels ist die Lehre, daß JEsus der Meßias sey. Petrus bekannte diesen Felsen, darum war er ein Felsenmann, nicht der Fels selbst. Die Schlüssel des Himmelreichs haben alle Apostel, Joh. 20, 23. Der Verf. führet viele Kirchenväter, ja selbst 9 Päpste an, die den Fels nicht vom Petrus, sondern von der Lehre erkläret und vom Primat nichts gewußt haben. Ich will nicht hoffen, daß ein verständiger Mann das Primat vom Phokas herleiten wird; so wäre es gewiß nicht vom Himmel, sondern aus der Höllen. Bloß die ehrlichen Patriarchen zu Konstantinopel, die seine Grausamkeiten

keiten nicht billigen konnten, veranlaßten, daß Phokas dem schmeichelnden Bischof zu Rom den Vorrang gab.

Der Pabst ist aber doch wirklich der oberste Bischof geworden? Ja, über den Occident, so wie der Patriarch zu Konstantinopel über den Orient. Beyde waren die vornehmsten Geistlichen in der Residenz, galten also mehr, als die andern Stadt- und Dorfprediger, und jeder ehret den, der am meisten ausrichten kann.

Nun kommt der Verf. auf Peters Stuhl und Succeßion. Er führet das lastervolle Leben vieler Päpste nach der Ordnung aus, und behauptet sehr scharf die Geschichte der Päpstinn Johanna. Er stellet die Nebenpäpste vor, da einer den andern in den Bann thut. Er zeigt, was für unendliche Verwirrung aus ihrem Sacramento ordinis fliesse, und wie keiner gewiß seyn könne, ob er richtig getauft und sein Priester richtig ordiniret sey.

Beym Beschlusse setzt der Verf. die Würde unserer Kirche, darinn, daß wir uns blos auf die Bibel gründen, und das ist recht. So hoch wir die Bekenntnisse unserer Vorfahren schätzen, so geben sie doch nie den Beweis ab, weder in äusserlichen, noch innerlichen Streitigkeiten.

Aber den wichtigen Ausspruch des Petrus, Actor. 10, 25. paraphrasiret der redliche V. nicht richtig: „Wer aus allem „Volk sich zum HErrn wenden und bekehren würde, der sey „GOtt angenehm.“ Es steht in der Bibel nichts vom Bekehren noch in der künftigen Zeit, sondern vom recht thun in der gegenwärtigen. Die Worte sind an sich klar, und die Umstände setzen sie in ein recht blendendes Licht. Petrus hat den Kornelius vor Augen. Dieser fürchtete GOtt und thät recht: das sagt die Bibel v. 2. Dieser war auch angenehm: dieses bewies das Verhalten GOttes, der einen Engel an ihn sendete.

Aber kann ein Heyde recht thun? die Bibel saget es. Man spricht: ja, die Tugenden der Heyden sind glänzende Laster. Die Bibel sagt das Gegentheil, nemlich: daß das Gebet und die Allmosen eines Heyden vor GOtt gekommen sind. Aber sie sagt doch auch: wer nicht glaubt, soll verdammet werden. Ja, aber was steht vorher beym Markus 16, 15: Prediget das Evangelium allen Heiden! Die also das Evangelium hören und nicht glauben, die sollen verdammet werden. GOtt fordert nicht mehr, als er giebt, dies müssen wir zur Ehre Gottes bekennen.

Jo. Frid. Cottae Historia dogmatis de vita aeterna. Tubingae, Cotta, 4. 1770. 12 B.

Der Verf. zeiget, daß die Unsterblichkeit der Seele von einigen Heiden, von allen Juden, die Saducäer ausgenommen, und von allen Christen, auch selbst den Ketzern angenommen worden. Nur in neuern Zeiten hätten einige Deisten dieselbe bestritten, deswegen sie in Engelland in die Sterblichen und Unsterblichen getheilet wurden. Jene wären Epikurer, diese Naturalisten. (Aber die Deisten gehören gar nicht zu der Christlichen Kirche.)

Den Streit, ob die Unsterblichkeit aus der Vernunft erwiesen werden könne, läßt der Verf. unerörtert. Doch ist es ihm bedenklich, daß selbst ein Sokrates, Cicero und Seneka zweifelhaft gesprochen. Aber dieses entscheidet hier nicht. Die Frage ist nicht, wie weit die Vernunft gekommen war, sondern wie weit sie kommen kann. Die Offenbarung macht selbst die Vernunft heller. Ist der Satz bekannt, so können die Prämissen leichter gefunden werden. Die moralischen Eigenschaften GOttes sind der Vernunft kenntlich, und also auch die Schlüsse, die daraus auf die Unsterblichkeit des Menschen gemacht werden. Ist das ewige Leben im A. T. bekannt gewesen? Der Verf. bejahet es, und mit Recht. Der Recensent glaubt, daß so wenig darinn vom ewigen Leben gesagt werde, habe zur Ursache, weil die allgemeine Religion der Erzväter einen so starken Eindruk von dieser Lehre bey den Nachkommen Jakobs gehabt, daß sie mit Recht vorausgesetzet werden konnte, so wie das Daseyn GOttes. Die Saducäer sind erst spät entstanden.

Die Streitigkeiten über die Beschaffenheit des ewigen Lebens sind theils nicht erheblich. Ueber den Ort desselben haben manche Theologen geträumet. Es muß freylich ein gewisser Ort, und erschaffener Ort seyn, wo Millionen wohnen, die einen Leib haben.

Jo. Christoph. Döderlin Specimen curarum exegeticarum et criticarum in quaedam V. T. oracula, cum praef. *Ridereri*. Altorf. et Norimb. apud Schupfelium. 4. 1770. 10 B.

Der erste Ort ist Ps. 22, 17. Da die Leseart כראו allein einen Verstand giebt und der V. gestehet, daß sie in einigen Codicibus und alten Versionen gefunden wird; so sehen wir

wir nicht, warum er כארי vorziehet. Der siegende Erlöser wird mit einem Löwen verglichen, nie aber der leidende.

Es wird verschiedenes aus dem 90 Psalm erkläret. Daß der Verf. den 3ten Vers nicht von der Auferstehung annimmt, wird manchen wundern, da es scheint, als wenn der folgende 4te Vers deutlich zeige, daß der Dichter etwas sehr entferntes vor Augen gehabt habe. Es werden ferner einige Stellen aus dem Hohenliede erläutert, der hebräische Text mit der Alexandrinischen Uebersetzung des Propheten Habakuk wird verglichen, und die Verbesserung einiger Stellen dieser Uebersetzung im Habakuk und Nahum versucht. Der Verf. zeigt viel Fleiß und Belesenheit in den Oriental. Sprachen.

Predigten von E. A. Pardey, Prediger zu Zelle. Zelle, Gsellius, 1770. 21 Bogen in 8.

Ebendesselben Abschiedspr. in Münden und Anzugspr. in Zelle, 1769. 4 B.

Es sind zusammen 14 Predigten, und gehören allerdings unter die Zahl der guten. Sie empfehlen sich durch die Wahl der Materien, richtige Gedanken, einen natürlichen und nicht nach der gewöhnlichen Methode gezwungenen Gang der Rede, und durch den lebhaften Ausdruck. Indessen werden wir einige Anmerkungen der Prüfung des Einsichtsvollen Verf. überlassen. Solte in der ersten Predigt, da wider die Verführung zu Irrthümern geeifert wird, die Meynung von der Endlichkeit der Höllenstrafen wohl eine ganze Seite verdienen, da ganz wichtigere Irrthümer, die Gleichgültigkeit Gottes, die Verleugnung der Strafen, so kurz berühret werden? Die Dauer der Strafen zu bestimmen, gehört doch nicht wesentlich zu unserer Religion, und in der Schrift ist sie wirklich nicht entschieden. Wie viele sind, beym Glauben der Unendlichkeit, Gottlose geblieben, und wieviel Fromme sind, bey geglaubter Endlichkeit, in ihrem Eifer nicht laß geworden? Lehren muß man diese, wie es scheint, nicht. Sie gehöret nicht in unsre Oekonomie, man bleibt, nach dem Exempel Christi, bey dem Ausdruck ewig.

In der 2ten Predigt wird entscheidend gesagt, daß die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft nicht gewiß erwiesen werden könne, und daß dieselbe blos um des Verdienstes Christi willen, als eine Gnade, gegeben werde. Wenn nun ein Zuhörer einen andern Prediger höret, der die Unsterblichkeit

aus der Vernunft vertheydiget, der sie als eine Eigenschaft eines Geistes ansiehet, was soll der Zuhörer denken? Mir wurde noch neulich von einem vornehmen Manne, der anfing Gott zu suchen und auf sein Wort zu merken, mit merklicher Bekümmerniß der Vorwurf gemacht, daß die Prediger so verschieden lehrten. Die Entscheidung solcher Sätze, die nicht ausgemacht sind, und die keinen Einfluß ins Wesentliche des Christenthums haben, wird besser von der Kanzel weggelassen.

In der schönen Predigt von der Verbindung des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens, setzt der V. die Verbindung darinn, daß wir unsre Gesinnungen mit in die Ewigkeit nehmen. Er sagt hier viel Gutes. Aber bestehet die Verbindung allein hierinn? Besteht sie nicht auch in den Folgen derselben, in Belohnung und Bestraffung? Selbst der Text gehet eigentlich auf diese. Was der Mensch säet, wird er erndten. Erndte ist eigentlich die Folge und der Lohn der Arbeit. Der Verf. streuet hier und dort etwas davon ein: aber uns dünkt, es hätte ein Hauptheil der Abhandlung seyn müssen. Und selbst die Gesinnungen — solten sich diese bey den Sündern nicht ändern? Ich hoffe der Spottgeist wird aufhören. Die Vorstellung im Buch der Weisheit K. 5. ist wohl nicht unrichtig, so apokryphisch dieses Buch auch ist.

Ka.

Geschichte von Errichtung der Bettelorden. Aus dem Französischen.

Sic volvenda aetas commutat tempora rerum,
Quod fuit in pretio, fit nullo denique honore. Lucret.

Leipzig, 1769. 8. Seit. 220.

Geschichte von Errichtung der Bettelorden. Zweyter Theil. Leipzig, 1770. Seit. 258.

Criminal-Proceß der P. P. Franciscaner.

Erudimini, qui judicatis terram.

Straßburg, 1769. 8. S. 224.

Der erste Theil, der aus dem Französischem übersetzt ist, enthält nur die Geschichte von Errichtung der Bettelorden. Der zweyte ist, seinem Titel entgegen, blos ein Abdruck des zu Straßburg herausgegebnen Criminal-Processes der P. P. Franciscaner. Vielleicht hat man dies leztere Werk unter

unter dem Titel einer fortgesetzten Geschichte eher zu verkaufen geglaubt, immer aber siehet es einem Betruge sehr ähnlich.

Was nun die Geschichte selbst betrift, so kann sie denjenigen, die sich von der Entstehung, der Einrichtung und den Schicksalen der Dominicaner- und Franciscanerorden einen etwanigen Begriff machen wollen, ob sie gleich weder mit der erforderlichen Genauigkeit noch Vollständigkeit geschrieben ist, einigermaßen brauchbar seyn. Der Verf. derselben verdienet insofern Lob, daß er mit ziemlicher Mäßigung und Unpartheylichkeit geschrieben. Er läßt den guten Absichten der Stifter, insonderheit dem Charakter des heil. Franciscus, Gerechtigkeit widerfahren, und schildert denselben zwar als einen Schwärmer, aber dennoch als einen redlichen Mann. Wenn er das Verderben und die Unordnungen, so bald nach der Vernachlässigung der Regel und der Zucht, in diese Orden eingedrungen sind, nebst den Ursachen dieses Verfalls freymüthig entdeckt, und ihre nunmehrige Schädlichkeit beklaget, so gestehet er doch die Verdienste einiger vorzüglichen Glieder dieser Orden zu, und wünschet, daß sie zu ihrer ersten Zucht und ursprünglichen Einrichtung wieder zurückgebracht werden möchten. Er hält sie insonderheit darum für schädlich, weil sie die Bevölkerung so sehr hindern, worinn unsrer Meynung nach, doch bey weitem nicht der wichtigste Nachtheil bestehet, dem die Mönchsgesellschaften dem Staate zufügen.

Der Criminal-Proceß der Franciscaner ist aus den eignen Schriftstellen des Ordens gezogen, und durchgehends mit deren Worten und Zeugnissen beleget worden. Der Herausgeber desselben, kann also von diesen Ordensmännern zwar keine Unrichtigkeiten beweisen, wohl aber einer ihrem Orden nicht günstigen Gesinnung und Absicht bey Bekanntmachung ihres Criminal-Processes beschuldiget werden. Denn er bemerkt sorgfältig alles, was sich gegen die peinliche Halsgerichtsordnung dieser Väter nur sagen läßt, wohin insonderheit dieses gehöret, daß sie bey jedesmaligem Verhör ihre Inquisiten schwören lassen, daß sie die Wahrheit sagen wollen, daß alles, was zur Unehre und Verkleinerung des Ordens gereichen kann, sehr geheim gehalten wird, sollte es auch vermittelst vorsetzlicher Lügen geschehen u. s. w. Wenn nun ein Criminal-Proceß der Franciscaner nicht an und für sich selbst etwas Widerrechtliches und Ungesetzmäßiges wäre, so würden wir denselben, so wie er hier in allen seinen Formalitäten beschrieben wird, nicht eben ungerechter, härter und grausamer finden, als manche andre, wo man die peinliche Frage noch gebrauchet.

chet. Diese ist zwar bey den Franciscanern auch üblich; allein doch nicht so strenge, als bey manchen andern Gerichten. Aber das ist barbarisch, daß diese Kloster-Richter untaugliche Zeugen durch die Tortur zu tauglichen machen. Die deutsche Schreibart in diesen Schriften ist, ob sie gleich ihr Vaterland verräth, dennoch erträglich —.

Gerechte Klagen wider das Mönchswesen. Ein Auszug aus den neuesten Schriften, die über diesen Gegenstand erschienen sind. Nebst dem General-Mandat Sr. Churfürstl. Durchlaucht in Bayern, die Abstellung verschiedner Mißbräuche in den Klöstern betreffend. d.d. den 29. Nov. 1769. Frankfurt und Leipzig, 1770. 8. 190 Seiten.

Die Mönche haben seit einiger Zeit auch in Deutschland und insonderheit in Bayern einige Angriffe gelitten und beherzte und aufgeklärte Gegner gefunden, die ihre Unordnungen, widerrechtliche Anmassungen, Unnützlichkeit und Schädlichkeit eben so freymüthig aufgedeckt haben, als solches vorlängst in Frankreich von den Feinden des Mönchswesens geschehen ist. In gegenwärtiger Schrift werden alle die Vorwürfe, die man den Ordensmännern jemals gemacht hat, ins Kurze gezogen und mit einem Eifer wiederholet, dem es zwar nicht an Heftigkeit fehlet, der aber doch keinesweges unverständig oder unpatriotisch ist. Zuerst wird von der Entstehung des Mönchstandes eine kurze Nachricht gegeben, die zwar wie es scheinet, aus der eben angezeigten Geschichte von Errichtung der Bettelorden hauptsächlich gezogen worden; aber doch auch manches Eigene insonderheit die Anmerkung enthält, daß der Ursprung der Möncherey keineswegs aus irgend einer evangelischen oder apostolischen Vorschrift, noch aus der Praxi der beyden ersten christlichen Jahrhunderte herzuleiten sey; sondern daß dieselbe vielmehr eine Nachahmung der schon unter den Heyden eingeführten Gewohnheit sey, eine sonderbare Lebensart anzunehmen, und ungewöhnliche und ausschweiffende Dinge zu thun, um sich in Religionsbegriffen und Ausübung der Gottseligkeit von allen andern Leuten zu unterscheiden.— Es werden die Ursachen angegeben, warum die Mönche durchgehends von ihren Ordensregeln und ihrer ursprünglichen Einrichtung abgewichen sind, und reich, üppig und übermüthig geworden. Die große Gunst, die sie bey den Päbsten aus Erkennt-

kenntlichkeit für den Eifer und die Bemühung die päbstliche Macht und Hoheit zu unterstützen, finden mußten, die Privilegien und Immunitäten, die ihnen von denselben eingeräumet wurden, ihre erdichtete Leben der Heiligen, vorgegebene Wunder, anscheinende Strenge und Heiligkeit. Bequemere Führung der Gewissen, ihre Gauckeleyen und prächtige Religionsaufzüge und eine Menge Erfindungen, das Volk abergläubisch zu machen und für sich einzunehmen: alles dieses hat nebst dem schwachen Rest von Gelehrsamkeit und Einsicht, so, bey der durchgängigen Unwissenheit und Verderbniß der übrigen Welt und der Seculargeistlichkeit, sich in den Klöstern erhielt, zu ihrer Bereicherung und Vergrösserung beygetragen. Das Unheil, so die Mönche in der Religion angerichtet, könnte von einem Protestanten nicht richtiger und freymüthiger angegeben werden, als es in dieser Schrift geschieht. Die Mönche haben die Glaubenslehre durchaus verderbet; anstatt dieselbe durch eine vernünftige Auslegung aus der Schrift herzuleiten, haben sie mit völliger Hintansetzung derselben, die christliche Lehre in eine dunkle Philosophie und in Sophistereyen verwandelt, und die fatale Schultheologie erfunden. Es giebt keine so unvernünftige Religionsmeynung, die nicht irgend einem Mönchskopfe, wo nicht ihren Ursprunge, doch ihre Ausbildung zu verdanken hat. Eben so haben Mönche in der Moral jeden Aberglauben entweder ausgeheckt, oder geheget, genähret und groß gezogen. Der Tugend haben sie den ihn eigenthümlichen Charakter der allgemeinen Nutzbarkeit und der ausgebreitetesten Wohlthätigkeit geraubt, und ihr dafür das Schwere, das Sonderbare, Strenge und Finstere zum unterscheidenden Merkmale gegeben. Ueberhaupt haben sie die Sittenlehre so vorgetragen, wie es von Menschen zu erwarten war, die durch ihre Absonderung von der übrigen Welt, und bey ihrer hiedurch nicht geschwächten, sondern vielmehr gereitzten Liebe zu den Gütern der Welt geneigt waren, und es sich zum Interesse gemacht hatten, die menschliche Gesellschaft zu beneiden und zu hassen. Daher rühren auch die den Regenten und Staaten so gefährlichen Grundsätze der Empörung und Meuterey, Grundsätze, die, wie der V. behauptet, nicht etwa blos den Jesuiten eigenthümlich, sondern allen geistlichen, insonderheit den Bettelorden gemeinschaftlich sind, und von diesen letzten befolgt worden, ehe man an Jesuiten gedachte. Dem Staate sind die Mönche hauptsächlich schädlich, durch ihre Immunität, vermöge der sie sich der Schuldigkeit entziehen, gleichen den

Bür=

Bürgern, zu den Bedürfnissen desselben entweder durch Geld oder Arbeit beyzutragen; durch die beständige Aufhäufung und Zurückhaltung des Geldes, wodurch die zur Belebung des Fleisses und der Industrie so nöthige Umlauf desselben gehemmet wird; (vielleicht liesse sich gegen diesen Punkt noch etwas erinnern, denn nicht jede Sammlung und Zurückhaltung des Geldes, und nicht in allen Umständen, ist von schädlichen Folgen) durch ihre starke Vermehrung, wodurch sie den besten und tauglichsten Theil der Bürger und Arbeiter, weil sie unter sich keine schwache, gebrechliche, blödsinnige Glieder aufnehmen, dem gemeinem Wesen entziehen; durch ihr Predigen und ihre Seelsorge, als wodurch sie das Gift des Aberglaubens unterhalten und ausbreiten, in die Häuser schleichen, sich in Familienhändel einmischen, und wenn sie sonst nichts Böses stiften können, einen Theil des Vermögens der Bürger durch Schenkungen, Vermächtnisse für Seelmessen u. d. gl. zu erhaschen suchen — und endlich durch ihre Schulen und den Unterricht der Jugend. Hier überläßt sich der V. seinem patriotischen Eifer ganz, und zeigt, wie unsäglich viel Unheil durch die klösterliche Unterweisung und Erziehung angerichtet werde, wie die besten Köpfe durch unüberwindliche Vorurtheile eingenommen, zur unpartheyischen Untersuchung der Wahrheit ganz ungeschickt werden, der Geist durch Aberglauben niedergedrückt, das Herz verenget und die Seelen verstümmelt werden. Er zeigt, wie erbärmlich die Anführung der Mönche in den Sprachen und Wissenschaften beschaffen sey, wie so vieles, was denjenigen, der dereinst in irgend einen Stande dem Staate dienen soll, zu wissen nöthig ist, in den Klosterschulen gar nicht gelehret werde, und wie unvollständig unrichtig und in dem elendesten Geschmacke das, was noch gelehret wird, vorgetragen werde. Er behauptet, daß Mönche eben darum, weil sie Mönche sind, um ihrer hartnäckigen Vorurtheile, ihres Mangels an Weltkenntniß, ihres ungeläuterten Geschmacks, ihrer störrigen und finstern Gemüthsart und insonderheit ihres Interesse halben, vermöge dessen sie Leichtgläubigkeit, Aberglauben und Unwissenheit befördern müssen, zum Unterricht und zur Erziehung der Jugend ungeschickt sind. Da nun der V. das Mönchswesen als ein Monstrum nulla virtute redemtum ansiehet, so mußte er seine Klagen mit dem Wunsche schließen, daß es von der Erde vertilget werde; zwar nicht mit Gewalt, sondern allmählig und mit guter Manier; doch wünschet er, daß die Bettelorden, die er für die schädlichsten von allen hält, sogleich aufgehoben würden. Unter den Mitteln, die

die er zur Wegschaffung des Mönchswesens vorschlägt, ist dieses, daß man mit Verbesserung der Weltgeistlichen den Anfang machen, dieselbe in Seminarien von gelehrten und patriotischen Lehrern, so keine Mönche sind, unterrichten lasse, nicht mehrere Subjekte zum Priesterthum ordinire, als zur Besetzung der Pfarren nöthig sind; den Mönchen aber das Predigen, Beichthören, Schulhalten gänzlich untersage, und sie, bis auf weitere Verordnung, in ihre Klöster einschließe. Sollten manchen diese seine Vorschläge noch zu hart dünken, so ist ers zufrieden, daß die Zahl der Klöster und ihrer Bewohner eingeschränkt, niemand ohne Einwilligung des Landesherrn in dieselben aufgenommen werde, und die Mönche, so viel möglich, ausser Stand gesetzt werden zu schaden. Doch hält er die völlige Aufhebung noch immer das sicherste für den Staat, und das beste für die Religion, die so lange Mönche es hindern können, nie zu mehrerer Reinigkeit gelangen wird — Aus dem am Ende beygefügten Mandat Sr. Churfürstl. Durchl. in Bayern siehet man, daß einem Theile der obigen Beschwerden wirklich abgeholfen worden. Es wird nemlich darinn den Klöstern untersagt, niemand vor dem vier und zwanzigsten Jahre (der Senat zu Venedig hat neulich das fünf und zwanzigste Jahr gesetzt) zur Ablegung der Profession zuzulassen; alle Criminal-Jurisdiction in den Klöstern wird, als ein Eingriff in die landesherrliche Hoheit, unter der härtesten Strafe verboten, alle Kerker in den Klöstern sollen niedergerissen werden, und den Obern nichts, als geistliche Pönitenzen, und auch diese mit großer Einschränkung, aufzulegen erlaubt seyn. — Vermuthlich hat die oben angezeigte Bekanntmachung des Criminalprocesses der Franciscaner diesen Punkt in dem Mandat veranlaßt, wenigstens wird darinn von dieser Klosterjurisdiction, als von einer unbekannten Sache, die man mit Befremdung erfahren, geredet — Endlich wird den Bettelmönchen das Herumstreichen und Sammlen gänzlich untersagt — Wir haben diese Schrift mit Vergnügen gelesen. Die Denkungsart ihres Verf. verdienet so, wie sein deutlicher, gründlicher und einnehmender Vortrag und sein reiner und zierlicher Styl, allen Beyfall.

Freye Betrachtungen über die Religion für denkende Leser. Halle, im Verlag Christoph Peter Frankens, 1771. 8. 262 Seiten.

Der

Der Verf. dieser Schrift ist, wie er sich selbst schildert, zur Schwermuth und zu ängstlichen trostlosen Zweifeln geneigt. Diese seine Gemüthsbeschaffenheit hat ihn genöthigt, bey heitern Stunden für die ihm wichtigen und zu seiner Beruhigung unentbehrlichen Wahrheiten solche Beweisgründe zu suchen, die in dem Feuer der Anfechtung die Probe halten möchten. Vermuthlich rühret es eben daher, daß er so frey in der Religion denkt, weil er nemlich seine Beruhigung nicht von dem Glauben gewisser Lehrmeynungen, die ihm schwierig und unerweislich scheinen, abhangen lassen, sondern sich lieber nur an das wenige Gewisse und Ausgemachte halten will. Indessen sind wir bey Durchlesung der vier Abhandlungen, die er uns hier, als die Früchte seiner ernstlichsten Untersuchungen, vorlegt, nicht selten zweifelhaft gewesen, ob er sie in seinen heitern oder finstern Stunden aufgesetzt habe. Dies müssen wir insonderheit von dem ersten Aufsatze sagen. Er prüfet darinn die Beweise für das Daseyn Gottes. Er findet seine einzige Beruhigung in den historischen Beweisen, und begnügt sich nicht blos allen philosophischen und Metaphysischen Argumenten die Kraft abzusprechen, ihn zu überzeugen, sondern bringt auch gegen dieselbe so unerhebliche und verworrene Einwendungen in einer Sprache vor, die einem Atheisten völlig gerecht seyn würde, daß wir zweifeln musten, daß er diese Beweise jemals recht verstanden und gefaßt habe. Wir leugnen es nicht, bald wären wir abgeschreckt worden, ein Buch, dessen Verf. uns so sehr wider sich einnahm, weiter zu lesen. Jedoch wir bereuen es nicht, daß wir weiter lasen. Denn schon in der zwoten Abhandlung von der göttlichen Eingebung der heil. Schrift fanden wir eine heiterere Denkungsart. Der V. schränkt die eigentliche unmittelbare Eingebung oder, wie er es nennt, Einhauchung blos auf den prophetischen Theil der heil. Schrift, oder auf dasjenige ein, was von Gott allein gesehen werden konnte, und von ihm bezeugt zu werden, nöthig hatte. Alle übrigen Theile der Schrift, sie mögen Geschichte oder Lehren enthalten, sind da, wo es nöthig war, vermittelst äusserer Offenbarungen, den heil. Scribenten bekannt gemacht, aber von ihnen selbst, mit Hülfe der ordentlichen Gaben der Erleuchtung des heiligen Geistes, welche sie eben so, wie andre Gläubige, obgleich in einem reichern Maaße, hatten, nach ihrer Denkart und in ihren eigenthümlichen Styl aufgesetzt worden. Hiebey konnten menschliche Fehler und kleine Unrichtigkeiten einfließen, die aber nie die Hauptsache betreffen, noch den End-

zweck,

Zweck, den Gott durch die heil. Schrift erreichen wollen, verhindern können. — Hier hätten wir gewünscht, daß der V. besser und ausführlicher, als ers gethan, die Erleuchtung selbst, die er den biblischen Schriftstellern zuschreibt, und auch die Art und Weise erklärt hätte, wie die ordentlichen Gaben des heiligen Geistes vormals die heiligen Männer und noch jetzund rechtschafne Christen vermögend machen, die Religionswahrheiten zu entdecken, einzusehen, und dem abgezielten Zwecke gemäß, deutlich, genau und zuverläßig niederzuschreiben. Ueberhaupt herrschet hier in dem Vortrage des V. noch einige Verwirrung, und es zeigt sich hin und wieder eine zu mangelhafte Kenntniß von den natürlichen Fähigkeiten der Seele.

Am besten hat uns die dritte Abhandlung von Dämonen, Teufeln und Hölle gefallen. Zwar können wir nicht sagen, daß der V. seine Meynung, daß Dämone, Engel und Teufel nichts als moralische Dinge und keine geistige Substanzen sind, völlig erwiesen hätte. Indessen hat er doch sehr viel wahrscheinliche Gründe dafür angebracht, und von den meisten ihm entgegenstehenden Schriftstellen, sinnreichen Auflösungen und weniger unnatürlichen Erklärungen gegeben, als wir sie bey andern Geisterstürmern gefunden haben. Dahin gehöret seine Erklärung von der Versuchung Christi, die seiner Meynung nach, von Satanischen, ungläubigen Menschen, und durchgehends in der Wüste geschehen seyn soll. Sie ist gewiß weniger gezwungen, als wenn man alle Versuchungen in einem Traumgesicht vorgehen läßt. Die Erklärung von der Austreibung der Teufel in die Gergesänischen Säue, diesem Befremdlichsten und zugleich für die Wirklichkeit der geistigen Substanz der Dämonen dem Anschein nach, entscheidensten von allen Wundern JEsu, ist freylich noch immer etwas erkünstelt, aber es ist doch noch die erträglichste, so wir davon gelesen haben. Der V. hält diese ganze Begebenheit für eine thätige Parabel, worinn Christus lehren wollen, daß der Teufel, neimlich der herrschende sinnliche und thierische Trieb eigentlich in die Säue, die vor andern Thieren demselben folgen und ihrer Natur nach, folgen müßten, hingehöre, dem Menschen aber eben so unanständig als verderblich sey, und um dies letztere zu zeigen, mußten sich, vermittelst dieser blinden Triebe, die Schweine in das Meer stürzen. — Am besten hat uns die Erklärung der allegorischen Rede Jesu Luc. 11, 24 : 26. gefallen. Wir haben nichts dagegen einzuwenden. — Hier fällt der figürliche Sinn einem jeden in die Augen, sollte er auch nicht da statt finden können, wo er uns, die wir von

der damaligen Gewohnheit intellectuelle Begriffe sinnlich auszudrücken, und durch Thaten zu lehren, zu sehr entfremdet sind, nicht so deutlich einleuchtet; zumal, wenn wir annehmen können, daß man gewisse philosophische Begriffe, deren man doch nicht entbehren konnte, damals gar nicht anders, als durch Redensarten von Dämonen hergenommen, verständlich ausdrucken konnte. Die letzte Abhandlung von der Auferstehung hat uns gar nicht Genüge gethan. Wenn an der Stelle unsers gegenwärtigen Leibes, der Seele künftig ein anderer mit den gegenwärtigen in keiner Verbindung stehender und nichts mit demselben gemein habender Leib zugegeben würde, so glaubt der V. das eine Auferstehung nennen zu können. Er fähret sehr leicht über die Schwierigkeiten weg, die man aus der Schrift seiner Erklärung entgegen setzen kann, und denkt nicht einmal an die eben so wichtigen Einwendungen, so die Philosophie gegen diese Auferstehung oder vielmehr Seelen-Wanderung machen muß. In Ansehung der Schreibart, die da, wo der V. sich selbst deutlich verstanden hat, deutlich und gut ist, bemerken wir nur eine Kleinigkeit, die aber im Lesen anstößig ist. Es ist dieses, daß der V. im plurali immer derer und denen gebraucht, so von guten Schriftstellern nur dann gesetzt wird, wann ein pronomen relativum folgt. —

Iustini Febronii ICti de statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis liber singularis ad reuniendos Dissidentes in Religione Christianos compositus. Tomus secundus. Ulteriores operis vindicias continens. Francofurti et Lipsiae, Anno MDCCLXX. 4. 646 Seiten.

Justini Febronii Buch von dem Zustand der Kirche, und der rechtmäßigen Gewalt des römischen Pabstes, die in der Religion widriggesinnten Christen zu vereinigen. Zweyter Theil. Aus dem Lateinischen in einem getreuen Auszug übersetzt. Frankfurt und Leipzig, 1770. 8. 444 Seiten.

Dies Werk ist ganz polemisch und beziehet sich auf die Streitigkeiten, so das bekannte im Jahr 1763. herausgegebne Buch vom Zustand der Kirche, erregt hat. Es ist eine Sammlung von Widerlegungen der Gegner, die gegen dasselbe aufgetreten sind, und enthält Erläuterungen und Vertheydigungen

gen der Febronschen Grundsätze. Denn obgleich Febrons Buch in den meisten katholischen Ländern sehr wohl aufgenommen worden, so, daß es in Venedig nicht nur neu aufgelegt, ins Italienische übersetzt ist, sondern auch vom Senat den Lehrern des canonischen Rechts zu lesen empfohlen worden, in Wien nach einer dreymaligen, auf Antrieb des Römischen Hofes, vorgenommenen Prüfung gebilligt, in Frankreich mit Beyfall gelesen und übersetzt, in Portugal von dem Generaladvocaten in den Streitigkeiten gegen den Pabst angeführt worden; so konnte es doch einem so kühnen und freymüthigen Bestreiter der päbstlichen Anmaßungen unter den Schmeichlern und Anhängern des päbstlichen Hofes, den Ordensgeistlichen, vornemlich den Jesuiten, nicht an Widersprechern und Lästerern fehlen. Mit deren Abfertigung beschäftigen sich in diesem Anhange zum Febronschen Werke einige Freunde desselben, die so, wie er, unter verdecktem Namen, schreiben.

Den Anfang macht ein weitläuftiger Vorbericht des Herausgebers, der sich nicht nennt. Er sucht den wahren Begriff des päbstlichen Primats, so wie derselbe dem Rechte nach seyn sollte, festzusetzen. Indessen scheinet uns die Sache doch noch nicht genau und deutlich genug bestimmt zu seyn. Vermuthlich liegt es wohl größtentheils an der Sache selbst, die sich wenigstens aus den angeführten Gründen, insonderheit aus den für diesen Primat angezognen Schriftstellen, nicht so fassen läßt, daß sich nicht noch manches dagegen einwenden ließe. Nachdem so viel zugestanden worden, kann man in den Folgerungen leicht noch weiter gehn. Besser gefallen uns die Anmerkungen, womit das zugleich eingerückte Verdammungs-Urtheil der Universität Cöln über Febrons Buch, begleitet und widerlegt wird. Dies Urtheil macht übrigens der gelehrten Universität wenig Ehre. Sie heget, wie sie bekennt, zu der Unfehlbarkeit des Pabstes, der das Buch verdammt hatte, ein solches Vertrauen, daß sie ohne selbst zu urtheilen, es für ihre Pflicht hält, die päbstliche Censur blindlings zu unterschreiben. — Es folgt die Widerlegung eines sehr unerheblichen Briefes, der unter dem Namen Ladislaus gegen den Febron geschrieben ist. Eben so wenig haben die allgemeinen declamatorischen Betrachtungen zu bedeuten, womit der P. Zech, ein Jesuit und Lehrer zu Ingelstad, gelegentlich und ohne ihn zu nennen, des Febrons Grundsätze angezapft hatte. Er wird auf eine eben so leichte Weise abgefertigt. Wichtiger sind die beyden letzten Streitschriften, wovon die erste von einem Johanne a Calore wider vier Theologen, die sämtlich den Fe-

bron angegriffen oder vielmehr geschmähet und verketzert hatten, und die zwote von einem Theodor a Palude gegen den Italienischen Jesuiten Zaccarie gerichtet ist. Sehr ausführlich und gelehrt werden die besondern Meinungen des Febrons gegen die Einwendungen, und Verdrehungen seiner Gegner gerettet und erläutert. Die große Unvernunft und merkliche Schwäche, derselben, wenn sie es dem Febron zum Verbrechen machen, daß er protestantische Schriftstellen anführet, wenn sie allen von solchen Schriftstellern gesammleten und herausgegebnen Nachrichten und Urkunden durchgängig Glauben absprechen u. d. g. macht den Vertheidigern den Sieg oft sehr leicht. In der letzten Schrift findet man eine kurze Nachricht von dem neuerlichem Streite der Bourbonschen Höfe mit dem letztverstorbnem Pabste, wegen seines an den Herzog von Parma abgelassenen Breve, und der in demselben angezogenen Bulle in coena Domini. Auch werden einige sich auf diesen Streit beziehende öffentliche Schriften und mit dem Pabste gewechselte Briefe mitgetheilt. — Den Beschluß macht ein Schreiben des Febronius an zween Jesuiten, worinn er seine Lehre von Entziehung des vom Pabst geforderten Gehorsams, bey widerrechtlichen Anmaßungen desselben, erläutert, mit neuern Beyspielen, woran es nicht fehlet, bestätiget, und als das beste Mittel, den Pabst in seine gehörige Schranken zurückzubringen, anpreißt.

Der Vorbericht und dies letzte Schreiben sind in der angezeigten Uebersetzung ganz mitgetheilet. Von den übrigen Schriften ist ein Auszug gemacht, der für die Leser der Uebersetzung hinlänglich seyn kann. Mit der beobachteten Auswahl der Materie konnte man noch zufrieden seyn, wenn nur die deutsche Schreibart durch harte und affektirte Wortfügungen nicht so oft unverständlich wäre. Es scheinet auch, daß die Uebersetzung nicht immer mit Fleiß und Bedachtsamkeit gemacht worden, wenn z. B. nimietates durch Kleinigkeiten, serio (vermuthlich mit sero verwechselt,) durch Saumselig gegeben wird. Indessen ist es auch merklich so leicht nicht, das gezierte barbarische Latein dieser Scribenten zu verstehen.

Nöthiger Unterricht in den Religionsgründen gegen die Gefahren der heutigen Freydenkerey, mit gnädigster Genehmhaltung einer hohen geistlichen und weltlichen Obrigkeit, nach einer leicht faßlichen Art eingerichtet von Hermann Goldhagen aus der Ges.

Ges. Jesu der H. Schrift Doktor. Manheim, gedruckt in der akademischen Buchdruckerey, 1769. 8. 374 Seiten.

Der Verf. hat, wie er in der Vorrede meldet, eine französische Schrift: Grundlehren der Religion betittelt, dergestalt gebrauchet, daß er selbige ordentlicher eingetheilet, zu dem Endzweck vor der Freydenkerey zu bewahren, genauer bestimmt, an vielen Stellen, zu deutlicherm Begriff, besser erkläret, und mit verschiednen Zusätzen und Abhandlungen erweitert hat. Zu den letztern gehöret insonderheit der ganze fünfte Abschnitt dieses Werks, worinn er den augenscheinlichen Vorzug der römisch-catholischen Religion vor allen andern erweisen wollen. Da wir das zum Grunde gelegte französische Werk nicht zur Hand haben, so können wir nicht urtheilen, in wie ferne dasselbe von dem V. verändert, verbessert und erweitert worden. So, wie es nun da ist, bestehet es ausser einem Vorbericht von der Nothwendigkeit der Religionswissenschaft aus fünf Abhandlungen oder Abschnitten. Im ersten wird von den Grundwahrheiten der Religion, als vom Daseyn Gottes, dessen Eigenschaften, der Seelen Unsterblichkeit u. s. w.; im zweyten von der göttlichen Offenbarung im alten Testament, im dritten von der göttlichen Offenbarung im Neuen Testament; im vierten von der christlichen Religion, und endlich im fünften von der katholischen Religion gehandelt. Man findet unter diesen Abtheilungen nicht sowol eine Vorstellung des Inhalts, der Lehren und Vorschriften des Christenthums, als vielmehr eine Vertheydigung der Offenbarung gegen die Angriffe der Freydenker, und einen Beweis für das göttliche Ansehen derselben. Die Führung dieses Beweises ist immer die Hauptsache; der Unterricht in der Religion wird nur nebenher und bey Gelegenheit ertheilet. Was nun den Beweis anbetrift, so wird er auf die gewöhnliche Weise und durch Beybringung der bekannten Argumente geführet; auch in den Antworten, die auf die Einwendung der Ungläubigen gegeben werden, haben wir zwar viel Gutes und Richtiges, aber eben nichts Neues gefunden. Hin und wieder haben wir genaue Unterscheidungen und richtige Bestimmungen der Begriffe und Sätze vermisset. Durch diese Anmerkung wollen wir indessen diesem Buche keinesweges seinen Werth oder Nutzen absprechen. Es kann katholischen Lesern, die sich an dem, was zum Vortheil ihrer Kirche, in den Beweis für das Christenthum einfliessen müste, nicht stoßen,

zur Befestigung in ihrem Christenthum dienlich seyn. Bey anders gesinnten wird freylich eben dieses die Wirkung der ganzen Beweisführung sehr schwächen. Doch diese haben andre, ihren Grundsätzen gemäßere Vertheydigungen des Christenthums, woran sie sich halten können. Um das römisch-katholische Deutschland, dem es, so viel wir wissen, bisher an einem Werke von der Güte und Brauchbarkeit des gegenwärtigen mangelte, hat sich der V. rühmlich verdient gemacht. Wir loben auch noch an ihm, daß er bey der besondern Vertheydigung des Pabstthums sich so viel möglich, der Mäßigung beflissen hat. Wir sagen, so viel möglich, denn wenn er allen übrigen Religionspartheyen alle wahre Heiligkeit und Seligkeit abspricht, so hielte er sich ohne Zweifel Gewissens halber zu einem so harten Ausspruche gedrungen, und sahe denselben als unentbehrlich zu der unternommenen Widerlegung aller Unkatholischen an. Sonst beweiset und widerleget er auch hier nach der gewohnten Methode der polemischen Schriftsteller seiner Kirche. Und kann dadurch vielleicht seine Glaubensgenossen beruhigen, aber keine Gegner überzeugen, die ihm weder die Gründe, worauf er seinen Beweis bauet, noch die Anwendung derselben zugestehen. Er sagt sich dies auch selbst voraus, denn nachdem er das in Berlin schon zum zweytenmale auf die Verfertigung eines Religionsunterrichts ausgesetzten Preißes mit Beyfall erwähnt hatte, äussert er seine Besorgniß, daß sein Unterricht wohl nicht nach dem Wunsche der Berliner ausfallen werde. Eines müssen wir doch noch anmerken. Der V. macht den Protestanten den Vorwurf, daß sie dem Privaturtheile alles einräumen, und dasselbe keinem höhern Richterstuhle unterwerfen, doch hätten sie einige Versammlungen über Glaubenssachen gehalten, auch ihre Anhänger deren Entscheidungen einen innern Beyfall zu leisten, anhalten wollen, da indessen ihre Prediger kund machten, diese Versammlungen könnten irren, ja diese Versammlungen selbst erklärten, ein jeder solle sich an seinen Privatgeist halten. „Noch anheut„ setzt er hinzu, „entscheidet man gar „oft unter ihnen, was sie wohl wissen, und gestehen, Wahr„heit und Irrthum, Rechtgläubigkeit und Ketzerey, nach „dem, was eine oder die andre ihrer Partheyen, nach der „vorgegebnen Reformation, über diesen oder jenen Punkte „festgesetzt hat. Hamburg und Genf geben den Ton, und „dennoch soll bey einem jeden sein eigner Geist die Religions„zweifel aus der alleinigen heil. Schrift entscheiden. Was „eine Verwirrung! Was Seltsamkeiten„? — Mag sich doch

doch der Verf. diese Verwirrung und Seltsamkeiten von Hamburg aus, auflösen und erklären lassen. — Genf, das den entscheidenden Ton schon längst nicht mehr führet, wird sich auf diese Schwierigkeit nicht einlassen. Uebrigens ist dieser Unterricht in Frag und Antwort verfasset, und die Schreibart ist, einige Idiotisinen und Provinzial-Redensarten ausgenommen, ziemlich gut, wenigstens erträglich.

Tob. Godofredi Hegelmeier Collegii Bebenhusani Professoris et Verbi Divini Ministri Tractatus de Remissione peccatorum sub Vetere et Novo Testamento. Carolsruhae ex Officina Aulia Maclottiana, MDCCLXX. 8. 370 Seiten.

Man weis, was für Streitigkeiten der Gegenstand dieser Schrift, nemlich die Frage von Vergebung der Sünden, unter dem Alten und Neuen Testament, und ob sich hierinn ein Unterschied angeben lasse, gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts zwischen Coccejus und Voetius und ihren Anhängern in Holland erregt hat. Sie erfüllten zu ihrer Zeit die akademischen Lehrstühle, erschallten von den Kanzeln, wurden in privat Gesellschaften verhandelt, und selbst der gemeine Mann führte die Losungsworte der Partheyen πάρεσις und ἄφεσις im Munde. Ja es fehlte nicht viel, daß diese Schulzänkerey, die entweder wirklich ein Wortstreit war, oder doch demselben sehr ähnlich sahe, und wenigstens für jeden, der nicht ein gelehrter Theologe ist, sehr unbedeutend seyn mußte, eine wichtige Staatsangelegenheit ward. Jetzund hat sich der Eifer der Kämpfenden sehr abgekühlet. Es giebt zwar noch immer Coccejaner und Voetianer in der Holländischen Kirche, die aber einträchtiger bey einander wohnen, als ihre Lehrer, und sich nur beyderseits in ihren Vortheilen zu erhalten suchen. Ohne an diesen Streitigkeiten theil zu nehmen, untersucht der Verf. die berühmte Streitfrage, und entscheidet für den Coccejus. Er behauptet nemlich, daß sich allerdings ein schriftmäßiger Unterschied zwischen der Vergebung der Sünden im alt- und der V. d. S. im neuen Testament angeben lasse, nicht zwar dergestalt, als ob die Gläubigen des A. T. nicht eine völlige Vergebung der Sünden mit allen ihren Früchten gehabt hätten; sondern insofern, daß sich die Sünde vor dem wirklichen Versöhnungstode Christi anders, als nach demselben, gegen das göttliche Urtheil oder Gericht verhält, nem-

lich vor diesem Tode, als eine noch nicht ausgelöschte, aber nach demselben, als eine völlig getilgte Handschrift. Denn (so schließt der V.) hätte Gott vor der geleisteten Genugthuung die Schuld der Menschen so, wie nach derselben, als völlig getilgt ansehen können, so hätte es gar keiner Genugthuung bedurft. Um diesen Unterschied deutlich zu machen, bemerkt der V. daß die Schrift die Worte Vergebung der Sünden in einem doppelten Verstande nehme. Erstlich wird darunter verstanden die Rechtfertigung und Begnadigung des Sünders. In diesem Verstande war Vergebung der Sünden in beyden Testamenten einerley. Zweytens wird unter Vergebung der Sünden in der Schrift die wirkliche Tilgung der Sündenschuld durch die geleistete Genugthuung Christi angedeutet. Diese letztere Vergebung der Sünden wird in der h. S. dem Neuen Testamente, als ein eigenthümlicher Vorzug, zugeschrieben. Wir wollen noch die ganze Ausführung dieser Sache in einem kurzen Auszuge mit den eignen Worten des V. hersetzen. Da die stellvertretende Genugthuung Christi sich auf alle Menschen mit gleichem Rechte erstrecket, und allein der Glaube an Christum jederzeit gewesen, noch ist, und immer seyn wird, das einzige Mittel sich seinen Tod zuzueignen und selig zu werden; so haben auch die Gläubigen des A. T. die Vergebung der Sünden gehabt, und sind gerechtfertigt. Da indessen die heil. Schrift die Vergebung der Sünden als ein Vorrecht und eigenthümliches Gut des N. T. vorstellt, so muß man allerdings sagen, daß allererst nach wirklich geleisteter Genugthuung Christi die Sünde versöhnet, getilgt und nach einer der Schrifteigenthümlichen Redensart vergeben sey, folglich nach dem Tode des Bürgen ein ganz anderes Verhältniß, als vor demselben, gegen das göttliche Gericht gehabt habe. Und damit die Menschen dies immer vor Augen haben, und wissen möchten, daß ihre Sünden, ob sie selbst gleich die Gnade der Rechtfertigung und der Kindschaft genossen, ja die gewisseste Hofnung des ewigen Lebens hatten, dennoch noch nicht versöhnet und getilgt wären, hat Gott die Opfer verordnet, die älter, als das Mosaische Ceremonialgesetz, sind, und daher nicht blos für das Israelitische Volk und zu der besondern Haushaltung Gottes mit demselben gehörten, die aber nicht über den Tod Jesu hinaus dauern sollten. —

Wir haben hier unsern Lesern das System des V. vorgelegt, wir werden uns aber in keine Prüfung und Beurtheilung desselben einlassen, weil wir alsdann dasjenige, so in dieser Bibliothek X. Band I. Stück Seite 120. u. s. w. über

die

die gerichtliche Vorstellung der Lehre von der Rechtfertigung gesagt worden, widerholen müßten. So viel wollen wir indessen sagen. Wenn man sich von dem Urtheil Gottes, durch welches er dem reuigen und gläubigen Sünder seine Uebertretungen vergiebt, durchaus eine menschliche Vorstellung machen, die Rechtfertigung als einen förmlichen Rechtsgang in einer Schuldsache betrachten, die von Schuldforderung, Bürgschaft, Genugthuung oder Bezahlung hergenommene Ausdrücke lieber in einem juristischem als philosophischem Sinne nehmen, und die Bildersprache der Opfer in der allereigentlichsten Bedeutung verstehen will. — Nun dann wird man das System des V. das diesen Anthropomorphitismus als eigentliche Wahrheit voraussetzet, und ihn zu den entferntesten Folgerungen ausdehnet, nicht ungegründet finden. Man wird ihm vielmehr das Lob nicht versagen können, daß er seinen Gegenstand sorgfältig und gelehrt bearbeitet, und wenigstens die Hauptsache, nach den gewöhnlichen Voraussetzungen und mit den üblichen Argumenten und Schriftauslegungen gut genug bewiesen habe.

Kl.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Johann Heinrich Kirchhofs, JCti, Königl. Dänischen Justitzraths, Schutzreden in peinlichen Fällen. Bützow und Wismar, bey Berger und Boedner. 8. 1770.

Dritter Theil. 1 Alph. 17 Bogen.

Vierter Theil. 2 Alph. 1 Bogen.

Man kan nicht sagen, daß der Verfasser sich im Fortgange seines Werks verbessere. Hätte er sich, wie man bey den ersten Theilen gewünschet hat, immer mehr in seine Sphäre eingeschränket, von jeden Arten der gewöhnlichsten Verbrechen besondere Vertheydigungsschriften geliefert, und selbigen vollständigere Geschichtserzählungen, und da, wo es nöthig war, kurze Auszüge aus den Zeugenverhören vorgesetzet, so würde seine Sammlung in weit höherm Grade brauchbar, und dennoch nicht weitläuftiger, als jetzo, seyn. Allein nun hat er wenigstens die Hälfte dieser beyden Theile mit all-

gemeinen und alltäglichen Anmerkungen über die Verbrechen überhaupt, mit theils bekannten, theils unwahrscheinlichen, von allen Orten her zusammen gerafften, Geschichten, mit schlechten Verschen und elenden Uebersetzungen, und mit hundert solchen Sachen angefüllet, die den Leser einen Druckfehler in der Jahrzahl auf dem Tittelblatte muthmaßen lassen, und ihm fast alle Gedult benehmen, das Nützliche unter dem Wuste hervorzusuchen. Hingegen sind die Geschichtserzählungen selbst, die vor den Vertheydigungsschriften stehen, äusserst mangelhaft, und die wider den Inquisiten streitende Beweise und Vermuthungen nicht genung bemerklich gemacht; und es zeiget sich der ganze Fall dadurch gemeiniglich am Ende aus einem solchen Gesichtspunkte, daß man in Versuchung geräth, den dortigen Gerichten eine unbillige Härte Schuld zu geben.

Der dritte Theil handelt von verschiedenen Arten der Diebstähle, und der vierte von feinem Diebstahle, Menschenraube (oder eigentlich verbothenen Werbungen) Theilnehmung an gestohlenem Guthe, gebrochener Urphede, Kupplern, Beckenschneidern, Injurien und Aufruhr.

Der Verfasser erkläret sich, daß er hiemit sein Werk endigen wolle.

Tn.

Guilielmi Aug. Rudloff, Philos. et Jur. Doctoris, Prof. Ord. &c. in Academia Butzoviensi de Pactis Successoriis illustrium et Nobilium Germaniae, Speciatim iis, quae Pacta Confraternitatis adpellantur libellus singularis. Rostochii, apud Koppe, 1770. 4. 90 S.

Der H. V. theilt seine mit vieler Belesenheit geschriebene Abhandlung in zwey Abschnitte und handelt in dem ersten von dem Ursprung und den Eigenschaften der Erbverbrüderungen in 29 §. §. wobey Er §. XII. gegen Mosers Staatsr. unter Erbeinigung und Erbverbrüderung, wenn neue Fürsten dabey intereßiret sind, keinen wesentlichen Unterschied annimmt und dieses mit zwey Beyspielen beleget, nemlich dem Pfälzisch und Salmischen vom Jahr 1698. und dem Braunschweig- und Ostfrisischen vom Jahr 1671. davon jenes den Namen: Erbeinigung, Confraternität und Pactum de mutua Successione und dieses die Benennung einer beständigen Erbvereinigung und Erbverbrüderung beweiset.

Im

Im zweyten Abschnitt, wo der V. die Verbindlichkeit solcher Verträge zu erklären sich bemühet, werden von §. 30-50. verschiedene Zweifel z. E. von der Einwilligung der Unterthanen und der Landstände, auch der Vasallen; von der unbefugten Consolidation des dominii directi cum dominio utili zu Gunsten des Vasallen; von der eigenmächtigen Veräusserung an einen Geringern; von der Nothwendigkeit des Lehenherrl. Consenses; von der daraus folgenden Nothwendigkeit des Kayserl. Consenses bey Reichslehen; von den agnatischen Consensen u. a. m. vorgetragen und mit vieler Gründlichkeit gehoben.

Der H. V. verspricht uns den Rest dieser fruchtbaren und wichtigen Materie besonders von der Erbfolge, als einer Wirkung der Erbverbrüderung und den daraus fliessenden Rechten in einer besondern Abhandlung nachzubringen. Bis dorthin wollen wir unser ausführlicheres Urtheil auch über gegenwärtige Abhandlung verspahren, und indessen uns begnügen, den Freunden der deutschen Staatskunst eine Schrift angekündigt zu haben, die ihnen, des Gegenstandes und der darinn herrschenden gründlichen Gelehrsamkeit wegen, überhaupt angenehm seyn muß.

---

3. Arzneygelahrheit.

Sammlung von Beobachtungen aus der Arzneygelahrheit und Naturkunde. Zweeter Band. Nördlingen, gedruckt und verlegt von C. G. Beck, 1770. 16 Bogen, in 8.

Der Verf. dieser Sammlung, Hr. J. Aug. Phil. Gesner, scheint seinen Plan geändert zu haben, da er mit Fleiß den Namen Schwaben auf dem Titel wegläßt. Ob er dadurch Beyträge von andern Schwäbischen Aerzten ausschliesse, oder auch ausser Schwaben sammlen wolle, oder allein hinkünftig zu arbeiten gedenke, können wir nicht sagen.

Für diesmal liefert er nur 4 Abhandlungen, von dem dicken Fieber, von der entzündlichen Bleichsucht, von der Sprachamnesie, und von dem Blatterbelzen in Schwaben. Die Aufsätze sind lesenswürdig, obgleich die Aufschrift der 3. ersten unverständlich sind, und ins affektirte fallen. Schon daraus erkennet man einen gewissen Geschmack, der auch überhaupt in Hrn. G. Sammlung hervorleuchtet, gegen den wir bey vielen

an-

andern Schriftstellern gleichgültig waren, von dem Hrn. G. aber als einen feinen Beobachter, belesenen und denkenden Arzt gerne wegwünschten.

Dickes Fieber, nennt der Hr. B. ein Fieber, das mit dem Synochus des Galen die größte Aehnlichkeit hat. Beym Galen verräth sich ein solches durch einen vollen, starken, ungleichen Puls, eine beissende Hitze, einen dicken rohen Harn, und befällt einen vollsaftigen, fleischigten, oder einen mit hitzigen Excrementen angefüllten Körper, wobey eine nächst vorhergegangene Gelegenheitsursache nicht offenbar ist. Doch fand Hr. G. eine Abweichung und Vereinigung anderer Zufälle. Die Krankheit entstund bey Personen von zähen Säften, welche sie sich durch eine unthätige Lebensart, übermäßige und zähe Speise und schwaches Getränke zugezogen. Sie ist niemals epidemisch gewesen, sondern hat nur einzelne Personen im Merz und April betroffen. Sie fieng sich mit einem Frost, der 12. bis 15 Stunden lang ununterbrochen fortdauerte, worauf eine mäßige mit 100 Pulsschlägen in einer Minute begleiteten Hitze folgte. Der Harn war zu Anfang roth und dunkler, bald nach seinem Abgang sehr dick, und lies einen weißgrauen Satz fallen. Hiebey hustete man einen zähen Schleim aus. Viele phantasirten bey einem Schlummer, andere waren schlafsüchtig und aberwitzig. Die Ausdünstung war stark, der Leib aber verstopft. Zeichen der Fäulniß waren nicht vorhanden, auch blieb der Apetit gut. Durch Abscesse, Durchfälle und gekochten Auswurf aus der Lunge, wurde das Uebel nach 20 Tagen überwunden. Oefters fiel es aber tödtlich aus. Ein paar mislich abgelaufene Fälle werden nach allen Umständen eingerückt. Und darnach wird, bey einem Vergleich anderer Schriftsteller die Natur des Uebels, beurtheilet. Bey faulichten Fiebern hat Hr. G. die Hitze weniger stark befunden, je heftiger die Fäulniß gewesen, und umgekehrt.

Die entzündliche Bleichsucht ist eine Art falscher Bleichsucht. Eine blasse Farbe, wobey ein schwaches Gelb durchschien, ein aufgedunstes Gesicht, ein beständiges Frösteln, eine Entkräftung, nebst einem ungemein heftigen, sehr vollen, Puls, Speckhaut auf dem abgelassenen Blut, beschwerlichen Athemholen, wäßrigten Stuhlgange, charakterisirten das Uebel. Hr. G. begleitet diese allgemeine Geschichte mit 3 Fällen, unter denen nur eine Frauensperson ist.

Eine besondere Art einer Vergessenheit, wobey, wie uns scheinet, auch eine Verrückung des Verstandes war, und hier unter dem Namen einer Sprachamnesie beschrieben. Der Zufall

fall traf einen 73 jährigen zum Catarrhe geneigten Mann. Zuerst kam ihm ein Krampf an den Muskeln des Mundes und eine Empfindung, wie vom Kriechen der Ameisen an. Darauf fieng er bey einer Verwirrung des Verstandes an, zwar fliessend, aber lauter ungewöhnliche und selbstgemachte unverständliche Wörter, zu reden, in welchem Zustand er hernach auch, aller angewandten Mittel ohngeachtet, geblieben. Verschiedene Briefe von Aerzten, die man dabey zu Rathe gezogen, werden eingerückt. Die Anzahl der Wörter ist überhaupt nicht gar groß gewesen, nur sind viele sehr oft nach einander wiederholet worden. Manche sonst bekannte Wörter sind oft zur rechten Zeit aber auch oft an unrechtem Ort angebracht worden, die sonst bey seinem cholerischen Temperament gebrauchten Wörter sind öfters als andere vorgekommen. Eben eine solche Vergessenheit und Verwirrung, hat sich auch bey dem Schreiben geäußert. Seine ehemaligen Bekannten hat er zu unterscheiden gewußt, auch das verstehen können, was man ihm gesagt, und selbst seine Schwäche gemerkt. Hr. G. sammlet andere Exempel von Gedächtnißfehlern und giebt seine Muthmassungen von der Beschaffenheit des Gehirns in diesem Fall an die Hand.

Auch in Schwaben hat man die Pocken zu inoculiren angefangen. Hr. G. verrichtete dieselbe an 2. krätzigten Knaben, und einem $\frac{2}{4}$ jährigen Mädgen. Bey den Knaben erfolgten weder Pocken noch Fieber, aber die Wunden eyterten. Bey dem Mädgen, das Würmer hatte, wurden die Pocken und das Gesicht schwarzblau, kam aber hernach doch durch eyternde Pocken glücklich durch. Hr. G. hält die Krätze der Inoculation nicht zuwider, und beruft sich hierinn auf schwedische Erfahrungen. Wider die Krätze ist Steinmohr und Schwefel gebraucht worden. Vielleicht ist das Quecksilber die Ursache des unterbliebenen Ausbruchs gewesen. Zur Geschichte der Inoculation in diesem Theil von Deutschland gehört auch Hrn. Mann Nachricht von Einpfropfung der Kinderblattern in Oberschwaben, die der Hr. V. hier einrückt. Es befinden sich auch 2. gräfliche Kinder darunter. Ein armes starb am 32ten Tage nach der Einpfropfung; und man entdeckte nach dem Tode eine verdorbene Leber, und eine Erhärtung in der Pancreatischen Drüse.

VI.

Enumeratio plantarum Florae Danicae, id est sponte nascentium in regnis Daniae et Norvegiae;

giae; ducatibus Slesvici et Holsatiae; comitatibus Oldenburgi et Delmenhorstiae. Auctore *Georgio Christiano Oeder*, M. D. Prof. Reg. Bot. Hafniae, typis Cl. Philibert, 1770. 112 Seiten, in gr. 8.

Wir eilen von diesem Werk eine Nachricht zu geben, obgleich dasjenige, was bisher davon erschienen ist, nur einen Theil des Ganzen, nemlich die blüthenlosen Gewächse (Cryptantherae) enthält. Denn überhaupt theilt der Hr. Prof. das Pflanzenreich in 8. Classen, deren Namen Cryptantherae, Monocotyledones, Amentaceae, Incompletae, Calycicarpae, Calycanthemae, Monopetalae, Polypetalae sind. Innerhalb einem Jahr verspricht er die letzten 7. Classen ausgearbeitet zu liefern.

Die hier verzeichneten Gewächse bestehen nicht blos aus solchen, die wirklich schon in dem dänischen Gebiete entdeckt sind, sondern Hr. Oeder rechnet auch alle nördliche des Hrn. von Linné und die von den Herren von Haller und Hudson angemerkten dahin, indem es wahrscheinlich ist, daß sie insgesamt auch innerhalb der dänischen Gränzen sich finden und hinkünftig daselbst werden entdeckt werden. Die ganze Classe enthält 5. Ordnungen, nemlich Algos, Fungos, Muscos, Filices, denen die Geschlechter Marsilaea, Pilularia, Isoëtes, Equisetum, als Anomalae, in der 5ten Ordnung angehängt werden.

Hr. Oeder neiget sich mehr zu den Hallerschen Begriffen von den Geschlechtern hin, und nimmt auch verschiedene Geschlechtsnamen von ihm an, als Cyathus, Echinus, Polyporus, Amanita. Doch hat er manche vom Hrn. von Haller zu einem besondern Geschlecht gerechnete Gattungen mit Linneischen vermöge ihrer Verwandschaften verbunden. Um diese ist dem Hrn. Verf. mehr, als um die Erfindung neuer Geschlechtsnamen zu thun gewesen; daher er die verschiedenen Geschlechtsnamen dieser Botanisten, obgleich in einem und demselben Geschlecht beybehält; z. E. in einem die Namen Mucilago, Botrytis, Lycogala; in einem andern die Namen Sphaeria, Puccinia, Ceratospermum, in noch einem andern die Namen Trichia, Lycoperdon. Auf diese Weise haben fast nur allein die Linneischen Gattungen Trivialnamen. Ueberall erkennt man einen Mann, der selbst denket. Jede Ordnung und jedes Geschlecht wird besonders erklärt. Von den

den Gattungen wird aber nur eine kurze Beschreibung aus den angezeigten Schriftstellern und ein Kupfer nebst den Standörtern angeführt, ohne oder nur selten mit Synonymen. Des Hrn. von Haller Historia stirp. helvet. wird so oft, als sich thun läßt, nach den Numern citirt.

Die Wasserschwämme (Spongia) rechnet Hr. Oeder, so wie jetzt auch Hr. von Linné zu den Thieren hin. Zur bequemern Eintheilung der Tange (Fucus) macht er einen Entwurf, und vermehrt diese mit verschiedenen neuen Gattungen, die er noch nicht in seiner Flora abbilden lassen. Von den Schorfmoosen (Lichen) gesteht er, daß viele nur Abänderungen sind: hält es doch für rathsamer, sie als besondere Gattungen aufzustellen.

Bey der Lemna minor hat er einmal eine Blüthe, die derjenigen bey der Salicornia ähnlich gewesen, gesehen, schließt also dies Geschlecht aus dieser Classe aus. Die Chara scheint ihm der Hippuris am nächsten zu kommen.

Hr. Oeder läugnet die Schwierigkeit nicht, die Gränzen bey den Schwämmen festzusetzen, da manche sehr viel Aehnlichkeit mit andern Familien haben, und sie selbst unter sich so schwer zu charakterisiren sind. Die Farben sind bey ihnen veränderlich, und noch fehlt es uns sogar an Namen alle Schattirungen auszudrücken. Er theilt sie in Schimmelarten (mucidae,) Tüpfelschwämme, (Fungi poriferi,) Kugelschwämme (Fungi globosi) Hörnerschwämme (Clavaria,) Becherschwämme (Cyathus) Faltenschwämme (F. plicosi) Aderschwämme (F. venosi) Stachelschwämme (Echinus) Löcherschwämme (Polypori) und Blätterschwämme (Amanita). Manche von diesen haben ihre Unterabtheilungen, welche die Untersuchung sehr erleichtern. Zum Theil läßt es auch Hr. Oeder bey bloßen Entwürfen, die doch sehr lehrreich sind, bewenden. Die Fortpflanzungstheile werden bey den Moosen genau untersucht. Bey mehrern Arten der rauhköpfigten Moose (Polytrichum) findet man so, wie bey Buxbaumia und Splachnum vasculosum, ein doppeltes Köpfgen, eines innerhalb dem andern: und Hr. Oeder vermuthet, dieses wäre wohl überhaupt den Moosen eigen, so wie er auch bey dem Polytrichum und andern Moosarten einen Stiel durch erwähnten Theil durchgehen gesehen hat. Bey dem Kolbenmoos (Lycopodium) verhält es sich ganz anders. Auch hält der Hr. Prof. nicht die Sterngen bey einigen Moosen für weibliche Zeugungstheile, sondern für Keime, und sucht, statt dessen, in der Kolben beyderseitigen Stoff der Befruchtung. Einige Mnia

werden mit dem Bryum und Phascum verbunden. Von den Farrenkräutern muthmaßet er, daß die Zeugungstheile innerhalb dem kugelförmigen Körper wären, und daß die Befruchtung in dem Augenblick geschehe, wenn die Borke der Kugel zerspringt.

Verzeichniß zu der Flora Danica gehörigen — wildwachsenden Kräuter von Georg Christ. Oeder. Kopenhagen, gedruckt bey N. Möller, 1770.

Nur die Verschiedenheit der Sprache unterscheidet dieses Werk von dem vorhergehenden. Die deutschen Pflanzenbenennungen und Kunstwörter in der vorstehenden Recension haben wir mit Fleiß aus dieser Ausgabe entlehnet, um uns hernach als Proben darauf berufen zu können. Man kennt aus Hr. Oeders deutschen Anfangsgründen zur Botanik schon seine vorzügliche Geschicklichkeit, sich von den Kräutern in unserer Landessprache kurz und doch deutlich auszudrücken. Wir finden hier bey den Beschreibungen fast nicht mehr deutsche, als lateinische Wörter. Dies hat daher geschehen können, weil Verba und überflüßige Verbindungsausdrücke ausgelassen worden, und mehrentheils im Nominativus geredet wird.

Gr.

Adversaria Medico Practica. Vol. I. P. 4. Lipsiae, 1770.

Dieser Theil des nützlichen Werks, welcher den ersten Band beschließt, enthält vier Aufsätze: 1. de morbosa lymphae ad Colatoria organa conversione, worinn vermuthlich Herr Ludwig, aus guten Gründen zeigt, warum zuweilen die Lymphe in Krankheiten auf ungewöhnlichen Wegen dem Blute entzogen werde, und dadurch eine Abzehrung des Körpers veranlasse, z. E. bey einem verzehrenden Auswurfe durch die Lunge, bey solchen Durchläufen, Speichelflüssen, Harnflüssen und Schweißen. Es ist auch eine allgemeine Anweisung zur Cur solcher Krankheiten angehängt worden. 2. de natura variolarum earundemque noxis propter insitionem metuendis. Ist durch den im ersten Theile eingerückten Aufsatz von der Pockeninoculation veranlaßt, und eingesendet worden. Anstatt daß v. Hahn die Pocken für eine natürliche Entwickelung der Blutgefäße erklärte, hält sie dieser V. für eine na-

natürliche Reinigung des Bluts und Körpers, und fürchtet von der Inoculation, daß sie die Leibesconstitution schwäche, und eine hinfällige Nachkommenschaft unsern Vorwitz zu büssen haben werde. Man müßte weit ausholen, um über diese Idee gründlich zu streiten. Doch ist sie unter so vielen Einwürfen wider die Inoculation keine von denen, die nicht einiger Aufmerksamkeit würdig wären. 3. De Belladonnae viribus et efficacia in Epilepsia habituali. Wieder eine mit vielem Fleiße zusammengetragene Sammlung von Versuchen mit einem Giftkraute, von dem sehr guten Beobachter, Herrn Lic. Greding. Die Belladonna hat zwar in keinem von allen Versuchen die Epilepsie vertrieben, aber doch mehrmalen die Anfälle geschwächt und den Wahnwitz gebessert. Die umständliche Beschreibung aller Wirkungen, die sie bey einer Menge von Kranken geäussert, erläutert die Natur und Wirkungsart dieser Giftpflanze ungemein und ist besonders lehrreich. Endlich: de doloribus ad spinam dorsi. Die Hauptabsicht des gelehrten Verfassers bey diesem Aufsatze besteht darinn, diejenigen Schmerzen am Rückgrade zu erklären, welche der gemeine Mann das Wehethun oder Verbrechen nennt. Nach einer anatomischen Beschreibung des Rückgrads, so weit solche zum Zwecke dieser Abhandlung gehört, wird sowol der symptomatische, als idiopathische Rückenschmerz, hauptsächlich aus dem Zusammenhange der Nerven, deutlich und gründlich erklärt, und endlich auch die Curart kürzlich beschrieben. Die bey diesem Theile befindliche Kupfertafel gehört zu diesem Aufsatze. Eine hier vorkommende praktische Anmerkung wollen wir, ihrer Nützlichkeit wegen, doch auszeichnen. Eine schwangere Frau klagte in einem hitzigen Gallenfieber, gleich vom Anfange an über heftige Rückenschmerzen, die sich aber verlohren, nachdem die Verdauungswege gehörig gereinigt worden waren. Der Vf. schließt aus seinen Bemerkungen, daß die Rückenschmerzen bey den Blattern, Masern und andern hitzigen Fiebern von einer Schärfe, oder von andern Unreinigkeiten in den Verdauungswegen herzurühren pflegen, und daß sie nicht sowol nach dem Ausbruche der Ausschläge auf der Haut, als vielmehr nach einem freywilligen Durchlaufe, oder nach sonst bewerkstelligter Reinigung der Gedärme verschwinden. Die praktischen Aerzte können demnach aus diesem Zeichen in Blattern, Masern, Friesel, Fleckfiebern, u. s. w. schließen, ob die Verdauungswege für hinlänglich gereinigt zu halten sind, oder ob sie die Anstalten der Cur darauf zu richten haben, daß sie besser gereinigt werden. Eine

 Sache,

Sache, worauf gemeiniglich das Glück der ganzen Cur beruhet.

Seltene und höchstmerkwürdige Wahrnehmung von einer, samt dem Kinde, ausgefallenen Gebährmutter, nach einer neunmonatlichen Schwangerschaft, nebst behörig angewandter Geburtshülfe, wodurch Mutter und Kind bey Leben erhalten worden, von Wolfgang Jacob Müllner, Geburtshelfer und Mitglied der K. A. d. N. und der franz. Akad. der Chirurgie in Paris. Nürnberg, bey Monath, 1771. 2 Bogen in 8.

Der Titel sagt alles, was diese Bogen enthalten. Der Vorfall ist merkwürdig, und widerlegt, nach so vielen andern, fast zum Ueberfluß, das ehemalige Vorurtheil, als ob kein wahrer Ausfall der Gebährmutter statt finde. Hier ist er, wie ihn uns die beygefügte Kupfertafel vorstellt, so vollständig, als möglich. Die Frau ist wirklich ausserhalb ihrem eignem Leibe von Herrn M. glücklich entbunden worden, doch hat die Frucht nur einige Stunden gelebt. Nach der Entbindung ist die Gebährmutter gehörig zurückgebracht, und durch einen Ring in ihrer Lage erhalten worden, wobey die Frau sich ganz wohl befunden. Es geschahe aber auch der gänzliche Ausfall der Mutter erst in den Wehen zur Entbindung. Der Verfasser schreibt schlecht, aber seine übrige Geschicklichkeit mag wohl leicht mehr werth seyn, als die, gut zu schreiben.

B.

S. A. D. *Tissot* Societ. Reg. Londin. Acad. Med. Physs. Basil. et Societ. Oecon. Bern. Soc. Epistolae medico-practicae auctae et emendatae. Lausannae apud Franc. Grasset et Soc. 1770. 522 Seiten in 8.

S. T. Tissot — Epistolae — Denuo edidit *Ern. Godofr. Baldinger* Philos. et Med. Doct. Med. theoret. et Bot. Prof. ord. in Acad. Ienensi Acad. Imp. Nat. Curios. et Mogunt. scient. util. soc. ordinis med. h. t. Decanus. Jenae et

et Lipsiae sumtib. Christ. Frid. Gollner, 1771. 264 Seiten in 8.

Herr T. hat nicht allein bey diesem Werk das Verdienst zerstreuete Schriften zusammengebracht zu haben, davon die mehresten einzeln nicht weiter zu erhalten stunden, sondern er hat dasselbe auch durch beträchtliche Zusätze vermehret. Es enthält 5. verschiedene Schriften, nemlich

1. seinen Brief an den Hrn. Leibmed. Zimmermann.
2. denjenigen an den Hrn. von Haller.
3. Beobachtungen von der Bleycolick, als einen Anhang zum vorhergehenden.
4. seinen Brief an den Grafen Roncelli.
5. und zuletzt denjenigen an Hrn. Baker.

Die stärksten Vermehrungen hat der erste Brief erhalten, in welcher die Abhandlung von der schwarzen Krankheit den größten Theil einnimmt. Vorher waren nur 2. Fälle davon angezeichnet. Jetzt sind deren viele und die Krankheit selbst ist genauer erwogen. Von den Hämorrhoiden urtheilet Hr. T., so wie Hr. de Haen, und schränkt folglich ihre ersprießliche Wirkung sehr ein. Wir haben Hrn. T. eine vollständige Abhandlung der schwarzen Krankheit zu verdanken. Sie ist verschiedentlich unter dem Namen der Hämorrhoidalcolick und des Blutbrechens begriffen worden. Sie kömmt nicht immer so plötzlich, sondern meldet sich oft durch heftige Schmerzen und spastische Zufälle. Hoffmann hat die erste gute Beschreibung der Krankheit geliefert, und nach ihm hat Kämpf (Diss. de infarctu vasorum ventriculi. Bas. 1751. in Coll. Hall. Disput. med pract. T. 3. p. 100.) viele brauchbare Bemerkungen gesammelt, ob er gleich nicht einmal sich des Worts, schwarze Krankheit, bedienet. Beyder Beschreibungen schicken sich gut auf die Haemorrhoides anomalas, wenn sie in ein Blutbrechen abgehen wollen, wobey Hr. T. Albertus Streitschrift sehr erhebt. Nicht einem jeden Ausbruch eines schwarzen pechartigen Geblüts durch den Mund und den After muß man diesen Namen geben; sondern nach dem Hoffmann hat man auf den vorhergängigen Schmerz, die Aufblähung des linken Hypochonders, Beängstigung und Beklemmung um die Präcordien, und die Verstopfung des Leibes zu sehen, worauf dann das Erbrechen einer schwarzen sauren oder gallichten Materie, und ein Abgang einer solchen schwarzen Materie durch den After, mit verdorbenem Appetit, Entkräftung, Cardialgie, und Ohnmachten, erfolgt. Oft sind vorher Colickschmerzen sehr beschwerlich. Hr. T. sammlet

auch fremde Beobachtungen; um die verschiedenen Ursachen dieses Uebels bestimmen zu können. Er bedauert, daß man noch kein pathognomisches Kennzeichen habe; dessen Stelle aber mehrere zusammen genommene Zeichen vertreten; woraus erhellet, daß die Gefäße des Magens und der Gedärme stark angefüllt sind, und hernach zerplatzen. Es dauert bisweilen lange und oft Jahre, ehe dies letztere erfolgt. Und oft kann man, wenn die beschriebenen Anzeigen sich äussern, durch Aderlasse, dünne Nahrung, Molken, gelinde Ausführungen, an den After angebrachte Blutigel und dergleichen das Uebel verhüten, der Ausgang ist jederzeit zweifelhaft; oft aber gelingt die Heilung.

Ausführlich wird die Geschichte einer Erhärtung der Leber, nebst den bey der Oeffnung entdeckten Fehlern, erzählt. Die Leber war fast so hart, wie ein Knochen. Durch den Druck hatte sie heftige Magenschmerzen erweckt.

Merkwürdig ist auch die Geschichte eines hartnäckigen Kopfwehs bey einer Frauensperson. Hr. T. richtete durch blutige Schröpfköpfe und Zugpflaster nur wenig aus, noch weniger durch Aderlasse und die Eröfnung der Schlafpulsader. Die einzige und vollkommene Hülfe verschaffte das Durchschneiden der Haut, bis auf das Pericranium, obgleich andere kränkliche Umstände sich nicht dadurch überwinden liessen.

Das Folgende in diesem Brief betrift die Hebung der Haenischen und Roncallischen Zweifeln wider die Inoculation der Pocken, und die Vertheidigung der Hallerschen Beobachtungen von der Irritabilität.

2. In dem Brief an den Hrn. v. Haller sind nützliche Anmerkungen von den Pocken, dem Schlag und der Wassersucht. Ohne Zweifel ist dieser schon in den Händen aller gründlichen Practicker. Ganz können wir ihn doch nicht übergehen, da derselbe noch gar nicht von uns angezeiget worden. Bey den Pocken schränkt Hr. T. besonders den Mohnsaft sehr ein. Doch ohne ihn völlig zu verwerfen, erhebt er den Nutzen mineralischer Säuren, und berührt andere Mittel und Unternehmungen, die auf die Cur der Pocken glücklichen Einfluß haben.

Hr. T. zieht zwar mehrere Arten von Schlag in Erwägung, ist aber bey der Apoplexia sanguinea, deren Namen er doch nicht braucht, ausführlicher. Er untersucht zuförderst die natürliche Disposition des Körpers zum Schlag und bestimmt die nächste Ursache desselben, und besonders ist er auf die Zeichen, die einen bevorstehenden zu erkennen geben, aufmerk-

merksam, da wenn schon eine Ergiessung des Geblüts im Gehirn geschehen, keine oder nur wenige Hoffnung übrig bleibt. Seine Cur besteht in der Aderlasse, erweichenden Clystieren, gelinden Abführungen, der verdünnten Citronsäure, der aufrechten Stellung des Körpers, Entblössung des Kopfes, geringer Bedeckung des Körpers und Ligaturen über dem Knie. Er warnet vor dem Reiben und jeder andern Erschütterung des Körpers und hitzigen Arzneyen, selbst vor den Spanischen Fliegen. In der Vorbauung hat man darauf zu sehen, daß die Vollblütigkeit, aller Reitz und Trieb nach dem Kopf, verhütet werde. Eine dünne Diät und Abführungen, die Enthaltung von hitzigen Speisen und Getränken, einer erhitzten Luft, das Warmhalten der Füsse, Mäßigung im Studieren sind also sehr erheblich. Von der Aderlasse erwartet er zur Vorbauung nicht vielen Nutzen. — In derjenigen Apoplexie, die sich bey Körpern die nicht vollblütig, sondern vielmehr an wäßrigen Säften reich sind, ereignet, ist die Aderlasse nur selten nützlich, auch schicken sich sodann etwas scharfe Abführungen und Clystiere, wie auch Zugmittel, deren die Spanischen Fliegen weit sicherer sind, als der von den Bauern gebrauchte Sumpfranunkel. — Ein anderer Schlag ist derjenige von zu vieler Fettigkeit, die durch venedische Seife, den Meerzwiebelhonig und dünne Diät und Bewegung am besten verhütet wird. — Anstatt dem Schlag abzuhelfen, schreibt er dem Rauchtoback die Wirkung zu, ihn zu befördern; eben so hält er den Schnupftoback nicht für so unschuldig. — Darauf handelt er von der Lähmung, die so oft die Apoplexie begleitet oder ihr vorgeht. Die Verhütung und die Cur sind daher dieselben. Weil aber die warmen Bäder, die Vipern und die Electricität von vielen in neuern Zeiten empfohlen wird: so bleibt er länger bey diesen stehen, welche Mittel er insgesamt eher schädlich, als nützlich, erklärt.

Die Gattungen der Wassersucht setzt Hr. T. wider die Gewohnheit der Prakticker nach den verschiedenen nächsten Ursachen fest, die sich doch so schwer erkennen lassen, und bauet darauf seine Cur. Wir können ihn nicht hierinn genau verfolgen, sondern ziehen nur einige Wahrnehmungen und Erfahrungen aus. Entsteht das Uebel aus einer blossen Erschlaffung der äussern Theile, so thun äusserliche stärkende Mittel mehr, als innerliche. Dergleichen sind das Einschnüren der Beine. Durch stärkende Mittel richtet man in Wassersuchten, die nach einer langen Krankheit und häufigen Abführungen erfolgen, alles aus. Ein Fieber zu erwecken, ist am öftersten nachthei-

 lig.

lig. Saure Mittel in Verbindung mit stärkenden hat Hr. T. oft nützlich angewandt, wie z. E. den Schwefelgeist mit der Fieberrinde. Hr. T. bestimmt die Fälle genau, in denen der Cremor Tartari, die Meerzwiebel, die alkalischen Salze, scharfe Kräuter, das Einreiben des Baumöhls, der Gebrauch der Zugpflaster, die Zaunrübe (Bryonia) die Zeitlose, das Quecksilber in Verbindung mit bittern Extracten, Gummiarten und die Paracentesis, statt finden. Vor den Purgiermitteln scheuet er sich mehrentheils: sie können doch bey der Art dienlich seyn, die aus einer Verstopfung der Eingeweide entsteht, um die festen Theile aufzulösen, wozu er das Rhabarber mit Cremor Tartari oft gebraucht hat. So hat er durch bloßes Rhabarber eine Frauensperson von dem Uebel befreyet.

Die Abhandlung von der Bleycolick ist aus dem Bernerjournal abgedruckt. Diese Krankheit charakterisirt sich durch die Lähmung die auf die Colick folgt. Vorläufig merkt er an, daß er nur dreyerley Ursachen davon annehme, Weine, Gifte und den Scharbock. Drey Fälle sind hier angezeichnet, die ihren Ursprung aus dem Bley erhalten haben. In dem einen Fall eröfneten nur die Dünste von abgekochter Malve, durch den After angebracht, den Leib in Verbindung mit der Manna in Molken aufgelöset innerlich gebraucht. Oehlichte erweichende und gelinde besänftigende Mittel haben den Anfang gemacht: in der Lähmung hat er nach den Umständen die Cur eingerichtet.

Die Antwort auf des Grafen Roncalli Einwürfe wider die Inoculation übergehen wir.

In dem Brief an den Englischen Arzt Backer, der aus dem 55. Band der Philosophical Transactions genommen, bemüht sich Hr. T. die Schädlichkeit des Mutterkorns zu erweisen. Er verläßt sich hierinn blos auf fremde Erfahrungen, die er aus Schriften gesammelt hat. Bey der Gelegenheit beschreibt er auch die beyden andern Krankheiten des Getraides, den Rost (Rubigo) und den Brand (Vstilago). Der Rost ist ein gelbrothes schleimichtes Pulver, das sich an dem Halm und dem Kelch verschiedener Grasarten ansetzt. Der Name Rost schließt zwey verschiedene Fehler in sich, davon der eine Charbon, der andere Carie genannt wird: Bey erstem sind die Körner runder, und diese enthalten ein schwarzes, zähes stinkendes Pulver; bey dem andern aber sind nicht nur die Körner schwarz, sondern auch an den Blüthen und Blättern hängt ein schwarzes scharfes Pulver. Ein aus solchem Ge-

traide

traide gebackenes Brodt gährt schlecht, ist schleimicht, schwer und verursacht Ueblichkeit; und Hrn. T. ist nicht unwahrscheinlich, daß 1758. manche chronische Zufälle des Unterleibs und der Haut daraus entstanden. Nach den zum Grunde gelegten Zeugnissen urtheilet Hr. T. daß die Kriebelkrankheit, selbst derjenige Grad derselben, der in einem trockenen Brand besteht, daraus ihren Ursprung nehme. Auch gedenkt er der in den Epidemien gebrauchten Curart. Da sich seit dem vorigen Sommer (1770.) an einigen Orten Deutschlands die Kriebelkrankheit geäussert hat: so wird man auf diese Schrift um so viel aufmerksamer seyn. Hr. T. hat das Mutterkorn mit so vielen andern Naturkündigern in Verdacht genommen, obgleich einige neuere Versuche es unschuldig erklären. Diese letztern machen doch die Sache noch nicht aus, sondern erfordern noch mehr Bestätigung: Denn die Chemie entscheidet hierinn wenig; ein oder ein Paar niedergeschluckte Kornzapfen sind auch nicht hinlänglich; noch läßt sich aus einer größern Quantität etwas schliessen, wenn danebst andere Speisen und Getränke genossen werden; Versuche bey einzelnen Menschen möchten, wegen einer besondern Beschaffenheit des Körpers, keine Veränderung erwecken; ein frisches Mutterkorn ist unstreitig wirksamer, als ein altes; und vermuthlich wird bey einem fortgesetzten Gebrauch des Mutterkorns, oder des dadurch verdorbenen Getraides manches Unheil entstehen, das sonst kaum merklich ist.

Des Hrn. Prof. Baldingers Ausgabe empfiehlt sich durch den wohlfeilern Preis und netten Druck.

VI.

Ferdinands Warners vollständige und deutliche Beschreibung der Gicht. Aus dem Englischen übersetzt, 1770. 343 Seiten 8.

Hr. W., ein Geistlicher von 60 Jahren, ist schon 30 Jahre mit der Krankheit behaftet gewesen, die er in ihren regelmäßigen Anwandlungen nach dem Sydenham, dem er nach eigner Erfahrung völlig beytritt: in unregelmäßigen Auftritten aber nach dem Musgrave beschreibt. Doch macht er Zusätze aus dem Cheyne, James, Quincy, Ingram u. a. und liefert dem Gichtbrüchigen Leser also einen Inbegriff des Gewissen und Praktischen seiner Vorgänger, dem er beyfügt, was seine eigne Erfahrung ihn gelehrt hat. Ueber des Liger Schleimtheorie lacht er, und bleibt bey Sydenhams Unverdau-

lichkeit und nicht genugsamer Auflösung roher Säfte. Thompsons inflammatorische Theorie fanden wir zu unsrer Verwunderung nicht berührt, bis wir S. 222. sahen, daß H. W., ohne sich weiter mit ihr einzulassen, sie kurz und gut einer wilden Einbildungskraft zuschreibt. Gegen Sydenham und Quincy behauptet er, die Gichtmaterie verlasse den Körper nie ganz. Nachdem er gezeigt, sie sey weder schleimig, noch salzig, noch tartarisch: so tritt er dem James bey, der sie für irrdisch und unauflösbar hält. Den D. Mead, seinen Freund, der Pöckel- und Rauchfleisch für eine Ursache der Gicht hielt, brachte er zum Stillschweigen, da er ihm die Exempel so vieler 1000. ungichtischen Matrosen, die von Pöckelfleisch leben und eines Verwandten vorhielt, der bey Salzfleisch und Gicht über 72 Jahr alt ward.

Seine Curart ist auch ziemlich sydenhamisch. Er läßt mit Kardebenedicten (denn das soll wohl der Distelthee seyn) Kamillen oder Ipecacuanha brechen, und verordnet leichte Nahrung mit Wein, bis es sich in die Füsse setzt. Dann empfiehlt er Salbeythee, säuerlich gemacht Münzwasser, und, zu Beförderung des Harns, und Schweißes, Weinmolken und flüchtige Salze. Er besorgt mehr von der Menge, als von der Beschaffenheit der Speisen, läßt Cajanpfeffer zum Fleisch nehmen, auch Wein und Bier trinken, und ist nur sorgsam, daß der Magen nicht erkältet werde. Er empfiehlt auch mit einiger Vorsicht die tägliche Bewegung im Podagra selbst, und haßt den Lehnstuhl. In der Höhe der Krankheit, bey großen Schmerzen und Rastlosigkeit, preiset er ungemein ein stillendes Elixir aus Mohnsaft, Seife, Campher und Safran in versüßtem Salmiakgeist aufgelöst, oder eine wässerige Auflösung des Mohnsafts, dessen Harz bey ihm sehr in Ungunsten ist, und dem er zur Correction Seife beygeordnet wissen will. Er hält dies Elixir sehr hoch, obgleich es gegen die Regeln der Fakultät ist, wider die er sich doch mit Jones Gewähr und mit dem Musgrave schützt, der selbst bey der verirrten innerlichen Gicht Opiate empfiehlt. Vieles in seiner Vertheidigung des Mohnsafts scheint sonst eben so theoretisch, als die Gründe der Gegner, und im Ganzen ist das Lob wohl zu allgemein. Aber, wenn anders der Schweiß heilsam ist und die Schmerzen demselben wehren: so muß man wohl mit Opiaten freygebiger seyn, als einige Neuern wollen. Gegen den Einwand, als ob Mohnsaft die Gicht einkerkere, führt er S. 215. die merkwürdige Erfahrung an: „daß alle narkotischen Pflanzen die höchsten Auflösungsmittel harter Geschwülste sind, und

je

je mehr sie narkotisch sind, desto mehr Auflösungskräfte besitzen." Dieser paradoxe Satz machte uns in diesem Zusammenhange und im Munde eines Geistlichen etwas betreten. Es ist etwas Wahres darinn: aber so roh, wie er da steht, ist er in Händen von Laien und Pfuschern ein wahrhafter Giftbecher.

Den Purganzen ist er weder in, noch nach der Anwandlung, selbst nicht in den Zwischenfristen, gut, und wo offenbare Unreinigkeiten sind, müssen sie von der gewürzhaften Art seyn. Localmittel empfiehlt er nicht in, aber wohl nach der Gicht und findet Bäder von salzem Wasser und endlich die kalten gut. China, Serpentaria, Pomeranzen, Eicheln und Vitriolelixir nach Mynsichts Recept schliessen die Cur. Dies zieht er dem Edinburgischen vor.

In der Cur der anomalischen Gicht hängt er ganz dem Musgrave an. Nur preiset er aus eigner Erfahrung eine geistige Tinktur ausnehmend an, in der Rhabarber und Rosinen die vornehmsten Ingredienzen sind. In den Gichtfreyen Zwischenfristen räth er zum Genusse der reinen Landluft, zur Vermeidung naßkalter Witterung, zu Fieberrinde und Vitriolelixir und zum Cajanpfeffer bey Fleischspeisen. In der Diät ist er sehr latitudinarisch und der Milch nicht gewogen: aber, wie uns dünkt, aus Gründen, die man in gegebnen Fällen selbst wider ihn und Sydenham kehren könnte. Dem Weine ist er weniger abhold, und besonders lobt er Molken.

Diese wirklich nützliche und mit guter Beurtheilung abgefassete Schrift ist von H. Hamann übersetzt, dessen gelehrten meteorischen Styl man schon aus der Vorrede erkennt. Den Popanzstyl (Johnsons Bugbearstyle) nennt ihn der Königsbergische Recensent (Kön. gel. Zeit. 1770. N. 64.) welche Rec. wir um deswillen anzeigen, weil H. Hamann in dieselbe verschiedne Verbesserungen seiner Uebersetzung einrücken lassen, und die deshalb besonders abgedruckt und ausgegeben wird. Wir merken nur dabey an: D. James Pulver ist blos eine Antimonialzubereitung. Cajanpfeffer ist unsers Wissens kein Naturprodukt, sondern eine Zubereitung der Westindier, worinn der spanische Pfeffer (Capsicum) das Hauptingrediens ist. Die Orange peas sind doch wohl die gelben Erbsen. Der Königsbergische Recensent glaubt, was H. W. sagt, es sey die Gicht wohl nicht heilbar, werde durch des le Fevre Specificum widerlegt, das er sich in England mit 100 Guineen bezahlen läßt. H. le Fevre aber und sein Specificum haben

sich schon überlebt und der Tod des bedauerten Lord Granby hat sie um alle ihren Credit gebracht.

X.

Elementa physiologiae medicae Hambergerianae, in usum praelectionum acad. concinnata; edidit *Christ. Theoph. Mayer*, M. D. Jenae, Imp. Gollneri, 1769. in 8. 28 Bogen.

Es ist die neue Auflage eines schon 1757. nach Hambergers Tode herausgekommenen Compendii seiner Physiologie, worinn einige nützliche, jedoch unwesentliche Veränderungen gemacht sind. Der Herr D. A. A. Hamberger in Jena hat sie dem Herrn D. Mayer zu besorgen aufgetragen, welcher sie Magno Kaltschmidio, dessen Kupferstich voran steht, zugeeignet. Der fromme und gerechte Eifer, welchen Herr Mayer gegen des seel. Hambergers Namen und Verdienste beweist, kündigt sich schon den Lesern in der Titelvignette an, wo ein paar Kerls den dummen Einfall haben, einen Felsenberg, auf dessen Gipfel das Systema Hambergerianum fixum et immobile liegt, mit den bloßen Fäusten von unten umzureissen. Was der allerdings verdienstvolle Kaltschmid, aber dessen merita, nullis contenta terminis, per totum orbem late se diffundunt, und der, wie omnibus notissimum, medicorum princeps dicendus, bey dieser Zuschrift gedacht habe, lassen wir dahin gestellt seyn; wir aber gestehen aufrichtig, daß uns dieser Cliententon nicht gefalle, und daß wirs ungern sähen, wenn die abgekommene Mode, auf solche Weise zu loben, wieder eingeführt würde. Wir halten aufrichtig die Herrn Hamberger und Kaltschmid für sehr verdiente Männer, und würden des Dummkopfs spotten, der aus dem obigen Tadel das Gegentheil erweisen wollte. Allein Herr D. Mayer versteht die Kunst, fein zu loben, nicht so gut, als ein brauchbares Compendium zu schreiben.

A. C. Lorry, von der Melancholie und den melancholischen Krankheiten. Zweyter Band, 1770. gr. 8. 1 Alph. 15 Bogen. In der Andräischen Buchhandlung.

Wir haben vom ersten Theile dieser Uebersetzung unser Urtheil gesagt. (12. B. 2. St. Dieser ist leider! von eben demselben Uebersetzer, und mit eben dem Fleiße überse-

hen

hen und einer Vorrede begleitet, von Herrn D. Krausen.
„So fleißig, so gedultig, ja so gewissenhaft verglichen, sagt
„Herr K. daß er von allem dem, was den medicinischen Aus-
„druck und die Denkungsart der Aerzte betrifft, die Verthey-
„digung sicher auf sich nehmen könne, und nur das Zufällige
„im Style dem Uebersetzer zu verantworten überlasse.„ In
Hofnung, daß dieses vom gegenwärtigen zweyten Theile zu
verstehen seyn werde, da der erste von unmedicinischen Aus-
drücken wimmelt, fanden wir gleichwol, beym Nachsehen,
wie doch diesmal das Zufällige im Style dem Uebersetzer ge-
rathen wäre? gleich beym Aufschlagen S. 66. „*Tabo* vene-
„reo diffluentes, die an einer venerischen Verderbnis zer-
„fliessen,„ welches nach medicinischem Ausdrucke venerischen
Säften heissen müßte, weil tabum nie anders, als von schlech-
ten Säften gebraucht wird. Wir haben nicht weiter nach-
suchen mögen, denn es ist uns unmöglich gewesen, schon wie-
der einen dicken Band durchzulesen, der einen solchen zufälli-
gen Styl hat, „daß darinn die verschnittenen eine weibische
„Schwächlichkeit anziehen und die männliche Kraft und Stärke
„ausziehn, S. 48. (Eunuchi foemineam videntur in-
„duisse gracilitatem, virile robur deposuisse; und daß die
„Meidung des Umgangs mit Frauenzimmern den Nutzen hat,
„daß ein grosses Feld von Gemüthsbewegungen weggehauen
„wird, S. 48. (quod ingens animi affectuum campus
„praecidetur.)

B.

Joan. Gottofr. Brendelii, Professoris quondam medici in Acad. Georgia Augusta celeberrimi opusculorum mathematici et medici argumenti. Pars I. et II. Cum Tabulis aeneis. Goettingae, apud Bossiegel, 1769. 4.

Da die mehresten der kleinen Brendelschen Schriften selten und lesenswürdig sind, wird die gegenwärtige Samm-
lung derselben unsern Lesern gewiß nicht unangenehm seyn.
Der erste Theil enthält 22 programmata auf 196, der zweyte
Theil 13 Dissertationen auf 242 Seiten. Der dritte Theil,
welcher ehestens geliefert werden wird, wird den Rest der
Dissertationen enthalten. Freylich vermutheten wir, daß uns
der Herausgeber in der Vorrede einige Nachrichten von dem
Leben und Charakter, von den Verdiensten und der Denkungs-
art

art des V. geben würde. Er verspricht es in der Vorrede des dritten Theils zu thun.

P.

Zweytes Duzend Beobachtungen, welche das Hirn betreffen, von Ferdinand Martini, Wundarzts des Conferenzraths von Löwenskiold. Kopenhagen, 1769. bey Rothen 8. 5½ Bogen.

Wir verstehen die besondern Theorien des V. von den Erschütterungen und Gegenerschütterungen des Hirns nicht. Eben so wenig können wir auch den Nutzen der grossen Wiege, die ein Bratenwender beständig in Bewegung erhalten soll, und in welche sich die Gelehrten legen sollen, recht begreifen. Die Wechselfieber des Hirns kennen wir auch nicht. Wer sein Gehirn erschüttern und gegenerschüttern will, mag dieses Buch lesen.

R.

Observationum medicarum Fasciculus II. Auctore *Lebr. Fried. Beniam. Lentin*, M. D. et in Comitatu Dannebergensi Physico. Cellis Lüneburg, 1770. apud Gsellium, 8. 80 Seiten.

Dieser Band enthält 24 Beobachtungen, von welchen wir einige, die uns am besten gefallen haben, kurz anzeigen wollen. Die Senegawurzel braucht der V. in Entzündungen des Brustfells, und der Lungen mit großen Nutzen. Er vermischt sie mit Zucker, zuweilen Salpeter oder Campher. Ueber 12:15 Gran darf man auf einmal nicht geben, denn sie ist scharf. Die ersten Doses verursachen gemeiniglich Uebelkeiten, Erbrechen und Purgieren. Die dritte Dose lindert, ja hebt gemeiniglich den Schmerz. Sie befördert den Schweiß und Auswurf. Gemeiniglich giebt der V. 3 Dosen täglich. Vorher läßt man die Ader öfnen, wenns nöthig ist. Kranke, die bis zum zehnten Tag der Krankheit vernachläßiget waren, hat der V. durch dieses Mittel glücklich wiederhergestellet. Im Beinfraß, in Geschwüren und Fisteln, ja in einem Fall, wo die Lustseuche schon alle Knochen im Gesicht angefressen hatte, hat der V. den Sublimat mit großen Nutzen gegeben. Er giebt ihn in sehr kleiner Dose; 2 Grane innerhalb 12 Tagen. Von der letztern Blatternepidemie, auch 22 inoculirten, welche alle

alle die Krankheit glücklich überstanden haben, giebt der V. Nachricht. Ein Mann, der oft einen Ausschlag an den Händen bekam, erkältete sich dieselben bey einer Gelegenheit. Es entstanden sogleich große Blasen an den Aermen und Händen, und aus diesen, ja selbst unter den Nägeln hervor floß eine häufige Feuchtigkeit, die dem Urin glich. Die Ausleerung des Urins durch die natürlichen Wege war völlig gestopft. Die Wiederherstellung dieser Ausleerung, und darauf der äusserliche Gebrauch trocknender Mittel hoben das Uebel. In einer kalten schleimigten Verstopfung der Eingeweide ist das pulvis herbae Erysimi sehr wirksam. Man kann davon täglich ein Quentgen, und den vierten Tag ein Purgiermittel mit versüßten Quecksilber geben. Einen Krebs der Mutter hat der V. mit den Schierling geheilt. Wir sind nicht völlig überzeugt, daß es ein würklicher Krebs gewesen ist. Eine starke Verstopfung und Anschwellung der Leber hob dieses Mittel gänzlich. Etwas von der Aehnlichkeit der Eyer der oviparorum und viviparorum, wie auch von der Befruchtung des Eyes. Ein Kind, welches durch einen langen Durchfall ausgezehret war, ließ der V. mit Terbenthin räuchern. Der Urin floß häufig, der Durchfall hörte auf, und das Kind ward wiederhergestellet. Bey den Catarrhen der Kinder, wird man gemeiniglich bemerken, daß die Kranken sehr wenig Urin lassen. Vielleicht hat dieser sparsamere Abfluß des Urins eine Wirkung auf die Lunge, und vielleicht kann man ihn als die Ursache dieser Brustbeschwerden ansehen. Wenigstens hat der V. bemerkt, daß man, so bald ein solcher verminderter Abgang des Urins bey Kinder bemerkt wird, mit ziemlicher Gewißheit vorher sagen kann, daß Brustbeschwerden folgen werden. Auch hat er bemerkt, daß man diese Beschwerden am geschwindesten curirt, wenn man die Absonderung des Urins befördert. Dieses thut er, indem er äusserlich die Gegend der Nieren mit ein wenig Terbenthinspiritus bestreicht. Der Urin fließt bald häufiger, und der Catarrh verliehrt sich. Wenn an der bestrichenen Stelle Schmerzen, Jucken und Blasen entstehen, darf man sie nur mit ein wenig frischer ungesalzner Butter bestreichen.

Der Ohrenzwang vergeht sogleich, wenn man Baumwolle mit dem frisch ausgepreßten Safte der Gartenraute befeuchtet, und ins schmerzhafte Ohr steckt. Die Verstopfung des Leibes kann man sogleich heben, wenn man den Dampf von abgekochtem braunen Kohl an den Hintern angehen läßt. Einen Anfall des Podagra kann man sogleich vertreiben, wenn man

man gleich bey dem Anfang desselben, die Strümpfe mit Campher reibt, oder anfüllt, auch etwas davon einnimmt. Man hat keine üble Folgen zu befürchten. Eben diese geschwinde Hülfe kann man auch erwarten, wenn man gleich anfangs Blutigel an den schmerzhaften Theil legt.

In hartnäckigen viertägigen und andern Fiebern giebt der V. China mit dem versüßten Quecksilber. Hofmann hat dieses schon gethan. Es schadet nichts, wenn auch ein gelinder Speichelfluß entsteht. Das Krampf- oder Nervenfieber trift man gemeiniglich bey Frauenzimmern an, insonderheit bey solchen, die den weißen Fluß haben. Der V. glaubt, daß die größere Empfindlichkeit und Reitzbarkeit der Nerven, die man dabey wahrnimmt, von dem Mangel oder der Schärfe einer schleimigten Feuchtigkeit in den Nerven entsteht. China und Eisen schaden, indem sie heftigere Oscillationen verursachen. Demulcentia und lubricantia helfen. Hr. Pomme würde baden lassen. Der V. giebt ein Dekokt von den viscus quercinus, und läßt die Kranken nichts als Milch geniessen. Ein Mann sahe alle Gegenstände um die Hälfte näher und kleiner, als sie würklich waren. Die Ursache davon lag in den ersten Wegen. Nachdem diese gereinigt waren, wich dieser Fehler dem Gebrauch des Eisens und der Valeriana. Eine herniam cerebri hat der V. in einem neugebohrnen Kinde durch einen gelinden Drucke mit einem Bleyblech, und das öftere Einreiben eines Spiritus nervini innerhalb einen Monath vollkommen gehoben.

Einige andere Beobachtungen übergehn wir. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Buch (denn wir messen den Wahrnehmungen des V. Glauben bey) viel nützliches und angenehmes enthält; doch wünschten wir, daß die Schreibart ein wenig angenehmer wäre. Die vielen Fehler schreiben wir auf die Rechnung des Setzers.

Eröfnete Wissenschaften von leichten Haus- und Arzeneymitteln, Pferdecuren und nützlichen Haushaltungs-Künsten. Frankfurt und Leipzig, 1770. 8. 6 Bogen.

Vermuthlich die Verlassenschaft eines umher reisenden Marktäskulaps und Pferdedoktors.

Albrechts von Haller erster Umriß der Geschäfte des körperlichen Lebens, für die Vorlesungen eingerichtet.

ter. Aus dem Lateinischen unter der Aufsicht des Verfassers übersetzt. Berlin, bey Haude und Spener, 1770. 8. 1 Alphab. 10 Bogen.

Das Werk ist nach der letzten und ächten Göttingischen Auflage vom Jahre 1765. übersetzt, und hin und wieder um etwas verbessert. Einen Drittel hat der V. selbst übersetzt, zwey Drittel aber ein junger und geschickter Bernischer Stadtarzt, D. Tribolet; doch auch diesen Theil hat der V. mit allem Fleiße durchgesehen, und durch und durch verbessert. Man hat getrachtet, die fremden Kunstwörter zu vermeiden, und sich oft gezwungen gefunden, ganz neue Namen zu ersinnen, wodurch die Eigenschaften der Theile des Leibes ausgedruckt werden möchten.

Johann Millar's Bemerkungen über die Engbrüstigkeit und das Hühnerweh. Nebst einem Anhang von der stinkenden Assa. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, bey C. Fritsch, 1769. 8. 176 Seiten.

Wenigen Lesern wird das Wort Hühnerweh bekannt seyn. Der Keichhusten wurde im 16ten Jahrhundert so genannt. Warum aber der Uebersetzer dieses unbekannte, dem gebräuchlichern Wort Keichhusten vorgezogen hat, wissen wir nicht. Die Uebersetzung ist wohl gerathen. Da diese Schrift manche wichtige Bemerkung enthält, wird es unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen einen kurzen Auszug davon liefern. Der V. handelt nur von der krampfigen Engbrüstigkeit. Das was Schriftsteller von dieser Krankheit bisher geschrieben haben, betrift nur den schon sehr weitgekommenen Zustand dieser Krankheit, oder auch andre von einem symptomatischen schweren Othem begleitete Krankheiten. Er beschreibt die Krankheit so, wie er sie bey einer Epidemie selbst beobachtet hat. Die Landschaft, in welcher er sie beobachtet hat, ist sehr mannigfaltig, in einigen Gegenden gebürgicht, in andern flach, in einigen trocken, in andern feucht. Im Frühling und Herbst sind in derselben faule nachlassende Fieber häufig. Sie weichen der China, wenn sie bey Zeiten gebraucht wird.

Im October 1755. bemerkte man nach einem nassen Sommer ein asthma acutum, zu welchem sich nachlassende Fieber,

Ner-

Nervenkrankheiten, und andre Zufälle geselleten. Diese Engbrüstigkeit, und ein nachlassendes Fieber befiel vornemlich die Kinder. Säuglinge wurden selten, mehrentheils nur Kinder, die 1 : 13 Jahr alt waren, am meisten aber solche, die vor kurzen entwöhnet waren, mit dieser Engbrüstigkeit befallen. Bey Erwachsenen traf man sie selten an. Sie wüthete besonders unter dem gemeinen Volk. Mehrentheils trat die Krankheit unvermuthet des Nachts ein, und oft erstickten die Kinder unter dem ersten Anfall plötzlich. Geschahe dieses nicht, so erfolgte den Morgen drauf, zuweilen auch eher, ein neuer Anfall, der heftiger war, und länger anhielt, als der erste. Der Urin gieng sparsam, oft mit Beschwerlichkeit ab. Anfangs war er hell, nach und nach wurde er trübe, und mit einem weissen fetten Schaum bedeckt. Der Leib war verstopft, der Puls wurde nach und nach geschwinde, klein und matt. In diesen Zeitraum der Krankheit, welchen der V. den intermittirenden nennt, war der Kranke sehr niedergeschlagen, einige hatten verschiedene Nervenzufälle, als ein widernatürliches Lachen, und Aufspringen der Flechsen. Einige redeten irre. Vernachläßigte man die Krankheit in diesem ersten Zeitraum, in welchen nur allein die Heilung mit gegründeter Hoffnung eines guten Erfolgs unternommen werden konnte, und der zuweilen 8 : 10., zuweilen aber auch nur 1 : 2 Tage dauerte, so kam die Krankheit zum zweyten Zeitraum, in welchen der Anfall heftiger und öfter kam, zuletzt aber anhaltend wurde. Das Kinde wurde nun heisch, der Othem röchelnd und äusserst beschwerlich, biß endlich der Kranke entkräftet, oder unter Zuckungen starb. Oft gieng die hitzige Engbrüstigkeit in eine chronische über. Die besondern Zeichen, wodurch man diese Krankheit von andern unterscheiden, und den Ausgang derselben vorher bestimmen kann, zeigt der V. genau an.

Nachdem der V. verschiedene Mittel ohne sonderlichen Erfolg versucht hatte, fand er, daß die assa foetida innerlich genommen, und durch Clystiere beygebracht, die besten Dienste leistete. Zwey Quentgen davon lösete er in einer Untze Spiritus Mindereri, und 3. Untzen Poleywasser auf, und ließ davon etwas mehr oder weniger, als einen Eßlöffel, alle halbe Stunden nehmen. Den Geschmack werden die Kinder so gewohnt, daß sie es zuletzt recht gern nehmen. Sobald die Krankheit nachließ, war die Chinarinde von guten Nutzen; sie verhinderte, daß die Krankheit nicht anhaltend wurde. Den guten Erfolg dieser Curmethode beweist der V. durch einige ausführliche Krankengeschichte. Bey einem Kinde, das in

ersten Anfall der Krankheit gestorben war, entdeckte der V. weder in der Lunge, noch in einem andern Eingeweide einen Fehler. In einem andern Kinde aber, welches im zweyten Zeitraum gestorben war, bemerkte man an dem Brustfell, der Ueberfläche der Lungen, und der Luftröhre deutliche Spuren einer Entzündung, und eine brandigte Farbe. Die Luftröhren-Aeste waren mit einem weissen zähen Schleim angefüllt. Aus der damaligen Beschaffenheit der Luft, und dem Bau der Werkzeuge des Othemholens bey Kindern, sucht der V. diese Krankheit zu erklären. Er liefert zugleich einen kurzen Auszug aus denen Schriften, in welchen von dieser den Kindern eigenen Engbrüstigkeit gehandelt wird.

Nun kommt der V. zur chronischen Engbrüstigkeit. Von dieser ist gar sehr diejenige zu unterscheiden, die von einer Entzündung oder Verstopfung der Lunge, oder einer Brustwassersucht entsteht. Sie ist oft eine Folge der hitzigen, und hat einen Fehler in den Luftröhrästen, vornemlich eine Erschlaffung, und dadurch veranlaßte Anhäufung von Schleim zum Grunde. Bey dieser bedient sich der V. verschiedener Curarten. In dem Anfall selbst thut der Campherjulep gute Dienste. Den Campher in Substanz giebt er nicht gern, weil er lange ohne Wirkung im Magen liegt. Nach andrer Erfahrung bezeigt sich auch das kalte Bad sehr kräftig. In einer Schwindsucht, die nach einer Engbrüstigkeit enstanden war, schlug die Eröfnung der Brust gut an.

Die Aehnlichkeit, die der Keichhusten in Ansehung der unregelmäßigen Rückkehr des Anfalls, des Nachlassens, der Zufälle bey dem Othemholen, der Heischerkeit, der Cur, und des Uebergangs in eine chronische Engbrüstigkeit, oder in die Lungensucht, mit der Engbrüstigkeit hat, giebt dem V. Gelegenheit auch über diese Krankheit Bemerkungen zu machen. Bey der kurzen Beschreibung der Zufälle und der Cur dieses Hustens, folgt der V. seiner eignen Erfahrung. Sydenhams Heilart tadelt er. Unter den Brechmitteln hat die Spiesglasessenz die besten Dienste gethan. Spanische Fliegen und Fontanellen hat er bey sehr beschwerlichen Othemholen und Verstopfung der Lunge mit Nutzen gebraucht. Wenn der V. im ersten Anfang zur Krankheit gerufen wurde, war ausser der assa foetida selten etwas nöthig. Er unterstand sich aber nicht dieses Mittel zu geben, wenn die Krankheit schon weit gekommen war, und sich ein hectisches Fieber, ein Blutspeyen, oder Zeichen der Schwindsucht dazu gesellten. Nach Verschiedenheit der Umstände bedient er sich verschiedener andrer Mittel,

 tel,

tel, und vornemlich der China, zu Wiederherstellung der Kräfte, oder bey einer Neigung zur Hektik, oder einem nachlassenden Fieber.

Im Anhang spricht der V. von dem Gebrauch der assa foetida bey den Alten. Er giebt kurz die Bestandtheile und Hauptwürkungen dieses Mittels an.

P.

Christoph Jacob Trew, des Kaiserlichen Raths und ältsten Physici der Stadt Nürnberg ꝛc. Abhandlung von einigen Verschiedenheiten, welche am Menschen vor und nach seiner Geburt wahrgenommen werden. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einigen neuen Anmerkungen des sel. H. Verf. vermehrt. Mit Kupfern. Nürnberg, Monath, 1770. 156 Seiten 4.

Die Abhandlung ist bekannt, und nebst der Röderischen in dieser Materie die Hauptschrift. Da sich der lateinische Druck vergriffen: so ist diese Ausgabe nach dem Willen des H. T. selbst veranstaltet.

X.

Der nach medicinischen Lehrsätzen sicher und gewiß curirende Pferdearzt s. w. vor einem Der Liebt Gott und Kunst. Vierte Auflage Leipzig, Geßner 1770.

Es war vor etlichen Jahren unter uns noch das vernünftigste Roßarzneybuch, dessen Verf. indessen durchaus alle menschliche Krankheiten an Pferde finden wollte. Er vergaß, daß selbst menschliche Krankheiten unter verschiednen Himmelsstrichen sich anders arten, und Bau und Bestimmung eines Thiers dasselbe einigen Zufällen mehr, andern weniger, andern gar nicht aussetzen. Bey dem Fleiße, der allerwärts dieser Kunst gewidmet wird, hoffen wir dies Buch bald überflüßig zu sehen.

S.

XII. Kupfertafeln, welche die meisten kleinern und zarten Mäuslein an dem menschlichen Körper vorstel-

stellen, mit 3 Figuren vermehrt. Gesammlet und erklärt von D. Gottfr. Wilh. Müller, Med. ord. zu Frankfurt am Mayn. Frankf. und Leipz. Diehl, 1769. klein Fol.

Anfängern zum Besten und zu einer bequemen Wiederholung hat H. M. aus verschiednen Autoren, vornemlich aus dem Cowper, Albinus, Sentorin, Casserius, Courcelles; auch aus dem dü Verney, Valsalva, Weitbrecht und Walther die Figuren gezogen, an denen man die Muskeln jeden Theils am besten erkennen kan. Der Anschlag ist sehr gut; ist auch meistens gut ausgeführt, und in dieser zweyten Ausgabe sind noch Abbildungen des Zwergfells aus dem Albinus hinzugekommen. Wir wünschten indessen, H. M. hätte, statt der Casserischen, andre neuere gewählt, die den Muskeln eine nicht so verzerrte Lage geben. Es scheint, H. M. habe diese ausdrücklich ausgesucht, um die Muskeln recht scharf und hartauffallend darzustellen: aber sicher wird man sie so nicht in der Natur gesehen haben; auch gewiß nicht wieder erkennen, wenn man sie in der Natur gewahr wird. Eine Klage, die oft geführt ist und mit Recht vermieden werden muß, dq anatomische Kupfer Porträte sind. Ueberhaupt hat H. M. wohl die Cowperschen zu viel und die Albinischen zu wenig: gar nicht aber die, obgleich nicht häufigen, gebraucht, so wir vom Cheselden, Morgagni, Douglas u. a. haben. Auch sind die Muskeln der Gliedmaßen zu kurz abgekommen, da doch Wundärzte hauptsächlich das Werk brauchen sollen.

X.

Des sorgfältigen Hauswirths nöthigste Wissenschaft bey Pferden. Langensalza, Martini, 1769. 236 Seiten 8.

Besser geschrieben, als gewöhnlich. Der Verf. scheint auch ziemlich reine Begriffe zu haben: aber kommt er auf Mittel und Heilart: so ist er so empirisch, wie der beste Fahnschmidt. Seine Vorschriften sind aus andern gesammelt, und eigne Versuche haben wir nicht bemerkt.

S.

Dominici *Cotunni* D. de Ischiade neruosa commentarius. Viennae, Graeffer, 1770. p. 123. 8.

Es ist hier nicht vom gichtischen (arthritica) Hüftweh die Rede, die sich oft in des Hippokrates mit Schwären begleitete Zehrung (tabes ischiadica) endet: sondern von dem, da der Schmerz von der Hüfte längs dem Schenkel nach dem Fusse gerade in derselben Richtung ausläuft, wie der Hüftnerve (Ischiadicus) herunter geht, und der sich in Schwinde oder Dörrung (atrophia) endet. Hirn, Rückmark und Nervenscheiden werden durch den beständigen Dunst aus dem Pulsader schläpfrig erhalten, und wenn der sich anhäuft, oder scharf wird; so entsteht dies Hüftweh, und zwar beym Hüftnerven desto leichter, da seine Scheiden weitschichtig und der Druck der Muskeln gering ist. Ein ähnliches Weh allein, oder mit dem Hüftweh zugleich, befängt auch wohl den Ellbogennerven; (cubitalis) nicht weniger den Schenkelnerven (cruralis), da denn der Schmerz besonders nach den Leisten geht. Letztere bezeichnet H. C. mit dem Namen Ischias nervosa antica, da die, von der wir reden, postica ist.

Anfangs setzt sich in den Scheiden nur ein zu häufiger Dunst ab, und erregt, nachdem er minder oder mehr scharf ist, mehr oder weniger Schmerz und Entzündung. Hier dienen nun, (wenn die Ursache nicht venerisch ist, gegen welche freylich das Quecksilber angewandt werden muß) Blutlassen am Fusse, besonders neben der Kniescheibe und an den Knöcheln, Igel, wenn Hämorrhoiden mit obwalten, und trockne (warum nicht auch blutige, besonders an den Stellen, wo der Hüftnerve der Haut nahe tritt?) Schröpfköpfe, Purganzen, Klystiere und Reiben mit Oelen, die kalt seyn müssen. Der Mohnsaft ist ein gutes Palliativ, besonders in Klystieren, indem er ihn besonders in galligen Subjecten mit der Galle vermischt, für schädlich hält, weil das Oel des Mohnsafts die Galle vermehre. (Wir halten den Mohnsaft auch freylich unter solchen Umständen schädlich, wie man es bey allen Gallenfiebern findet, wo Laxanze und Brechmittel wahre Opiate sind: aber sollte H. C. in seiner Theorie nicht zu sehr chymisiren? Uns dünkt, da die flüchtige narkotische Kraft des Mohnsafts die Funktionen der innern Theile so sehr hemmt: so sey Anhäufung und Einsperrung der häufigen schlechtgemischten und kraftlosen Galle, (bilis vappa) die ohnehin bey fetten Thieren, dergl. H. C. zu seinen Versuchen gebraucht hat, sehr obwaltet, in den dünnen Därmen eine natürliche Folge.)

Wenn die Entzündung nicht zertheilt und der Dunst durch das einsaugende Blutgeäder nicht weggezogen wird: so folgt der zweyte Auftritt. Die Nerven werden in ihren Scheiden wass

wassersüchtig. Da hilft Blutlassen wenig; scharfe Klystiere schaden, wenigstens greifen sie ungebührlich an. Zugpflaster, Brennen und Haarseile helfen oft nicht, da sie dem Nerven nicht nahe genug kommen und dessen Scheiden der Feuchtigkeit nicht entladen können. Da muß man dem Laufe des Nerven nachspüren und Stellen suchen, wo er nahe unter die Haut austritt und nicht so sehr mit Muskeln bedeckt ist. Diese sind äusserlich zwischen der Kniescheibe und Kniekehle am Kopfe der Spindel; unten am Kopfe des Schienbeins und vorne oben auf der Fußwurzel. H. C. hat die Stellen in einem Stiche angedeutet. Hier thun Zugpflaster Wunder und ziehen den Schmerz, wenigstens von der über ihnen liegenden Gegend weg, daher man ihn mit dem Zugpflaster von oben nach unten verfolgen kann. Wer da einwendet, der stockende Dunst geliefere, verdicke sich auch wohl in häutige Schichten, dem erzählt H. C. seine vielfältigen Versuche, da er die venerischen Fettknoten, (Gummi) anstatt man sie sonst mit Quecksilber einreibt und das venerische Gift mit Schaden zurück treibt, mit Zugpflastern getilgt und den Knochen gerettet hat, an dem sie sonst so leicht eine Verderbniß verursachen.

Der dritte Auftritt des Uebels ist endlich der, daß der Kranke lähmig (semiparalyticus) wird und das Glied den Schwind bekommt. Hier thun noch die Zugpflaster Dienste und zugleich Reiben mit harten Tüchern, Reizen der Fußsolen und der Absud vom Guajac.

Dies Werkchen ist eigentlich 1765. zu Neapel herausgekommen und dem H. van Swieten gewidmet. Es verdiente sehr den Nachdruck und das Lob, das ihm H. Cranz in der Vorrede giebt.

D. Carl Lebrecht Schefflers, Churf. Sächs. Hofmedici und Phys. zu Annaberg, Abhandlung von der Gesundheit der Bergleute. Chemnitz, Stößels Erben, 1770. 243 Seiten 8.

Hr. S. unterscheidet das Bergasthma sehr sorgfältig von der eigentlichen Bergsucht. Bey jenem ist ein äusserst beschwerliches Odemholen mit einem Gezische, Herzklopfen, Aengstlichkeit und ein starkes Bewegen der Muskeln des Unterleibs und des Zwergfells mit einem unordentlichen intermittirenden Pulse. Man stirbt suffocativisch. Man muß dies trockne Asthma in ein feuchtes zu verwandeln suchen. Gelinde Laxanzen, Kräutertränke und Myrrhenextract leisten etwas.

Die Cur soll der Arzt nach den verschiednen Anzeigen anstellen. Nach welchen und welche Mittel zu geben seyn, das sagt er nicht. Er führt blos den Geoffroy an, der, auf Junkers Gewähr, den Mineralkermes gegen den Stickfluß rühmt: wovon H. S. selbst aber keine Erfahrung hat. Und das erwartet man doch. Der forschende Arzt läßt sich ungern so leicht abfinden.

Die Bergsucht setzt er, so viel wir aus den weitschweifigen mit unnöthiger Schulgelehrsamkeit durchflochtnen Beschreibungen abnehmen können, in der Unfähigkeit, genährt zu werden. Nach einem schleichenden Fieber, Ermagern, trocknen Husten s. w. läuft es auf eine Lungenentzündung hinaus, und man stirbt phthisisch. Unter den Gelegenheitsursachen finden wir mit einiger Verwunderung den zu häufigen Beyschlaf und zu frühzeitige Ehen. Er hat auch bey Bergsüchtigen einen sehr großen Reitz zum Beyschlafe wahrgenommen. Er rühmt Hindläufte und Chinawurzel, den Regenwürmergeist, wenn noch keine Congestionen nach der Brust gehen, Seife und, wo Lungengeschwüre sind, Myrrhenextract. Die Fieberrinde ist schädlich, und sein Eifer dagegen ist groß. Mohnsaft ist ein gutes Palliativ.

Zum Präservativ gegen die Hüttenkatze verwirft er den von Henkeln gerühmten Branntewein und Toback, wie uns dünkt, mit Recht. Er rühmt dagegen Milch und Eyer, und in der Krankheit selbst erweichende Klystiere, seifenhafte, balsamische Mittel mit dünnen Getränken. Er tritt also zu der Parthey derer, die in der Bleykolik die erweichende Methode preisen. Doch verwirft er im Anfange die Ipecacuanha nicht.

Noch entsteht von Mineraldämpfen eine spastische Bräune, die wohl inflammatorisch wird, und Blutlassen erfodert. Aufgüsse von zertheilenden Kräutern, mit Honig, sind dienlich. Gegen Milch eifert er sehr, ohne daß wir doch genug den Grund einsehen.

Solche Beschreibungen, die über besondre, in gewissen Lebensarten nur sehr gewöhnliche Krankheiten, an Ort und Stelle gemacht werden, sind nicht nur für sich lehrreich, sondern haben auch einen Einfluß auf die Erklärung andrer gleichartiger Krankheiten, die nicht blos endemisch sind, sondern aller Orten mit aufstoßen. Die Bergsucht z. E. scheint uns viel Licht über die Art Schwindsucht zu geben, die aus verstopften Drüsen des Unterleibes und aus Knoten der Lunge entspringt. Und daher ergreift man solche Schriften mit ungemeiner Erwartung. H. S. aber thut derselben selten Genüge. Wir finden

den ihn die 5 ersten Kapitel durch mit einer Menge alltäglichen Sachen über die Gesundheit der Bergleute beschäftigt, die noch dazu für seinem Zweck gar nicht schicklich behandelt sind, und erst im 6ten giebt er dem lernbegierigen Leser einigen Unterricht von dem, was er zu finden wünschte, und wovon wir einige Proben gegeben haben. Aber auch da thut er ihm noch nicht Genüge, weil einem eine Menge Fragen aufsteigen, deren Antwort man vergeblich sucht. Destomehr raisonnirt er. Eine Probe S. 220. — „In der Hüttenkatze ist eine Verengerung der Canäle, besonders im Intestino Colo, die mit einem Mangel der Lympha verbunden sind. Die Mittel nun, welche dieser Verengerung entgegen sind, und die Lympham ersetzen, müssen der nächsten Ursache und besonders der terrae salis marini, cum sale cogente, entgegen seyn; sie müssen also ein solches Mittelsalz, welches mehr flüchtig und mercurificirend auflösend ist, in sich haben.„ Mercurificirend müssen seine Mittel sehr seyn. Auch der Gundermann (Hedera terrestris) hat ein höchstmercurificirendes Salzwesen und die Herren Sendivogius und Ridiger sind H. S. Helden in der Physick und Chemie. Aus diesen Wuste muß man einige brauchbare Anmerkungen ausheben. Am wenigsten können wir begreifen, wie H. S. bey einer solchen Schrift „die Absicht haben kann, daß sie dem Bergmanne brauchbar seyn solle.„

Ant. Störk etc. libellus, quo demonstratur: herbam veteribus dictam Flammulam Jovis posse tuto et magna cum utilitate exhiberi aegrotantibus. Vienn. de Trattnern, 1769. 3½ B. gr. 8.

Störks zwo Abhandlungen vom Nutze des Brennkrauts, oder der aufrechten brennenden Waldrebe und des weißen Diptams, oder Escherwurz. Frf. und Leipz. Felsecker, 1769.

Das Brennkraut (Clematis erecta Linn.) hat H. S. im Aufgüsse, Absude, Pulver und Extracte im hartnäckigen Kopfweh, allerhand alten fressenden Geschwüren, selbst venerischen Krebsartigen, und mit Beinfraß verbundenen, in der Krätze und in Gliederschmerzen, mit Nutzen gegeben. Meistens hat es durch den Schweiß und Urin gewirkt. Letzteres wird den praktischen Aerzten gewiß angenehm seyn, denen noch

immer ganz sichre diuretische Mittel fehlen. Aeusserlich hat H. S. das Pulver in die Geschwüre streuen lassen, da es denn das schwammige Fleisch verzehrt, das Geschwür reinigt und die Heilung mächtig befördert.

Der Versuche mit dem unbillig vernachläßigtem weißem Diptam unsrer Officinen sind nicht so zahlreich. Mit der Tinctur davon hat H. S. eine Epilepsie geheilt. Besonders aber ist die Geschichte einer Melancholie merkwürdig, die sich auf die Essenz, mit einem Bluten aus der Mutter, legte, und bey der man die Tinctur aussetzen mußte, damit auf den Gebrauch das Bluten nicht zu stark würde. Vermuthlich hat dies H. S. Gelegenheit gegeben, die Wurzel im weißen Flusse und im Ausbleiben der Reinigung zu brauchen, auch zu dem Ende einen Wein von Diptam und Eisen zu empfehlen. Im Tertianfieber, in der Kacherie der Kinder, bey Würmern und gegen den Schleim hat er das Pulver mit und ohne Jalappe kräftig befunden, und der Rec. kann aus eigner Erfahrung ähnliche Wirkungen rühmen.

Im Anhange versichert H. S., seine übrigen Mittel bewiesen sich noch kräftig, als das Napellextract in der Gicht, Rheumatismus, Staar aller Arten, Lähmung und vernachläßigter Venusseuche; das Extract des Bilsenkrauts und des Strammonium in der Epilepsie, Zuckungen und Wuth; die Herbstzeitlose in der Wassersucht und Engbrüstigkeit; der Schierling im Krebse, in der Gicht, Geschwüren, Augenkrankheiten u. w. Bey dem H. van Swieten selbst konnte kein Mittel einem Geschwüre am Fuße etwas anhaben; aber blos durch den Schierling ward es geheilt. Mit Recht freut sich H. S. über diese Wirkung, und wir mit ihm.

Er erinnert noch, man möge nicht den Napell mit der weißen, sondern den mit der blauen Blume; auch zum Zeitloßenhonig nicht die alte mehlige, sondern die frische saftige Wurzel nehmen.

X.

Jo. Fried. Schützens, D. und Physikus zu Sonnenberg und Neuhaus, gründliche Anweisung zur Hebammenkunst. Mit Kupfern. Hildburghausen, Hanisch, 1770. 1 Alph. 3 Bogen gr. 8.

Ein ziemlich vollständiges und deutlich geschriebenes System der Kunst, das aber doch für Hebammen wirklich zu weitläuftig ist. Die Kupfer sind den [illegible] ähnlich.

St.

Ludw.

Ludw. Rud. Seubert D., ausserordentlicher Lehrer zu Tübingen, und ord. Arzt zu Urach und Münsingen, kurzer Auszug von der Hebammenkunst, zum Behufe der Hebammen. Ulm, 1770. 176 Seiten 8.

Ein sehr guter Hebammencatechismus, in dem die gehörige Deutlichkeit herrscht, und worinn neuere Bemerkungen wohl genützt und alte Vorurtheile ausgemerzt sind. Zu Zeiten läßt H. S. sich doch nicht genug zu dem Maaße der Begriffe einer Hebamme herab, z. E. wenn er S. 15. 16. von den Dimensionen des Kopfs und Beckens gegen einander redet. Eine Hebamme begreift schwerlich: „die untere Beckenöfnung hat ihre Weite gegen der obern in verkehrter Richtung.“ Es ist nicht die Sprache für den gemeinen Verstand. Auch hat es uns befremdet, daß H. S. S. 174. die Hebammen den Kaiserschnitt lehret, da er ihnen doch in der Vorrede den Gebrauch aller Instrumente mit Recht abspricht. Der Hebammencatechismus soll nicht System seyn, und also nicht alles enthalten, sondern nur, was die Wehmutter wissen und üben soll. Auch scheint er uns S. 114. die Oefnung des Kopfs zu voreilig und zu sehr, ohne vorhergehende nöthige Warnungen, zu empfehlen, da man sich doch gewiß nicht so leicht damit übereilen muß. Die Fälle, in denen er die Wendung anpreist, sind zahlreich, und uns dünkt, mit Recht. Die Antworten sind grossen Theils doch zu lang, und das Wichtige und weniger Wichtige, das Gemeine und Seltne nicht genug unterschieden.

X.

Dissertatio Inauguralis sistens fasciculum Observationum medico-chirurgicarum. Auctore et Respondente *Carolo Casparo Siebold*, Reverendiss. ac Celsiss. S. R. I. Principis et Episcopi Bamberg. et Wirceburg. Chirurgus, et Anatomiae ac Chirurgiae in Nosocomio Iuliaco Adjunctus. Wirceburgi, 1769. 4. 70 Seiten.

Ist eine von denen wenigen akademischen Streitschriften, die wir ihrer Vortreflichkeit wegen hier anzeigen. Da der V. die besten Gelegenheiten, sich in der Wundarzney vollkommen zu machen, gehabt, und jetzt ein grosses Hospital zu be-

besorgen hat, so können wir uns von seinen Eifer und Fleiß viel versprechen, und wir muntern ihn hiermit auf, sein Versprechen zu halten, und alle Jahr die merkwürdigsten Fälle, die ihm vorkommen, durch den Druck bekannt zu machen. In gegenwärtiger Schrift beschreibt er zuerst eine hernia cerebri, eine seltne Krankheit, die bey neugebohrnen Kindern bemerkt wird, und gemeiniglich in kurzer Zeit tödtlich ist, Zuckungen, Lähmungen, und ein beständiges Fieber begleiten gemeiniglich diese Krankheit: Der Kranke des V. ist den sechs und zwanzigsten Tag nach der Geburth verstorben. Die ungemeine Größe und innere Beschaffenheit der Geschwulst wird auf drey Kupferplatten vorgestellt, und überhaupt die Natur der Krankheit durch nützliche Anmerkungen und Erfahrungen andrer Aerzte erläutert. In der zweyten Abtheilung handelt der V. von den sogenannten tumoribus stercoralibus, deren verschiedne Entstehungsart und Beschaffenheit er erklärt. Seine eigne Bemerkungen in diesem Abschnitte betreffen vornemlich eingesperrte Brüche, welche brandig geworden sind, von welchen einige tödtlich gewesen, einige aber durch den Fleiß des V. geheilt worden sind. Der dritte Abschnitt handelt vom Krebs. Der V. hat zweymal einen würklichen cancer occultus mit dem besten Erfolg ausgeschnitten.

K.

Des Herrn Buchoz, Arzts des höchstsel. Königs in Pohlen, u. s. w. Abhandlung von der Schwindsucht. Aus dem Französischen übersetzt. Frankf. und Leipzig, in der Felßeckerischen Buchhandlung, 1770. 8. 8 Bogen.

Den Anfang dieser kleinen Schrift macht eine kurze Beschreibung der Ursachen, Kennzeichen, und Cur der Schwindsucht. Alsdann folgen 30 Beobachtungen, welche die gute Wirkung eines Mittels, welches H. Marquet, Arzt und Botanist des verstorbnen Herzogs von Lothringen Leopolds des Ersten erfunden, und in der Schwindsucht mit sehr guten Nutzen gebraucht hat, bestätigen. Das Mittel wird auf folgende Art bereitet: man nehme Locatellbalsam eine, und Wallrath eine halbe Unze, Hechtkiefer, Antihecticum Poterii, Antimonium Diaphoreticum, kühlendes Diatraganth-Pulver, Bocksblut, Krebsaugen, pulverisirte Korallen, von jeden ein Quentgen; man mische es, und mache, vermittelst

einer

einer hinlänglichen Quantität Diacodiensyrup, ein Opiat dar: aus. Der Kranke nimmt täglich Morgens und Abends 1 Quentlein davon, und trinket einen Thee von angebrüheten Apostemkraut darauf. Dreyßig Beobachtungen von H. Marquet und zwo von Hr. Buchoz, zeigen, daß durch dieses Opiat die wahre, ja mit einer Wassersucht verbundne Schwindsucht gründlich geheilt worden ist. Alle Kranken, von welchen in diesen Beobachtungen geredet wird, sind durch dieses Brustopiat geheilt worden; zween oder drey haben den Locatellbalsam nur allein gebraucht. Die Curen können nicht wohl verdächtig seyn, da die Namen, Wohnungen, und der Stand der Kranken angezeigt wird. Wenn ein Fieber da ist, oder die Brust sehr schmerzhaft ist, läßt er zur Ader, immer aber giebt er ein gelindes Purgiermittel vor den Gebrauche des Opiats. Die Patienten müssen eine strenge Diät beobachten.

Obgleich dieses Mittel Herrn Buchoz sehr oft große Dienste geleistet hat, so hat er es doch in hartnäckigen Fällen zuweilen unwirksam gefunden. Er hat daher ein ander Mittel ausfündig gemacht, welches das oben angezeigte bey weiten übertrift. Wir wollen es mit den Worten des V. beschreiben. Man nimmt eine blecherne kegelförmige Maschine, (die Figur derselben wird auf einer Kupfertafel vorgestellt,) die einen Schuh lang ist, deren obere Mündung halbmondförmig, wie ein Sprachrohr seyn, und im Durchmesser 2 Zoll halten muß. Diese Maschine muß oben eine elfenbeinerne 6 Zoll lange und künstlich eingekerbte Röhre haben, deren untere Oefnung völlig die Weite von des Kegels obern Theile, die obere aber die Weide eines Zolls haben muß. Den Gebrauch dieser Maschine betreffend; so gießt man ungefehr ein Maas Wasser in eine Theekanne, und läßt in solchen Pestilenz- und Feldalantwurzel, Süßholz, Eibischwurzel von jeden ein Quentchen aufkochen. Mittlerweile thut man Lungenkrautblätter, Apostemkraut, Ehrenpreis, Odermennig, Wullkraut, Eibisch, Pappeln, Pervinca, Gundelreben und Wegsenf, von jedem eine viertel Hand voll; Schlüssel- Gänse- Huflattig- Wullkraut- Pappel- weiße Andorn- und Mutterkrautblumen, von jeden so viel, als man mit 3 Fingern halten kann, in die Maschine. Auf diese Kräuter giesset man das Decockt von den obengenannten Wurzeln, nebst den Wurzeln, siedend, und füget diesen einen halben Scrupel Mekkischen Balsam, und eben so viel Terpentinöl bey. Man läßt den Kranken den Mund an die Oefnung der Maschine halten und den Dunst von diesen Decockt einziehen. Die Nase des Kranken muß verstopft werden, da-

 mit

mit er keine andre Luft, als die aus der Maschine kommt, ein-
ziehen möge. Die Operation muß jedesmal wenigstens eine
halbe Stunde dauern, und alle 4 Stunden wiederholt werden.
Zu gleicher Zeit läßt er den Kranken Marquets Brustpulver
nehmen, und empfiehlt ihm gute Kalbs- und andre nahrhafte
Brühen. Einige Wahrnehmungen beweisen die gute Wirkung
dieses Mittels.

Herrn D. Johann Theodor Ellers, weiland Königl. Preußl. Geheimden Raths und ersten Leibarztes rc. Physiologia et Pathologia medica, seu Philosophia Corporis humani sani et morbosi. Das ist gründliche rc. Nebst einem Anhange einiger ad Medicinam forensem et clinicam gehörigen Abhandlungen u. s. w. In zweyen Theilen herausgegeben von D. Johann Christian Zimmermann. Dritte vermehrte Auflage. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung, 1770. 8. 2 Alphab. 8 Bogen.

In dieser dritten Ausgabe sind nicht nur die in der zwoten
Auflage am Ende angehängten Supplementa in ihre ge-
hörigen Orte überall eingerückt, sondern auch mit noch meh-
rern Zusätzen vermehret worden. Ueberdieses ist auch diese
Auflage durch das größere Format, feinere Papier und voll-
ständigere neue Register verbessert und vermehret worden.

Genaue Untersuchung der venerischen Krankheit. Von Wilhelm Fordyce. Aus dem Englischen übersetzt. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung, 1769. 8. 8½ Bogen.

Gleich Anfangs widerlegt der V. einige Meynungen berühm-
ter Schriftsteller, als des Sydenhams, der im Tripper
zu starke und häufige Purgiermittel, und in der wirklichen
Venusseuche nicht genug Quecksilber verordnet; des Boerhave,
der den Grundsatz annimmt, daß die Cur einer völligen Ve-
nusseuche darinnen bestehe, daß man alles Fett des Körpers,
bis auf das letzte Theilchen, wegschaft, weil nach seiner Mey-
nung in diesem Fette das ganze Gift der Venusseuche befindlich
ist. Die verschiednen Gattungen des Trippers werden hier-
auf

auf bestimmt. Einige Arten kann man als Zufälle der wirklichen Venusseuche betrachten. Mehrentheils läßt der V., so bald die Entzündung vorbey ist, äusserlich die Quecksilbersalbe einreiben, und gelinde Purgiermittel zuweilen gebrauchen. Starken Purgiermitteln ist er sehr abgeneigt, denn sie schaden auf mancherley Art. Man verläßt sich oft auf die gemeine Meynung, daß, wenn der Tripper stark fließt, man die Entstehung der Venusseuche nicht zu befürchten habe, giebt keine Quecksilbermittel, und betrügt sich. Wenn man den Hodensack immer in einer Binde trägt, entzünden sich nicht leicht die Saamengefäße. Sind sie aber entzündet, so sind äusserlich erweichende Mittel am sichersten zu gebrauchen. Wenn aber die Entzündung zertheilt ist, verordnet man Quecksilber und den Gebrauch des Suspensorii. Eine rückständige Härte hat der V. oft durch Hülfe des Schierlings zertheilt. Wenn der Ausfluß länger als 3 Wochen oder einen Monath anhält, er mag nun noch gefärbt seyn, oder helle und klebricht werden, so wird dies ein Gleet genannt. Hier können balsamische und zusammenziehende Mittel in jeder Gestalt gebraucht werden. Wenn aber die ausfliessende Materie noch nicht zähe, sondern kurz und wie ein zerlaßner Talk ist, muß man noch das Quecksilber gebrauchen, denn hier können stopfende Mittel annoch wirklich die Venusseuche hervorbringen. Ein Chanker ist die leichteste Gattung der Venusseuche, und erfordert allezeit Quecksilber. Aeuserlich auf den Chanker Quecksilber zu reiben, ist nicht hinlänglich, man muß eine völlige antivenerische Cur anordnen. In der wirklichen Venusseuche bedient sich der V. der Frictionen. Er hält es mit denen, welche eine gewisse Menge Quecksilber einreiben, und nicht drauf sehen, ob ein Speichelfluß erfolget, oder nicht. Doch glaubt er, daß, wo sich etwas Schmerzen und Hitze in dem Zahnfleisch findet, eine geschwindere Cur zu erwarten sey, als wo entweder gar kein, oder ein sehr häufiger Speichelfluß erfolgt. Den fressenden Sublimat verwirft er gänzlich, und versichert mit Gewißheit, daß er in den brittischen Hospitälern sehr oft gar nicht geholfen, oft aber geschadet habe.

Johann Friedrich Rübels, Med. Doct. Churpfälzischen Amtsphysici zu Hilspach und Sinsheim, wie auch Sr. Hochfürstl. Durchl. zu Brandenburg-Anspach Raths, gründliche Untersuchung und Beantwortung einer in die Medicin einschlagenden Aufgabe

gabe der Königlich Schwedischen gelehrten Akademie der Wissenschaften: wie allen Arten von Friesel so wohl bey Kindbetterinnen, als auch bey andern Personen vorzubeugen, und wenn solcher würklich vorhanden, wie er glücklich zu curiren sey? Frankfurt und Leipzig, in der Eßlingerischen Buchhandlung, 1769. 8. 4 Bogen.

Der Friesel, sagt der V. ist entweder idiopatisch, oder symptomatisch; der idiopatische entsteht von einem aufgelößten Blut, der symptomatische ist gemeiniglich die Würkung eines Entzündungsfiebers. Ein kühlendes Verhalten, und kühlende Mittel verhüten die Entstehung des Friesels, und tragen, wenn es entstanden ist, sehr viel zur Heilung desselben bey; so wie ein hitziges Verhalten und hitzige Mittel, oft das Friesel hervorbringen, oder wenn es schon da ist, tödtlich machen. Diese Gedanken des V. wären nun, wo nicht neu, doch erträglich gut, wenn sie nur nicht mit so vielen pöbelhaften, thörigten, und unanständigen Redensarten, und Gedanken durchwebet wären. Um unsre Leser zu überzeugen, daß der V. einer Kritick unwerth ist, wollen wir ihnen nur einige Proben von des V. dreusten Geschwätz mittheilen. Er sagt §. 17.: Es wird nöthig seyn, von dem Caffee nicht alles zu sagen, was ich denke, sonst möchte mich das Frauenzimmer jagen, daß ich die Schue verliehrte, und ich gehe nicht gern in Strümpfen. S. 23. sagt er: ich contradicire den Geistlichen nicht, denn wer diesen Herrn widerspricht, tastet Gottes Augapfel an, es sey aber fern von mir, daß ich unsern Herr Gott in die Augen greifen wollte: und S. 34.: der Teufel ist nach Aussage aller Theologen gewiß noch älter als der Friesel, und doch ist der Kerl keinen Kreutzer werth. In der Vorrede beklagt er sich über einen Arzt, der ihn in einer Schrift feindseelig angegriffen, und sagt zuletzt: es ist wahrscheinlich, daß noch viel Stroh an mir gehangen haben muß, weil mich unser Herr Gott durch einen solchen Flegel hat ausdreschen lassen. Sollte man nicht auf die Gedanken kommen, daß der V. nicht viel besser dran wäre, als seine Mitbürger, von welchen er an einem Ort sagt: ich bin Physicus über Leute, von welchen die mehresten nur vier Sinne haben? Und ein solches unverschämtes Geschwätz, hat der V. die Dreustigkeit auf dem Titel eine gründliche Untersuchung zu nennen!

P.

Die

Die Kunst chirurchische Berichte und Wundzettel abzufassen. Aus dem Französischen übersetzt. Neue viel vermehrte Auflage. Budißin und Leipzig, bey Joh. Carl Drachstedt, 1769. 8. 1 Alph. 4 Bog.

Die verschiedenen Arten, die Einrichtung der Wundzettel, und verschiedene Regeln, die bey Verfertigung eines Berichts zu beobachten sind, werden zu erst bestimmt. Vieles wird sehr weitläuftig abgehandelt, vieles bezieht sich auch nur auf Paris, und intereßirt einen deutschen Wundarzt wenig. Die mehresten Verletzungen und Fälle, von welchen ein Wundarzt zuweilen Bericht abstatten muß, werden angezeigt, und beurtheilt, auch jeder Fall durch Exempel erläutert.

Christian Ehrenfried Eschenbach, Med. Doct. et in Academia Rostochiensi Prof. P. O. Observata Anatomico-Chirurgico-Medica rariora; cum Figuris. Editio altera, priori longe auctior. Rostochii, apud Io. Christ. Koppium, 1769. 8. 1 Alphab. 5 Bogen.

Der V. hat in dieser Auflage theils die Anzahl der Wahrnehmungen vermehrt, theils die Betrachtungen, die auf jede Wahrnehmung folgen, erweitert. Nur sehr wenige Wahrnehmungen verdienen den Titel: selten, welchen ihnen der V. giebt, ja in vielen findet man ganz und gar nichts Unterrichtendes und Merkwürdiges. Einige Wahrnehmungen sind unvollständig, weil die sectio cadaveris fehlt, auf die der Leser oft am begierigsten ist, und andere sind unzuverläßig, weil sie dem V. nur aus der Erzählung anderer oft unsicherer Personen bekannt sind. In den Betrachtungen über die Wahrnehmungen giebt er sich oft mit Kleinigkeiten, Theorien, Erklärungen, bekannten Sachen, Anfangsgründen ab, wodurch er weitläuftig, seicht und ermüdend wird. So angenehm es dem Leser ist, wenn der V. jedesmal Schriftsteller anführt, welche ähnliche Wahrnehmungen liefern, so sehr bedauern wir, daß wir hier selten neuere Schriftsteller, sondern mehrentheils nur ein Schurig und ähnliche Männer angeführt finden. Wozu dient es auch, daß der V. oft alte Meynungen weitläuftig widerlegt, die längst vergessen sind? die Schreibart ist oft dunkel und schwer zu verstehen. Was soll z. E. lac nude calefactum bedeuten? Einige wenige Wahrnehmungen und

Mey-

Meynungen des V. die uns etwas besonderes zu haben scheinen, wollen wir unsern Lesern anzeigen. Eine Frau gebahr Vierlinge, die vollkommen waren, aber bald starben. Nach den häufigen Gebrauch erdigter und absorbirender Arzneyen entstanden im Magen zwey Steine, welche durch ein Brechmittel glücklich; doch nicht ohne große Beschwerlichkeit, abgetrieben wurden. Durch den Gebrauch der Milch hat der V. einen Kranken von den Podogra völlig befreyet. Er glaubt die Ursache der Wasserscheue sey eine Entzündung im Gehirn. Die Fäulniß ist ein unbrauchbares Zeichen des Todes. Der V. schlägt vor, man soll die Pulsadern öfnen, und zwar zuerst kleinere, nach und nach größere. Fliest aus den leztern kein Blut, so kann man den Menschen als wirklich todt ansehen, fließt Blut, so ist er lebendig. Wie oft haben wir aus den zerschnittenen Gefäßen eines Cadavers Blut fliessen sehen? Ein paar Fälle, wo die peruvianische Rinde nichts beym kalten Brand geholfen hat, machen, daß der V. die Kraft dieses Mittels wider den Brand in Zweifel ziehet. Zweymal hat er eine herniam ovalis bemerkt. Eine Bandage hielt den Bruch zurück. Völlig haben wir uns aus der Beschreibung des V. nicht überzeugen können, daß es wirklich oval Brüche gewesen sind. Nach einer schweren Geburt, wo das Kind durch die Aushirnung von der Mutter geschaft werden mußte, brachte der V. die Hand in die Gebährmutter, um die Nachgeburt zu lösen, er fand aber, daß dieselbe so groß war, daß sie die ganze innere Ueberfläche der Mutter bedeckte, und nicht abgelößt werden konnte. Die Mutter starb, ohne daß die Nachgeburt von ihr gekommen war. Da aber der V. die Leiche nicht geöfnet, und die Nachgeburt untersucht hat, so bleibt hier immer noch der Zweifel: ob der V. recht gefühlt hat. Verschiedne Fälle von neugebohrnen Kindern, denen die Nabelschnur ganz nahe am Bauche abgerissen und nicht verbunden worden, ohne daß ein starker Blutfluß darauf erfolgt ist, sind den V. von Bauerweibern erzählt worden. Er hält es vor unnöthig, Weiber, die in der Geburt unentbunden sterben, gleich nach ihren Tode zu öfnen, und das vielleicht noch lebendige Kind zu retten. Das Kind ist ein Theil der Mutter, und stirbt mit ihr zugleich, wie andre Theile ihres Körpers. Ja die Mutter kann vielleicht, da man sie für todt hält, nur in einer Ohnmacht liegen, und alsdann durch die Operation wirklich getödtet werden. Und wenn man ja zuweilen in diesen Fällen das Kind noch lebendig gefunden hat, so ist die Mutter ohne Zweifel nicht todt, sondern nur ohnmächtig gewesen.

Ohne

Ohne Zweifel aber darf man das Kind nicht so schlechtweg als einen Theil der Mutter ansehen, da es seine eigne Circulation hat. Eine Hemiplegie, die nach einen starken Zorn entstanden war, ist durch den Gebrauch der Cernica innerhalb acht Monathen völlig geheilt worden. In der ein und funfzigsten Wahrnehmung finden wir vier Exempel von Kindern, die die Blattern zweymal gehabt haben. Bey den zwey ersten bemerken wir, daß sie der V. nicht selbst wahrgenommen hat, bey den zwey letzten aber kommt es uns verdächtig vor, daß nur die Kinder die Blattern zum zweytenmal bekamen, die sie vorher sehr gelinde gehabt hatten. Eine Wahrnehmung von einer ganz besondern Art ist die letzte. Ein Mann, der ein leichtes Fieber hatte, sagte den Tag seines Todes vorher, an welchen er auch wirklich starb. Der V. untersteht sich nicht diesen Fall zu erklären. Uns deucht dennoch, daß er ganz leicht zu erklären ist. Am Ende des Buchs sind 3 Kupfertafeln. Die erste stellt eine Hirnschaale vor, an welcher 2 große ossa triquetra zu sehen sind. Auf der zweyten ist die arteria brachialis innominata, oder brevis vorgestellt. Ein Kind, das mit einer widernatürlichen Oefnung am Unterleibe, aus welcher ein Theil der Därme hieng, gebohren wurde, ist auf der dritten Kupfertafel zu sehen.

K.

Von dem Keichhusten der Kinder, welcher in den Jahren 1768. und 1769. in Langensalza herrschte, von Christoph Jakob Mellin, Mitglied der Churbayerischen Akademie ꝛc. Frankfurt und Leipzig, bey Crätz, 1770. in 8. 5 Bogen.

Sähe man nicht aus vielen Stellen dieser kleinen Schrift, daß am Orte des Aufenthalts des Verfassers die sonst so bekannte Curart des Keichhustens, durch Brechmittel, besonders antimonialische, durch Clystiere und in manchen Fällen durch Blutlassen, und Brustarzneyen, den Aerzten selbst unbekannt sey, und von den Kranken oder ihren Angehörigen gescheuet und verworfen werde, und daß um deswillen der Hr. D. Mellin bewogen worden seyn könne, seine bessern Einsichten dort auszubreiten und das Volk gegen seine Curart williger zu machen: so liesse sich schwerlich die Absicht der Herausgabe dieser Blätter errathen, welche nichts enthalten, das sich als etwas Merkwürdiges für geübte Aerzte auszeichnen

liesse, und gleichwol auch nicht für den gemeinen Mann zur eigenmächtigen Cur des Keichhustens dienen sollen, wie Herr M. S. 47. gar vernünftig selbst erinnert. Sonst ist die kleine Schrift deutlich genug geschrieben und zeugt von dem löblichen Fleisse und Eifer des Verfassers dem Publico nützlich zu seyn. Sein Styl ist incorrekt, liesse sich aber mit wenig Fleisse verbessern. So steht z. E. S. 30. „Er verwirft die specifische „Arzeneyen; und lobt vorzüglich gute Würkungen der Rinde, „auch wegen diesen beeden Ursachen, weil rc. „ So auch S. 38. „Die Brechmittel waren bey den meisten die besten „Krampfstillende Mitteln.„ Vielleicht sind aber viel fehlerhaftdeutsche Stellen nur Druckfehler: denn wir lesen auch statt Robert Whytt, Robert Rosytt, statt Ramazini, Raucazini u. s. w.

B.

4. Schöne Wissenschaften.

Sal. Gesners Schriften. IV Theile. Zürich, bey Orell, Gesner, Fuisli u. Comp. 1770. 50 Bogen in gr. 8.

Diese Ausgabe, die wie die vorigen ungemein sauber gedruckt ist, wird insbesondere durch die neue sehr niedlich radirte Vignetten noch vorzüglicher, die von des V. Hand sind. Hr. G. zeigt hier abermal, daß er nicht allein ein Meister in der Dichtkunst, sondern auch in der mit ihr schwesterlich verbundenen Zeichenkunst sey.

Bl.

Der Aeneis, eines Heldengedichts des Publius Virgilius Maro. Erster Theil, der die sechs ersten Bücher enthält — Zweyter Theil, der die sechs letztern Bücher enthält, — in deutsche Verse übersetzt von einem Mitgliede der Königlichen deutschen Gesellschaft in Göttingen. Neue verbesserte Auflage. Göttingen, verlegts Abraham Vandenhöcks seel. Wittwe, 1770. 8. 2 Alph. 2 Bogen.

Wir

Wir gehören nicht zu den Kunstrichtern, die durchaus nicht wollen, daß man dergleichen Meisterstücke der Alten als die virgilianische Aeneis ist, übersetze; auch nicht zu denen, in deren Augen die Reinigkeit der Sprache und die Flüßigkeit der Verse eine Uebersetzung heruntersetzt; am allerwenigsten zu denen, deren Geschmack die Schönheiten eines Virgils zu gemein und alltäglich geworden sind: (S. die Vorrede) und dennoch können wir die Arbeit dieses Mitgliedes der königlichen deutschen Gesellschaft in Göttingen nicht anpreisen. Wir wollen es dem Verfasser gern glauben, daß diese Ausgabe sehr verbessert ist, da wir sie mit der ersten nicht vergleichen können; wir wollen ihm auch das Verdienst nicht absprechen, daß er das Original so ziemlich verstanden, und den Sinn desselben so ohngefähr in unsere Sprache übertragen habe: allein, Schönheit, Geist und Leben ist verlohren gegangen; aus dem Virgil ist ein langweiliger Schwätzer geworden, der seine Worte gar nicht wählt, der sich oft unbestimmt und schielend, oft niedrig, ja fast pöbelhaft ausdrückt. Beweise dieser Beschuldigungen findet man auf allen Seiten. Gleich der Anfang heißt:

„Mein Lied war ehemals ein schlechtes Haberrohr;
Drauf ließ ich Busch und Wald, sang für des Landmanns Ohr,
Und zwang das nahe Feld selbst für den Geiz zu bringen.
Jetzt will ich Wasser, Krieg und einen Mann besingen,
Der die verhängte Flucht von Trojens Ufer nahm,
Und nach Lavinien an welsche Küsten kam.„

Mein Lied war ein Haberrohr: das würde heissen, ich besang ein Haberrohr, aber nicht, ich spielte auf einem Haberrohr. Wie wenig ist gratum opus agricolis, durch für des Landmanns Ohr ausgedrückt. Und zwang das nahe Feld selbst für den Geitz zu bringen. Wer versteht das ohne das Original: Vicina coegi, Vt quamuis avido parerent arua colono? Die verhängte Flucht, ist wenigstens undeutlich.

„Ihm hat so Land als See des Eifers Macht gezeiget,
Wozu der Juno Grimm der Götter Herz geneiget.
Auch Mars hat gegen ihn so manches Schwerdt verhetzt,
Da er der Götter Heerd in Latien versetzt,
Und der Lateiner Sitz, die neue Stadt, erbauet,
Die Alba und zuletzt selbst Rom als Töchter schauet.„

Warum fehlt hier das schöne memorem in der Uebersetzung, und wie kömmt der Eifer, das Herz neigen, das Verhetzen hinein? Wie überflüßig ist der Zusatz, der Lateiner Sitz, und das Beywort neue bey Stadt, und wie schleppend das durch den Reim herbeygezogne, als Töchter schauet.

„Durch welchen Gott gekränkt, mit welchem Groll im Sinn,
O Muse, zürnte denn der Götter Königinn,
Und häufte Müh und Noth den frömmsten Mann zu quälen?
Sind Flammen solches Zorns auch selbst in Götterseelen?„

Durch welchen Gott gekränkt: wo steht das? Virgil sagt: quo numine *laeso*. Und häufte Müh und Noth den frömmsten Mann zu quälen. Wer erkennt darinn des Virgils: tot volvere casus Insignem pietate virum, tot adire labores Impulerit.

Das sind erst funfzehn Zeilen, worinn wir noch vieles übergangen haben. Unsre Leser werden uns das übrige schenken. Wir wollen nur noch einige gar nicht mühsam ausgesuchte Stellen, alle aus dem ersten Buch, hersetzen, zum Beweise, daß sich der Uebersetzer immer ähnlich bleibt.

S. 11. sagt Juno zum Aeolus:

„Ich kann ein schönes Chor von vierzehn Nymphen stellen.
Die schönste, welche sich Deiopeja nennt,
Soll durch ein süsses Band, das kein Verhängniß trennt,
Für diesen Dienst hinfort in deinen Armen lachen
Und durch erwünschte Frucht dich oft zum Vater machen.
Du weißt ja, Königinn, erwiedert Aeolus,
Daß du nur fordern darfst und ich gehorchen muß.
Zevs Gnade, Regen, Wind, Reich, Zepter, was ich habe
Mein Platz am Göttertisch ist alles deine Gabe.„

S. 15.

„Er, (Neptun) sieht Aeneens Volk zerstreut und irrend fliehn,
Und Himmel, Fluth und Sturm es in den Abgrund ziehn.
Als Bruder kennt er auch der Juno Zorn und Streiche;
Er ruft den Ost und West, die Störer seiner Reiche.
Ihr! spricht er, trotzt ihr so auf Stamm und Alterthum?
Ihr kehret ohne mich die Wellen um und um?
Ihr dürfet Himmel, Luft, und Erd, und Meer erregen?
Itzt will ich euch! Jedoch, der Aufruhr muß sich legen,

Dieß

Dieß wird das beste seyn. Nur merkt, es bleibt dabey,
Ihr kommt mir künftig nicht mit gleicher Strafe frey.„

S. 33.

„Kaum hat sie (die Venus) sich gedreht,
Als ihres Nackens Glanz, der Haare süsses Briethen.
Der Schweif und selbst der Gang dieß Götterbild verriethen.„

S. 53. sagt Venus zum Cupido gar artig:

„Deswegen hab ich vor durch listiges Bemühn
Carthagens Königinn in unser Garn zu ziehn,
Damit sie unverrückt Aeneen lieb gewinne.
Vernimm nur, was ich hier für eine List ersinne.
Askan eilt nach der Stadt, wo diese Fürstinn wohnt,
Und nimmt Geschenke mit, die Glut und Meer geschont.
Dieß mir so liebe Kind will ich zu schlafen zwingen,
Und auf Idalien, wo nicht Cythere bringen,
Indem er sonst vielleicht von unsern Ränken hört
Und seine Gegenwart das Spiel wohl selber stört u. s. w.„

Ist es nicht unbegreiflich, daß eine solche Uebersetzung Leser finden, und eine zweyte Auflage erleben kann?

Na.

Dr. Edward Youngs Klagen oder Nachtgedanken u. s. w. aus dem Englischen übersetzt von J. A. Ebert. Vierter Band. Braunschweig, 1769. 1 Alph. in gr. 8.

Dieser Band enthält blos die neunte und letzte Nacht; die Satyren auf die Ruhmbegierde sollen in dem fünften nachfolgen. Von dem vorzüglichen Werthe der ebertschen Uebersetzungen ist schon so viel richtiges gesagt worden, daß wir nichts hinzuzusetzen brauchen. Wir hatten uns vorgenommen gegen den Commentar des Uebersetzers verschiedenes zu erinnern, allein wir sehen, daß er in dem künftigen Bande „noch etwas zum Lobe und zur Rechtfertigung des Poeten, „wie auch zur Vertheydigung oder Entschuldigung des Commentators„ sagen werde. Dies wollen wir also erwarten, und Hr. E. nur bitten, insbesondere dem Vorwurfe zu begegnen: daß die Noten eine zu weitläuftige und gesuchte Belesenheit verrathen; daß vor allen die Menge von Parallelstel-

len aus prosaischen Schriftstellen, aus Predigten rc. rc. dem Leser, der Youngs Schönheiten empfindet oder sie näher will kennen lernen, gar zu beschwerlich fallen, ihn zerstreuen und seines Zwecks verfehlen lassen, zumal da sie oftmals bey leichten, verständlichen und gar nicht ausserordentlichen Stellen des Dichters angebracht worden sind. Wir wünschten alsdann auch von dem V. zu erfahren, wie er den Commentar wolle genutzt wissen? ob er ihn etwa nur für den Lehrer der Dichtkunst und Rhetorick bestimme, oder für junge Genies, oder auch für den Leser der nur zum Vergnügen liest? oder gar für alle?

Von dem ersten und zweyten Bande dieses Werks ist 1768. und 1769. eine zweyte verbesserte Auflage erschienen, welche 2 Alph. 4 Bogen in gr. 8. ausmacht. In der Uebersetzung haben wir keine Verbesserungen finden können, und sie waren auch eben nicht nöthig. Die Zusätze zu den Noten, welche bey der ersten Ausgabe angehängt waren, sind gehörigen Orts eingeschaltet, und hie und da ist der Commentar mit neuen Anmerkungen vermehrt worden, welche von eben der Art sind, als die übrigen und wohl hätten entbehret werden können.

Joh. Georg Sulzers Unterredungen über die Schönheit der Natur, nebst desselben moralischen Betrachtungen über besondere Gegenstände der Naturlehre. Von neuem aufgelegt. Berlin, bey Haude und Spener, 1770. 15 Bogen 8.

Beyde hier zusammengedruckte Schriften, kamen vor vielen Jahren einzeln heraus, wurden begierig gelesen und oft aufgelegt. Sie verdienten immer eine neue Ausgabe des Nutzens wegen den sie auch itzt noch stiften können, und der V. spricht in der neuen Vorrede etwas zu bescheiden von ihrem Werthe; allein wir hätten erwartet, daß sie hie und da umgearbeitet erschienen wären. Manche neuere Entdeckung in der Naturkunde hätte können genutzt, in der Schreibart, sonderlich im Dialog des erstern Werks, einiges verbessert, und die Anwendung der Naturlehre zu moralischen Betrachtungen oftmals natürlicher gemacht werden können. Wir haben aber nicht die geringste Veränderung bemerken können.

T.

Erst-

Erstlinge meiner Muse, J. C. Bock. Leipzig, bey Holle, 1770. 12 Bogen in 8.

Von Erstlingen wird man in den meisten Fällen eben nichts Vorzügliches vermuthen; und diese Erwartung trift bey den von uns angezeigten in vollem Maße ein. Der Verf. gehört zu den Dichtern, die weder warm noch kalt, weder ganz schlecht, noch gut sind, an denen man eben nicht große Ungereimtheiten zu tadeln findet, bey denen man sich aber auch des Schlafes nicht erwehren kann. Das meiste in dieser Sammlung sind Fabeln und Erzählungen in Gellerts Manier, aber nicht mit Gellerts Geiste geschrieben. Doch wir wollen auch gern gestehen, daß es sehr wohl möglich ist, daß der Verf. nach seiner Anlage zu urtheilen, die zwar eben nicht groß ist, nach diesen Erstlingen einmal bessere Früchte hervorbringe. — Folgende Strophen sind etwan noch leidlich: (S. 101.)

Kriegt immerhin, ihr Helden kriegt
Thürmt Leichen zu Trophän!
Wenn ihr die ganze Welt besiegt,
Ist euer Sieg wohl schön?

Nein, glücklicher führt Amor Krieg,
Von wilder Mordsucht fern!
Die ganze Welt fühlt seinen Sieg,
Trägt seine Fesseln gern.

Aber wie gesagt, die Erzählungen sind größtentheils etwas schaal, und ohne Annehmlichkeit der Verse und des Ausdrucks. Der Titel ist sonderbar. Diejenigen, welche Mes Loisirs, mes phantasies u. d. gl. geschrieben haben, liessen ihre Namen nicht mit drucken. Unser Dichter will diesen Titel nachahmen: weil er aber alsdenn nicht schreiben kann von J. C. Bock, wie er hätte thun können, wenn er die Aufschrift gewählt hätte: Erstlinge seiner Muse von ꝛc. so ergreift er den Ausweg und schreibt: Erstlinge meiner Muse, J. C. Bock: Dies ist gleichsam eine Unterzeichnung, die wirklich ganz neu ist.

Des Herrn von Voltaire vermischte Schriften. Aus dem Französischen übersetzt. Dritter Band. Frankfurt und Leipzig, 1770.

Wir haben die beyden ersten Theile angezeigt. Die Uebersetzung ist in diesem Bande von gleicher Beschaffenheit.

Die Freundschaft im Tode in Briefen von Verstorbenen an Lebende. Nebst andern moralischen und unterhaltenden Briefen von Elisabeth Rowe. Nach der neuesten englischen Ausgabe übersetzt. Frankfurt und Leipzig, 1770. 1 Alph. 7½ Bogen in 8.

Von dem Original, weil es bekannt genug ist, brauchen wir nichts zu sagen. Und die Uebersetzung können wir anpreisen, die nicht nur den Verstand ausdrückt, sondern auch ziemlich fliessend und angenehm zu lesen ist.

K.

Die Landplagen, ein Gedicht in sechs Büchern, nebst einem Anhang einiger Fragmente. Königsberg, 1769. 8.

Warum der Verf. eben alle Landplagen zum Gegenstande seiner Poesie genommen hat, können wir nicht sehen. Hätte er eine derselben gewählt, und uns davon ein treffendes und fürchterliches, schönes Gemählde geliefert, so würde er eines Theils für sich selbst besser gethan haben, und die Ausbildung ähnlicher Gegenstände vermieden, und denn auch seinen Lesern den Widerwillen erspart haben, nichts als so schreckliche Bilder von verschiedener Art in sechs Gesängen vor Augen zu sehen. Doch wir wollen auf die Ausführung kommen. In der Feuersnoth, wie sie der Dichter nennt, S. 65.

> Dort ergreift die erschrockene Mutter, umklemmet von Flammen,
> Ihr geliebtes Kind und wirft es mit zitternden Händen
> Von dem hohen Stockwerk hinab. O Gott! daß ihr Auge
> Es hinstürzen sehen muß, ihr schimmerndes Auge,
> Daß es sehn muß das zarte Haupt zerschmettert am Eckstein
> Und das rinnende Blut in seinen goldgelben Locken.
> Stumm, verzweiflungsvoll, sinnlos und stumm mit verbreiteten Armen
> Bleibt sie stehen und läßt sich gern von den Bränden begraben.

Wir haben diese Stelle gar nicht ausgesucht, wir haben die erste die beste gewählt. Aber alles ist darinn gleich schlecht, das Bild selbst, die Ausmahlung des Bildes, die Poesie, die Aus-

Ausdrücke und die Hexameter. Das Bild selbst. Eine Mutter in einem Hause oben mit ihrem Kinde, wirft dasselbe herunter, wegen der Feuersgefahr. Hier erkenne ich nicht die Natur, wenigstens nicht die gewählte Natur. Ich will dem V. die Dürftigkeit der Situation nicht einmal aufmutzen. Aber ist dieser Entschluß der Mutter wahrscheinlich? Die Verzweiflung handelt wohl so, aber nicht die Angst. Ausgemahlt ist das Gemählde gar nicht, es wird so trocken, wie möglich erzählt. Poesie und Ausdruck? Ich lasse die Leser selbst urtheilen. Harmonie ist diesem Dichter eine eben nicht gewöhnliche Sache und Scansion? Man wird mir zugeben, daß goldgelben ein abscheulicher Daktylus sey.

Wenn wir hinzufügen, daß das Ganze etwan nach dieser kleinen Probe zu beurtheilen wäre, so haben wir genug gesagt.

Fl.

Der Eremit. Neunter, zehnter, eilfter Theil. Leipzig, bey Jacobäer, 1769. 8.

Fidibus. Fünftes bis achtes Bündel. Zugabe zu den Fidibus. Leipzig bey Jacobäer, 1769. 1770. 8.

Wir haben in der Bibl. X. B. I. St. S. 300. u. folgl. unser Urtheil von den ersten Bänden dieser Wochenschriften gesagt. Der Eremit ist in der Fortsetzung nichts besser, und die Fidibus sind fast schlechter geworden. Der V. hat zuletzt die Materie ziemlich gedehnet. Uebrigens sind, wie es scheinet, beyde Wochenblätter geschlossen, und das ist recht gut.

Bl.

Johann Elias Schlegels Werke. Fünfter Theil, nebst dem Leben des Verfassers herausgegeben von Johann Heinrich Schlegel, Prof. der Philosophie und Secretair der königl. dänischen Kanzeley. Kopenhagen und Leipzig, 1770. bey Rothens Wittwe und Proft. 1 Alph. 9 Bogen in gr. 8.

In diesem Bande ist ausser dem Leben unsers Dichters nichts weiter enthalten, als die Wochenschrift, der Fremde, welche Schlegel bekanntermaßen, während seines Aufenthalts in Kopenhagen herausgegeben hat.

Wenn man an seine hinterlassenen Schriften denkt, an seinen unermüdeten Fleiß, an seine mannichfaltigen Kenntnisse, an seine Strenge gegen seine eigne Arbeiten, und denn auch an einige Umstände, die ihn vielleicht, eine noch größere Vollkommenheit zu erlangen verhinderten, so kann man nicht umhin, zu bedauren, daß er uns so früh entrissen worden, und so wird die Betrachtung sehr natürlich, was er, der im drey und dreyßigsten Jahre seines Alters starb, geleistet haben würde, wenn er ein späteres Ziel hätte erreichen können. Allein auch schon itzt wird Schlegel unsterblich seyn, und Melpomene die Stirne ihres Lieblings mit unvergänglichem Lorber bekrönen.

Das Leben unsers Poeten hat sein Bruder, der Herausgeber seiner Schriften, größtentheils aus den Nachrichten des ältern Bruders, des Herrn Pastor Schlegel, ziemlich vollständig, und auf eine Art erzählt, daß man mit seiner Schreibart und den eingestreuten Anmerkungen nicht anders als recht wohl zufrieden seyn kann. Allein, das gestehe ich gern, so wie ich den Boileau, den Racine, den Moliere kenne, so genau habe ich Schlegeln aus dieser Lebensbeschreibung nicht kennen lernen. Es mag seyn, daß dem Verf. dieses nicht beyzumessen ist; vielleicht hat es ihm an solchen charakteristischen kleinen Zügen und Anekdoten gefehlt. Vielleicht aber auch, daß er diesen Theil der Biographie zu sehr vernachläßiget hat. Man müßte den Dichter selbst gekannt haben, wenn man darüber ein zuverläßiges Urtheil fällen wollte. Wir wollen inzwischen doch ein Beyspiel anführen, damit wir nicht blos eine solche Forderung für die lange Weile gemacht zu haben scheinen. Nach S. 28. war unser Dichter zugleich mit Gellert, Rabener, Kästner und andern guten Köpfen in Leipzig. Nun sehe man, was für ein Licht auf den Charakter die kleinen Züge werfen, die wir von der Freundschaft eines Racine, Despreaux, Moliere wissen, und urtheile, ob der Leser es nicht ein wenig befremdend findet, wenn ihres Umgangs mit einander auch nicht mit einem Worte gedacht wird. — Sonst, müssen wir wiederholen, ist das Leben vollständig und unterhaltend genug geschrieben. Man findet auch einige sehr richtige Bemerkungen, und einige angenehme Anekdoten darinn. — Doch wieder auf unsern Schlegel zu kommen, so hat uns beynah gewundert, warum er die Sorøische Professorstelle angenommen hatte, da er unsers Erachtens weit vortheilhafter aus mehr als einem Grunde für sich gethan haben würde, in Diensten

des

des sächsischen Hofes zu bleiben, wo er schon zu der Stelle eines Gesandschaftssekretairs gekommen war. Denn erstlich würde er auf diese Weise ohne Zweifel mit der Zeit in seinem Vaterlande geblieben seyn, eine Sache, die einem schönen Geiste nicht gleichgültig ist: Hatte er sich doch schon in der kurzen Zeit in Kopenhagen Dänische Wendungen angewöhnt. Und denn waren ja, nach S. 46. seine Glücksumstände nicht die vortheilhaftesten in Soroe: er las über cameralische Sachen, er überhäufte sich mit Arbeiten, er erschöpfte seine Kräfte. — Freylich ist dies eine Sache, die wir nicht beurtheilen können; wir wünschten aber, daß er nicht nöthig gehabt hätte, in Dännemark sein Glück zu suchen; um so mehr, da es für unser Vaterland nicht rühmlich ist, wenn es nicht einmal seine besten Köpfe versorgen will.

Der Fremde ist inzwischen eine Schrift, die wir seinem Aufenthalt in Dännemark zu danken haben; unter die besten deutschen periodischen Blätter zu zählen, und für uns wohl eben so interessant, als für die Stadt, für die es geschrieben ist. Wir merken es der Prosa des Verf. nicht an, daß sie ihm schwer geworden sey, wie uns sein Biograph erzählt. Er schreibt nachdrücklich, und natürlich. Wir wollen inzwischen von dieser bekannten Schrift nichts weiter sagen, als daß der Herausgeber sie mit Anmerkungen versehen habe.

Diese sowol, als das Leben sind auch besonders gedruckt zu haben.

Vermischte Gedichte, von Joh. Gottfried Christian Nonne. Jena und Leipzig, bey Melchior, 1770.

Wir finden in dieser Sammlung zuerst zwey Bücher von sogenannten Oden und Idyllen, Fabeln und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind. Daß hierunter auch nur etwas Hervorstechendes seyn sollte, haben wir mit aller Mühe nicht antreffen können. Aber desto mehr hat uns die Einförmigkeit, mittelmäßige Poesie, und mittelmäßige Versifikation ermüdet.

Folgt Brüder, folget meinen Fahnen
  Ruft ein Schwerin. Denn sinkt der Held.
Groß durch Verdienst und nicht durch Ahnen
  Fällt auch ein Winterfeld.

So ungefähr reimt der Verf. Wenn er nun ohne Reime dichtet, so klingt es, wie folget:

Un-

Unsere Schönen lieben den artigen Jüngling,
Mit dem bereiften Haupt,
Welcher sich zur Schande seines Geschlechtes
Weibisch schmückt.

Uebrigens reimt der Verf. Helden und selten, wagen und wachen u. s. w. — Was uns aber am meisten Verdruß erregt hat, ist Don Petro und Anton, ein bürgerliches Trauerspiel, das wir, da wir es nun einmal beurtheilen sollten, mit einem Angstschweisse haben durchlesen müssen. Man kann sich kaum etwas Ungereimters denken. Don Petro ist ein Abschaum, ohne die geringste poetische Wahrscheinlichkeit geschildert. Sein Sohn, ein wahrhaftig einfältiger Tropf, nicht nach der Meynung des Verf., sondern nach dem, wie er handelt, die Intrigue schlecht ausgesonnen, und noch schlechter ausgeführt, und der Dialog erbärmlich. Es würde Verschwendung der Zeit und des Papiers seyn, wenn wir dieses beweisen wollten.

Die Hanseade. Vermehrte Auflage, 1770. 9 Bogen in 8.

Dem Verfasser fehlt gewiß noch ungemein Vieles, um ein leidlicher Dichter zu seyn. Er ist nicht correkt und gewählt in seiner Schreibart, der Ton seiner Erzählung muß einschläfern, und er weis nur selten Vortheil von einer komischen Situation zu ziehen. Mit einem Worte, das Ganze wird wohl so ziemlich eine verfehlte Kopie der reitzenden Wilhelmine genannt werden können. Deutsche Sitten, hin und wieder eine nicht übel angebrachte Bemerkung, oder ein gutes Gleichniß zeigen demungeachtet, daß der V., (welcher Lucius heißt,) einige Anlage haben möchte, die er vielleicht weiter ausbilden kann. Auch haben wir das Vergnügen gehabt, zu sehen, daß der Geschmack sich immer weiter in Deutschland anfängt, zu verbreiten: denn unser Dichter lebt in Mainz — wo solche Schriften, als diese Hanseade ist, nicht ohne Nutzen seyn können.

Fl.

Der Aetna des Cornelius Severus, übersetzt von Conr. Arn. Schmidt, Prof. am Carolino. Braunschweig, 1769. 6½ Bogen in 8.

Wir sind mit H. S. völlig einig, daß ein Gedicht des Severus, den selbst Quinctilian lobt, daß die Aetna, der Opitz Schönheiten abgeborgt hat, der Uebersetzung würdig sey. Aber wir wissen nicht, ob H. S. allemal seinen Sever glücklich übersetze, ob er nicht bisweilen mehr paraphrasire, als übersetze, und ob wir also einen ächten Sever in seiner ganzen Stärke erhalten haben. Z. E. Sever sagt v. 41.

Proxima vivaces Aetnei verticis ignes
Impia sollicitat Phlegraeis fabula campis

H. S.: „eine dritte zur Verunehrung der Götter ausgesonnene Dichterfabel reitzt, um das ewig fortbrennende Feuer auf der Spitze des Aetna zu erklären, die Himmelsstürmer in den Phlegräischen Gefilden gegen die Götter auf.„ H. S. greift sich und dem Sever schon vor, da er Umstände zusetzt, die sein Original erst nachher erzählen will. Es hat von Himmelsstürmern gegen die Götter noch nichts: aber es kommt. Und das impia!

Gleich darauf Tentavere (nefas!)

H. S. übersetzt: „Sie versuchten (verruchtes Unternehmen!)„ das ist noch nicht nefas.

Ferner v. 46. beschreibt Sever die Giganten:

His natura sua est alvo tenus: ima per orbes
Squameus intortos sinuat vestigia serpens.

H. S. sagt: „Bis an den Unterleib waren sie Giganten: statt der Füsse schlungen sich in schlüpfrigen Knoten schuppige Schlangen durch einander.„ Die Abbildung giebt Sever nicht.

Es ist fast keine Seite, wo wir nicht Severs Aetna durch H. Schmidt corrigirt und nicht immer verschönert finden.

S.

Lieder einer jungen Muse. Bremen, 1769. 8.

Diese kleine Sammlung von Gedichten ist nicht ganz verwerflich; einzelne Stellen verrathen einige poetische Anlage. Die Stücke selbst sind größtentheils beschreibend, doch nicht ganz ohne die Sprache der Empfindung. In keiner Gattung ist der Geschmack vielleicht eckler als in der mahlerischen Poesie, und der Dichter, der in derselben gefallen will, muß mehr, als ein andrer, Meister seyn, um uns zu befriedigen. Der Verf. dieser Gedichte, scheint sich Kleists Manier zum

Mu=

Muster genommen zu haben, und nicht immer ist sie von ihm verfehlt.

W.

Don Luis Joseph Velazquez, Geschichte der Spanischen Dichtkunst. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von Joh. Andreas Dieze, Prof. in Göttingen, u. s. f. — Göttingen, bey Boßiegel, 1769. 1½ Alph. in 8.

Wenn ein Uebersetzer ein ausländisches Original in unsre Sprache so überträgt, daß wir an demselben weder die Deutlichkeit des Vortrags, noch die Schönheit des Ausdrucks, noch den Geist des Ganzen vermissen; so wird man ihm viel Verdienst um seinen Schriftsteller sowol als um seine Leser zugestehen. Noch mehr für beyde thut derjenige, der es sich zugleich zum Geschäfte macht, sein Original durch Anmerkungen, Erläuterungen und Berichtigungen noch vollkommner und brauchbarer zu machen. Allein, wenn der Uebersetzer vollends seinen Schriftsteller, den er übersetzt, nur zum Grunde legt, und nun darauf ein neues, eignes Gebäude von eben der Materie aufführt, mit noch größerm Fleiße aufführt, als an die Grundlage gewandt ist; so vergessen wir die Urschrift beynahe über die Uebersetzung, wir geben dieser vor jener einen vorzüglichen Werth, und es verdrießt uns ein wenig, daß ein solcher Uebersetzer nicht lieber selbst Originalschriftsteller geworden ist. Dies letztere ist der Fall bey demjenigen Werke, welches wir vor uns haben. Es betrift einen Theil der Literatur, welcher bisher noch zu wenig bearbeitet ist, und bereichert dieselbe auf die beste Art. Allein diese Bereicherung ist man allein dem Uebersetzer schuldig, der sich die Mühe gegeben hat, den ziemlich unerheblichen Text des Velazquez über die Spanische Dichtkunst mit einer Menge von literarischen Nachrichten und Anmerkungen zu bereichern, welche, mit der genauesten Sorgfalt gesammelt, einem jeden Liebhaber der schönen Literatur sehr willkommen, und besonders demjenigen ungemein schätzbar seyn müssen, der sich auch durch die Schätze der Spanischen Nation auf eine gute Art bereichern und aus einer Quelle schöpfen will, die noch wenig gebraucht, noch nicht so, wie manche andre, schon bis zum versiegen erschöpft ist. In Ansehung der Kritick findet man hier freylich wenig Nahrung; das meiste besteht, wie wir schon erinnert haben, aus

aus lauter literarischen Nachrichten; allein Hr. D. verspricht uns auch Arbeiten von der Art, wie die Meinhardische über die Italiänischen Dichter; ein Versprechen, welches viele Ungeduld muß rege gemacht haben. Da es der Zweck unsrer Bibliothek nicht erlaubt, über dies Buch sehr weitläuftig zu seyn, so wollen wir unsern Lesern nur den Inhalt desselben in einem summarischen Auszuge bekannt machen.

Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit den Quellen, aus welchen die Spanische Dichtkunst herzuleiten ist, und giebt Nachrichten von der alten Spanischen, der Lateinischen, Arabischen, Provenzal- oder Limosinischen, Portugiesischen, Gallicischen und Biscayischen Dichtkunst. Den Schluß machen einige Anmerkungen über das Genie und den eigenthümlichen Charakter der Dichtkunst in den angeführten Sprachen, und was die Spanische daraus hat nachahmen können.

Die Geschichte der Castilianischen Poesie nimmt die zweyte Abtheilung ein; sie wird, nach ihrem Ursprunge und Fortgange, und nach ihren verschiednen Zeitaltern beschrieben, deren, mit dem gegenwärtigen zusammen genommen, fünfe angegeben werden.

Von dieser allgemeinen Betrachtung geht V. in der dritten Abtheilung zu den verschiednen einzelnen Dichtungsarten der Poesie über, und erzählt, nach vorausgeschickten Erläuterungen einiger poetischen Erfodernisse, als des Verses, des Reims, der Strophen und Stanzen, die Geschichte des spanischen Lustspiels, Trauerspiels, epischen Gedichts, u. s. f. Dieser Abschnitt hat in der Uebersetzung vorzüglich gewonnen; er ist durchgehends mit den besten literarischen Nachrichten, und mit kurzen Lebensbeschreibungen der vom Velazquez oft nur angegebenen und flüchtig charakterisirten Dichter bereichert.

Der Inhalt der vierten Abtheilung sind endlich einige zur Spanischen Poesie gehörige Dinge, Nachrichten von Sammlungen spanischer Dichter, von ihren Auslegern, Uebersetzungen und den Verfassern spanischer Poeticken. Einige ausführliche Zusätze zu den Anmerkungen des Uebersetzers schliessen das ganze Werk.

Wir glauben dasselbe aus dem Gesichtspunkte zu beurtheilen, aus welchem es, seinem Zwecke nach, will angesehen seyn; und so schätzen wir es als einen wichtigen Beytrag zur Geschichte der schönen Litteratur, und als ein Repertorium vieler brauchbaren Nachrichten. In dieser Absicht haben wir ein Register ungern vermißt. Wir machen auch dem Uebersetzer, aus eben diesem Grunde, keinen Vorwurf daraus, daß er da,

wo er sich in einige allgemeine Kritick einläßt, auch in der Vorrede, die Spanier zu sehr ohne Einschränkung lobt; wir wiederholen vielmehr unsern Wunsch, daß Hr. D. uns bald die versprochnen Proben der spanischen Dichtkunst, mit Kritick begleitet, liefern möge. Wie viel Nutzen würden wir uns für die Bildung des Geschmacks daraus versprechen können, wenn dieselben gründlich, scharfsinnig und lehrreich, und nach dem vortreflichen Muster abgefaßt wären, welches Lessing im sechzigsten und folgenden Stücken der Hamburgischen Dramaturgie, bey der Zergliederung des spanischen Grafen von Essex gegeben hat!.

Om.

---

5. Schöne Künste.

a) Musik.

Musikalisches Vielerley. Herausgegeben von Herrn Carl Philipp Emmanuel Bach, Musik-Direktor zu Hamburg. Hamburg, gedruckt und verlegt von Michael Christian Bock, 1770. in Folio 2 Alphab. 6 Bogen.

Man findet in dieser Sammlung Clavierstücke verschiedener Art, größere und kleinere, auch Fugen; Solos und Trios für verschiedene Instrumente; Odenmelodien, Tanzstücke ꝛc. ꝛc. Sie sind, obgleich, wie es bey einem solchen Werke nicht wohl anders möglich ist, in verschiedenen Graden, alle gut. Nur die Clavier-Sonate, vom Cammer-Virtuosen, Herrn Hien, S. 50. hätte, deucht uns, einer bessern Platz machen können. Der Contrast zwischen ihr und den Bachischen Clavierstücken ist zum Nachtheile der genannten Clavier-Sonate, gar zu groß. Ohne daß wir irgend einem der übrigen Stücke zu nahe zu treten gesonnen sind, müssen wir doch sagen, daß die Stücke von der Composition des Herrn Concertmeisters Johann Christoph Friedrich Bach in Bückeburg, unsere Aufmerksamkeit besonders an sich gezogen haben. Nicht etwan allein deswegen, weil noch nicht viel von der Arbeit dieses braven Mannes dem Publiko bekannt ist: sondern auch, und vielmehr, wegen der innern Güte der Arbeit selbst. Es herrscht darinn überall Feuer und Erfindung, mit Anmuth ver-

verbunden. Seine Trios, ob sie gleich auch nach der neuesten Mode Trios zu setzen eingerichtet sind, haben doch etwas mehr von concertirender und nachahmender Arbeit, als viele andere von dieser Art, die man anderwärts auch gedruckt antrift. Wenn es seyn kann, so bitten wir uns, im Fall daß dieses Werk fortgesetzt wird, noch oft was von diesem Verfasser aus. Oder wir ersuchen ihn selbst, das musikalische Publikum mit einem ganzen Musikwerke von seiner Arbeit zu beschenken. Herrn Kirnbergers zwey Vorspiele über so viele Choralmelodieen sind recht gut gesetzt. Nur ist bey dem, S. 55. das Lied, dessen Melodie zum Grunde liegt, nicht richtig angegeben. Auf das Lied: Komm Gott Schöpfer, geht diese Melodie ganz und gar nicht an. Es muß heissen: Liebe die du mich zum Bilde, oder: Komm, o komm, du Geist des Lebens. Auch das Lied: Ich dank dir schon ꝛc. hat eine ganz andere Melodie, welche wohl überall bekannt seyn, und vielleicht gar von dem Verfasser des Liedes, dem alten gelehrten und berühmten, Herzogl. Braunschweigischen, und Chursächsl. Kapellmeister, Michael Prätorius selbst gesetzt seyn mag. Die hier befindliche sollte heißen: Ach Gott und Herr. Die Componisten, welche sich, bey den itzigen Zeiten noch mit einem Cantus firmus beschäftigen, und das ist eine sehr löbliche Sache; sollten doch nicht alle Bekanntschaft mit dem Gesangbuche aufgehoben zu haben scheinen. Es ist dies auch um deswillen nöthig, weil die Regel, die schon von manchen Schriftstellern gedruckt gesagt, und von manchen großen Componisten, z. E. Joh. Seb. Bach glücklich beobachtet worden, nemlich, daß der Ausdruck der Musik im Vorspiele, dem Inhalte des Liedes gemäß seyn müsse, sehr vernünftig und rechtmäßig ist.

Bm.

Leopold Mozarts, Hochfürstlichen Salzburgischen Vice-Capellmeisters gründliche Violinschule, mit vier Kupfertafeln und einer Tabelle. Zweyte und vermehrte Auflage. Auf Kosten des Verfassers. Augsburg, gedruckt bey Johann Jacob Lotter, 1769. in 4to, mit Titel, Zueignungsschrift und Vorrede 1 Alphab. 14 Bogen.

Dies Buch handelt seine Materie richtig, vollständig, deutlich, gründlich, auch in einer nicht schlechten deutschen Schreibart ab. Es unterläßt nicht, auch zuweilen Wahrheiten,

ten, die manchem nicht ganz angenehm seyn möchten, wenn es auch ein Italiener seyn sollte, frey zu sagen. Mit wie vielem Beyfalle es aufgenommen worden, erhellet unter andern auch daraus, daß, besage des neuern Vorberichts, die erste Auflage desselben schon 1766, und also in 10 Jahren völlig verkauft gewesen ist, und folglich diese neue Auflage veranlasset hat. Doch mag die Menge der Violinisten, die es, in Vergleichung gegen andere Instrumente, in Deutschland giebt, auch wohl etwas zu diesem baldigen Absatze, gegen den Absatz anderer auch guter musikalischer Lehrbücher zu rechnen, mit beygetragen haben. Diese neue Auflage ist, wie es auch der neue Vorbericht selbst sagt, zwar der Haupteinrichtung nach, der ersten vollkommen ähnlich: doch hat der V. da und dort Kleinigkeiten weggelassen, dafür aber einige sehr nützliche Regeln eingerücket, und vieles mit deutlichen Beyspielen und Erklärungen vermehret. Daß der Hr. V. S. 17. Fuxens, Quanzens, Riepels ꝛc. gedruckte Bücher, lauter theoretische Schriften nennet, befremdet uns etwas. In der 2. Auflage von Scheibens kritischem Musikus, S. 731. u. f. ist der Unterschied zwischen Theorie und Praxis ganz anders, und wie uns scheint richtiger angegeben. Denn hier werden, die musikalische Setzkunst, und die Kunst Instruments zu spielen, welche in den benannten 3 Büchern vorzüglich gelehret wird, ausdrücklich den Theilen der praktischen Musik zugezählet. Nach dem von dem V. geäusserten Begriffe von theoretischen Schriften, muß er sein eigenes Buch, von dem wir hier reden, mit unter die theoretischen Schriften rechnen. Wir finden es aber, nur weniges ausgenommen, recht sehr und auch recht gut praktisch.

Drey Sonaten für das Clavier und eine Violine, von Johann Ernst Bach. Erster Theil. Eisenach, bey M. G. Grießbachs sel. Söhnen, 1770. 7 Bogen in Folio.

Diese Sonaten stehen in Partitur. Sie sind ganz gut; nemlich nach der neuesten Mode, wo beyde Stimmen ausser dem Zusammenharmoniren sich sonst nicht viel um einander zu bekümmern scheinen. Von dem Verfasser der Vorrede zu Adlungs Anleitung zu der musikalischen Gelahrtheit, der im Jahre 1756. so ausserordentlich streng that, und dieser Vorredner ist dieser Hr. J. E. Bach, hätten wir freylich eher eigentliche Trios, in J. S. Bachs und Telemanns und noch ge-

gewisser andern braven Männer Geschmacke, als eine solche und, er verzeihe es uns, noch dazu etwas steife Nachgebung, die er hier gegen den noch ganz jungen Modegeschmack mer- ken läßt, erwartet.

Sw.

III. Sonates pour le Clavecin avec l'accompagnement d'un Violon et Violoncelle. Dediées A. S. E. J. Madame la Comtesse de Bassenheim etc. etc. composées par *W. N. Haueisen* Organiste de la Comunauté Allemande des Reformés à Francfort sur le Mayn. Oeuvre III. aux depens de l'Auteur, 8 Bogen in Querfolio.

Der Gesang in diesen Sonaten ist hie und da noch so ziemlich, aber manchmal fällt er doch ins Platte: z. B. S. 2. der Clavierstimme, im 23. und 24. und S. 3. im 26. und 27. Tacte, und anderswo mehr. So was gehört gar nicht fürs Clavier. Der allgewöhnlichen Brechungen für die rechte und linke Hand, in der Clavierstimme und für die linke hauptsächlich, sind zu viel. Die Violine hat gar zu wenig nachahmendes, oder concertirendes. Bisweilen geht sie gar mit dem Claviere im Einklange. Das klingt, für ein solches Stück, wenn nicht alle 3 Stimmen mit Fleiß im Unison gesetzt sind, gar zu leer und armselig. Wollte der V. ehe er weiter was heraus giebt, sich mit den Regeln der Composition, und der Kritik in derselben, etwas besser bekannt machen, und bey Claviersachen den Wälschen und ihren Nachschreibern nicht mehr so sehr folgen; so trauen wir ihm zu, daß er ins künftige viel bessere Sachen componiren wird.

IV. Sinfonie, a II Violini, II Flauti traversi, II Oboi, II Corni da Caccia, Violetta, e Basso, dedicate alla S. A. S. Pietro, Duca regnante di Curlandia e Semigallia, etc. da *Adamo Veichtner*. In Mietau nella Libraria di Guilielmo Augusto Steidel, e Compagnia, 1770. in Folio 34 Bogen.

Der V. ist Concertmeister, itzo auch Kapellmeister bey des Herzogs von Curland Drl. Er ist, auf der Violine einer der bravsten Schüler, des berühmten Hrn. Franz Benda. Diese Sinfonien haben viel Feuer, und klingen, zumal mit den kleinen eigenen Sätzen für die Blasinstrumente, recht gut. Warum aber sind sie, was zumal die ersten Sätze anbetrift, doch auch ganz nach der neuesten wälschen Mode? Nach der Mode, welcher zu Folge man in Sinfonien der Oberstimme eine selten recht zusammenhängende, oft abgepitzelte, manchmal schwärmende, manchmal steif auf einem Tone klebende, fast niemals etwas ausdrückende Melodie giebt, und dafür desto mehr schwärmendes und polterndes in die Mittelstimmen legt. Warum ahmte der Hr. V. nicht wenigstens in einem Paare dieser Sinfonieen, um anderer Muster jetzo nicht zu gedenken, den Geschmack der prächtigen, höchst feurigen und was rechts sagenden Sinfonien unsers würdigen Concertmeisters Hrn. Grauns nach? Freylich sind sie schwerer nachzuahmen als jenes unbestimmte Gelärme in den meisten Sinfonieen nach der neuesten wälschen Mode. Doch wir trauen dem H. Verfasser auch das Vermögen zu, wenn er will, und wenn ihn nicht vielleicht andere Ursachen hindern, auch den Geschmack der obengenannten Graunischen Sinfonieen nachahmen zu können. Durch den Ausdruck: nachahmen wollen wir ihn keinesweges des Copirens oder des Abstehlens beschuldigen. Denn in gegenwärtigen Sinfonieen haben wir nicht die geringste Probe einer Neigung zu diesem Verfahren bemerket. Wir reden von einer billigen und vernünftigen Nachahmung: und sagen noch, daß die mehresten Sätze in den vorhabenden Sinfonieen, einen guten angenehmen Gesang haben.

Bm.

b) Mahlerey und Kupferstecherey.

Franciscus Junius von der Mahlerey der Alten, in drey Büchern. Aus dem Lateinischen. Breslau, bey J. E. Meyer, 1770. 2 Alph. 6 Bog. in 8.

Das lateinische Werk des Junius steht bey Gelehrten in großem Ansehen. Es ist auch allerdings eine gelehrte Compilation. Aber, aufrichtig von der Sache zu reden, ein wenig weitschweifig und langweilig ist es doch auch; und wenn der gelehrte Mann über seine schönen zusammengetragnen

Sa-

Sachen ein wenig mehr gedacht, eine bessere Auswahl gemacht, und das Gewählte gut zusammengestellt und verarbeitet hätte, so wäre doch das Werk noch einmal so viel werth. Was die Uebersetzung eigentlich für einen Nutzen schaffen soll, getrauen wir uns nicht recht zu bestimmen. Denn für Künstler ist es zu gelehrt; eine kluge Auswahl der nützlichsten Sachen wäre also wohl rathsamer gewesen. Aber vielleicht giebt es Gelehrte, welche ein lateinisch geschrieben Buch lieber deutsch lesen! — Wenn gleichwol einmal übersetzt wurde, warum ist das Verzeichniß der alten Künstler von eben dem Junius, das nicht immer mit dem Hauptwerke zugleich zu erkaufen stehet, nicht auch übersetzt beygefügt worden? Sollte man die Wahl haben, so würde man dem Junius sein ganz Werk von der Mahlerey lassen, und dagegen nach den Catalogus Architectorum &c. greifen.

D.

Kdremons, Ehrenmitglieds der Akademie zu St. Lucas in Rom, auch verschiedner andrer Akademien in Italien und Deutschland, Natur und Kunst in Gemählden, Bildhauereyen, Gebäuden und Kupferstichen, zum Unterricht der Schüler und Vergnügen der Kenner. Leipzig und Wien, bey Rudolff Gräffer, 1770, gr. 8. I. Band 386 Seiten und 90 Seiten Vorrede II. Band 552 Seiten.

In diesem Werke, das man als ein gutes brauchbares Lehrbuch für junge Artisten anrühmen kann, herrscht mehr versteckte Ordnung als man den Aufschriften der Kapitel nach darinnen suchen sollte; ohne daß man doch sagen kann, daß viele Methode darinnen zu finden wäre. Ein Lehrling in der Mahlerey findet im ersten Bande sowol die allgemeinen Lehren von seiner Kunst, als insonderheit die Lehren von den einzelnen Theilen; und eben so im zweyten Band der junge Bildhauer. Auf das Mechanische und Praktische in der Kunst siehet der V. vorzüglich, und hierinn kann er auch Gelehrten und Liebhabern nützlich seyn, so wie wiederum Künstler ihre Kunstkenntnisse daraus erweitern, und vielleicht einige ihrer Vorurtheile ablegen lernen können. Der Verf. der doch, alles verglichen selbst kein Artist zu seyn scheint, und über dessen wahren oder erdichteten Namen, wir uns den Kopf nicht zu-

brechen wollen, bestreitet ernstlich den Stolz der Portraitmahler, den falschen Geschmack am sogenannten Pittoresco oder besser, am Unnatürlichen, und den schlechten Geschmacke des größern Theils der vorgeblichen Kunstliebhaber und Kunstbeschützer in Wien. Im zweyten Theile sind Miscellanien verschiednen Inhalts angehänget. Betrachtung des Laocoon; (nicht von Herrn Leßing) von einigen Werken des Michel Angelo; Kurze Wiederholung einiger Kunstregeln für junge Mahler; Elysium über die Portraitmahlerey! die Perspectivkunst in der Mahlerey, vom Kupferstechen; von der schwarzen Kunst; von einigen Mahlern, Bildhauern und ihren Werken; Beschreibung verschiedner Gemählden; Nachricht von mosaischen Gemählden; Von der Architektur; von der Verzierung à la Grecque. Noch Anhang: Schreiben über die grotesken Mahlereyen von Frescogemählden; der Kenner der Kunst im Traume; vom Aufnehmen und Verfall der freyen Künste; vom Verdienste der alten italiänischen und deutschen Mahler. Die Mannigfaltigkeit und Menge der Sachen ist zu groß, als daß man sich hier auf das einzelne einlassen könnte. Viel bekanntes, noch mehr Gedehntes muß man freylich mit nehmen; aber im Ganzen ist es ein lehrreiches Buch und reiner deutsch geschrieben, als die Lebensart und der Aufenthalt des V. versprechen sollte.

Vornehmste Lebensumstände des wegen seiner Kunst im Graviren hochberühmten Ritters Ferdinand von St. Urbain, aus zuverläßigen Nachrichten entworfen und nebst einem vollständigen Verzeichniß seiner Medaillen herausgegeben von F. E. Nürnberg, bey J. E. Zeh, 1770. 64 S. in 4.

Die Schrift ist erträglicher geschrieben, als hundert andre Münzbücher, vornemlich wie sie in Nürnberg gemeiniglich geschrieben werden. Aber wozu muß nun alles so ausgedehnt und durchgängig in einem solchen panegyrischen Ton ausgedruckt werden? Ist nicht eine simple Erzählung der Verdienste eines Mannes besser und kräftiger? Wenn diese abgefaßt ist, wie sie seyn soll, so müssen ohnedies die Sachen so vorgestellt seyn, daß das Rühmliche der Handlungen und das Verdienst des Mannes, von dem man redet, in die Augen fällt. Wenigstens werfe man die Lobeserhebungen auf einen Platz zusammen, am Anfang, am Ende, wie man will. Der Rit-

Ritter stammte aus einer alten Lothringischen Familie ab, ward 1654. zu Nancy gebohren und zeigte früh Neigung zum Zeichnen und zum Mahlen. Im achtzehnten Jahre gieng er zu seinem Onkel nach München, durchreißte einige Städte Deutschlands und begab sich nach Italien. Wo und unter wem er sich auf das Graviren und Stempelschneiden gelegt habe, weiß man nicht; und dies war doch fast das Wichtigste, was man zu wissen verlangte. Zu Bologna ward er Mitglied der Akademie, Direktor der Münzen, erster Münzgraveur und Baumeister. Eben dies dreyfache Amt verwaltete er zehn Jahre nachher zu Rom, bis 1703. der Herzog Leopold von Lothringen ihn in sein Vaterland zurück berief, und ihn zum ersten herzoglichen Münzgraveur und ersten Architekt ernannte. In dieser Bedienung starb er 1738. in einem Alter von 85 Jahren. Die von ihm gravirten Münzen und Medaillen belaufen sich auf 110 Stücke, und werden hier einzeln umständlich verzeichnet. Die päbstlichen und lothringischen machen die größte Anzahl aus. Man rühmt an den Arbeiten des Ritters insonderheit das Zarte in der Gesichtsbildung, die Gewänder, und eine Kunst, den kupfernen Schaustücken vermittelst eines Firnisses einen schönen dauerhaften Glanz zu geben. Schon im Calmet Bibliotheque Lorraine ist eine Nachricht vom Ritter enthalten; aber sein zu Nancy noch lebender Tochtermann, der Herr von Voultrin, hat unserm Verf. mehrere Nachrichten zugeschickt.

P.

Premiere Partie des Antiquités dans la Collection de S. M. le Roi de Prusse à Sans-Souçi, contenant 12 planches d'aprés les plus beaux bustes, demibustes et thermes dessinées et gravées par A. L. Krüger à Potsdam, 1769. in gr. Folio.

Die vielen treflichen antiken Bildsäulen, die sich in der Sammlung Sr. Maj. des Königs von Preußen befinden, verdienten gar sehr in Kupfer gestochen zu werden. Hr. Krüger hat also dieses nützliche Werk unternommen. Er liefert vor der Hand nur Brustbilder, richtig gezeichnet, und gut radirt; wir hoffen aber, daß er künftig auch die besten antiken Bildsäulen, die in den Königl. Schlössern stehen, liefern werde. In dieser ersten Sammlung sind enthalten, die Brustbilder, des

Homer, Virgil, Diogenes, Horaz, Markus Aurelius, Sokrates, Plato, Epikurs, Cicero, Seneca, Hippokrates, und Solon.

Eine Sammlung Kupferstiche nach verschiedenen Handzeichnungen berühmter Meister. Berlin, zu finden bey J. C. Krüger, 1770, gr. Fol.

In dieser Sammlung ist enthalten: 1) die Beschneidung Christi, mit Tusche gezeichnet von Martin Schön: in Kupfer geätzt von J. C. Krüger. 2) der heil. Sebastian, mit der Feder gezeichnet von A. Dürer, geätzt von J. D. Laurenz. 3) Ein Kopf 1520. von Hans Scheuffelein mit schwarzer Kreide gezeichnet, von J. C. Krüger, nach einer, die schwarze Kreide ziemlich gut nachahmenden Manier in Kupfer gebracht. 4) Ein Frauenkopf von Lukas von Leiden, mit der Feder gezeichnet, von J. D. Laurenz geätzt. 5) Christus erscheinet dem Saulus auf dem Wege nach der Stadt Damaskus mit Tusch und der Feder gezeichnet, nach einer die Zeichnung nachahmenden Manier in Kupfer gebracht von J. D. Laurenz. 6) Zwey Landschaften mit Tusche gezeichnet von Barthol. Breenberg, in Kupfer gebracht von J. C. Krüger, nach einer Manier, die die Tusche ziemlich nachahmet. Die Originale dieser Blätter sind sämmtl. in der K. Sammlung von Zeichnungen auf der K. Bibliothek zu Berlin.

Beschreibung der Königl. Bildergallerie und des Kabinets in Sanssouci. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Potsdam, bey C. F. Voß, 1770. 206 Seiten, in gr. 8.

Die Gallerie selbst ist seit 1764. da die vorige Ausgabe herauskam, hin und wieder verändert, und mit verschiedenen Bildern vermehret worden. In der vorigen Ausgabe der Beschreibung waren die Bilder nach den Schulen der Mahler geordnet. In der gegenwärtigen Ausgabe hat sie der V. nach der Ordnung, wie sie in der Gallerie und dem Kabinette hängen, geordnet, welches denjenigen, die die Bilder mit dem Buche in der Hand besehen wollen, allerdings, sehr bequem ist, und sie in den Stand setzet, das was auf den Bildern vorgestellt ist, besser zu verstehen. Am Ende sind die Leben der Mahler, von denen Stücke vorhanden sind, angehänget, desgleichen ein Verzeichniß der Stücke aus der Gallerie

kete und dem Kabinette die in Kupfer gestochen sind, und ein Verzeichniß der Gemählde nach den Schulen.

VI.

Berlin. Hr. D. Berger, hat 1769. das Bildniß Sr. Maj. des Kaisers im Profil nach F. Reclam sehr gut radirt. Es ist in Foliogröße.

Von Ebendemselben, das Bildniß des Generals Paoli, 1768. in Quartgröße.

Hr. Daniel Chodowiecki, hat zu Andenken der Schlacht der Russen wider die Türken bey Choczim den 8ten Sept. 1769., ein sehr schönes Blatt in Querfolio verfertiget. In der Mitte siehet man ein Siegeszeichen von türkischen Fahnen und Roßschweifen, vor demselben stehet der Feldmarschall Fürst Gallizin, der mit dem in der rechten Hand habenden Degen auf den fliehenden Feind zeiget, und mit der linken Hand, die gefangene türkische Frauenzimmer, die ihm vorgeführt werden, empfängt. Dieser Theil ist sehr angenehm gruppirt. In sehr wenigen und daher sehr raren Abdrücken, sieht man über den fliehenden Feinden den zürnenden Mars, und über den Frauenzimmern, Venus und Cupido. Für die mikrologischen Kupferstichsammler, die alle Besonderheiten jeder Art von Abdrücken untersuchen, ist diese Nachricht vermuthlich nicht unwichtig.

---

6. Romanen.

Versuch in rührenden Erzählungen, von dem Verfasser der Begebenheiten eines Freymäurers. Stutgard bey Mezler, 1770. 1 Alph. 8 Bogen in 8.

Bey dem Ueberfluß an Schriften dieser Art sind wir doch an deutschen Originalen, die sich über das triviale erheben, noch immer arm genug. Es mangelt uns nicht an guten Köpfen, die auch in kleinern Geschichten, worinne die Franzosen unstreitig den Vorzug haben, weder in der Gabe zu erzählen, noch in den feinen Wendungen diesen etwas nachgeben würden, und die auch für deutsche Erzählungen vielleicht eben so einen originalen Ton finden würden, wie ihn unsere besten Dichter in ihren Werken gefunden haben; aber selten wenden gute Köpfe ihre Zeit darauf, Romanen zu schreiben. Diese

Produkte des Witzes sind durch die vielen Sudler beynahe eben so herabgesetzt, wie die Gelegenheitsgedichte. Wenn indessen nicht ganz mißrathene Versuche auch in diesem Fache einmal etwas vollkommeneres vermuthen lassen, so verdienen die V. solcher Schriften einige Aufmerksamkeit, auch wohl einigen kritischen Rath, um sich der mehrern Vollkommenheit immer zu nähern. Von dem V. der oben angezeigten Schrift haben wir die Hofnung künftiger bessern Ausarbeitungen. Der jetzige Versuch ist in der That nichts mehr, als ein Versuch und zwar nicht in rührenden, sondern in romantischen Erzählungen, denn rührend sind sie gar nicht. Die unzähligen Widerwärtigkeiten, die der V. immer seinen Hauptpersonen aufbürdet, die ein besseres Schicksal zu verdienen scheinen, wie z. B. gleich in der ersten Erzählung Isabelle, oder die Stiefmutter, machen die Geschichte noch nicht rührend. Man bedauret diese Unglückselige höchstens nur kaltsinnig, ungefehr so, als wenn man in den Zeitungen liest, daß ein Schiff mit der sämmtlichen Equipage verunglückt ist. Wenn uns die Personen weiter nichts angehen und uns nicht interessiren, so läßt man es bey der allgemeinen Bedauerung bewenden, ohne mit ihnen zu sympathisiren und aus dieser Empfindung eine Art von Wollust zu schmecken. Nur die dritte Erzählung, Charlotte oder der großmüthige Freund, hat einige rührende Situationen, aber dagegen ist die Wahrscheinlichkeit zu sehr vernachläßiget. Warum läßt zum B. der V. Charlottens wieder versöhnten Vater in seinem Alter noch eine Reise nach Indien thun, um seine Tochter und seinen Eidam aus Pondicheri abzuholen? Er wußte ja, daß seine Kinder ohnehin im Begriff waren, nach Europa zurück zu kehren. Wahrscheinlicherweise blieb er zu Hause, und erwartete ihre Ankunft ganz geruhig. Wenn aber der V. den Alten nicht hätte reisen lassen, so hätte dieser freylich auch nicht können den Seeräubern in die Hände fallen und in Fesseln geschlagen werden; folglich hätte der Eidam, der mit seinem Schiffe dem Seeräuber recht zu gelegner Zeit begegnet und das Raubschiff erobert, auch nicht Gelegenheit gefunden, Charlottens Vater aus der Sklaverey zu retten, und da wären viele herzbrechende Auftritte weggefallen. In der zweyten Erzählung, Amalie oder einige Züge der wahren Großmuth, die der V. aus dem französischen Lustspiel le veritable Philosophe gezogen, ist der Charakter des unversöhnlichen deutschen Grafen ganz unnatürlich. Ein Mann, der fähig ist, Beleidigungen unter solchen Umständen wie hier, bis ins dritte und vierte Glied zu rächen, paßt allenfalls

falls in eine spanische, aber nicht in eine deutsche Erzählung. Solche Originale haben wir zum Glück nicht. Wenn der V. mehr die Natur studiret und in Zukunft das unnütze Wunderbare vermeidet, dagegen sich bemühet, interessante Situationen so kräftig auszumahlen als möglich, so wird er seine Absicht, rührende Erzählungen zu liefern, glücklicher erreichen.

Sr.

Geschichte und Zeitvertreib der Prinzeßin von Amaranth während ihrer Gefangenschaft. 2 Bände. Leipzig, 1771. in 8.

Verlegne Waare, um die ein neuer Titel geschlagen worden.

Sr.

Les avantures merveilleuses de *Don Sylvio* de *Rosalva*. Traduit de l'Allemand. Tome I. II. Dreßden, bey Walther, 1769.

Man wird selten eine Uebersetzung im Französischen finden, welche dem Original so auf dem Fuße folgt, als die gegenwärtige. Auch zeigt sie, wann wir nicht irren, daß der Uebersetzer ein Deutscher ist, dessen Arbeit übrigens an manchen Stellen ziemlich gut zu seyn scheint.

K.

Begebenheiten des Herrn Redlichs. Dritter Theil. Frankfurt und Leipzig, 1770. 8. 8 Bogen.

Wer die letzte Hand an diesen Roman legen wird, ist noch sehr ungewiß, wenn jeder Theil immer einen neuen V. bekommt. Der, welcher den zweyten Theil geschrieben hat, schien eine Burleskenartige Laune zu haben, aber der V. des dritten fällt wieder in den steifen platten Ton des ersten Theils. Aus diesem Holze läßt sich nun wohl kein Merkur schnitzen.

Die Ausländer in der Schweiz oder Begebenheiten des Herrn von Tarlo und seiner Freunde. Ulm, bey Bartholomäi, 1770. gr. 8. 26 Bogen.

Die Erfindung dieses Romans ist nicht neu und die Situationen nicht interessant genug, daß er einige Aufmerksamkeit verdienen sollte. Ein junger Mensch, der durch die Güte seines Herzens, wenige Kenntniß der Welt und natürlichen Leichtsinn in verdrießliche Händel verwickelt, von Buhlerinnen verderbt, aber endlich wieder gerettet wird, ist zwar immer ein guter moralischer Innhalt eines Romans; aber wenn ihn die Ausarbeitung nicht anziehend macht, so bleibt er bey den Lesern, denen er eigentlich nützen sollte, ohne Wirkung, und oftmals sind alle guten Eindrücke aus dem Gedächtniß der Leser verschwunden, ehe sie es noch aus der Hand legen.

Begebenheiten des in dem wilden Amerika von seiner Wildheit befreyeten Europäers, oder merkwürdige und lustige Lebensgeschichte des Herrn v. M. zweyte Auflage. Frankfurt und Leipzig, 1770. 8. 1 Alph.

Wenn einmal ein wilder Amerikaner sichs einfallen ließ, ein Buch zu schreiben, so könnte es nicht abgeschmackter seyn als dieses, dessen Verfasser gewiß unter allen Europäern die jemals schlechte Bücher geschrieben haben, die armseligste Figur macht; und wenn der Verleger Grießbach und Verfasser nicht eine Person zusammen ausmachen, so thut der erste sehr Unrecht, wenn er sich von dem letztern die Kosten des Verlags nicht wieder erstatten läßt.

Sr.

7. Weltweisheit.

F. Loscani e S. I. Institutiones philosophiae moralis, 1769. 8. Grätz bey Lechner 1 Alph.

Der Verfasser sagt, es sey eben nicht nothwendig in Abhandlung der menschlichen Pflichten einen einigen ersten Grundsatz anzunehmen, weil man immer noch andere Sätze zugleich mit gebrauchen müsse, um einen solchen ersten Grundsatz auf besondere Fälle anzuwenden. Wenn man aber, fährt er fort, doch einen einigen Hauptsatz voraus schicken wolle, so glaube er, daß die Vollkommenheit mit welcher Gott die Welt regiert, am besten dazu dienen könne. Dies will nun sagen, man solle den Absichten, um welcher willen wir in der Welt sind,

ge-

gemäß leben. Und dieses will wiederum sagen, man solle Gott dienen und sich und andere vollkommener machen. Damit hat also der Verfasser weiter nichts gesagt, als was andere bereits gesagt haben. Sein Werk begreifft indessen alles was Wolf unter dem Namen der praktischen Philosophie versteht, und besonders handelt er die Zwangspflichten, oder das Recht der Natur im engeren Verstande besonders ab, um sie von den eigentlich moralischen Pflichten zu unterscheiden. Das Buch ist überhaupt gut zu lesen. Der Vortrag hat noch darinn etwas scholastisches, daß er seine Sätze vorträgt, das probatur beyfügt, und sodann die Einwürfe vorzählt und beantwortet. Diese Methode ist schleppend und verleitet zur Disputirsucht. Denn ist der Satz richtig vorgetragen, und wahr; so rühren die Einwürfe blos aus Mißverstand her, und diesem kann durch deutliche Bestimmungen ganz wohl vorgebogen werden.

A.

Die allgemeine Sittenlehre des sinnlichen Vergnügens, gemeinnützig abgehandelt von August Ernst Reuthe, ordinirtem Prediger und Rektor in der reformirten Stadtschule in Cöthen. Frankfurt und Leipzig, bey Christian Gottlieb Hertel, 1769. 320 Seiten in 8.

Der Verf. hat seinen Gegenstand gemeinnützig abhandeln wollen. Diese Absicht erlaubte ihm freylich nicht, sich in tiefsinnige Untersuchungen über die Natur des Vergnügens und derjenigen Empfindungen, woraus das sinnliche Vergnügen bestehet, einzulassen. Indessen haben wir beym Durchlesen dieser Schrift oft Anlaß gefunden, zu wünschen, daß er das sinnliche Vergnügen richtiger bestimmt, und von andern Arten des Vergnügens als dem geistigem, dem sittlichem, religiösen genauer und deutlicher unterschieden hätte. Seine ganze Theorie würde dadurch bestimmter und gründlicher geworden seyn. So wie der V. das sinnliche Vergnügen zu nehmen scheinet, gehören dahin alle die Vergnügungen, die nicht unmittelbar Gott und die Religion zum Gegenstande haben. Er erklärt das sinnliche Vergnügen für wahr und rechtmäßig mit folgenden Einschränkungen und Bedingungen, wenn es sich auf wahre Vollkommenheit gründet, (obgleich diese sich in vergänglichen Dingen findet und selbst vergänglich ist,) wenn

es

es der wahren Vollkommenheit proportional ist, wenn es die Fähigkeit zum Vergnügen vermehret, angenehme Erinnerungen zurück läßt und edle Empfindungen veranlasset, endlich wenn es mit den höhern Pflichten, die uns Vernunft und Religion vorschreiben, bestehen kann. Die Einwendungen, die von den Feinden jedes Vergnügens, so nicht unmittelbar in Gott gesucht und gegen das so beschaffene sinnliche Vergnügen gemacht werden, widerleget der V. zwar recht gut, aber ausführlicher als sie es zu verdienen scheinen. Kaum verdienen Menschen, die nie weder über die Natur des Menschen noch des Vergnügens nachgedacht haben, und von Gott sehr eingeschränkte und abergläubische Begriffe hegen, so gründliche Antworten, als ihnen hier gegeben werden. Wie ungereimt ist überhaupt die Forderung, daß die menschliche Seele, die ihren Weg zu den höhern Vergnügungen der Tugend und der Religion nicht anders als durch das sinnliche Vergnügen nehmen kann, auf einmal gegen das letztere, oder gegen die sinnliche Schönheit fühllos werden, und nur gegen die geistige Vollkommenheit empfindlich bleiben sollte. Wer seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, das Wort des Apostels gilt auch hier, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet?

Der Verf. thut indessen noch mehr, er beweiset, daß wir auch zu einem gehörigen Genusse des sinnlichen Vergnügens verpflichtet sind. Einige von den Gründen, die er anführet, würden auch die Rechtmäßigkeit solcher Ergötzungen beweisen müssen, die an sich keine Würde haben, sondern läppisch und geringfügig scheinen, die aber unter gewissen Umständen, allein oder vorzüglich geschickt sind, das Gemüth aufzuheitern, und es vor Schwermuth und Menschenhaß zu bewahren. Die Vorschriften, wie man sich zum Genuß des Vergnügens geschickt machen, und dabey verhalten müsse, sind zwar weise und gut, würden aber für den großen Haufen brauchbarer seyn, wenn sie gleich in ihrer Anwendung auf die verschiedenen Arten des sinnlichen Vergnügens vorgestellt wären. Allein hierauf hat sich der V. nicht eingelassen. Indessen würde man sich auch hier auf wenige allgemeine Vorschriften abermals einschränken müssen; und in Absicht auf die meisten dieser Ergetzungen kann der weise Moraliste wenig mehr thun, als diese diätetische Regel geben: Bey der Wahl und dem Genusse der Vergnügungen prüfe, was deiner Seele gesund ist. — Eine ungewöhnliche Menge von Druckfehlern verunstaltet dieses Buch, das sonst nicht nur der interessante Inhalt und die Ausführung, sondern auch die Schreibart, ob sie gleich nicht

Feh-

fehlerfrey, sondern nicht selten zu weitschweifig, declamatorisch und geziert ist, lesenswürdig machen. —

(Dm.)

J. G. H. Feders Logick und Metaphysick, nebst der philosophischen Geschichte im Grundrisse. Zweyte Auflage. 1770. 8. Göttingen und Gotha, bey Dietrich, 38½ Bogen.

Diese Auflage ist in einzeln Stellen theils verändert, theils vermehrt, im Ganzen und der Anlage nach geblieben wie sie war.

A.

Philosophiae de Religione rationali Libri Duo, seu Theologiae Naturalis Pars theoretica de Deo ejusque Operibus et pars practica de hominis officio. Autore de *A. F. Ruckersfelder* Theol. et Philol. Oriental. P. P. in Athenaeo Daventr. Bremae et Amstelodami, apud G. L. Förster et E. van Harrevelt, CIↃIↃCCLXX. in 8. 333 Seiten.

Der Verf. hat das Wichtigste, wie er selbst in der Vorrede gestehet, von andern entlehnt, und insonderheit den Reimarus, Wolloston, Baxter u. a. m. fleißig angeführt. Dies verübeln wir ihm nicht, aber darinn ist er zu tadeln, daß er nicht mit genugsamer eignen Einsicht aus seinen verschiednen Quellen geschöpft, daß er nicht darauf gesehen, ob die erborgten Begriffe und Sätze unter einander, oder mit seinen eignen Behauptungen, übereinstimmten, daß er sie nicht in ein zusammenhangendes Ganze gebracht hat, oder nur solche angeführt, die sich vereinigen ließen. Denn weil er dies nicht beobachtet hat, fällt er nicht selten in Widersprüche. Vielleicht war dies ein Streich, wodurch sich die Metaphysick und insonderheit die Ontologie für die Verachtung, womit der V. denselben begegnet, an ihm rächeten. Es gefällt ihm nemlich nicht, daß man die natürliche Theologie als einen Theil der Metaphysick behandelt, und diese bey jener zum Grunde legt. Er will, daß man die natürliche Gottesgelahrheit vielmehr auf die Naturlehre bauen soll, weil die metaphysischen Begriffe und Grunde

sätze

sätze zu schwer, zu subtil und zu vielen Einwendungen ausgesetzt wären. — Freylich, wenn man für unphilosophische Leser schreibt, so kann man nicht füglich mit jenen Ontologischen Begriffen und allgemeinen Grundsätzen anfangen. Allein, da man ihrer doch bey den Physikalischen Beweisen für das Daseyn und die Eigenschaften Gottes schlechterdings nicht entbehren kann, weil nemlich die ganze Beweiskraft dieser sich auf die Richtigkeit und Allgemeinheit jener, vornemlich des Satzes vom zureichenden Grunde, der Begriffe des nothwendigen und zufälligen u. d. m. gründet; so muß man allmählig darauf führen, sie in einzelnen Fällen zur Anschauung bringen, und sie so dem Leser selbst erfinden und anwenden lassen. So hat es Reimarus gemacht, aber der Verf. hat dies nicht gethan, ob er gleich, da er für angehende Gelehrte schrieb, nicht Ursache gehabt hätte, die Gränzen der Metaphysick so ängstlich zu vermeiden. Daher aber ist auch sein Hauptbeweis für das Daseyn Gottes, den er aus der sogenannten Trägheitskraft der Materie und der Bewegung zusammen genommen, mit verwirrender Weitläuftigkeit führet, weder einleuchtend noch bündig. Daß überhaupt seine Begriffe fast durchgehends nicht bestimmt, seine Unterscheidungen und Eintheilungen nicht gegründet, wenigstens nicht auf eine deutliche Weise gegründet, sondern willkührlich oft wirklich sind und noch öfter scheinen; diese und mehrere Mängel, die uns insonderheit in der Abhandlung von dem Uebel in der Welt und der Freyheit des Menschen aufgefallen sind, rühren ohne Zweifel gleichfalls von dieser Hintansetzung der Ontologie und Metaphysick her. Der V. glaubt, daß seine Methode, vermöge der er seinen Gegenstand, so wie der Titel anzeiget, eingetheilet, und in dem praktischen Theile die gesammte Pflicht des Menschen, oder die ganze Sittenlehre abhandelt, vielleicht Beyfall finden werde. Uns scheinet sie nicht vorzüglich, und in dem, was sie eigenthümliches hat, auch aus dieser Ursache nicht vortheilhaft zu seyn, weil der V., vermöge dieser Einrichtung, in dem praktischen Theile viele Grundsätze und Theorien gebrauchen mußte, die ihm der erste theoretische Theil nicht an die Hand gab, oder wenigstens nur auf eine sehr entfernte Weise darreichte.

Kl.

L. A. Krebs natürliche Gottesgelehrsamkeit. Gießen, bey Krieger, 1771. 26 Bogen in 8.

Hr.

Hr. K. ist gesonnen, eine Geschichte der natürlichen Theologie zu schreiben, und schickt daher sein eigenes Lehrgebäude voran, um allenfalls da, wo er von Irrlehren zu zeigen haben wird, daß es Irrlehren sind, kürzer zu seyn. Die Sache ist nicht übel angelegt. Es wird also auf die Ausführung ankommen, und davon giebt Hr. K. zu Ende des vor uns liegenden Werkes einen kurzen vorläufigen Begriff, den wir hier übergehen, weil der Plan, den man wirklich ausführt, nicht immer der ist, den man sich vorgesetzt hatte. Das ist übrigens ganz gut, daß der Verfasser eben nicht alles zu Atheisten machen will, und sich vorsetzt, mit denen so blos die Schöpfung aus nichts läugnen, mit den Pantheisten, Emanatickern und Dualisten glimpflicher zu verfahren, und sie nicht, wie die Atheisten, als bloße Narren anzusehen. Denn so schwer auch ihr Irrthum seyn mag, so ist er doch bey wenigen oder vielmehr bey keinem vorsetzlich. Hr. K. fängt hier an, den Beweis für das Daseyn Gottes zu untersuchen, den man aus dem Begriffe der Unendlichkeit zieht. Er bemüht sich denselben so weit zu treiben, als es ihm möglich ist, findet aber, daß noch etwas dabey zurücke bleibt. Die aus der Zufälligkeit der Welt hergeleitete Beweise sieht er auch nicht alle als gleich gut an, und hält sich daher lieber an den Begriff eines schlechthin nothwendigen Wesens. Er zeigt hierauf, daß es ein solches geben müsse, und daß weder die Seelen, noch die Elemente der Körper, und viel weniger noch die Körper selbst schlechthin nothwendig seyn können, weil sich, sagt er, ihre substantiellen Realitäten immer ändern. Hr. K. ist in seinem Vortrage etwas lebhaft, und dieses mag ihn verhindert haben, die Sache kürzer und einfacher zu fassen. Ein schlechthin nothwendiges Ding ist schlechthin unabhängig, und kann eben daher durch nichts eingeschränkt werden. Es schränkt sich auch selbst nicht ein, und ist dennoch schlechthin uneingeschränkt und unendlich, so wie es schlechthin ewig ist. Daraus folgt nun ohne vielen Umschweif, daß nichts endliches unabhängig noch schlechthin nothwendig seyn kann ꝛc. In den folgenden Hauptstücken wird sodann das göttliche Wesen, die Eigenschaften und Werke Gottes betrachtet. Der Verfasser behauptet die Lehre von der besten Welt mit vielem Nachdruck, und behält durch das ganze Werk durch, immer gleiche Lebhaftigkeit des Vortrags.

A.

8. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Briefe an das schöne Geschlecht über verschiedene Gegenstände aus dem Reiche der Natur. Jena, Crökers Wittwe, 1770. I. und II. Theil, zusammen 854 Octavseiten 10 Kupfert.

Eine Physick für Frauenzimmer. Die Briefe sind nicht an einzelne Personen gerichtet, und könnten überhaupt eben so gut Kapitel heissen. Der erste handelt von dem Feuer oder Licht und Wärme, als den wichtigsten Triebfedern in der Natur, und die folgenden betreffen den Ursprung der Wärme durch Reiben und Bewegung, nebst der Materie des Feuers dem Aether. Weil das Feuer die Körper ausdehnt und zitternde Bewegungen erregt, so wird nun von der Elasticität, ihren Ursachen und den Gesetzen des Stosses gehandelt. Das Uebrige des ersten Theils enthält die Optick, die Electricität, die Fossilien. Der zweyte fängt sich mit Betrachtung des Wassers nach den unterschiednen Materien, die ihm beygemischt sind, an, dieses führt auf die Kraft des Anhängens, von der sehr umständlich, nebst vielen Anwendungen von ihr, z. E. den chymischen Auflösungen, Fällungen u. s. w. geredet wird. Darauf folgt, die Schwere als eine Kraft die Bewegungen verursacht, betrachtet, mit den Gesetzen des Falls, den krummlinichten Bewegungen, u. s. w. denn das Gleichgewicht fester und flüßiger Materien, zuletzt Luft und Schall.

Bey einem Lehrbuche, wo oft Ordnung das meiste Neue ist, gehört die Erzählung dieser Ordnung in die Recension. Wegen des Gegenwärtigen nun, bekennt der Recensent, daß Er, eine Physick auch für sein Geschlecht, ohngefehr da würde angefangen haben, wo diese beynahe aufhört, von den Wirkungen der Schwere, die jedes Kind fühlt, und dem daraus entstehenden Gleichgewichte. Die Physick soll doch ohne Zweifel von Empfindungen anfangen, dazu sich die allergemeinsten und bekanntesten am besten schicken, weil sie zugleich auch die sichersten sind; aus ihnen kann der Philosoph allgemeine Sätze und Schlüsse herleiten, und so, vom fallenden Steine auf den Aether kommen. Aber von allgemeinen Sätzen anfangen, und nach ihnen die besondern Fälle, die unter ihnen stehen, kennen lernen, wenn das auch etwa die Physick der Engel

wäre,

wird, so sind unsere Schönen, in der Bedeutung gewiß keine Engel. So viel der Recensent Sie kennt, werden Sie den Anfang dieses Buches so finden, wie man ihn abstrakt und trocken nennt, Sie werden vielleicht diese gelehrten Kunstwörter nicht davon zu sagen wissen, aber, statt des Sagens, was gleichgültiges thun, nemlich das Buch zumachen. Doch, manche die nicht wissen, daß man Bücher vom Anfange bis zum Ende liest, schlagen es vielleicht in der Mitten auf und finden es da unterhaltend. Das würde dem Recensenten angenehm seyn, denn er ist es sehr wohl zufrieden, wenn das Buch bey einer schönen Welt vollkommner, als die, die Er kennt, geneigtere Aufnahme findet, und wünscht, daß die vielen nützlichen Lehren, welche es deutlich und richtig vorträgt, durchgängiger bekannt würden, und das Buch nicht nur Leserinnen, sondern auch Leser fände. In so wichtigen, und zugleich angenehmen Kenntnissen, sind die meisten Mannspersonen noch so unwissend, daß man noch lange nicht für das Frauenzimmer schreiben dürfte, wenn man erst alle Männer klug machen wollte. — Ohngefehr wie keine Heidenbekehrer aus Europa abreisen dürften, wenn man erst alle Christen fromm machen wollte.

Des H. V. Schreibart ist lebhaft, oft complimentirt er mit seinen Schülerinnen, z. E. gefällt es Ihnen?... Verlangen Sie Beweise? Dieses, und einige Auszierungen, denen man ansieht, daß sie gesucht worden sind, wird durch die gute Absicht entschuldigt.

Einzelne Stellen des Buchs, in Absicht auf die Richtigkeit der Gedanken oder der Beweise durchzugehn, wäre zu weitläuftig. Ueberhaupt wird die angezeigte Ordnung des Buches schon bey einem Kenner die Vermuthung erregen, daß der Hr. V. Hypothesen nicht abgeneigt ist, und wer aus dem Orte, wo das Buch herausgekommen ist, weiter schließt, erräth unterschiedne solcher Hypothesen, besonders in Absicht auf den chymischen Theil der Naturlehre, wozu das Anhängen gehört. Wer aber hierinn anders denkt als der Hr. V., der müßte zur Ueberzeugung weitläuftiger seyn als eine Recension es verstattet.

Beyspiele aus der Haushaltung, sind, besonders zu unsern ökonomischen Zeiten, immer in der Physick an ihrem Orte, und am meisten wohl in einer Frauenzimmerphysick. Der Hr. V. hat ihrer viel angebracht, und hätte vielleicht noch mehr anbringen können. Der Recensent erinnert sich

z. E., daß Kunkel eine chymische Wahrheit beym Fischsieden gelernt hat.

Physikalische Beschreibung der Erdkugel . . . von Torbern Bergmann . . . aus dem Schwedischen übersetzt, von Lampert Heinrich Röhl. Greifswald bey Röse, 1769. 487 Octavs. 2 Kupfert.

In Upsala hat sich eine kosmographische Gesellschaft vereinigt, die schon ein paar mit großer Sorgfalt nach den neusten Entdeckungen ausgearbeitete Weltkugeln geliefert hat. Man wünschte Schriften, die beym Gebrauche dieser Weltkugeln besonders der Erdkugel dienen könnten, und weil die unterschiedenen Gegenstände hiebey nicht eines Mannes Arbeit sind, so trug man das astronomische, Hrn. Mallet, astronomischen Observator zu Upsala auf, das physische H. Bergmann Prof. der Chymie daselbst, und das historische H. Insulin, Lector der Physick zu Stregnäs. Hrn. B. Arbeit ist bisher allein erschienen, und Hr. Röhl, Prof. und Observator der Astron. zu Greifswald liefert sie hier übersetzt. Man begreift, daß von diesen drey Büchern jedes für sich brauchbar ist, obgleich alle zusammen in Absicht auf die Weltkugeln ein Ganzes ausmachen. Hr. B. hat mit Wahl, Einsicht und Fleisse, die man ihm, aus dem was er häufig bey der K. Schwed. Akad. der Wissenschaften leistet, zutrauen kann, gesammlet, was zur physischen Kenntniß der Erde gehört, selbst von Eigenschaften der Luft, des Wassers, Meteoren, u. s. w. vieles das man eher in einem Lehrbegriffe der Physick suchen würde, wenn man die Gränzen der Wissenschaften so genau abzeichnen wollte. Da Hrn. Röhl die Gegenstände des Buches selbst bekannt seyn müssen, so ist an der Richtigkeit der Uebersetzung im Hauptsächlichen nicht zu zweifeln.

Sb.

D. J. Chr. Schäffers Empfehlung, Beschreibung und erweiterter Gebrauch des sogenannten und zu Ersparung des Holzes höchst vortheilhaften Bockofens. 4. 3 Bogen nebst 5 Kupferbl. Regenspurg, bey Keyser, 1770.

Hr. S. hatte den hier beschriebenen Bockofen vor 20 Jahren bey Halle gesehen, und damals, weil in Regenspurg noch kein sonderlicher Holzmangel war, der demselben gegebe-

nen

nen Lobsprüche nicht viel geachtet. Bey seiner Reise nach Querfurt, im vorigen Jahre, gab er aber destomehr darauf Achtung. Er erhielte Zeichnungen und Modelle davon, ließ den Ofen verfertigen, und dachte zugleich darauf, daß er ihn zum Kochen, Braten und Schmelzen besonders einrichten konnte. Alles fand seinen und anderer Beyfall, und der Ofen wurde zu Regenspurg Mode. Der Ofen kömmt mit dem längst schon von Leutmann in seinem Vulcanus famulans beschriebenen unter sich treibenden Tragofen größtentheils überein. Nur kömmt hier der Zug der Luft nicht gerade von oben herunter auf die Flamme, sondern durch einen seitwerts vornen an den Ofen angebrachten und abwerts gegen die Flamme gehenden Trichter. Alles ist von Eisenblech gemacht, und auf vier eiserne Füße gestellt. Zum Schmelzen, z. E. des Wachses wird oben in den Ofen ein trichterförmiger Kessel eingesetzt, zum Braten aber auf der langen Seite eine Thür gemacht, der obere Theil von dem untern, wodurch das Feuer geht, durch einen Boden abgesondert. Man braucht dabey allerdings nicht viel Holz mit einem male einzulegen. Der Ofen wird gleich warm, verliehrt aber die Wärme, wenn das Feuer ausgehet, ebenfalls gleich wieder, und bedarf daher einer beständigen Unterhaltung des Feuers. Er kann aber auch von Backsteinen oder Töpferarbeit gemacht werden, und dann hält er die Hitze länger.

Z.

Spicilegia Zoologica, quibus nouae inprimis et obscurae animalium species iconibus, descriptionibus atque commentariis illustrantur, cura *P. S. Pallas*. Fasciculi V. VI. et VII. Berolini, 1769. 4.

Im fünften Bändgen, welches 34 Seiten und vier Kupfertafeln hat, sind einige, theils neue, theils seltne Arten von Aleis beschrieben und abgebildet. Im sechsten, welches 36 Seiten und vier Kupfer hat, sind auch noch Vögel, nemlich Xanthornus decumanus (Oriolus Lin.) Gracula longirostris, Manacus superbus (Pipra Lin.); Alcedo tridactyla, so schon von Seba 1 T. 53. F. 3. gezeichnet worden, Alcedo maxima aus Afrika, die Bosman schon gezeichnet hat, Anas ruficollis, A. hyperboreus, curvirostra und Stelleri. Das siebente Bändchen hat 42 Seiten und sechs Kupfertafeln. Man-

findet darinn einige Amphibien und Fische. Rana variabilis verändert die Farbe nach der Weise des Chamäleons. Gern hätten wir davon eine Abbildung mit natürlichen Farben. H. P. fand ihn auf seiner Reise in Lübeck bey H. Apotheker Edler und H. Tesdorps, welchen leztern er den nächtlichen Naturforscher nennet, ein Beywort, welches der Recensent, der ebenfalls eine Zeitlang die Naturaliensammlung des H. Tesdorps und dessen feine Speculationen, einige Nächte durch, genutzet hat, ganz wohl versteht. Aus dem Geschlechte Cyclopterus sind hier recht merkwürdige Arten beschrieben: Cyclop. dentex, minutus, ventricosus und gelatinosus. Ein gar sonderbares Ansehn hat die scorpaena didactyla. Von Gymnotus albifrons des Linne findet man hier die erste Abbildung. Aus dem Geschlechte Gymnotus hat er auch eine Art mit einer Flosse auf dem Rücken, die er notopterum nennet, wobey er sich über die Ichthyologen lustig macht, die nicht vorhersehen konnten, daß einmal eine Art dieses Geschlechts würde gefunden werden, die eine Rückenfinne hätte, und die also nicht Gymnotus heissen sollte. — Nomina valent sicut nummi. Der Naturalist münzet sie, und sein Gepräge gilt. H. P. wird also auch wohl den Namen Amphibien, und viele andere Wörter, auch ausser der Naturgeschichte, abschaffen müssen.

Ioan. Ant. Scopoli annus quartus historico-naturalis. Lipsiae, 1770. 8vo.

In diesem Jahre erzählt der V. zuerst verschiedene neue Arten aus dem Geschlechte der Bienen. Wir sehen hier, daß dieser fleißige Naturalist, der bisher bemühet gewesen, das Linneische System auszubessern, nun mit Macht auf eigne Neuerungen denkt; einreisset und wieder aufbauet. Das Geschlecht der Bienen zertheilet er in drey neue Geschlechter, die Eucera, Apis und Nomada heissen sollen. Die Charaktere derselben sind von dem Stachel hergenommen, und, nach des V. eigenen Geständniß, so schwer zu erkennen, daß man sie nur bey lebendigen, und zwar auch bey diesen nur mit dem Vergrösserungsglas bemerken kann — Vielleicht erleben wirs noch, daß jemand die Insekten nach der Verschiedenheit in ihren Eingeweiden eintheilet. Die Naturkunde muß solche Eintheilungen und principia dividendi annehmen, und lehren, durch welche die Kenntniß der Arten erleichtert wird. Ob diese edle Absicht durch so schwer zu bestimmende Geschlech-

ter erreicht werde, wollen wir andere urtheilen lassen, uns deucht es nicht. Wir lieben ein Wörterbuch, in dem wir die Bedeutungen der Wörter, ohne großen Zeitverlust und zu allen Zeiten, finden können; und würden ein solches vermeiden, dessen Einrichtung so künstlich, daß man es nur mit Mühe gebrauchen könnte. — Von den Honigbienen sind hier artige Nachrichten beygebracht. Die Ableger sind auch in Crain bekannt.

Der zweyte Aufsatz heißt Botanische Zweifel. Mit aller Achtung, welche die Verdienste des Hrn. Scopoli um die Botanick verlangen, gestehen wir, daß wir, wenn wir von ihm nichts als diesen Aufsatz gelesen hätten, ihn für einen Anfänger in der Botanick würden gehalten haben. Denn es giebt in der Naturgeschichte gewisse unvermeidliche Fehler, die eben deswegen mit Vorsatz, oder wenigstens nicht unwissend begangen werden, und die den Anfängern, wenn sie solche zuerst bemerken, so groß, so erheblich, so leicht verbesserlich scheinen, daß sie sogleich selbst Hand ans Werk legen wollen. Dieser Eifer pflegt inzwischen zu erkalten, wenn sie weiter kommen, und die Gründe einsehen, warum dergleichen Ausnahmen von den Systematickern geduldet werden. Die hier angezeigten Schwierigkeiten kennet jeder Kräuterkenner; z. B. daß in allen bisherigen Systemen Ausnahmen von den Grundregeln jeden Systems begangen sind; daß z. B. Linne oft Pflanzen an Oerter hingesetzt, wohin sie nach der Anzahl der Staminum und Pistillorum nicht gehörten; daß Charaktere von Theilen hergenommen werden, die doch nicht ganz unveränderlich sind; daß viele Charaktere gar zu lang gerathen u. s. w. Hr. Scopoli hat sich die Mühe genommen, alle dergleichen Fehler aus dem Linneischen, Hallerischen, Tournefortischen und andern gebräuchlichen Systemen zu sammlen und hier anzuzeigen. Verbesserungen hat er fast nie angebracht. Aus dem Linneischen System war es leicht diese Fehler herauszuziehen, weil sie Linne selbst angezeigt hat. Man hat bisher die Pflanzen in Classes, Ordines, Genera und Species abgetheilet; H. S. will lieber Tribus, Gentes, Familias, Cohortes, Genera, Ordines und Species haben. — Solche Aenderungen lassen sich unzählig angeben, und wenn sich damit solche Männer, wie H. Scopoli, abgeben wollen, so wird die Naturgeschichte in logikalischem Rauche aufgehn. Wir werden uns über die Art der Eintheilung entzweyen, und die eigentliche wahre Naturkunde fahren lassen. — Verschiedene Naturalisten und einige wenige Philologen, die neum-

 lich

lich die alten schätzbaren Schriften nicht nur lesen, sondern auch verstehen wollen, klagen darüber, daß man die Erklärung der alten Naturalisten, des Aristoteles, Theophrasts u. s. w. jetzt ganz vernachläßiget. Diese Klage ist gerecht; aber ganz unerwartet ist uns eben deswegen die Klage des H. S. vorgekommen, daß die heutigen Botanicker den Pflanzen nicht eben diejenigen Namen geben, die sie bey den alten Griechen und Lateinern gehabt haben. Wie wenige Naturalisten besitzen so viele Philologie, und wie wenige Philologen besitzen so viele Kenntniß der Natur, als zu solchen Untersuchungen erfodert wird! Sollte sich H. S. wirklich davon überzeugt haben, daß die Alten unter den von ihm zum Beyspiele angeführten Namen eben die von ihm beygesetzten Pflanzen verstanden haben? Unmöglich! So leicht sind solche Untersuchungen nicht, und von verschiedenen Beyspielen des H. S. liesse sich leicht das Gegentheil erweisen. — H. S. will auch einige Namen, die nach gewissen Personen für Pflanzen gemacht sind, abändern, weil ihm diese Ehre für jene Personen zu groß scheinet. Welche Kleinigkeit! Warlich, wenn solcher Ursachen wegen, gleich sollen Veränderungen gemacht werden, so werden die Namen in der Naturgeschichte so unstät und flüchtig seyn, als die Körner des Flugsandes, den man fest zu machen sucht, um Früchte darauf zu bauen. — Wir gehen fort zu den weit nützlichern Aufsätzen dieses Theils. S. 115. folgen allerley ökonomische Bemerkungen; einige betreffen Krankheiten der Maulbeerbäume, andere die Forstwissenschaft. S. 124. steht eine Tabelle, in der von vielen Bäumen die Zeit des Ausschlagens, die aus dem Holze erhaltene Menge Wasser, Oehl, Asche, Salz, Lack angegeben werden. Man lieset hier auch, wie in Crain die Erndten auf einander folgen; ingleichen Vorschläge, wie die dortige Landwirthschaft zu bessern. Am Ende stehn noch Beschreibungen von einigen neuen Schwämmen, die auch auf einer Kupfertafel abgebildet sind. Einige davon wachsen auch in Deutschland. Lichen islandicus wird hier abermal wider die Schwindsucht empfohlen; und man wird die Aerzte anklagen müssen, wenn sie nicht hören und mehrere Versuche anstellen wollen. Valeriana Phu hat wider die fallende Sucht gut gethan, wie der V. Seite 141. versichert. Bey Kühen wird die Entzündung der Lungen durch die Wurzel von Verbuscum nigrum, oder auch durch die Blüthen von Nymphaea alba geheilet. Nachrichten, die alle Aufmerksamkeit verdienen.

Neues

Neues systematisches Conchylien-Cabinet, geordnet und beschrieben von Friedrich Heinrich Wilhelm Martini, der Arzneygelahrtheit Doktor und approbirten Praktikus in Berlin, und unter dessen Aufsicht nach der Natur gezeichnet, und mit lebendigen Farben erleuchtet. Erster Band. Nürnberg, bey G. N. Raspe, 1769. 4.

Dieses Werk macht dem H. Verfasser, der den Naturalisten bereits durch verschiedene andere Werke rühmlich bekannt ist, ingleichen dem Miniaturmahler Happe, dem Verleger und unserm ganzen Deutschland Ehre. Die Absicht ist, die Conchyliologie, diesen angenehmen Theil der Naturkunde, dadurch zu erleichtern, daß man in diesem einzigen Werke alles dasjenige sammlet und systematisch vorträgt, was in sehr vielen kostbaren und seltnen Büchern zerstreuet gefunden wird; wobey H. M. zugleich von allen den Conchylien, die er auftreiben kann, nicht nur richtige und vollständige Beschreibungen, sondern auch ausgemahlte Abbildungen liefern will. Der V. folgt keinem bekannten Systeme, sondern er hat sich ein neues entworfen, welches man aus dem kleinen Anfange, der den ersten Band ausmacht, noch nicht vollständig beurtheilen kann. So viel können wir sagen, daß hier Dentalia, Nautili, Serpulae, Patellae, einige Arten aus dem Geschlechte Haliotis und dem Geschlechte Helix und Bulla ingleichen die Cypraeae vorkommen; daß H. M. alle Kennzeichen von der äussern Bildung entlehnt, und keine Rücksicht auf die Bewohner dieser schönen Häußer nimmt; daß seine Eintheilung durch viele Unterabtheilungen ermüdet, und daß man hier eine gar große Menge wenig verschiedener Abarten nicht etwa nur beschrieben, sondern auch abgebildet findet, wodurch denn nothwendig das gute Werk viel zu kostbar wird, als daß es gemeinnützig seyn könnte. Die Einwohner der Schalen sind nicht übergangen, sondern vor jeder Abtheilung, vornemlich aus d'Argenville und Adanson, beschrieben, auch oft abgebildet. Dabey eräugnet sich denn freylich einige Unordnung, weil in des H. M. Geschlechter gar sehr von einander unterschiedene Thiere kommen. Zwischen durch sind im Buche kleine Nebenkupfer eingestreuet, die aber nicht unnütze Zierrathen sind, sondern meistens die geöfneten Conchylien, nach ihrem innern Baue, vorstellen. Schade, daß diese Kupfer roth, und undeutlich abgedruckt sind! Unter den Abbildungen finden wir

 doch

doch eine, die nach einer Beschreibung ausgemahlt worden, nemlich die Patella aus Davila, die einige für eine Fischschuppe halten wollen. Das sollte nicht seyn; solche Kupfer entziehen den übrigen etwas von ihrer Treue. Ein besonderes, und gewiß recht großes Verdienst um diesen Theil der Naturkunde hat sich der V. durch die sehr nützliche, sorgfältige und mühsame Sammlung von Synonymen erworben, unter denen auch mit Rechte die linneischen Namen, imgleichen die holländischen und französischen nicht vergessen sind. Das war eine Arbeit, zu der die Kenntniß, die Geduld und die zahlreiche Bibliothek des H. V. durchaus erfoderlich war. Hin und wieder kommen auch neue Arten vor, wohin die Urna z. B. gehöret. Die Spekulazien, die die Sammler übersehen, hat der V. sorgfältig ausgelesen. Mit Recht wirft er den phlegmatischen Holländern ihre Nachläßigkeit (und ihre wenige Kenntniß) bey dem Besitze ihrer Kostbarkeiten aus dem Meere, vor. Mehr als die Holländer haben die Deutschen bey ihren kleinern Sammlungen, die ihnen so sauer und kostbar werden, geleistet. Wir unterschreiben alle die Urtheile, die der V. im Vorberichte über seine Vorgänger gefället hat; sie sind gerecht und bescheiden. Da die ganze Ausarbeitung dem gewählten Systeme folgen soll, so entsteht dadurch die Nothwendigkeit, daß dereinst noch Nachträge oder Ergänzungen folgen müssen; und diese werden auch, und zwar in derselbigen Ordnung, versprochen. Auch soll noch ein eigener Band erscheinen, in dem die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Conchyliologie, die Entwickelung des neuen Systems, die bekannten Methoden und die Geschichte dieser Wissenschaft gelehrt werden sollen; wir würden diesen Theil die allgemeine und dieses Cabinet die besondere Conchyliologie nennen, um kurz die Sache auszudrücken. Inzwischen kommen auch hier schon einzelne Betrachtungen und Anmerkungen aus dem allgemeinen Theile vor. Wir rechnen dahin, was hin und wieder von der Reinigung und Erhaltung der Schalen eingestreuet worden. Bey den schon hier vorkommenden Schalen mit dem schönen Perlemutterglanz sahen wir uns nach einigen Nachrichten von dem Handel mit dem sogenannten Perlemutter, und von der Verarbeitung um; aber wir finden nichts. Wir erwähnen dies, weil wir glauben, H. M. werde im Stande seyn, uns davon allerley nützliches zu sagen. Von der Kunst auf Schalen zu schnitzen, lesen wir auch gern mehr. Etwas kömmt davon bey den Nautilis vor. Ein Holländer, Namens *Pelkin*, war ein großer Meister in dieser, den Naturalisten eben nicht sehr angeneh-

men

nen Kunst. Wir hören mit Vergnügen, daß bereits einige Tafeln vom zweyten Bande ausgegeben werden, weßfalls wir mit desto grösserer Zuversicht die ununterbrochene Fortsetzung hoffen. Den reichen Kennern und Liebhabern der Natur müßte man es auch als eine Sünde wider die Wissenschaften und wider ihr Vaterland anrechnen, wenn sie sich nicht dieses Werk anschaffen und dadurch befördern hülfen.

Der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften Abhandlungen. Dreyßigster Band. Leipzig, 1771. 8.

Wir zeigen nur die merkwürdigsten Aufsätze an. Die Wichtigkeit der Geschichte des Tourmalins von dem fleißigen H. Prof. Wilke kennet man schon aus den vorigen Theilen. Sie ist hier S. 105. geschlossen. S. 27. Mus aguti aus Brasilien vom Archiater Linné beschrieben. S. 42. Chapman von der gehörigen Verhältniß der Ruder für Galeren. S. 57. Des Oberhütteumeisters Quist Versuche über einige Kieselarten, besonders die härtern, sogenannten ächten Steine. Diese Versuche sind desto schätzbarer, je seltner dergleichen bisher angestellet worden. Man findet hier auch Versuche über den Zeolith. S. 129. Anmerkungen bey Verfertigung der Seile, von welchem nützlichen Gegenstande man schon Aufsätze in einigen der vorhergehenden Theile der Akademie findet. S. 135. Versuche über einen weissen Thon aus Smoland. Er ist derjenige, der unter allen schwedischen am meisten von Eisentheilchen frey ist, auch von Salzen und andern fremden Theilen. Er giebt mit Vitriolsäure Alaun, fället aus dem Alaun die Eisenerde, und ist auch aus mehrern Gründen beym Alaunläutern sehr brauchbar. Er scheint Arena glarea des Linne zu seyn. S. 145. anatomische Bemerkungen bey der Bärmutter einer todten Frau, die im fünften Monate schwanger war, von Prof. Martin. S. 152. Beschreibung und Abbildung der Viverrae Naricae von Archiater Linnè. Das Thier ist der Nasuae so nahe verwandt, daß man fast glauben sollte, es sey das Männchen. S. 159. Palmquist von einigen Fehlern beym Feldmessen; zu welchem Aufsatze eine Abhandlung des H. Prof. Kästners Gelegenheit gegeben hat, der auch hier Zusätze gemacht. S. 182. von der besten Art, Fischteiche einzurichten und zu unterhalten; wo viele gute Anmerkungen für diesen Theil der Landwirthschaft vorkommen. S. 191. Carl von Geer beschreibt den Aca-

Acarum vegetantem umständlich. S. 198. hat A. R. Martin (in Abo) seine Beobachtungen über die Wärme des menschlichen Körpers fortgesetzt. Er hat gefunden, daß dieser durch den Schlaf abgekühlet wird. S. 209. Versuch einer magnetischen Neigungscharte. Es ist würklich eine Charte beygefügt, auf der die verschiedenen Neigungen bemerkt sind. Capitain Eckeberg hat auch auf seiner Reise nach China mit einem von S. Wille eingerichteten Neigungscompas, Beobachtungen gemacht, die S. 239. erzählt werden. Schutzer beschreibt S. 242. einen von ihm an einer Zwerginn vorgenommenen Kaiserschnitt. Er glückte, wie es scheint, inzwischen starb die unglückliche Person nach überstandenen Schmerzen. S. hat bey der Gelegenheit die Geschichte dieser Operation erzählet. Bergius beschreibt Spilanthus oleracea unter dem Namen Bidens aemelloides, und giebt auch eine Zeichnung. Ein Provinzial-Medicus erzählt S. 276. noch einmal die Pflanzen, die zum Anbaue des Flugsandes dienlich sind. S. 292. vom Biber. Der Commercienrath Westermann von Schwedens Vortheilen und Schwierigkeiten bey der Schiffahrt. Artig und nützlich ist das Verzeichniß von den Preisen der Schiffarbeiten bey verschiedenen Nationen. Bergmann von einigen Westgothischen Bergen. Bergius beschreibt eine Plantago Lin. und macht daraus ein abgesondertes Geschlecht. Beschreibung und Abbildung von Lophius histrio. Erfahrungen von dem Nutzen des Calomels, einer Zubereitung aus Quecksilber, bey vielen Krankheiten. Aerzte finden hier auch die Zubereitung dieser Arzney. Den Schluß macht eine Bemerkung an den schwarzen Ameisen.

Versuch einer Geschichte der Blatläuse und Blatlausfresser des Ulmbaums, nebst vier mit Farben erleuchteten Kupfertafeln von Wilhelm Friederich Freyherrn von Gleichen genannt Rußworm. Nebst einer Vorrede des H. Prof. Delius. In Kupfer gebracht und verlegt von G. P. Nußbiegel. Nürnberg, 1770. 5 Bogen in 4.

Naturalisten wissen die Schriften dieses vornehmen Verfassers genugsam zu schätzen. Sie erheben sich alle durch genaue und mühsame Beobachtungen, zu denen wenige Geduld und Zeit haben. Den Fehler haben sie aber auch alle, daß sie, wegen der vielen, und oft unnöthigen ausgemahlten Ku-

Kupfer, gar zu theuer sind. Ohne Nachtheil der Deutlichkeit hätte hier die Anzahl derselben auf die Hälfte vermindert werden können. — Diesesmal ist die Rede von Aphis ulmi, oder von den Pucerons der Franzosen. Acht Jahre hat der V. auf ihre Untersuchung verwendet. Er zeigt, daß die Geschichte derselben noch bey weitem nicht ganz berichtigt ist. Wir müssen uns hier einschränken, da das Werk nur aus wenigen Bogen besteht; doch wollen wir einige Neuigkeiten angeben. Auch die geflügelten Blattläuse sind Weibchen. Männchen hat der V. auch mit der größten Sorgfalt nicht entdecken können. Wahr ist es, daß Töchter und Enkel schwanger zur Welt kommen. Niemals sind diese Nachkömmlinge den Voreltern völlig ähnlich. Die Blase auf den Blättern des Ulmbaums entsteht dadurch, daß die Blatlaus, die sich eine solche Wochenstube bereiten will, die untere Seite des Blattes sticht, da denn ein Saft in die Wunde dringt, der in Gährung geräth, und die obere Seite des Blattes von der untern trennt. Den Eingang zu diesem Gebäude verschließt sie mit vielen dünnen grünen Fäden. Was der V. Blattlausfresser nennet, sind die Larvae von Hemerobius Perla. Man wird leicht vermuthen, daß auch diese abgebildet sind. Auch eine Baumwanze ist vergrößert vorgestellet, weil sie sich bey den Blattläusen betreffen lassen. — Die Vorrede, welche einen Bogen lang ist, enthält nichts.

Spicilegia Zoologica, quibus novae imprimis et obscurae animalium species iconibus, descriptionibus atque commentariis illustrantur, cura *P. S. Pallas*. Fasciculus octavus. Berolini, 1770.

Dieser Band ist ganz für die Ichthyologen. Man findet hier Gobios, Coryphaenas, die neben den Callionymis und Uranoscopis stehen sollten, Fistularias, Diodontes, Sparos, Salmones und Labros. Etliche sind schon sonst beschrieben, und auch schon zum Theil abgebildet worden, doch noch nicht so vollständig und richtig, wie hier. Zwischendurch kommen Anmerkungen vor, welche die Aufmerksamkeit der Naturforscher gewiß verdienen; z. B. was bey der Fistulariae von den Geschlechtern der Fische angemerkt worden; freylich eine sehr gewagte Vermuthung! H. P. verspricht uns künftig mehrere Beobachtungen über den Unterschied der Geschlech-

schlechter dieser Thiere zu liefern. Auch sind hier ein paar anatomische Anmerkungen beygebracht.

P. S. Pallas Naturgeschichte merkwürdiger Thiere, — aus dem lateinischen übersetzt von E. G. Baldinger. Erste Sammlung. Berlin und Stralsund, bey Lange, 1769. Zweyte Sammlung, 1770. 4.

Recht vielen Dank verdienet der unermüdete H. Baldinger, daß er dieses angenehme Werk, dessen achten Theil wir eben angezeigt haben, für die unlateinischen Liebhaber der Naturkunde, unter denen auch wahre Kenner und Forscher der Natur vorkommen, übersetzen wollen. Da wir von dem Werke selbst nichts mehr zu sagen haben, so versichern wir nur, daß wir diese Uebersetzung, bey angestellter Vergleichung, vollkommen getreu gefunden haben. Wir loben es, daß H. B. die schon von andern gebrauchten und eingeführten deutschen Namen lieber anwendet, als selbst neue macht; ungeachtet ihm unter dem Uebersetzen wohl mannichmal ein schicklicherer Namen einfallen mag. Das versteht sich, daß die Trivialnamen der hier beschriebenen Arten neu seyn müssen; und diese finden wir für desto schöner, je näher sie den lateinischen Namen kommen. Anmerkungen hat die Uebersetzung nicht erhalten. Die Kupfer sind völlig dieselbigen, welche bey der Urschrift sind. Diese ist etwas theurer, als die deutsche Ausgabe. Wir wünschen, daß H. B. bey dieser eben nicht leichten und eben nicht sehr angenehmen Arbeit nicht ermüden möge.

Recueil de divers oiseaux etrangers et peu communs; qui se trouvent dans les ouvrages de Messieurs *Edwards* et *Catesby* representés en taille douce et exactement coloriés par *Jean Michel Seligmann*. Troisiéme partie. A Nurnberg, chez les Heretiers de Seligmann, 1770. Fol.

Den Anfang dieses Theils macht die ganze Naturgeschichte von Carolina, Florida und Bahama, so wie sie französisch vor dem Werke des Catesby steht; und diese Naturgeschichte hat hier auch einen besondern Titel: Histoire naturelle

resse de la Caroline, la Floride et les Isles Bahama; contenant les desseins des oiseaux, animaux &c. et en particulier des arbres, des forets, arbrisseaux et autres plantes, avec une carte nouvelle des pais, dont il s'agit par Marc Catesby. A Nurnberg, 1770. Nach dieser folgen alsdenn funfzig ausgemahlte Kupfertafeln von Vögeln, die bald aus Edward, bald aus Catesby, so wie es dem Verleger eingefallen ist, genommen sind. Eben daher sind denn auch die Beschreibungen und Namen genommen; doch hat jemand auch deutsche Namen auf die Kupfertafeln gesetzt, die aber, wie man schon denken kann, nicht viel belehren. Wir für unsern Theil bedauren, daß man uns nicht besonders den ganzen Edward und den ganzen Catesby, statt dieser Zerstückung und Vermischung, geliefert hat. Wider die Richtigkeit der Mahlerey haben wir nichts einzuwenden.

Johann Christoph Birkholz ökonomische Beschreibung aller Arten Fische, welche in den Gewässern der Churmark gefunden werden. Berlin und Stralsund, 1770. 1½ Bogen in 8.

Ist kaum einer Erwähnung werth. Ein verständiger und erfahrner Fischer zu Berlin, wie ein kurzer Vorbericht sagt, hat diesen Aufsatz gemacht. Er kennet überhaupt 34 Arten Fische dortiger Gegend, und von diesen sagt er hier, was er weis; welches aber sehr wenig ist. — Wenn wir uns recht erinnern, so haben wir diese sogenannte Beschreibung schon im sechsten Stücke des Stralsundischen Magazins gesehen.

Dm.

Michaelis Sendivogii eines großen Philosophen fünf und funzig Briefe den Stein der Weisen betreffend, aus dem Lateinischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig, in Joh. Georg Fleischers Buchhandlung, 1770. in 8.

Wir haben bereits im 2ten Stück des 6ten Bandes unserer Bibliothek p. 280. die deutsche Uebersetzung der Sendivogischen Schriften angezeigt, bey denselben befinden sich auch schon diese Briefe, wir wissen also nicht, warum sie hier aufs neue erscheinen, es müßte denn seyn, daß solches den Liebha-

bern der lieben Alchymie zu mehrerer Aufmunterung und Bequemlichkeit geschehen sey.

Schreiben an die Goldbegierigen Liebhaber der Chymie und Alchymie ꝛc. Frankfurt und Leipzig, 1770. zu finden im Krausischen Buchladen.

Nach der Vorrede zu urtheilen, sollte man fast glauben, daß dasselbige von einem ehrlichen, aber dabey verarmten Adepto herrührete, welcher seine annoch in der Blindheit befindlichen Brüder für die in dieser ungewissen Wissenschaft hervorkeimende viele Irthümer warnen wollte: allein bey Durchlesung dieser Bogen finden wir, daß er noch nicht völlig genesen. Jedoch empfehlen wir diese Bogen allen Goldbegierigen Alchymisten, und besonders von der 179. S. bis zu Ende mit vielen Bedacht zu lesen; vielleicht daß sie einen ihrer Collegen, der sich bemühet, ihnen die Thorheit ihrer Wissenschaft zu zeigen, mehr glauben, als andern ehrlichen Leuten.

Das Geheimniß von den Salzen, als den edelsten Wesen der höchsten Wohlthat Gottes ꝛc. 1770.

Der V. ist ein Schwärmer im höchsten Grade und ein vollkommner Jacob Böhm. Diese 9 Bogen durchräumt er von nichts als Salz, er nimmt dieses Wort in so weitläuftigen und elementarischen Verstande, daß er durch dasselbe alles schaffet; sogar sind seiner Meynung nach S. 52. die Menschen blos aus Salz gemacht, welches er durch die Worte Christi an seine Jünger „ihr seid das Salz der Erden,“ beweisen will. Ueberhaupt hat er seine ganze Schrift mit Sprüchen aus der heil. Schrift verpallisadirt, die hier wohl sehr unschicklich angebracht sind.

Neue Sammlung von einigen alten und sehr rar gewordenen philosophisch- und alchymischen Schriften als eine neue Fortsetzung des bekannten deutschen theatri chymici. Zweyter Theil. Frankf. und Leipzig, zu finden im Krausischen Buchladen, 1770. 8.

Vor einiger Zeit haben wir in unserer Bibliothek den ersten Theil dieser Sammlung angezeigt, hier ist der zweyte: es wäre zu wünschen daß es zugleich der letzte seyn möchte; denn

denn durch dergleichen alchymische Weisheit wird kein vernünftiger Naturforscher erbaut werden.

Das Geheimniß der hermetischen Philosophie ꝛc. ꝛc. Frankfurt und Leipzig, in der Fleischerschen Buchhandlung, 1770.

Wiederum 6 Bogen Makulatur.

L.

Johann Joachim Lange, der Philosophie und Mathematick ordentlichen Lehrers auf der Universität zu Halle, Einleitung zur Mineralogia metallurgica, in welcher die Kenntniß und Bearbeitung der Mineralien, nebst dem ganzen Bergbau kurz und deutlich vorgetragen wird, herausgegeben und mit Anmerkungen versehn von dem Herzogl. Braunschweigisch. Sekretär, Herrn Madihn. Halle, 1770. 288 Seiten in 8.

Nachdem wir nun eine genaue Uebersetzung von Wallerii metallurgia chemica haben, hätten diese Bogen immer ungedruckt bleiben mögen; welches auch überhaupt die Absicht des verstorbenen Verfassers, als der diese Bogen nur von seinen Zuhörern abschreiben ließ, gewesen zu seyn scheint. Ueberall herrschet eine gewisse Nachläßigkeit, sowol in der Schreibart, als in der Ordnung. Die Materien sind nur ganz kurz angezeigt, und in der That auch zu kurz für eine Einleitung. Welche von den Anmerkungen dem Herrn Madihn gehören, läßt sich nicht wohl errathen, da sie durch nichts kenntlich gemacht worden. Das ganze Werk hat drey Theile; im ersten, der Mineralogia physico-chymica überschrieben ist, findet man etwas von den principiis mineralibus, von den Erden, Steinen, Salzen, Metallen. — Der zweyte Theil (Mineralogia mechanica) handelt von der Erforschung der Gänge, von Schachten, Stollen, Gewinnung der Erze, Aufförderung, von den Wettern, von Scheiden und Aufbereitung der Erze in den Pochwerken, von den Grubenrissen. Dieser Theil hat noch einen Anhang von den Gewerken, Gewerkschaften, den Bedienten der Bergwerke und Bergordnungen. Der dritte

Theil (Metallurgia pyrotechnica) sagt etwas von der Amalgamirung, von der Reduction, von der Probier- und Scheidekunst und von den metallurgischen Hüttenarbeiten.

Hin und wieder sind auch Schriftsteller von den Materien angezeigt. Warum ist aber nicht der Bericht vom Bergbau des verstorbenen Kerns angeführt, wo er doch würklich gebraucht ist? S. 160. ist der Unterricht vom Schiessen der Erze wörtlich daher genommen. Man sehe S. 54. des Berichts. S. 255. kommen recht gute Anmerkungen vom Rösten der Erze vor. Unter andern wird auch die Weise, die man dabey auf dem Oberharze hat, getadelt, und, wie wir glauben, mit Recht. Man brennet daselbst die durch das Pochen und Waschen zu Schlich gemachte Erze in verdeckten Röstöfen, welche wie Backöfen anzusehn sind, und Brennöfen heissen; weil aber daselbst meistens nur Glanzerze und keine dürre vorhanden sind, und es schwer ist, das Sintern und Schmelzen aufzuhalten, welches den Schwefel, Arsenik und das Spießglaß verschliesset, so wird die Absicht dieses Verfahrens verhindert.

Cronstedts Versuch einer Mineralogie. Vermehrt durch Brünnich. Copenhagen und Leipz. 1770. 8.

Recht sehr muß man es loben, daß der Verleger den Vorsatz gehabt, dies Buch von einem geschickten Manne vor der neuen Auflage durchsehn zu lassen. Auch war H. Brünnich nicht übel gewählet; aber zu bedauren ist, daß diesem, wie er in der Vorrede klaget, nicht Zeit genug zu dieser Arbeit gelassen worden. Seine Zusätze sind daher weder zahlreich, noch sehr erheblich; und die Verbesserungen bedeuten auch nicht viel. — Wegen der auf dem Titel ausgelassenen Vornamen sollte man vermuthen, H. B. glaube sich eben so allgemein bekannt, als den unvergleichlichen Cronstedt. Wir würden jenen Glauben so nachtheilig für B. halten, als letzteres für ihn vortheilhaft seyn würde.

Erste Gründe der Bergwerkswissenschaften aus denen Physisch-Metallurgischen Vorlesungen Joh. Thad. Anton Peithners, Kayserlicher Bergrath und Lehrer der metallurgischen Wissenschaften auf der hohen Schule zu Prag. Zum Gebrauch seiner Zuhörer. Prag, 1770. 8.

Im ersten Theile sind die ersten Kenntnissen der Geographiae subterraneae, und im andern der Mineralogie ganz kurz vorgetragen. Eigentlich hätte wohl der andere Theil der erste seyn sollen, aber überhaupt kann der V. nicht auf das Lob der Ordnung Anspruch machen. Die wenigen Bogen scheinen schnell beschrieben zu seyn, und keine Ausbesserung erhalten zu haben. Da sie auch zu Vorlesungen bestimmet sind, so sind hier die Erklärungen der meisten Kunstwörter vorbeygelassen. Die Mineralogie ist ganz in Tabellen gebracht; in denen, in verschiedenen Columnen, die Ordnungen, Geschlechter, Arten und Abänderungen der Mineralien; ihre Farbe, Durchsichtigkeit, Gestalt, ihr Geruch, Geschmack, ihre Schwere und ihre durch Versuche zu entdeckenden Eigenschaften und Wirkungen angegeben sind. Die meisten Tabellen sind in Folio, und sind wohl bestimmet auf Pappe geklebt zu werden. Diese Tabellen können den Zuhörern des V. allerdings höchst lehrreich und nützlich seyn, und auf fremde scheint der V. keine Rechnung gemacht zu haben. Er will inzwischen auch die übrigen Theile der metallurgischen Wissenschaften auf eben die Art herausgeben. Wider die Reinigkeit der Sprache hat der V. oft gesündigt, aber er rechtfertigt sich dadurch, daß diese, nach dem Ausdruck eines wohlbekannten Schweitzers, so lange bey einer guten Schreibart das geringste ist, als die Kunst wohl zu denken dabey das mehreste bleibet.

Anfangsgründe der Metallurgie, besonders der chymischen. Aus dem Lateinischen des H. Johann Gottsch. Wallers übersetzt. Leipzig, 1770. 8.

Mit der größten Zuversicht können wir dieses kleine Werk den Anfängern der Metallurgie als die beste Anleitung empfehlen. Es ist sehr ordentlich eingerichtet, bis zu einem hohen Grade vollständig, gründlich und doch zugleich deutlich und kurz. Der V. hat zween Abschnitte gemacht. Im ersten wird von den Bergen und Wohnplätzen der Metalle, von der Weise die Erze aufzusuchen, und der mathematischen und mechanischen Metallurgie gehandelt. Der zweyte Abschnitt, welcher den größten Theil des Buchs einnimmt, handelt die eigentliche chemische Metallurgie ab. Der Bergbau, die Errichtung der Oefen und großer Maschinen ist hier sehr kurz, und nur kaum berühret. Auch kömmt uns das letzte Kapitel von der ersten Verädlung einiger Metalle zu kurz vor; ungeachtet wir gestehn müssen, daß es nicht eigentlich in die Metallurgie gehöret, als welche sich nur mit der Gewinnung der Metalle

beschäftigt. Man findet in diesem Kapitel etwas von der Zubereitung des Stahls, des Meßings, des Arsenicks, der Zaffera und der Schmalte. Hin und wieder sind Anmerkungen eingestreuet, die die Aufmerksamkeit der Metallurgen und der Naturforscher werth sind; z. B. von den einfachen Erden der metallischen Kalke: von den Zuschlägen bey dem Rösten der Erze, die auch wir selbst mit dem V. jederzeit für überflüßig gehalten haben. Die Theorie des Stahlmachens ist auch allerdings anmerkenswerth. Die einzige kleine Kupfertafel soll die Erzadern, Gänge, Stockwerke, Nieren, Geschiebe und Flötze erklären. Die Uebersetzung ist von einem Kenner der Metallurgie verfertigt, und daher sehr gut gerathen. Aber vergebens haben wir uns nach Zusätzen und Anmerkungen von ihm umgesehen. Wir bringen bey dieser Gelegenheit unsern Wunsch an, daß wir doch bald die Fortsetzung der deutschen Uebersetzung von Wallerius physikalischen Chemie erhalten mögen. Kaum können wir vermuthen, daß der Verleger nicht sollte einen geschickten Uebersetzer, anstatt des verstorbenen Mangolds finden können.

D. Joh. Gottlob Lehmanns Entwurf einer Mineralogie, zum Dienst der Studirenden. Dritte Auflage. Frankfurt und Leipzig, 1769.

Diese wenigen Bogen sind bisher eine ganz gute Anleitung für die ersten Anfänger der Mineralogie gewesen; aber unverzeyhlich ist es, daß sie der Verleger zum drittenmal wieder ganz unverändert abdrucken lassen; da er sie vielmehr vorher einem Kenner, zur Verbesserung und zur Vermehrung mit den neuesten Kenntnissen, hätte zustellen sollen.

Christoph Polhems patriotisches Testament; oder Unterricht von Eisen, Stahl, Kupfer, Meßing, Zinn und Bley, für diejenigen, welche von diesen Materien Manufacturen anlegen wollen. Nebst einem Verzeichnisse aller seiner mechanischen Erfindungen. Aus dem Schwedischen übersetzt. Grätz, in 4.

Es sind nur abgebrochene, einzelne Anmerkungen, die aber immer schätzbar sind, da sie von einem Polhem sind. Aber sie können auch deswegen nur von denen genutzet werden, die schon

schon Hand ans Werk gelegt, und das schwerste überstanden haben. Viele und wohl die meisten andere werden diese Bogen undeutlich, dunkel und unordentlich finden. Der Uebersetzer, Hr. Schreber, hätte sehr vielen Dank verdient, wenn er einige Stellen wenigstens erläutert hätte. Polhem hat die Ausgabe der Urschrift nicht selbst mehr besorgt, sondern sein Sohn gab die Handschrift dem Verleger. Das Verzeichniß der Erfindungen dieses grossen Mannes ist fast ganz ohne Nutzen; da Beschreibungen und Zeichnungen fehlen. Von einigen sind doch dieselben sonst schon gedruckt; und bey diesen wenigstens hätte der Ort angezeigt seyn sollen. Einige sollen sich noch in Stockholm in Modellen befinden.

Dm.

---

9. Mathematick.

Einleitung zu der Architectura hydraulica, oder gründlicher Unterricht, was man in dieser Wissenschaft von Brunnenkünsten sowohl bey Aufzeichnung der Wasser- und Kamm-Räder, Kurbeln, Kolben, Ventilen, als auch bey Zusammensetzung der Stiefel- oder Kolben-Röhren, Wasserleitungen und Austheilung des Wassers zu wissen nöthig hat: Nebst einer Anleitung zu den nöthigsten Berechnungen, welche man bey Anlegung einer Wassermaschine wissen muß. Denen Anfängern und andern Liebhabern dieser Wissenschaft zum besten entworfen, mit Kupfern erläutert und verlegt von Lucas Voch, Archit. und Ingen. wie auch der Kays. Akad. der freyen Künsten Mitglied. Mit allerhöchster Kaiserl. Freyheit. Augspurg, 1769. In Commißion zu haben bey Elias Tobias Lotter, 9 Bogen Text, 6 Kupfert. in Fol.

Der H. V. sagt in der Vorrede, daß er durch gegenwärtige Schrift dasjenige ersetze, was denen neulich herausgekommenen Waltherischen Brunnenkünsten abgehe; und glaubt, daß

daß auf diese Art denen darüber gemachten Erinnerungen Genüge geschehe.

Die Hydrodynamische Aufgaben, so hier unter andern blos Handwerksmäßigen Anweisungen zerstreuet, vorkommen, wird der Anfänger schwerlich verstehen oder nutzen können; und andere, die etwas weiter gekommen, werden sie lieber bey zuverläßigern Gewährsmännern aufsuchen. Die Redensarten: das Produkt übt eine Kraft aus: der mitlere Proportional-Hebels-Arm: die mitlere Proportional-Würkung eines fliessenden Wassers u. s. f. sind auch nicht sonderlich einleuchtend.

Sphaericorum formulare in auditorum usus digestum a *Iohanne Ieremia Brackenhoffer* Prof. M. Argentinensi. Argentorati, typis Ioh. Henr. Heitzii universitatis typographi, MDCCLXX. 17 Bogen 2 Kupfertafeln und etliche gedruckte Tabellen in 4.

Unter Sphaerica verstehet der H. V. hier die sphärische Trigonometrie. Er hat aus den weitläuftigern Werken oder einzelnen Abhandlungen berühmter Mathematicker die nothwendigste Lehren ausgesucht, sie nebst seinen eignen Anmerkungen in diese Anfangsgründe zusammen getragen, und zum bequemern und behendern Gebrauch gleichsam in Bereitschaft gelegt. Die Quellen werden fleißig angezeigt, und überhaupt, bey Gelegenheit der trigonometrischen oder auch der astronomischen abgehandelten Lehren, zugleich ihre Geschichte vorgetragen. Denn zur Erläuterung der trigonometr. Sätze sind immer Beyspiele aus der Geographie und Astronomie genommen, welche manchmal zu etwas weitläuftigen Ausschweifungen in diese Disciplin Gelegenheit gegeben haben, z. B. über die Glaubwürdigkeit des Copernicanischen Weltsystems; über das Vorrücken der Nachtgleichen; die veränderte Schiefe der Ecliptick u. s. f.

Der erste Theil enthält, als eine Vorbereitung, im ersten Abschnitt, die Vergleichung der zu einem Zirkelbogen gehörigen trigonometrischen Linien; und im zweyten eine Erklärung der, in einer Tabelle gegebenen, Formeln für die zu zween Bögen gehörige und auf mancherley Weise verbundene Sinusse und Tangenten. Und da die Lehre von den Logarithmen, in den meisten arithmetischen Anfangsgründen, ganz und gar nicht als

allen Lesern einleuchtend vorgetragen wird; so glaubt der H. V. mit Recht, Dank zu verdienen, daß er hier, im dritten Abschnitt, ihre allgemeine Entstehungsart ohne Umschweif zu entwickeln gesucht.

Der zweyte Theil giebt im ersten Abschnitt einen Begrif vom sphärischen Winkel und Dreyeck und zeigt, in was für Stücken das sphärische mit dem ebenen geradlinichten Dreyeck überein komme, oder nicht überein komme. Der zweyte Abschnitt handelt von den rechtwinkeligten; der dritte von den schiefwinkeligen Dreyecken. Sie entwickeln und erweisen die Formeln für die Auflösungen, die in den angehängten Tabellen beysammen stehen und nach ihren Fällen geordnet sind. Der vierte Abschnitt ist den Differentialen der sphärischen Dreyecke gewidmet. Um ein Beyspiel ihres Nutzens zu geben, wird zum Beschluß gezeigt, wie die, aus übereinstimmenden Sonnenhöhen gesuchte, Mittagslinie durch sie berichtiget wird.

Der Vortrag des H. V. ist kurz und bündig; die Sprache aber manchmal zu gekünstelt und blumenreich, und daher nicht selten etwas undeutlich. Z. B. extracta radice ex vinculis evolabis quaesita formula (die Formel muß nicht davon fliegen, sonst haben wir sie vergebens gesucht); in cognitione logarithmorum curanda vel parum operati minime inficias ibunt; propositiones annotatae *januam* patefaciunt, proprietates perspicue *dignoscendi;* rectangulorum principia primum nudare *juvat*, ne quid deinde celatum reperiatur (Der Gegenstand ist für Poesie gar zu trocken). Insonderheit hat es uns geschienen, daß der 19. §. wegen gekünstelter Ausdrücke das gar nicht, oder ganz undeutlich, sage, was er sagen sollte: lubentes largimur, quod tria quaelibet puncta . . . . . . *praecipue* genesi trianguli sphaerici *opitulentur;* verum tunc demum illud omnibus suis numeris absolutum prodit, quando trium punctorum *bina* in eadem circuli versantur peripheria. . . Aus diesen Worten ist schwehr zu errathen, was eigentlich der H. V. von dem Unterschied solcher Dreyecke lehren will, deren Seiten entweder Bögen größter Zirkel sind, oder es nicht sind. Auch kommt es uns so vor, als ob von jeden drey Punkten, die auf einer Kugelfläche liegen, immer zween und zween zu einerley größtem Zirkel gehören: Wenn also dieser Umstand ein triangulum omnibus suis numeris absolutum zu erkennen giebt; so sehen wir nicht, wie es andere, weniger vollkommene, Dreyecke geben könne.

St.

Kleines Handbuch für neu angehende Büchsenmeister und Feuerwerker in Frag und Antwort zum zweytenmal vorgetragen und verbessert, von Johann Baptist Veit Koch, Artilleriemajor, Ingenieur und Architect. Bamberg und Würzburg, in der Göbhardtischen Buchhandlung, 1770. 8. 11 Bog.

Wir haben keine andere Verbesserungen bemerket, als hier und dar einige orthographische; z. B. von den Bomben, statt: von denen Pomben. Hinzugekommen sind 4 Fragen auf zwo Seiten: Was ist und nennet man einen Quadranten u. s. f. Die vierte Frage: Ist es nothwendig, daß ein Büchsenmeister einen solchen Quadranten oder Semi Circul hat, wenn er schießen, oder Bomben werfen will? wird also beantwortet: Die Alten haben vieles darauf gehalten : : : : Heut zu Tag ist man durch die Uebung und vieles Experimentiren so weit gekommen, daß man dergleichen Künstlereyen gar nicht achtet . . . daß sie aber zu Zeiten nothwendig und gut seynd (und doch achtet man sie nicht?) als vor und in Belagerungen und so weiter.

H.

J. W. A. Hunrichs praktische Anleitung zum Deich- Siel- und Schlengenbau. Erster Theil. 1770. 8. Bremen, bey Förster, 2 Alph. 8 Kupferbl.

Das Werk ist eine Frucht dreyßigjähriger Erfahrung, und zugleich auch der Ruhe, die der Verfasser dermalen genießt, seitdem er des so mühsamen und schweren Amtes eines Oldenburg- und Delmenhorstischen Deichgräfen von Sr. K. Dänischen Maj. jedoch mit dem Bedinge entlassen worden, daß er seinem dermaligen Nachfolger mit guten Anschlägen beystehe. Wir haben zwar nur noch den ersten Theil vor uns, worinn der Deich- und Sielbau abgehandelt wird. Wir sehen aber durchaus, daß der Verfasser seinen künftigen Nachfolgern und überhaupt denen, so an der Jahde, Weser und Elbe, so weit die Ebbe und Fluth sich erstreckt, einen wichtigen Dienst leistet. Denn auf diese Gegenden hat er sich besonders eingeschränkt. Sein Werk hat viele Ordnung und Deutlichkeit (es versteht sich, daß man wenigstens von den bekanntesten Kunstwörtern, die in diesen Gegenden üblich sind, einigen Begriff oder wenigstens die Geschicklichkeit haben müsse, ihre

Be-

Bedeutung aus dem Zusammenhange und den Figuren allenfalls mit Hülfe der Wortforschung zu bestimmen) In den beyden ersten Hauptstücken finden sich über den Ursprung der Marschländer so wie über die Ebbe und Fluth und die Winde allgemeine und lesenswürdige Betrachtungen, woraus erhellet, daß der Verfasser auch der Theorie der Sache nachgespührt, und so auch ausländische Erfahrungen zu nutzen gesucht habe. An einigen wenigen Stellen, wo wir allenfalls zu erinnern gefunden hätten, zeigt er selbst an, wie er fühle, daß noch etwas zurücke bleibt, welches die Sache erst ganz aufklärt. Es ist auch in der That nicht leicht, dem Ursprung der so verschiedenen Lagen Erdreichs, so man in den Marschländern antrift, bis in die ältesten Zeiten zurücke nachzuspühren. Die Untersuchungen die der Verfasser darüber anstellt, sind eine ziemlich zusammenhängende Verbindung von Schlüssen und Erfahrungen, und können überhaupt um desto erheblicher seyn, weil die Marschländer als die letzte und kenntlichste Folge ehmaliger viel allgemeinerer Ueberschwemmungen anzusehen sind. Daß übrigens der Verfasser S. 113. den Druck des Wassers nach dem Quadrate seiner Höhe schätzt, das hätte wohl eine Erläuterung verdient. Der Satz gilt nicht von dem Druck auf einzelne Punkte, weil dieses allemale nur in ganz einfacher Verhältniß der Höhe ist. Hingegen gilt es von der Summ des Druckes auf eine ganze senkrechte oder abgedachte Linie oder Fläche von gegebner Breite, und da kömmt es auf die Bestimmung des Punkts an, wo die Wirkung des Druckes als vereinigt angesehen werden kann. Da indessen der Verfasser aus seinem Satze keine weitere Folgen zieht, so werden wir es bey dieser Erinnerung ebenfalls bewenden lassen. Im dritten Hauptstücke wird untersucht, welche Länder und Gegenden zu Marschländern werden und gemacht werden können. Das vierte Hauptstück handelt den Deichbau, das fünfte den Sielbau, nach jeden vorfallenden Umständen und Unterschieden ab. Im sechsten Hauptstück werden endlich die Deichschäden und deren Herstellung, theils auch in Rücksicht auf das Deichrecht abgehandelt.

Iz.

A. F. von Geis Beschreibung des Bergbohrers, wie auch eines Erd- und Brunnenbohres. Wien, bey Gräffer, 1770. 5¼ Bogen, 3 Kupferbl. in 8.

Die Schrift ist nach den drey Arten von Bohrern abgetheilt, und besonders wird der Bergbohrer als eine vollkommene Verbesserung des längst bekannten Lehmann'schen angegeben. Wir haben nicht ermangelt beyde zu vergleichen, und von letztern die 1750. in der Großischen Handlung zu Leipzig veranstaltete Ausgabe gebraucht, die auch der Verfasser vor Augen gehabt. Er folgt Lehmannen in der Beschreibung Schritt für Schritt, kleidet dessen altes Deutsch in neueres und theils minder Bergmannisches Deutsch um, nimmt in den Figuren einige Aenderungen vor, giebt die Unkosten, die Lehmann Stück für Stück vorgerechnet, nur der ganzen Summ nach an, und sagt, im Grunde betrachtet, so ziemlich eben das, was Lehmann bereits gesagt hat. Der Erdbohrer für den Landmann ist der Bergbohrer ins Kurze gezogen, da ein Landmann nicht so vieler Umstände bedarf, als bey Schachten nöthig sind. Endlich ist der Brunnenbohrer eben derjenige, womit man bereits im vorigen Jahrhundert zu Amsterdam 232 Fuß tief gegraben. Mersenne erhielt die Beschreibung von Huygens und gab sie in seinen Phaenomenis hydraulicis lateinisch heraus. Der Verfasser liefert hier eine Uebersetzung, und macht die Sache durch bestimmtere Erläuterungen deutlicher und theils auch brauchbarer. Die ganze Schrift ist eine Probe, wodurch sich der Verfasser den K. K. Bergräthen in der Zueignungsschrift bestens empfiehlt.

Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß. Erstes Stück, 1769. 7 Bogen in 8. Zweytes Stück. Breßlau bey Mayer, 1770. 7 Bogen.

Der ungenannte Verfasser unternimmt es, in Absicht auf die gesammten Theile der Mathematick eben das zu thun, was Weidler in seiner Bibliographia astronomica zum Behufe der Sternkunde gethan hat. Wir sehen den ersten Theil als eine Probe an, wodurch der Verfasser zeigen wollte, was man von ihm erwarten könne. Zwar nicht alles, denn das wird wohl überhaupt nicht angehen, aber ganz gewiß sehr viel. Die chronologische mathematische Bibliographie den Euklides betreffend. Sie beläuft sich auf 54 Oktavseiten, und zeigt sehr ausführlich, was seit 1482. bis jetzt den Euklid betreffend im Drucke erschienen. Jede Ausgaben, Uebersetzungen, einzelne Stücke, Umkleidungen, Abkürzungen, Anmerkungen rc. dienen dem Verfasser zum Gegenstande. Hierauf nimmt er noch diejenigen Bücher mit, welche die Ge-

Geschichte der Mathematick überhaupt und einzelner Theile betreffen. Dadurch zeigt er die bereits vorhandene Hülfsmittel zu seiner Unternehmung an. Im zweyten Stücke folgen alle den Festungsbau betreffende Schriften. Den Anfang macht 1527. und 1532. der in mehrern andern Absichten berühmte Albrecht Dürer. Dieses zweyte Stück wird mit einem alphabetischen Verzeichnisse beschlossen. Aller Orten zeigt der Verfasser an, ob er die Schriften selbst in Händen gehabt, und wo dieses nicht war, da führt er an, wo er sie erwähnt gefunden. Die ganze Arbeit des Verfassers ist sehr brauchbar und wichtig und enthält viel, daß man noch nirgends beysammen findet. Sie kann demnach nicht anders als den Wunsch erregen, daß er damit fortfahren möchte.

P. Mako e *S. I.* de arithmeticis et geometricis aequationum resolutionibus Libri duo. 1770. 4. Wien, bey Trattner 42 Bogen 15 Kupferbl.

Das Werk findet seine Stelle zwischen den von dem Verfasser bereits herausgegebenen Elementis, und Infinitesimalcalcul, und so betrachtet ist es ordentlich, deutlich und brauchbar. Die theoretischen Sätze und Regeln sind mit vielen Beyspielen erläutert. Nur hätte im zweyten Buche die Lehre von geometrischen Oertern sehr ins kurze gezogen werden können, weil sie wenig gebraucht wird. Statt derselbe wären die so durchaus brauchbaren trigonometrischen Formeln nebst deren Anwendung auf besondere Fälle und Beyspiele ungleich nützlicher gewesen. Der Verfasser bleibt übrigens hier bey den Gleichungen vom vierten Grade und so auch bey den Kegelschnitten stehen, und läßt daher zwischen diesem Werke und dem Differentialcalcul eine Lücke, die er vermuthlich noch künftig auszufüllen gedenkt.

Conigiobium, oder die auf einen zweyfachen Sternkegel übergetragene Himmelskugel, samt einem kurzem Unterricht wie man durch Hülfe desselben die Sterne für sich selbst kennen lernen kann, ehmals von M. J. J. Zimmermann herausgegeben. Neue Auflage. 1770. 8. Hamburg, bey Brand. 6 Bogen, nebst zween Bogen Kupferbl.

M. Chr. B. Funckens Anweisung zur Kenntnis der Gestirne vermittelst zweener Sternkegel nach Doppelmayers Himmels-Charten entworfen. 1770. 8. Leipzig, bey Hilschern, 4 Bogen, 2 Bogen Kupferbl.

Da das Zimmermannsche Coniglobium in den Buchläden aufgegangen war, und das Andräesche nicht viel taugte; so konnte Hr. F. daher leicht Anlaß nehmen, ein neues auszufertigen, und zu beschreiben. Die Beschreibung geht gut an, hingegen hat uns die Zeichnung minder gefallen. Die Sternbilder fallen mehr als die Sterne selbst in die Augen, und die Sterne von der ersten und zweyten Größe sind ¼ Zoll groß, ohne daß in der Mitte derselben ihr eigentlicher Ort durch einen Punkt angezeigt wäre. In dieser Absicht hat die Zimmermannsche Zeichnung eben so viele Vorzüge, weil die Sterne mehr als die Bilder in die Augen fallen und übrigens gut proportionirt sind. Bey dem Zimmermannschen war, selbst noch in der Auflage von 1740. der Text so undeutsch gelassen, wie er 1692. war. Dermalen aber hat Hr. Pr. Klügel in Helmstädt denselben ganz umgeändert, erweitert und auch die Tafel der Polhöhen verbessert, und dieser Auflage auch dadurch mehrere Vorzüge gegeben. Die Kupfer scheinen Abdrücke der ersten Platte zu seyn, und selbst auch der Unterschied des alten und neuen Calenders ist so geblieben, wie er im vorigen Jahrhundert, von 10. Tagen war.

Z.

10. Kriegswissenschaft.

J. G. Weinmann, Medic. Licent. Ac. Lib. Imperial. Reutlingae Medic. Ordin. Tractatus de Cuneo militari veterum. Praemittuntur alii cunei significatus. Reutlingae, typis Io. Georg. Fleischhauer, MDCCLXX. 5 Bogen.

Hr. W. zeigt bevor er vom Cuneus militaris spricht, welche Bedeutungen das Wort Cuneus noch ausser dieser gehabt habe: Was er nachgehends von dem militaris oder caput-porcinum sagt, wird durch Zeugnisse berühmter Schriftsteller, welche hier häufig angeführt werden, bestätigt, und durch viele

viele Figuren erläutert. Diese kleine Schrift kann Lesern, welche noch wenig Kenntniß von der Taktik der Alten haben, von Nutzen seyn.

Krieges-Bibliothek, oder gesammlete Beyträge zur Krieges-Wissenschaft. Achter Versuch. Breslau, bey Wilhelm Gottlieb Korn, 1770.

Dieser Band ist den vorigen vollkommen gleich; mehr braucht man nicht zum Lobe eines Werks zu sagen, welches mit einmüthiger Zufriedenheit von allen militärischen Kunstverständigen gelesen wird und welches, wie wir glauben, den ersten Platz unter allen bisherigen Lehrbüchern dieser Art verdient: wir wollen uns auch nur daher begnügen unsern Lesern kürzlich die Abhandlungen anzuzeigen, welche in diesem Theile vorkommen, und welche der H. V. theils von fremden Schriftstellern entlehnt, theils selber verfertigt hat.

1) **Feldzug des Max. Emanuel. Churfürsten von Bayern und des Mar. von Vilars im J. 1703. in Deutschland, aus dem französischen des Herrn de la Roziere.** Eine sehr lehrreiche Campagne, welche den Feldmarschall Villars verewigt.

2) **Ein Bericht von der Bataille bey Staffarde, aus den Schriften des Hr. v. Sürbeck.** Dieser Bericht ist umständlich und gut, und würde es noch mehr seyn, wenn eine Zeichnung demselben beygefügt wäre: der H. U. sagt zwar, die Gegend wäre ihm durch den Bericht schon so verständlich geworden, daß er aus Höflichkeit dem Leser gleiche Einsichten zutrauen müßte; wir müssen indessen doch gestehn, daß einige Bedenklichkeiten über die Stellung des Herzogs, welche wir schon vor Lesung dieses Berichts hatten, durch ihn nicht sind gehoben worden, und daß der An- und Aufmarsch der Franzosen uns gleichfalls ziemlich dunkel geblieben ist, welches vielleicht mehrern Lesern begegnen wird, und durch einen Plan leicht hätte erklärt werden können; indessen da der H. U. eingesteht, daß er keine Zeichnung von dieser Schlacht vor sich gehabt, und keine unrichtige habe einrücken wollen, so müssen wir ihm hierinn Gerechtigkeit wiederfahren lassen, denn dergleichen Plans, wie man nicht selten in Kriegsbüchern antrift und welche im Gehirn des schöpferischen Autors zusammen gestoppelt worden, sind nicht die welche sich der Leser wünscht; dafür lieber gar keine.

3) **Methode Festungen zu recognosciren und im Grundriß zu bringen.** Auszug aus des de Ville *Ingenieur parfait.*

fait. Der V. zeigt wie unzuverläßig die meisten Operations sind, wodurch man eine Festung ohne Instrument im Grundriß bringen kann; er schlägt alsdenn hierzu eine andere Methode vor, welche für Irrthümer bewahren soll: er will nemlich daß diejenige, welchen der Auftrag zu Recognoscirung einer Festung gegeben wird, ein sehr geübtes Auge haben sollen, sie sollen Längen von Linien und Größen von Winkel mit dem bloßen Auge zu schätzen wissen, und zwar sollen sie dieses mit solcher Fertigkeit thun können, daß ihre Maaße so richtig seyn müssen, als wenn sie Instrumente dazu gebraucht hätten. Wenn man eine solche durch Uebung erlangte Geschicklichkeit zum voraus setzt, so würde freylich die Aufnahme einer Festung so sehr schwer nicht seyn, wiewol wir doch nicht gut einsehn, wie der Ingenieur die Breiten des Grabens und der Werke auf seinem Plane bringen soll; aber noch eine andere Frage ist es, ob ein so fertiges Auge, wie man es hier verlangt, zu erlangen möglich sey: es trägt nichts so leicht als das Auge, das beste kömmt nur der Warheit am nächsten und ist sein Urtheil ja einmal richtig, so ist es wirklich ein bloßes Ohngefähr; wir können uns hier theils auf eigne, theils auf Erfahrungen geschickter Officier, welche ihr Auge mit Fleis zu berichtigen gesucht haben, berufen; das geringste Objekt zwischen zwey Standpunkten, deren Entfernung wir beurtheilen wollen, verleitet uns zu Irrthümern; sehn wir eine Linie in der Verkürzung, so ist unser Urtheil von ihrer Länge mehrentheils unrichtig ꝛc. und noch mehr fehlen wir bey Schätzung der Winkel, wo ein Grad mehr oder weniger einen großen Unterschied machen kann: Wie es also möglich sey, jede Linie und jeden Winkel einer Festung so eben zu treffen, daß die Figur auf dem Grundrisse sich richtig schliessen müsse, das sehn wir wirklich nicht ein. Die Methode eine Festung auf diese Art im Grundriß zu bringen, ist recht gut, wenn man auf keiner andern Art zu einem Plan gelangen kann, nur muß man nicht die größte Richtigkeit dabey suchen; es wird ihr hier in der That mehr Lob beygelegt als sie verdient.

4) Auszug aus dem *parfait aide de camp* des H. *Le Rouge.* Der V. will die Aufmerksamkeit junger Officier über Gegenstände, welche sie oft mit Leichtsinn übersehn, erwecken, und legt ihnen daher seine Anmerkungen über die Städte Düsseldorf und Jülich als ein Muster vor, von fleißigen und gründlichen Beobachtungen; es wäre wohl zu wünschen, daß er hierinn viel Nachahmer bekäme.

5) Vom

5) **Vom Seitengewehr der Reuterey.** Diese und die folgenden sind Original-Abhandlungen. Der V. beschreibt hier verschiedne Sorten von Klingen und zeigt ihr gutes und fehlerhaftes: er verlangt, daß der Degen des Reuters sowol zum Stich als Hiebe soll eingerichtet seyn, der erste hat den Vorzug bey geschlossenen Angriffen, der andre aber beym Nachhauen, oder wenn Mann gegen Mann ficht: er will zugleich die Körbe an den Degen abgeschaft wissen (sie sind mehr hinderlich als zum Nutzen) und will nur blos ein paar gute Stichblätter und Parierstangen an deren Stelle haben; der Reuter könnte alsdenn, wenn er seine Pistole abgefeurt hätte, viel leichter den Griff seines Degens fassen: ob aber der Blechhandschuh, welchen der V. vorschlägt, zuträglich seyn würde, wissen wir nicht, es scheint uns, als wenn selbiger sehr stark von Eisen seyn müßte, um dem Hiebe zu widerstehn, und sollte er nicht alsdenn beym Feuern mit Pistolen und bey Führung des Pferdes hinderlich seyn? Wir vermissen bey dieser Abhandlung eine Kupfertafel, auf welche sich der H. V. bezieht.

6) **Bemerkungen über das kleine Schiesgewehr.** Enthalten sehr viel richtige und gute Gedanken, wie die Flinte und Pistole in den Händen des gemeinen Soldaten von mehr Wirkung seyn könnten, als sie es gewöhnlich sind. Der V. zergliedert ein Gewehr, und zeigt was der Büchsenmacher bey Verfertigung der einzelen Theile zu beobachten habe, bevor er das Ganze, wenn es richtig werden soll, zusammen setzen kann; welches aber bey den Commis-Gewehren mehrentheils versäumt wird, und die erste Ursach vom Fehlschiessen ist; der Soldat selber verdirbt sein Gewehr noch mehr durch das beständige poliren und vielfältige Blindladen, welches dem Lauf seine aus- und inwendige Cirkelründe benimmt, die Mündung besonders verunstaltet und der Kugel nothwendig eine falsche Direktion geben muß; ferner schießt der Soldat deswegen nicht richtig, weil er sein Gewehr nicht kennt; er schießt nicht eher scharf als am Tage der Aktion, und weis nicht ob, wenn er zielt, die Kugel trift, vor den Feind niederfällt, oder über ihn weggeht; es bleibt ihm also weiter nichts übrig als den Lehren seiner Officier zu folgen, welche ihn zum Geschwindschiessen angehalten haben, er drückt also sein Gewehr je öfter je besser aufs blinde Glück ab; indessen sind die meisten Schüsse schlecht geladen, das Pulver wird verstreut und da der Soldat um recht geschwind zu schiessen, sich nicht die Zeit nimmt fest und ordentlich anzuschlagen, so verliehrt die Kugel durchs zurückprallen des Gewehrs noch viel von ihrer Gewalt. Der V.

zeigt,

zeigt, wie nothwendig es wäre, dem gemeinen Mann sein Gewehr und die Schuslinie, welche es hält, kennen zu lernen; das Feuer würde am Tage der Aktion zwar weniger lebhaft, aber desto nachdrücklicher werden; so einleuchtend dieses ist und so gut auch die hier vorgeschlagnen Verbesserungen sind, so wird das Geschwindschiessen dennoch wohl den Vorzug behalten, weil es sich auf Vorurtheile gründet. In dieser Abhandlung verweißt der V. seine Leser auf Kupfertafeln, welche aber eben so wie in der vorigen fehlen.

7) **Vom Augenmaas.** Der V. betritt hier eine Bahn welche in unsern bisherigen Lehrbüchern, wo nicht ganz übergangen, doch von wenigen nur betreten worden ist. Der Herr von Folard ist der, welcher sich noch am mehresten mit diesem einem Officier zu wissen nöthigen Stück abgegeben hat, und das, was er davon sagt, ist doch so wenig zureichend, daß wohl schwerlich jemand sein Auge nach seiner Vorschrift bilden wird; indessen kann man ihm nicht genug verdanken, daß er der erste hat seyn wollen, welcher seine Gedanken über diese Materie der Feder hat anvertrauen wollen, und in dieser Absicht würde es auch unbillig seyn, wenn man etwas vollkommenes von ihm hätte fordern wollen; er hat sich schon verdient genug gemacht, weil wir ohne ihn vielleicht noch in langer Zeit keinen Schriftsteller über das militärische Augenmaas würden haben aufweisen können.

Der H. V. giebt uns jetzt das erste Stück vom Augenmaas, und wir sehn den übrigen mit Begierde entgegen; er fängt dabey an zu erklären, was man das militärische Augenmaas nenne und seinen Lesern den Begrif zu bestimmen, welcher damit verknüpft werden muß; er zeigt, wie unentbehrlich dasselbe nicht nur dem General sey, sondern auch einem jeden niederern Officier, und schliest dieses Stück mit einer kurzen Anweisung, wie Landkarten mit verschiednen Instrumenten aufgenommen werden können: Was der V. hierüber sagt, ist sehr lehrreich, nur in eins sind wir seiner Meinung nicht: S. 160. heißt es: *Ich wollte fast behaupten, daß diese Begierde die Objekte mit einem Soldatenauge zu übersehn, nebst der Aufmerksamkeit auf das dazu gehörige, das ganze Genie ausmache. Ich kann es nicht ausstehn, daß man dergleichen ausschliessendes Recht ohne Grund ertheile. Hat ein Papagey Genie zur Satyre, weil er aus dem Käficht schimpft; ein Zigeuner Genie zur edlen Reitkunst, weil er sich an ein wildes Pferd klammert, und mit ihm in die Graben fällt; ein Tartar Genie zum kleinen Kriege, weil er ein Dorf an-*

steckt

steckt und den schlafenden jungen Herrn im Officierkleide nach einem Ball überfällt. Gefallen an der Geschicklichkeit, wohlgeordnete Sinnglieder, Fleiß und Begierde machen zu ähnlichen Dingen das Genie aus. Warum hier nicht? Diese Meinung wird mich völlig einnehmen, bis die gegenseitige ein Glaubensartickel wird, bis man in den Werken der Schöpfung mit einem entscheidenden Urtheil vor die Menschen; dem den Soldaten, dem den Pastetenbecker, dem den Kriegsrathe, und andern die schlechtere Gattung von Magister noster Verstande ausgetheilt haben wird. Wie kann man im Ernste glauben, daß meinem Nachbar die Kunst angeboren sey, in der Stellung des Feindes Schwäche oder Stärke, Vortheil und Nachtheil mit einem Blick zu sehen; oder behaupten, daß er die Fertigkeit auf die Welt gebracht habe, seinen Entschluß zu fassen, das so ihm in Hinsicht auf seinen militärischen Endzweck nützlich scheinet, sogleich vom anderen auszusondern, zu seinen Nutzen anzuwenden, und gegentheils denjenigen Umständen, welche seinem Gegner Ueberlegenheit geben, oder versprechen, und deren Folgen auszuweichen. Bey manchem Officier lieget die Fähigkeit zu diesem Soldatenauge tief, tief verborgen, andere mehren und erheben sie durch Fleiß; einige besitzen die ganze Kunst in einem zureichenden Grade, ohne daß sie selbsten davon Kenntniß haben, weil sie niemahlen Gelegenheit erhalten sich zu prüfen und andere. Ich schäme mich an ihrer Statt. Unsere Lehrer sprechen bey diesem Artickel wie vom Steine der Weisen, sie geben uns prächtige Beschreibungen, sie fordern das Augenmaas auf jeder Seite. Wer weiß, ob ich das Genie dazu habe, antwortet man: Diese Fähigkeit ist mir zu erhaben, vielleicht giebt sie eine Kleidungsart; ein Bart; das Glück in einem Lande geboren zu seyn; der lange Dienst; Vielleicht. Vielleicht. Es ist, ehe wir hierüber urtheilen, um die Fehler der Systemendrechsler zu vermeiden, nöthig, daß wir zu bestimmen suchen, was man durch coup d'oeil, Soldatenauge, Augenmaas verstehen müsse, auch was die, welche so mystisch davon wie Theophrast vom rothen Löwen reden, sich dabey gedacht haben mögen ꝛc.

Wenn Fleis und Begierde beym Lernen das Genie ausmachten, so würde man Ursach haben, sich zu wundern, daß man in allen Künsten und Wissenschaften so wenig große Männer antrift; aber die Erfahrung lehrt es schon, daß Fleiß und Begierde oft nicht zureichen, aus einem unwissenden auch nur

einen mittelmäßigen Kopf zu bilden: der V. muß dergleichen Exempel selbst im Kriege gefunden haben, wo Leute, welche alle Regeln der Kriegskunst mit dem größten Fleis auswendig gelernt hatten, und täglich beynahe Gelegenheit hatten, selbige in Anwendung zu bringen, dem ohnerachtet nur ganz ordinäre Leute blieben: woher sollte dieses gekommen seyn, da sie weder Fleiß noch Mühe sparten? wir sagen, weil es ihnen an Genie fehlte. Die Lust zur Erlernung einer Wissenschaft oder Kunst bestimmt nicht das Genie, sie kann es zuweilen anzeigen, aber das ist nicht allgemein; sie ist eigentlich nur die erste Wirkung des Genies, welche den Fleiß mit sich bringt. Die Lust kann bey uns durch Nebensachen und Umstände erweckt werden, aber das Genie selber kann sich keiner geben. Es besteht in dem Verhältniß unsrer Seelenkräfte gegen einander; darnach diese Kräfte (so zu sagen) gegen einander abgewogen sind, geschiehts, daß ein Mensch zu einer Sache natürliche Fähigkeiten hat, und zu der andern nicht; daher entsteht das Genie und die verschiedne Grade desselben. Ein jeder Mensch hat von Natur zu einer Sache mehr Genie, als zu der andern; aber die mehreste Zeit wird das Vermögen, welches er zur Erlernung einer Wissenschaft oder Kunst anwenden würde, auf ganz fremde Gegenstände geleitet: Erziehung, Vorurtheile und andere Ursachen mehr, hindern ihn, sich in das Fach, worinn die Natur ihn setzen wollen, geschickt zu machen, sein Genie bleibt verborgen oder zeigt sich nur im Schimmer, und er bringts auf dem falschen Wege, welchen er betreten, höchstens nur bis zum mittelmäßigen: daher so viel schlechte Künstler, unwissende, und dumme Pedanten: daß ein Papagey Genie zur Satyre haben sollte, weil er aus seinen Käficht schimpft, ist noch wohl keinem in Gedanken gekommen, daß aber mancher Satyrikus wie ein Papagey schwatzt, weil er kein Genie zur Satyre hat, ist eine Sache, woran kein Zweifel ist. Doch genung hiervon. Die Kürtze, der wir uns in dieser Bibliothek befleißigen müssen, erlaubt uns nicht, ein mehreres zu sagen, nur wollen wir noch die eigne Erklärung des V. übers Coup d'oeil hier einrücken, unsere Leser mögen darnach selber urtheilen, ob das Auge des Soldaten, welches nicht nur sehr vom Bau unsers Körpers abhängt, sondern überdem seinen eigenen Regeln und Grundsätzen unterworfen ist, Genie erfordere, oder nicht. Wir sagen, der Mann hat ein gutes Auge, wenn er die Fähigkeit besitzt, von der Beschaffenheit eines sichtbaren Gegenstandes, und dessen Verhältnissen mit andern zu urtheilen, die

mit

mit ihm verglichen werden. Kann er dieses in solchen Umständen leicht bewerkstelligen, da es andern entweder schwer, oder gar unmöglich fällt, so ist sein Auge vorzüglich gut — Das Augenmaas des Soldaten ist also, wenn man nur die Namen an ihre gehörige Stelle setzen will, dem oben erklärten Begriffe eines guten Auges zufolge, die Fertigkeit, (eigentlich Vermögen) Vorwürfe des Kriegswesens richtig zu empfinden, und davon nach den Grundsätzen der Kriegskunst wahrhaft und geschwind zu urtheilen. Eben dieses hurtige Urtheil, fährt der V. fort, ist das vornehmste. Eine Reyhe von Schlüssen geschiehet hier im Augenblick so schnell, als man siehet. Das Taschenbuch und das Recept nachsehen, heißt sich blind bekennen.

Wir schließen mit der Bitte, daß der V. uns die fernere Abhandlung über diese so interessante Materie bald wolle zukommen lassen. Schade, daß seine Arbeit durch so viel Druckfehler verunstaltet wird.

Ch.

---

11. Geschichte, Geographie, Staatsrecht und Diplomatick.

Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgefertigt. Drey und dreyßigster Theil. (oder: Historie der neuern Zeiten funfzehnter Theil.) Mit einer Vorrede begleitet von J. C. Gatterer, der Geschichte ordentlichen Lehrer zu Göttingen rc. Halle, bey J. J. Gebauer, 1770. 4 Alph. 14½ Bogen in 4. nebst einem Grundriß des Dänischen Gebiets Trankenbar, im Königreiche Tanschaur.

Ingleichen unter dem Titel L. A. Gebhardi Geschichte der Königreiche Dänemark und Norwegen, zweyter Theil.

Hier setzt Hr. G. das Werk fort, dessen ersten Theil wir neulich beschrieben haben, und erzählt die Geschichte der Könige aus dem Oldenburgischen Hause mit gleicher Genauig-

keit und Wahrheitsliebe. Bald nach dem Anfange sind wir auf die Regierung Christians des zweyten aufmerksam gewesen. Der V. zeigt, wie viel die äusserst schlechte Erziehung, welche er genossen hatte, dazu beygetragen habe, seinen Charakter so ausschweifend zu machen, (S. 46. fg.) diesen aber schildert er gleich bey dessen Regierungsantritt folgendergestalt ab: „Er fieng sogleich an, die Regierung nach seinen Grund„sätzen zu verändern, in allen Geschäften blos seiner natürli„chen strengen und gebieterischen Denkungsart zu folgen, und „die Grundlage zur Erlangung der uneingeschränkten Gewalt „in seinen Reichen, und der Bezwingung und Vernichtung „der Hanseestädte zu legen. Zur Ausführung dieser Absicht „fehlte es ihm weder am Verstande noch an Erfahrung. Er „besaß sehr große Fähigkeiten, einen durchdringenden Geist, „einen unbezwinglichen Muth, sehr viel überflüßiges Feuer, „eine ungemeine Kenntniß der Kriegskunst; und einen Stolz „und Hochmuth, der sich auf das Bewußtseyn der Stärke sei„nes Verstandes, seiner Einsichten, seiner Gelehrsamkeit und „seiner Erfahrung gründete. Diese Vorzüge wurden aber durch „beträchtliche Fehler verdunkelt: denn er war in seinen Ent„schliessungen öfters wankelmüthig, und fast immer unvorsich„tig, übereilt, und äusserst hartnäckig. Er wählte sich ferner „aus dem niedrigsten Stande sehr schlechte Rathgeber, die ihm „seiner Freundin Mutter Sigbrit vorschlug, und folgte vor„nehmlich den Angaben dieser Frau, die ohngeachtet ihrer sehr „schlechten Herkunft und Erziehung, keine gemeine Einsichten „in die Gebrechen des dänischen Staats hatte, und durch die „Mittheilung der Erfahrung, die sie sich in den blühenden „holländischen großen Städten erworben hatte, dem Könige „sein Reich von einer ganz andern Seite zeigte, wie (als) es „ihm die Großen, die damals blos auf die Vergrößerung ih„rer Macht und die Unterdrückung der Gemeinen sannen, „vorstellten. Dieses rührte den König, der die Wahrheit „der Sigbritschen Bemerkungen entdeckte, und der von Na„tur eine eifrige Neigung hatte, Recht, Gerechtigkeit und „Policey zu handhaben, das allgemeine Beste zu befördern, „und die schwächern Unterdrückten gegen die Mächtigern zu „schützen, so sehr, daß er eine unauslöschliche Zuneigung auf „diese Sigbrit warf, die ihm schon vorhin, vermöge der or„dentlichen Würkung einer heftigen Liebe, durch ihre Ver„wandschaft mit seiner geliebten Düveke schätzbar und werth „gewesen war. Hierzu kam noch, daß Sigbrit von der Na„tur mit allen Eigenschaften verschmitzter alter Frauen aus-

„dem

„dem Pöbel begabt war, und eine Gabe besaß, sich bey dem
„Könige einzuschmeicheln. Dadurch riß sie endlich das Ru-
„der des Staats den Reichsräthen aus den Händen — —
„Christian, der im Grunde eben so hitzig, übereilt, rachbe-
„gierig und zu gewaltsamen Entschliessungen geneigt war, wie
„Sigbrit selbst, und dessen Leidenschaften ausserdem noch öf-
„ters durch die angeerbte väterliche Schwermuth verstärkt
„wurden, war demnach bey einer so schädlichen Freundin in
„einer steten Gefahr, von diesen Lastern besiegt zu werden;
„und da er sich auf seine Macht und die Unterstützung seiner
„furchtbaren auswärtigen Verwandten gegen seines Vaters
„Rath verließ, so wurde sein Stolz bald unbegränzt, und
„seine Abneigung gegen die Stände seiner Reiche, die ihn
„durch die strengen Einschränkungen seiner Capitulation belei-
„digt hatten, so heftig, daß er diese bey keinem Vorfalle zu
„Rathe zog, keine Vertraulichkeit und keinen Widerspruch ih-
„nen verstattete, und die mindeste Beleidigung seiner Maje-
„stät auf das strengste bestrafte." — Das Stockholmische
Blutbad nennt der Verf. (S. 72.) einen unauslöschlichen
Gegenstand der Verabscheuung des Königs, oder vielmehr
der verruchten Rathgeber, die seinen Zorn und Blutdurst zu
dieser Gewaltthätigkeit gereizt hätten. Er gesteht auch,
(S. 71. 74.) daß Christians erste Bemühungen, die Luthe-
rische Lehre in seinen drey Reichen einzuführen, aus der Ab-
sicht entstanden seyen, die bischöfliche Gewalt in denselben zu
schwächen oder gar aufzuheben, und aus der Hofnung, sich
vieler geistlicher Pfründen zu bemächtigen. Hingegen glaubt
er, daß dieser König nachmals wirkliche Ueberzeugung von die-
ser Lehre erlangt habe, obgleich sein großer Eifer für dieselbe
hauptsächlich daraus entstanden sey, weil ihn seine neu erworbene
Wissenschaft, wie alle neue Gegenstände, stark gerühret habe.
(S. 98.)

Wir haben mit Fleiß dieses Beyspiel gewählt, um die
Bearbeitung zu zeigen, die der V. an die Geschichte eines sol-
chen Fürsten gewandt hat, welcher fast allgemein verabscheuet
wird. Im Ganzen geben wir ihm Recht, daß Christian der II.
diesen vermischten Charakter gehabt habe, der durch zufällige
Umstände wo nicht immer, doch sehr oft, völlig hätte rühm-
lich und heilsam werden können; daß seine elenden Vertrau-
ten und Rathgeber einen Theil seiner Schuld tragen, und
daß er gar nicht von lobenswürdigen Handlungen entblößt sey.
Dennoch glauben wir, daß dieser Charakter noch etwas zu
vortheilhaft gezeichnet sey, und auch nicht vollständig genug.

Was im Anfange von dem Geiste des Königs gerühmt wird, widerspricht gewissermaßen seiner schimpflichen Ergebenheit gegen eine Weibsperson aus dem Pöbel, deren gepriesene Einsichten ihn nicht entschuldigen. Daß bey dem Stockholmer Blutbade mehr die Rathgeber als die Grausamkeit des Königs verabscheuet werden müßten, sehen wir nicht. Wenn man erst diese Wendung nimmt, so geräth man zu leicht auf die gewöhnlichen schlechten Entschuldigungen unwürdiger Fürsten: Er hat keine guten Ministers gehabt; vieles ist ohne sein Vorwissen geschehen, u. dgl. m. Man könnte auch fragen, ob dieser Charakter, schicklich genug, beym Anfange der Regierung stehe, bevor man noch etwas zur Bestätigung desselben gefunden hat. Wenn ja solche Charaktere in der Geschichte Platz finden sollen, so werden sie ihn wohl am besten als Folgen und kleine Miniaturgemählde die aus den vorhergehenden weitläuftigern Nachrichten zusammengezogen sind, behaupten können. Vielleicht aber vergleicht man sich endlich darüber, daß diese Charaktere nur alsdenn in der Geschichte nöthig sind, wenn man im Vorbeygehen von Personen reden muß, deren Handlungen nicht vollständig beschrieben werden können, und die man doch den Lesern bekannt machen will. Nützlich können sie auch in andern Fällen werden, wie man dieses von den übrigen Charakteren Dänischer Könige, die der V. entworfen hat, sagen kann: sie sind überhaupt wohlgerathen.

Nur wenig haben wir noch bey diesem Werke anzumerken, das sich fast beym ersten Anblicke empfiehlt. Wenn wir den V. mit Recht unpartheyisch genannt haben; so schliessen wir doch davon nicht ganz jene feinere fast unmerkliche Partheylichkeit aus, die sich bisweilen in der glimpflichen Vorstellung gewisser Handlungen äussert, welche ein anderer Geschichtschreiber von ihrer härtern Seite gezeigt haben würde. So ist z. E. die Gefangennehmung des Herzogs von Holstein Gottorp (S. 531. fg.) erzählt worden. Ueber manche Begebenheiten hätten wir auch den V. gerne urtheilen gehört; aber er thut dieses selten: und warum sollte der Leser damit nicht zufrieden seyn, wenn er nur erst in den Stand gesetzt ist, selbst urtheilen zu können? Was kürzer und angenehmer hätte erzählt werden können, ist doch auch bey einiger Weitschweifigkeit lesenswürdig geblieben. — In Hn. Gatterers Vorrede sind einige schöne geographische Anmerkungen vorgetragen, besonders ist untersucht worden, wie weit Mosis und Homers Weltkunde gegangen sey.

Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgefertigt. Vier und dreyßigster Theil. (Oder: Historie der neuern Zeiten, sechzehnter Theil. Mit einer Vorrede begleitet von J. C. Gatterer, der Geschichte ord. Lehrer zu Göttingen rc.) Halle, bey J. J. Gebauer, 1770. 4 Alph. 1 Bogen in gr. 4. nebst 3 Landkarten.

Auch dieser Theil ist ein deutsches Original, und ein würdiger Zuwachs der geringen Anzahl solcher Schriften, die wir über die Geschichte besitzen. Die Verfasser der allgem. Welthistorie hatten die Geschichte der vereinigten Niederlande, wie so viele andere Theile der neuern Geschichte, sehr fehlerhaft beschrieben: daher ist sie von dem H. Prof. Toze neu ausgearbeitet worden. Dieser gelehrte Mann hat ausser der allgemeinen Geschichte der vereinigten Niederlande vom Wagenaar, die wir nunmehr deutsch lesen können, auch jeden andern guten Geschichtschreiber gebraucht; und was an ihnen gefällt, ist auch in seinem Werke glücklich angebracht. Insonderheit hat er die Einförmigkeit kriegerischer Erzählungen, durch die Einstreuung anderer Begebenheiten vermieden, und am Ende eines jeden Zeitraums Anmerkungen über die Staatsverfassung, die Gesetze, die Religion, die Künste und Wissenschaften, die Handlung, die Sitten der Niederländer, und andere Merkwürdigkeiten in denselben angehängt. So findet man sie S. 73. fgl. beym Beschluß des ersten Buchs, das von der Eroberung des Belgischen Galliens durch den Cäsar, bis auf den Tod Carls des Kühnen geht; und noch vorher liest man Betrachtungen über die vier Herzoge von Burgund, welche über die Niederlande geherrscht haben. Durchgehends erkennt man einen Mann, der die Geschichte pragmatisch zu schreiben versteht, ohne sich eben überall das Ansehen von dieser Geschicklichkeit zu geben, und Reflexionen auf Reflexionen zu häufen. Die Schreibart ist rein, edel, der Einfalt und Würde der Geschichte gemäß. Gleich der Eingang des Werks zeigt, daß Hr. T. jeder Stelle ihren gebührenden Ausdruck zu geben, diesen bald zu erheben, bald sinken zu lassen wisse. Wir wollen ihn hersetzen: „Die Landschaften, welche „unter dem Namen der Niederlande begriffen sind, haben in „einem Zeitraume von achtzehn hundert Jahren sehr viele und „große Veränderungen erlitten. Sie waren zu dem Schick-

„sale bestimmt, fast immer Provinzen mächtiger Reiche zu
„seyn, und eine fremde Herrschaft zu verehren. Aber ein
„Theil dieser Länder hat in neuern Zeiten den Muth und das
„Glück gehabt, sich derselben, als sie in eine Tyranney aus-
„artete, zu entreißen, und einen Freystaat zu gründen, der
„den Namen der Vereinigten Niederlande bekommen hat, und
„der in kurzem zur Verwunderung der Welt so blühend, reich
„und mächtig geworden ist, daß die Größe und Stärke, wo-
„mit er sich zu Wasser und zu Lande, in Europa und den an-
„dern Welttheilen gezeigt hat, den kleinen Umfang der Gren-
„zen, worinne sein Gebiet eingeschlossen ist, unendlich weit
„übertrifft. Die Geschichte dieses Staats weicht keiner andern
„an Menge und Wichtigkeit der Begebenheiten, an Abwech-
„selung des Glücks und Unglücks, und an Beyspielen aus-
„nehmender Staats- und Kriegstugenden. Wir werden in
„der Folge bemerken, mit welchem schnellen Fortgange er sich,
„von einem sehr geringen Anfange zu einem hohen Gipfel
„der Macht und des Ruhms erhoben, wie er seine Freyheit
„durch die Waffen in dem langwierigsten Kriege der je gewe-
„sen ist, erfochten und behauptet, wie er an den allgemeinen
„europäischen Angelegenheiten einen beträchtlichen Antheil
„genommen, und wie er sich durch innerliche Fehler plötzlich
„auf den Rand des Verderbens gebracht habe. Wir werden
„ihn hernach von der ihm drohenden Gefahr errettet, wieder
„groß und mächtig, endlich aber durch eine zu heftige An-
„strengung seiner Kräfte erschöpft, und durch die Mitwürkung
„anderer innerlichen und auswärtigen Ursachen merklich ge-
„schwächt, jedoch auch in diesem mittelmäßigen Zustande glück-
„lich sehen.„ Vielleicht hätte dieser vorläufige Abriß der
Geschichte, welche Hr. T. geschrieben hat, noch charakteristi-
scher werden können; aber wahr, hinlänglich und einnehmend
bleibt er immer.

Die übrigen Abschnitte der Geschichte sind ebenfalls geschickt
festgesetzt worden. Der zweyte reicht vom J. 1477. bis auf
Carls V. Tod, 1558. und endigt sich mit einer Abschilderung
der Regierungsart, des Kriegsstaates, der Handlung, etc. der
Niederlande in diesem Zeitraum, worunter das Gesetz Carls V.
wider übermäßige Pracht und allerley Laster und Mißbräuche
besonders merkwürdig ist. Im Anfange des dritten Abschnit-
tes, von Philipp II. an, bis auf die Utrechtische Verbindung,
steht eine treffende Vergleichung zwischen dem Betragen dieses
Fürsten und seines Vaters gegen die Niederlande. Im 4ten
Abschn. wird die Geschichte bis auf den Tod des Gr. von Lei-
cester,

erster, im 5ten bis zum Treffen bey Nieuwpoort, und im 6ten bis zu dem zwölfjährigen Stillstande fortgeführt. Mit dem 7ten Abschn. kommt man bis an den Tod des Prinzen Moriz, und mit dem 8ten bis zu dem Westphälischen Frieden.

Man hat also noch den zweyten Band der Niederländischen Geschichte zu erwarten. Wir wollen nicht leugnen, daß sie wichtig genug sey, um zwey so starke Bände zu füllen. Aber doch müssen wir gestehen, daß viele kleine Vorfälle, oder bey grössern Begebenheiten manche zu kleine Umstände eingemischt sind, die man nicht vermißt haben würde, die wenigstens für die Deutschen nicht so erheblich sind, als für die Niederländer. Allein der Verf. hatte an der allgemeinen Geschichte der V. N. eine sehr reichhaltige Quelle vor sich, aus der er vermuthlich unvermerkt mehr in sein Werk geleitet hat, als es zu seiner Fruchtbarkeit brauchte. Noch wünschten wir auch, daß eine geographische Beschreibung der Niederlande vorangeschickt worden wäre, die sich unter andern auch zu den beygefügten Landkarten wohl geschickt hätte. — Der lesenswürdigen Vorrede, die Hr. Gatterer diesem Theile vorgesetzt hat, die wir aber doch lieber in seiner historischen Bibliothek sehen wollten, dürfen wir nicht vergessen: sie handelt von der historischen Benutzung der Sprachen. Er versteht darunter den Gebrauch der Sprachen, um durch ihre Vergleichung unter einander zu finden, welche Völker zu einem Völkerstamme gehören, zeigt auch, wie diese Vergleichung anzustellen sey, und wie man auf die Verwandschaft der Sprachen untereinander am sichersten kommen, Sprachen und Dialekte unterscheiden, selbst die Grade der Verwandschaft bestimmen könne. So scharfsinnig seine Gedanken sind, so getrauen wir uns doch nicht, sie überall in der Geschichte anzuwenden: denn diese hat ihre Ausnahmen, gegen welche auch das sinnreichste Gebäude dieser Art nicht besteht.

Z.

Historisch-kritische Nachrichten von Italien — von D. J. J. Volkmann. Zweyter Band. Leipzig, 1770. 2 Alph. 9 Bog. gr. 8.

Dieser Theil ist ganz der Beschreibung der Stadt Rom und den umliegenden Gegenden gewidmet. Wir haben jetzt Gelegenheit gehabt de la Lande's Reisen dagegen zu halten und finden, daß beynahe das meiste in diesem und den vorigen Bande, ihm zugehöre und Hr. V. also nicht Ursache gehabt

hätte, des Hauptverfassers Namen zu verschweigen. Was aus andern Reisebeschreibungen, besonders bey diesem Theile hinzugekommen, ist sehr wenig. Nur selten hat der Uebersetzer einiges ausgelassen, das unrichtig oder entbehrlich wäre. Z. E. was die Reliquien betrift in dem Kapittel de la prééminence de l'Eglise vaticane, was aus der Kirchenhistorie irrig erzählt wird, die weitläuftige Beschreibung der Zierrathen in der Vaticanischen Bibliothek, und einiges das sich blos auf de la Lande's Person bezieht: Alles dergleichen ist billig weggelassen worden. Hingegen hätten verschiedene wichtige Anmerkungen sollen mit übersetzt werden. Wir wollen einige anzeigen: Die bürgerliche Einrichtung zu Florenz erklärt der französische Reisebeschreiber genauer; auch ist er hier im Artickel von der Gelehrten Geschichte umständlicher. Die Zahl der Einwohner von Turin wird besser bey ihm berechnet, und deren Anwachs gezeigt. Völlig unverzeyhlig ist die Bequemlichkeit des Uebersetzers, der das über 8. Blätter lange Verzeichniß der Einkünfte und Ausgaben des Königs von Sardinien ausließ; welches doch, wie wir wissen, bey den Großen in Turin, seiner grossen Genauigkeit wegen, Aufsehen erreget hat.

S. 10. im 2. Bande sind die Resultate aus den römischen Geburts- und Todtenlisten verschiedener Jahre, nebst de la Lande Betrachtungen darüber (Tome V. Chap. 9.) weggelassen worden.

S. 57. fehlen die Dimensions des Eglises fameuses. Aus dem Kapittel de la prééminence de l'Eglise du Vatican hätte können verschiedenes den kirchlichen Staat betreffendes ausgezogen werden, da nicht alles die Uebersetzung verdiente. Im Original stehen einige Kapitel, die das alte Rom mit dem heutigen vergleichen, welche nur zum Theil in dieser Uebersetzung vorkommen: es würde aber den Nutzen dieser Reisebeschreibung vermehren, wenn man sich die Mühe gegeben hätte, sie ganz zu übersetzen, und einige Unrichtigkeiten zu verbessern; denn nicht alle Reisende besitzen diese vorläufigen Kenntnisse der Alterthümer.

S. 764. sind die Nachrichten von den Gewichten, den Gold- und Silberpreisen rc. entweder ausgelassen oder nicht so genau als beym de la Lande. Ueberhaupt schiebt der Uebersetzer gern runde Zahlen unter, wo das Original genau bestimmt hat.

Von des Uebers. Zusätzen haben wir nur die aus dem Winkelmann bey den Statuen im Belvedere, und die S. 789.

den Zanetti betreffend, aus Fuesli Künstlerlexikon. S. 788. steht auch eine Anmerkung des Uebers. gegen einige, die er, wie es scheint, nicht gern nennen will. Diese einige sind — Hr. Leßing, der sich nicht scheuen wird, sich namentlich widerlegt zu sehen, wenn es mit Recht geschieht.

T.

Versuche einer neuen Geschichte des Jesuiterordens, von dessen ersten Stiftung an, bis auf gegenwärtige Zeit. Zweyter Theil. Berlin und Halle, 1770. 1 Alph. 7 Bogen in 8.

Wir sehen die Fortsetzung dieses Werks mit Vergnügen. Sein Verf. zeigt noch immer, daß er alle gute Hülfsmittel dieser Geschichte kenne, und auch die meisten derselben gebrauche; er hat manche genauere Untersuchungen angestellt, sucht die Quellen und den Zusammenhang der Begebenheiten zu öfnen, schreibt angenehm genug, und ist — wo nicht ganz unpartheyisch — doch wenigstens ziemlich gemäßigt. Aber seine Weitschweifigkeit, die wir schon beym ersten Theile*) fühlten, ist uns bey dem jetzigen fast unerträglich geworden. Die Geschichte von acht Jahren, (vom J. 1556 - 1564.) auf mehr als vierhundert Seiten beschrieben zu lesen, und zwar die Geschichte einer Gesellschaft von Geistlichen, die doch gewiß in diesem Zeitraum die Welt nicht so gänzlich umgekehrt haben, deren vornehmste Beschäftigungen vielmehr damals die Ausbreitung ihres Ordens, und theologische Streitigkeiten waren; dieses kann nicht anders als ermüdend für jede Gattung von Lesern seyn. Der Verf. mag dieses selbst gemerkt haben: daher begegnet er (Vorr. S. 4.) der Besorgniß, das Werk möchte zu einer fürchterlichen Anzahl von Bänden anwachsen. „Es sind nicht alle Generalate so wichtig und so „fruchtbar an merkwürdigen Auftritten, und vielleicht ist kei„nes so wichtig, wenn man etwan das Generalat des Aqua„viva und die neuesten Zeiten ausnimmt.„ (Das hier beschriebene Generalat des Lainez ist freylich wichtig in Ansehung der Verfassung und Festigkeit, die er seinem Orden gegeben hat; aber in jeder andern Betrachtung wird die Jesuitische Geschichte die folgenden 200. Jahre hindurch immer wichtiger, und verhältnißmäßig gegen diesen Band müßte oft einer der folgenden kaum 2, 3. Jahre enthalten.) „Der V. hätte

*) A. d. B. V. Band. I. St. S. 146.

„gewünscht, auch das gegenwärtige kürzer fassen zu können,
„wenn es nur ohne Unvollständigkeit und ohne Verstümme-
„lung der Hauptbegebenheiten möglich gewesen wäre.„ (Wie
dieses möglich gewesen wäre, wollen wir gleich sagen.) „Viel-
„leicht hätten die Verrichtungen der Jesuiten auf dem Con-
„cilio zu Trident kürzer gefaßt werden können. Vielleicht;
„allein der Verf. hielt es vor nöthig, die Auszüge aus ihren
„Reden so vollständig mitzutheilen, als die Geschichtschreiber
„dieses Concilii sie uns aufbehalten haben, weil sie einen zu-
„verläßigen Beweis wenigstens von der seichten Gelehr-
„samkeit des Lainez und Salmero, sind, von welcher doch
„alle Schriftsteller des Ordens mit der übertriebensten Be-
„geisterung reden.„ (Die Geschichte des Jesuiterordens ist
nicht die Geschichte eines jeden ansehnlichen Mitglieds dessel-
ben; hier sehen wir auf das Große und Ganze; aber in Le-
bensbeschreibungen des Lainez und Salmero kann man ihre
seichte Gelehrsamkeit so weitläuftig als man will, beweisen.
Wenn auch ja dieser nicht sehr erhebliche Endzweck in einer
allgemeinen Geschichte sollte erreicht werden, so konnte es kurz
geschehen. Und wozu so viele andere kleine Umstände, ohne
welche auch merkwürdige Begebenheiten vollständig genug er-
zählt werden können?) „Es sind zwar diese Auszüge größ-
„tentheils schon bey dem Sarpi und Pallavicini befindlich;
„allein ich konnte vermuthen, daß nicht alle Leser Lust und Ge-
„legenheit haben würden, sie daselbst nachzuschlagen.„ (Ken-
ner der Kirchengeschichte haben sie dort schon gelesen; für an-
dere möchten sie in extenso eben nicht sehr unterhaltend seyn.)

Daß wir nicht blos des V. eignes Geständniß wider ihn
gebrauchen; sondern, daß es noch eine große Menge zu ge-
dähnter Stellen in seinem Buche gebe, könnten wir leicht be-
weisen. Hier ist sogleich eine (S. 225.): „Wolf machte sich
„mit diesen Vollmachten und einem guten Vorrathe von Ro-
„senkränzen, im August 1560. auf den Weg. Er reisete
„durch Frankreich, wurde aber zu Nantes in Verhaft ge-
„nommen, weil man ihn vor einen Lutheraner hielt. Nach-
„dem er wieder in Freyheit gesetzt worden, gieng er nach
„St. Malo, und brachte seine Sachen auf ein Schiff, wel-
„ches aber untergieng. Er gieng hierauf nach Bourdeaux,
„bestieg ein anderes Schiff, und kam im Januar dieses Jah-
„res glücklich in Irland an.„ O über die Reisebeschreibung
des P. Wolf! Wie froh bin ich, daß er in Irrland, und
zwar glücklich, angelangt ist! Ich dächte doch, man würde
die Geschichte des Jesuiterordens nicht weniger kennen, wenn

auch

auch nur die halbe Zeile da stünde: Wolf kam im Jahr 1560. in Irland an.

Es ist wirkliche Hochachtung gegen den V. daß ich ihm diese Vorwürfe mache, damit sein sonst brauchbares Buch nicht zuletzt an seiner Größe zu unbehülflich schleppen müsse. Denn die berühmten Unternehmungen und Schicksale der Jesuiten in so vielen Ländern und Welttheilen, wünsche ich gewiß ausführlich erzählt zu lesen: Dafür mag er sich den Raum bey den weniger beträchtlichen sparen. Vielleicht kann ich ihm eine nützliche Warnung geben: Er sey gegen die sehr reichen, überströmenden Quellen, aus welchen er seine Geschichte schöpft, auf seiner Huth. Immer so gedacht, indem er die Feder ansetzen will: Sollten wohl diese Begebenheiten, diese Umstände dem Leser einer Geschichte des Jesuiter-Ordens so wissenswürdig und wichtig seyn, als sie einem Sacchini und andern panegyrischen Geschichtschreibern des Ordens vorkamen?

Z.

Nouveau Traité de Geographie Tome IV., qui contient de la France les Gouvernements de Paris, Isle de France, Picardie, Artois, Flandres, Champagne et Brie, Sedan, Metz, Toul et Toulois, Lorraine et Barrois, Alsaces, Franche-Comté, Bourgogne. Traduit de l'Allemand de Mr. le Dr. *A. F. Busching*. Avec des augmentations et corrections qui ne se trouvent pas dans l'Original. A Zullichow, aux depens de la Maison des Orphelins et de Fromman, 1770. in 8. 634 Seiten.

Dieser Theil der Uebersetzung der Büschingischen Erdbeschreibung enthält, wie man aus dem Tittel siehet, noch nicht ganz Frankreich. Da wir es mit dem Original zusammengehalten haben, so finden wir auch die Gouvernements in veränderter Ordnung. Die Einleitung hat in der Uebersetzung die wenigsten Abänderungen erfahren. In einer Anmerkung zum 6. §. wird aus des Abts Expilly Diction. des Gaules die Anzahl der Einwohner zu 22 Millionen und etwas darüber angeschlagen. Im 20. §. zählet die Uebersetzung 51 Provinzen, mit Weglassung der Landschaft Aunis, welche im Original steht, ohne die Ursache dieser Abweichung anzuzei-

zeigen. In der Beschreibung der Gouvernements hat sich der Uebersetzer oftmals die Freyheit genommen den Text selbst zu verändern, und vielfältige Zusätze einzurücken. Das Gouvernement von Paris erscheinet hier besonders erweitert, und mit vielem Fleiß bearbeitet. Wir wollen Proben anführen. Hr. B. schätzt Paris mit vieler Wahrscheinlichkeit auf 500000 Einwohner, der Abt Expilly, in der Anmerkung des Uebersetzers, auf etwa 600000. Man zählet in Paris, nach der Uebersetzung, 51 Pfarrkirchen und 20 andere Nebenkirchen; 17 Collegiatkirchen, worunter 13 Kapitel sind; etwa 40 Kapellen; 3 Abteyen, 12 Prioreyen und 50 Klöster und Brüderschaften von geistlichen und weltlichen Mannspersonen; 7 Abteyen und 6 Prioreyen und 53 Nonnenklöster; 12 Seminaria; 16 Hospitäler; 10 Hospitäler für weibliches Geschlecht; 6 Zufluchts-Häuser (Maisons de refuge) eine Universität mit 4 Facultäten und 43 Collegien, ausser den Collegien vieler Mönchsorden; 6 Akademien der Wissenschaften und Künste; 3 Akademien zur Unterweisung junger Edelleute in ritterlichen Uebungen; 7 öffentliche Bibliotheken, ausser vielen besondern Bibliotheken; 124 Zünfte von Künstlern und Handwerkern; 4 Schlösser oder Festungen; 4 Königl. Paläste; über 150 prächtige Gebäude oder sogenannte Hotels und 350 andere schöne Häuser, die das Recht dieser Benennung nicht haben; 16 Hauptplätze und über 60 andere kleinere; wenigstens 50 öffentliche Marktplätze; etwa 60 Springbrunnen; 12 Brücken über die Seine, darunter 10 von Steinen; 26 Quais; 16 Posts; 4 öffentliche Bäder ausser vielen privat Bädern am Flusse; 13 öffentliche Promenaden, als 5 ausserhalb und 8 in der Stadt und an die 13000 Kutschen und Cariolen.

Die Quellen, woraus der Uebersetzer geschöpfet und die er anzeiget, sind, ausser dem Diction. historique-Geographique et politiques des Gaules et de France par Mr. l'Abbé *Expilly*, welches er vorzüglich genutzet hat, des Hrn. Piganiol de la Force Description de la France, die 1754. in 13 Bänden wieder aufgeleget ist, und noch mehr andere Werke.

Der Hr. Legationsrath Gerard, hat, durch diese nicht geringe Arbeit der Uebersetzung, sich sowol um Deutschland als um Frankreich verdienet gemacht. Er schreibt, bey der bisweilen zu großen Freyheit, die er sich über das Original heraus nimmt, fließend und gut.

Schauplatz des gegenwärtigen Krieges, historisch und geographisch beschrieben. Mit einer Charte. Hamburg,

burg, bey Buchenröder und Ritter, 1770. 17 Bogen 8.

Der historische Theil, bis S. 199., ist eine Sammlung von Zeitungs Nachrichten, die in einigen Zusammenhang sehr eilfertig gebracht sind. Der ungenannte Verfasser giebt seine Arbeit doch auch für nichts weiter aus, als daß sie für den größten Haufen bestimmt seyn soll. Die Erzählung der kriegerischen Begebenheiten zwischen den Russen, Türken und Polen, sowol zu Wasser als zu Lande, reicht bis in Julius des 1770. Jahres. Der zweyte blos geographische Theil enthält eine kurze Beschreibung der Moldau, Wallachey, Bessarabien und Morea, wobey man hauptsächlich Büsching zum Führer gewählet hat. Den Beschluß macht ein alphabetisch Verzeichniß der gebräuchlichsten türkischen Wörter. Die beygefügte Charte ist eine, auf einem Bogen, ins kleine gebrachte Kopey des Theatre de la guerre, par I. W. Iaeger à Francfort sur le Mein, 1770. Sie hätte orthographischer seyn können. Pali. Moeotidis pars und Cyprus. pars will den Grammatickern nicht gefallen.

12. Gelehrte Geschichte.

Nützliche und angenehme Abhandlungen aus der Kirchen- Bücher- und Gelehrten-Geschichte — — Herausgegeben von D. Joh. Barth. Riederer. 3. und 4tes Stück. Altorf, bey L. Schüpfel, 1769. 8. von R. bis Ji.

Unter den funfzehn Artickeln in diesen zweyen Stücken begnügen wir uns, folgende auszuzeichnen. Hr. Riederer hat den bisher noch nicht gedruckten dritten Theil des Rathschlags der Nürnbergischen Prediger 1524. abdrucken lassen, und macht dabey sehr gute Bemerkungen von dem Werke selbst, und gegründete Erinnerungen gegen den D. Gerdes, S. 37. Er beschreibt auch drey Ausgaben von den Actis Augustanis Lutheri, S. 362, und liefert ein richtigeres und vollständigeres Verzeichniß von A. Carlstadts Schriften, als Kreysig in die Dreßdnischen Anzeigen 1757. hat einrücken lassen. Hr. Schöpperlin beschreibt S. 253. eine Handschrift der Vulgata mit Glossen vom J. 1398., ein trefliches Zeugniß von

dem

dem Unverstande derselbigen Zeiten. Nur selten blickt aus den finstern Wolken ein besserer Lichtstral hervor. — Aus einer unbekannten anonymischen Ausgabe des Dictys, in Quart, werden Lesearten ausgezogen, die dem Autor vielfältig Licht geben. Oftmals stimmt dieser Druck mit dem Straßburgischen Codex des Obrechts überein. Hr. Strobel hat S. 411. einen geschriebenen Aufsatz von Luthers Reden bey seiner Krankheit zu Schmalkalden bekannt gemacht, und dadurch diesen Theil der Geschichte des sel. Mannes ergänzt. Er ist von dem verschieden, was man in Keils Reisegeschichte Luthers liest. Das vierte Stück heißt auf dem Titel das letzte, und wir bedauern, daß diese nützliche Sammlung so bald ihr Ende nimmt.

Kz.

Io. Georgii Walchii Bibliotheca patristica litterariis adnotationibus instructa. Ienae, vid. Croecker. 1770. 8. 1 Alph. 18 Bogen ohne Vorrede.

Der verehrungswürdige Greiß liefert hier einen beträchtlichen Zusatz zu seiner theologischen Bibliothek, und betritt noch einmal in seinem sieben und siebenzigsten Jahre das weitläuftige und ermüdende Feld der Litteratur, vor dem sich der junge muntere Jüngling sperrt, und schon bey dem Anblick ermüdet. Der Verfasser versteht unter der Benennung der Kirchenväter die Schriftsteller der Kirche in den sechs ersten Jahrhunderten, zu denen er doch noch etliche hinzusetzt, die sich nach diesem Zeitpunkt hervorgethan haben. Er erzehlt in funfzehn Kapiteln alles, was zu ihrer Kenntniß dienen kann, zeigt die allgemeinen und besondern Quellen, zu derselben zu gelangen, handelt von den Ausgaben, und den Sammlungen der Schriften der Kirchenväter, bemerkt, was davon vor uns ächt, zweifelhaft, und verfälscht oder verlohren gehalten wird; handelt von den Uebersetzungen in andere europäische Sprachen, und dann noch von den verschiedenen Arten der Herausgeber, und Erklärer derselben. Die übrigen neun Capitel handeln von der weltlichen, und geistlichen Gelehrsamkeit der Kirchenväter, ihren Irthümern, und von dem Gebrauch und dem Ansehen derselben. Hier lehrt der V. überhaupt sehr viel gutes, doch möchte man bisweilen etwas mehr Vollständigkeit, und Erforschung der Ursachen wünschen, warum

warinn die Väter auf diese oder jene Meinung, und Irthum gekommen sind, was besonders in der weltlichen Gelehrsamkeit, ihnen eigne, oder ihnen mit ihrem Zeitalter gemeine Fehler waren. Unter den sämmtlichen Capiteln gefällt uns das zweyte, wo von den Ausgaben der Kirchenväter gehandelt wird, am wenigsten; theils wegen der Methode, die darinn gebraucht wird, theils wegen der dabey verabsäumten Kritik. Die Ausgaben werden in antiquissimae, antiquiores et recentiores eingetheilt. Jene sind die, so vor der Reformation herausgekommen. Der V. führt nicht alle an, desto nöthiger wäre aber gewesen, daß er die Gründe angeführt hätte, warum er diesen, die er anführt, den Vorzug gäbe. Die Aldinische Ausgabe des Chrysostomus (S. 86.) ist wohl ein Geschöpfe des Fabricius. Auch sollten hier nicht Sammlungen und Ausgaben einzelner Schriften, gegen des V. Plan untereinander gemischt seyn. Die recentiores sind nach den Ländern erzehlt. Der V. vermißt in Italien den Eifer, den er in Frankreich und England gefunden; allein hier sind seinem Gedächtniß Vallarsi, Ballerini, Cacciari, S. Xaverio u. a. entfallen, und in England ist in den neuern Zeiten der Eifer vor die Patres wohl geringer als in Italien. Zu den Niederländern kann auch Arnhemius gesetzt werden, und zu den Deutschen, Gruner. Das sechste Capitel erzehlt die Schriftsteller, die die P. P. erklärt haben, die theils mit ihren Anmerkungen dem Text umgaben, oder auch mehrere Noten hinzufügten, theils nur bloße Noten, und theils eigene Abhandlungen über einige Bücher, und Lehren der P. P. schrieben. Man sieht es leicht ein, und wird es auch finden, daß manchmal Wiederholungen hiebey vorgehen, und der Leser gezwungen ist, an vielen Orten zu suchen, was er von einem Schriftsteller wissen will. Bey dem dritten Capitel, von sogenannten bibliothecis und Catenis P. P. oder Sammlungen mehrerer Scribenten hat der V. den Zeitpunkt nicht beobachtet, über welchen er schrieb; sonst würden gar viele hier keinen Platz bekommen haben, den sie nun erhalten. Es wäre auch sonst noch manche Anmerkung zur Berichtigung und Ergänzung des Werks zu machen; wir enthalten uns aber derselbigen, und nehmen das mit Dank an, was uns der verdiente Verf. hat geben wollen.

Bibliotheca Symbolica vetus, ex monumentis quinque priorum seculorum maxime collecta,

 et

et observationibus historicis et criticis illustrata, cura et studio *Christian. Guil. Francisci Walchii*, Th. D. et in Acad. Georgia Augusta Professor. primarii. Lemgoviae, in Off. Meyeriana, 1770. 8. Mit der Vorrede 15 Bogen.

Der Herausgeber, von dem man schon gewohnt ist, daß er bey seinen Arbeiten eine nützliche Wahl zu treffen weis, füllet hier eine wichtige Lücke in der historischen Dogmatick aus. Er ist zwar nicht ohne Vorgänger; keiner aber hat die Materie in solchen Umfange behandelt, als er, und die kritische Behandlung ist ihm ganz eigen. Diese erstreckt sich auch auf die alten Uebersetzungen, die er sich besonders zu sammlen angelegen seyn lassen. Bisher ist diese Sammlung vernachlässiget worden, ohngeachtet sie in der Historie der theologischen Lehrsätze grosses Licht giebt. Man darf nur die Uebersetzung der nicänischen Glaubensformel ansehen, um davon überzeugt zu werden. Die sämtlichen Symbola sind in vier Classen gebracht. In der ersten stehen die aus dem zweyten und dritten Jahrhunderte; in der zwoten, die Symbola der verschiedenen Kirchen; in der dritten, diejenigen so auf Kirchenversammlungen zur Beylegung der Streitigkeiten über Lehrsätze sind gemacht worden; und in der vierten, die Formeln, so von Privatlehrern kommen.

Kz.

13. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Theophrastus von den Steinen, aus dem Griechischen. Nebst Hills physikalischen und kritischen Anmerkungen und einigen in die Naturgeschichte und Chymie einschlagenden Briefen, aus dem Englischen übersetzt. Mit Anmerkungen und einer Abhandlung von der Kunst der Alten in Steine zu schneiden vermehrt von Albrecht Heinrich Baumgärtner. Nürnberg, 1770. 8. 384 Seiten.

Theophrasts Werk von den Steinen ist ein schönes Ueberbleibsel aus den vielen zur Naturgeschichte gehörigen Werke des Alterthums, die verlohren sind. Hill's Anmerkun-

tungen werden sehr geschätzt, und der Uebersetzer verdient Dank. Man sieht es zwar der Uebersetzung an, daß er die Sprache noch nicht recht in seiner Gewalt hat; dagegen ist er doch nicht ohne Kenntniß der Sachen selbst. Dies lehren auch einige von ihm beygefügte Erläuterungen. Der griechische Text ist im Abdruck jämmerlich verstellt. Hr. B. war abwesend vom Druckort. Aber die angehängte Abhandlung von der Kunst der Alten in Steine zu schneiden, konnte der V. noch einige Zeit in seinem Schreibepulte verwahren. Noch zehnmal besser ausgearbeitet, war immer noch nichts verlohren, wenn sie noch liegen blieb.

D.

Neues deutsch- und polnisches Wörterbuch, darinnen sowol diejenigen Wörter welche im gemeinen Leben gebräuchlich, als auch verschiedene biblische Redensarten enthalten sind; nebst einer kurzen Anleitung zur polnischen Dichtkunst, zusammengetragen von *T. I. P. I. C. S. Q. L. E. M. N. B.* Königsberg, bey J. D. Zeisens Witwe und J. H. Hartungs Erben, 1769. 8. 2 Alphab.

Bey der Verfertigung dieses kleinen deutschen und polnischen Wörterbuchs ist die Absicht gewesen, solchen Deutschen damit zu dienen, die ein geistliches Amt bey polnischen Gemeinen dereinst anzunehmen gedenken, und deshalb nach einer Fertigkeit in der polnischen Sprache trachten. Am Ende der Vorr. macht sich der Verf. anheischig, ein weitläufigeres polnisch, lateinisch und deutsches Wörterbuch anzufertigen, wovon er schon einen guten Theil zu Papier gebracht hat. Damit er nicht zu sehr eile, wollen wir aus dem gegenwärtigen nur einige deutsche Wörter und Redensarten anzeichnen, die uns, da wir verschiedene Bogen durchlaufen, zu jung, zu seltsam scheinen; wenigstens sind sie nicht durchgängig gültig, und werden also in dem größern Werke wegbleiben müssen. „be„brühen S. 111. Berücker S. 123. Ueberwiedner 491. „überschüßin Geld 492. Umgänger 498. den Garten „ummachen 501. umschiffen 501. Unterstehung 529. un„undringlich 531. unvertadelich 535. unzogen 538. Ver„dauer 548. verfeinden, verfeindeter, Verfeindung 554. „das Weinen verheben 562. Unverbotenheit 533. ver„hergen 563. Verhüter 564. sich verhuren 564. ver

„jammern, Verjammerung 564. sich im Speisen verlie„ren 566. sich verkreuzigen 567. verlechen 570. ver„maulen 573. vernennen, Vernennung, verwingern 576. „verscheckiren, verscheckiret 582. verschoppen 585. das „Wasser verstauden 591. die Stube vertäfern 596. Ver„wachtung 600. Verwetter 603. verwielen, verwielet „604. Waltung 624. werflich 641. Waßerfreize 629. „wegflötzen 631.„ Ob im polnischen ähnliche Fehler vorhanden, oder glücklich vermieden sind, darüber bleibt dem das Urtheil frey, der der polnischen Sprache mächtig ist. Die kurze Anleitung zur polnischen Dichtkunst, die am Ende von S. 716. bis 730. vorkommt, würde richtiger eine Anweisung zur polnischen Reimschmiedekunst heißen; denn sie lehrt weiter nichts, als wie man einen Reim finden könne, und wo der Abschnitt in den 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13 silbigten Versen seyn solle.

Dictionnaire royal, françois-anglois et anglois-françois, par Mr. A. Boyer. à Basle chez Iean Schweighauser, imprimeur-libraire, MDCCLXIX. gr. 4. 4 Alphab. und 2½ Bog.

Abel Boyer hat sich seit dem Anfang dieses Jahrhunderts mit seinem Wörterbuch um die Engländer und Franzosen sehr verdient gemacht, und die gute Aufnahme desselben ist noch bis itzo eine Folge seiner bekannten guten Einrichtung, die nach und nach durch die beträchtlichen Verbesserungen und Vermehrungen, selbst in der gegenwärtigen Auflage, sich der Vollkommenheit nähert; wozu die etwas größere Schrift das ihrige mit beyträgt. Vorstehender Titel erscheint vor dem ersten oder französischen Theile; der andere aber enthält den engländischen Theil. Die Sauberkeit des Drucks und die Güte des Papiers muß auch noch gerühmt werden.

Bl.

D. Friedr. Eberh. Boysen's philologische Bibliothek für die niedern Schulen. Erstes bis viertes Stück. Quedlinburg und Leipz. bey A. J. Biester-feld, 1766. 8. Ohne die Zuschriften an eine große Menge Schullehrer, und ohne den Vorbericht 328 Seiten.

Sechs Stücke dieser periodischen Schrift, haben, der ersten Bestimmung nach, einen Band ausmachen sollen. Uns sind nicht mehr als die angezeigte Stücke zu Händen gekommen, welche wir daher auch nur allein beschreiben können. Den Titul philologische Bibliothek mag die Schrift gar wohl noch verdienen: aber was es mit dem Beysatze für die niedern Schulen für ein Absehen habe, das verstehen wir nicht. In dem Vorberichte bezeuget zwar der Verf., daß er durch dieses Buch etwas mit zu dem Bau der so sehr vernachläßigten niedern Schulen beytragen wolle: allein der Inhalt selbst läßt uns nicht errathen, was die Schulen oder was die Lehrer und Schüler, als Lehrer und Schüler, dadurch gewinnen sollen. Es ist wahr, Grammatik, Alterthümer, Anmerkungen über die alten griechische und lateinische Schriftsteller, welche den Inhalt dieser Sammlung ausmachen, sind lauter Dinge, welche den Schullehrer, und die der Gelehrsamkeit bestimmte Schuljugend interessiren: aber so wie sie hier vorgetragen werden, nützen sie wahrhaftig dem Schüler und dem Lehrer sehr wenig. Sie zerstreuen vielmehr und führen von der Hauptsache ab.

Die einzelne Stücke, welche hier vorkommen, sind folgende: 1) *In Cornelii Nepotis praefationem.* S. 1-69. Alle Wörter werden besonders durchgegangen, so daß dabey nichts übergangen wird, was irgend der Lexicographe, der Sprachlehrer, der Antiquar, der Rhetor u. s. w. dabey zu erinnern im Stande ist. Ueberall eine ganze Genealogie aller Bedeutungen und Constructionen eines Wortes, sie mögen zur Erklärung der vorliegenden Stelle dienlich seyn oder nicht. Wir wollen gleich das erste Wort als ein Beyspiel anführen. *Praefatio.* „Est hoc nomen a verbo praefari, cujus vis ante excutienda est, quam ad enarrandam alterius significationem accedamus. Praefari autem a verbo fari est, et significat 1) *ante aliquid dicere, quam de re ipsa dicamus,* etwas vorher reden, ehe man zur Sache kommt. 2) *Praeire aliquid alteri,* einem andern etwas vorsagen, das er nachsprechen soll. Hinc Livius L. V. c. 41. *praefari carmen devotionis* dicit, qui locus citatur etiam in Thesauro Fabro-Cellariano. 3) *Praefari honorem* dicimus, cum turpe aliquid dicturi, excusandi gratia, verbis utimur veniam petentibus. *Honorem praefari* itaque tantundem est, quod apud nos, mit Erlaubniß zu reden, mit Züchten zu reden. *Honorem auribus praefari,* mit Erlaubniß vor züchtigen Ohren zu reden. Ex hisce autem hujus verbi notionibus,

 haud

haud difficulter perspicitur, quae sit *praefationis vocabulo* subjecta potestas. Nimirum itaque praefatio ejusmodi est oratio, quam alteri cuidam praemittimus, eine Vorrede. Quare 2) praefatio est exordium, quod prologium etiam, prooemium et prologus a veteribus dicebatur. — — — (Wir lassen hier einen Haufen aus.) Non solum autem orationum et declamationum, sed 3) *aliarum quoque rerum exordia* dicebantur *praefationes*. Suetonius in *Domit.* — — — Immo 4) *librorum* quoque exordia *praefationes* dicebantur ut h. l. — — — Factum inde est, ut 5) *dedicationes* ipsae *librorum* praefationes dicerentur. Neque illa nobis praetereunda est hujus vocabuli significatio, quam notatam etiam vides in Lexico Fabro-Cellariano. Scilicet 6) *praefatio ultionis* ap. Val. Max. L. VI. c. 3. est titulus supplicii. Die Ursache der Rache, oder der Strafe ꝛc. Sed ohe jam satis est! Auf diesen Fuß sind alle Wörter durchgegangen. Heißt das zum Bau der Schulen etwas beytragen? Nein, zum Verderb derselben führen, und den elenden Geschmack wieder aufbringen, wider welchen so viele einsichtsvolle Männer unsers Zeitalters geeifert haben, und von welchen wir glaubten, daß er sich endlich verlohren habe. Just dies ist die rechte Methode, wie man machen kann, daß junge Leute die schönsten Schriften mit Verdruß lesen, und daß sie die besten Muster des Geschmacks studiren, ohne je Geschmack zu lernen. 2) *Potissima Apollinis cognomina ex primis ipsorum originibus, id est, ex Cadmaea antiquitate illustrata.* Alle Beynamen des Apollo werden einzeln durchgegangen und aus dem Arabischen hergeleitet. In unsern Augen sind das philologische Spielwerke, wenn man Buchstaben und Wörter vergleichet, ohne historische Beweise zu haben, durch welche man dergleichen Ableitungen wahrscheinlich machen kann. Und diese hat Hr. Boysen nicht.

3) Untersuchung einiger Stellen aus dem Cäsar und Tacitus, mit welchen man das hohe Alter der deutschen Buchstaben erweisen will. S. 85 = 100. Hr. Boysen zeigt, daß man die eigentliche Deutsche mit den Galliern verwechselt, und daher die Stellen im Cäsar u. s. w. unrecht verstanden habe. Diese Abhandlung ist gelehrt und scheint eine der nützlichsten Stücke dieser Sammlung zu seyn.

4) *Observationes in Homeri Librum I. Iliados.* S. 100 = 110., ingleichen S. 217 = 249. hier gilt völlig dasjenige, was wir oben von den Anmerkungen über die Vorrede des Cornelius Nepos erinnert haben. Man kennt Schauffelbergers

Schlüs-

Schlüssel zum Homer. Nach eben dem Geschmacke, nur mit etwas mehr Weitläuftigkeit, hat Hr. V. Lexica und Grammaticken bey jedem Worte des Homers ausgeschrieben. Nach dieser Methode wird kein Lehrer und kein Schüler den göttlichen Gesang eines Homers zu Ende bringen; er wird ihn nie verstehen, nie mit Vergnügen lesen, sondern mit Ungedult, als wäre es die trockenste Postille, wegwerfen.

5) Die Charaktere der Ursprache. S. 113 : 192. Diese Abhandlung ist nicht historisch, sondern philosophisch. Hieraus wird man ohngefähr den Werth derselben beurtheilen können, ehe man sie gelesen hat. Erst eine Etymologische Betrachtung über das Wörtlein Ur, alsdann weitschweifige Voraussetzungen sehr bekannter und ausgemachter Dinge, z. E. daß das ganze menschliche Geschlecht von einem einzigen Menschen männlichen Geschlechts herkomme, daß dieser mit Verstand und Vernunft begabt gewesen sey, u. s. w.; hernach Erklärungen und Claßificationen der Töne, Wörter, bis er hernach mit eben der unnöthigen Weitläuftigkeit auf die Charaktere der Ursprache kommt. Man lese zur Probe nur den 20 §. S. 153., darinn der Verf. beweiset, daß die Ursprache die allererste menschliche Sprache des ganzen Erdbodens sey. „Die Ursprache, sagt er, ist diejenige Sprache, welche der allererste Mensch des ganzen Erdbodens geredet. Nun ist aber an sich so gleich begreiflich, daß diejenige Sprache, welche der allererste Mensch des ganzen Erdbodens geredet, auch die allererste menschliche Sprache des ganzen Erdbodens seyn müsse. Daher muß die Ursprache die allererste menschliche Sprache des ganzen Erdbodens seyn. Und hieraus folgt unmittelbar, daß keine menschliche Sprache des ganzen Erdbodens möglich sey, welche vor der Ursprache gewesen wäre, u. s. w.„ Das müssen doch sehr einfältige Leser seyn, denen man dergleichen Folgen erst begreiflich zu machen nöthig findet. Sie nur vorzusagen, ist unverzeihlich. — Das Resultat von allen ist endlich dieses: die Ursprache muß eine Affektensprache seyn, sie muß eine Sprache seyn, die meistentheils aus einsylbigen und einfachen Wörtern bestehet, auch aus vielsylbigen aber gleichförmigen Wörtern, und aus natürlichen Wörtern; aus Wörtern, welche die Natur der Sachen ausdrücken, und die mit einer wesentlichen Bedeutung versehen sind. — (Wir würden immer lieber mit Winkelmann sagen, daß die erste Sprache der Menschen eine pantomimische gewesen sey, daß die ersten Menschen Anfangs durch Geberden u. s. w. geredet haben, und daß auch die darauf gefolgte Sprache durch Töne und Worte

 blos

blos sinnlich, poetisch und bilderreich gewesen sey.) — Der Verf. gedenket ein andermal von der Construktion der Wörter in der Ursprache zu reden. Uns kommen dergleichen Untersuchungen nicht viel besser vor, als wenn man über die Sprache der Engel, der Seligen u. s. w. Speculationen anstellet. Ein anders ist, wenn ein Leibnitz über die erste Sprache räsonniret: Da kommt doch noch immer wahre Philosophie, ächte Sprachkenntniß und Geschichte vor. Am Ende könnte man gegen Hrn. B. noch die entscheidenste Frage aufwerfen: wozu soll diese Untersuchung für die niedern Schulen? Wird etwa dadurch zum Bau derselben etwas beygetragen?

6) *Supplementa et Additamenta ad S. R. Io. Simonis Lexicon Manuale Hebr. et Chald.* S. 193-215., und 258-307., ingleichen 389-442. Es sind mehrentheils Herleitungen aus dem Arabischen, oder vielmehr aus dem Golius. Hr. Michaelis hat bereits in den Göttingischen gelehrten Anzeigen die Herleitungs-Methode des Hrn. Boysen gründlich beurtheilet. Jener Kritick zufolge, die wir für wahr halten, würde man sich vielen Irthümern aussetzen, wenn man diese Boysenische Zusätze in das Lexicon Manuale des sel. Simonis eintragen wollte.

7) *In Prologum Terentii Andriae praemissum.* S. 249-257. Sind Anmerkungen auf den Schlag, wie die über den Cornelius und Homer.

8) I. I. Reiske *ad Tacitum Animadversiones.* S. 308-328., ingleichen S. 329-388. Sie betreffen blos die Annales, und sind theils exegetisch, theils kritisch. Man kennet die dreisten Conjekturen des Hrn. Reiske. Und dennoch wird es keinen kritischen Leser der Alten reuen, die Anmerkungen dieses gründlich gelehrten Mannes gelesen zu haben. Auch hier trift man allenthalben das conjekturirende F. des Hrn. Reiske an; aber so lange es dabey bleibet, und die Dreistigkeit sich nicht am Texte selbst vergreift, werden immer Bemuthungen von einem Manne, wie Hr. Reiske ist, jedem willkommen seyn. — Dies Stück von Hrn. Reiske ziehen wir allen den übrigen vor.

Für Schulen ist diese Bibliothek gar nicht; man müste denn das Wort in demjenigen Verstande nehmen, der mit ihm zuweilen als eine Neben-Idee pflegt verbunden zu werden, da es eine Gesellschaft solcher Leute bedeutet, welche geflissentlich an dem Verderben des guten Geschmacks und einer gründlichen Gelehrsamkeit arbeiten. Und in diesem Verstande hat es Hr. B. gewiß nicht nehmen wollen. Ib.

Museum Schoepflini recenset Ier. Iac. Oberlin. AA. LL. M. I. Lapidarium Argentorati ex prelo, Ion. Lorenzii, MDCCLXX. 50 Seiten und drey Kupfertafeln 4.

Schöpflin, ein Geschicht- und Alterthumsforscher, dessen fleißiger Untersuchungsgeist nicht nur vorhandene Schriften und Denkmäler durchstudiret und für die Geschichte verarbeitet, sondern auch manche verborgene aufgefunden und aus der Dunkelheit, in welchen sie versteckt lagen, hervorgezogen hat, glaubte, daß einem Geschichtforscher, wie er seyn wollte, ein historisches Cabinet eben so unentbehrlich sey, als einem gründlichen Naturforscher, ein Naturaliencabinet. Nicht zufrieden mit einer zahlreichen und ausgesuchten Bibliothek, fieng er zeitig an, ein Cabinet von alten Denkmälern zu sammlen, welches gegenwärtig sehr beträchtlich ist, und nach dem Zeugnisse des Verfassers des angezeigten Buches, zu Straßburg und in jenen Gegenden keines seines Gleichen haben soll. Hr. Oberlin, der einen nähern Zutritt darzu gehabt zu haben scheinet, und dem unserer Vermuthung nach, der Besitzer eine gewisse Aufsicht darüber anvertrauet hatte, (denn so verstehen wir das, was er gleich Anfangs meldet, daß er die auf der dortigen Universität Studirende, Jünglinge und Fremde oft in dieses Cabinet führe) hat den guten Entschluß gefasset, zum größern Nutzen derer, die dieses Cabinet besuchen würden, zugleich aber auch zu einigem Gebrauche abwesender Gelehrten, die Merkwürdigkeiten desselben zu beschreiben. Einen Theil hat der Besitzer selbst schon in seiner Alsatia illustrata durch Kupfer vorgestellet und erläutert; und zwar dort weitläuftiger, als es hier die Absicht des Verf. zuläßt. Unterdessen läßt sich Hr. Oberlin dadurch nicht abhalten, auch das in diesem Werke bereits beschriebene, hier noch einmal zu beschreiben, um eine vollständige Geschichte dieser ganzen Sammlung zu liefern, die ohnedem seit den 20. Jahren, da die Alsatia illustr. erschienen ist, viele Vermehrungen erhalten hat. Bey denen, die in dem angezeigtem Werke schon stehen, verweiset der Verf. zum Ueberflusse auf die gehörigen Stellen.

Die Einrichtung dieser Oberlinischen Beschreibung ist folgende. Der Verf. sondert die ganze Sammlung in sechs Cabinete aus einander, nemlich in Museum Lapidarium, Marmoreum, Vasarium, Lararium, Nummarium und Gemmarium. Das Lapidarium, welches er in dem angeführten Buche zuerst beschreibet, hat wieder 3. Classen: 1) Römische

Denkmäler. Die wenigsten hiervon scheinen aus einem so hohen Alter zu seyn, daß sie sich den besten Zeiten der Kunst nähern. Bey der Beschreibung der einzelnen Stücke pflegt der Verf. diese Methode zu beobachten, daß er allemal die Zeit, da das Denkmal gefunden worden, den Ort und die vorigen Besitzer anzeiget, hernach die Größe des Originals bestimmet, und endlich Bild und Schrift erläutert. Bey zweydeutigen Dingen sammlet er gemeiniglich alle bekannte Meynungen der Gelehrten, deren Schriften er genau anführet. Hier in dieser Classe kommen erstlich Altäre vor, des Apollo Grannus Mogounus, von welchen Namen er die verschiedene Erklärungen erzählet; der Diana, des Mercurius, ein Allgemeiner (Panthea), des Pertinax: zweytens erhabene Arbeiten, unter denen sich besonders ein der Göttinn Deirona gewidmeter Stein auszeichnet, welchen daher der Verf. S. 17:19. am ausführlichsten erläutert. Er führt alle Meynungen von dem Namen dieser Göttinn an, und glaubet Deirona, Seirona und Diana sey einerley. Es kommen darunter auch Vorstellungen anderer Gottheiten, und Menschen, Columnä Milliares, Grabsteine, eine Amphora u. s. m. vor. 2) Denkmäler des Mittelalters, nemlich eine Bildsäule Kaiser Rudolphs von Habsburg, des Bischofs Walther, und eine Jüdische Grabschrift, in welcher einige seltenere Ausdrücke vorkommen. 3) Neuere Denkmäler, deren zwey sind: eine Gedächtnißschrift des Strasburgischen Buchdruckers Joh. Mentelin, und die Grabschrift Seb. Brandts.

Ueberhaupt werden in diesem Bändchen 30. Stücke beschrieben, unter welchen 11. mit einem Sternchen bezeichnet sind, zum Zeichen, daß diese hier zuerst bekannt gemachet werden, und noch nicht in der Alsatia illustr. stehen. Auf den 3. Kupferblättern werden vorgestellet, der Altar der Diana, ein erhaben gearbeiteter Stein der Deirona, der Cybele und der Minerva; ein Reuter, der einen Gefangenen nachschleppet, eine Grabschrift des Flavius Peregrinus, etliche Fragmente von Steinen, die Bildsäule des Bischofs Walther, und die Gedächtnißtafel des Buchdrucker Mentelins. — Einige Auswahl hätte bey dieser Beschreibung gebraucht werden müssen, weil in der That unbeträchtliche Dinge mit einschleichen. Unterdessen da sich der Verf. einmal vorgesetzet hatte, alles zu beschreiben, so konnte freylich überhaupt keine Auswahl Statt finden.

Hm.

Io. Dan. Schoepflini, Reg. Franciae Historiographi, Opera Oratoria: Panegyrici, orationes, alloquia, programmata, inscriptiones, alia. Recensuit, praefatus est, vitam auctoris adjecit *Frid. Dominicus Ring*, Ser. Princ. March. Bad. Durl. a cons. aulae. Vol. I. 256 Seiten Vol. II. 342 Seiten. Augustae Vindelicorum sumt. Conr. Henr. Stage, 1769. 4.

Die in beyden Bänden enthaltenen Stücke waren bisher nur einzeln gedruckt. Schöpflins Verdienste um die Geschichte erkennen und verehren wir mit allen Gelehrten aufrichtig; aber von der Seite der Beredsamkeit ist es uns aus den einzelnen Reden und Schriften, die wir von ihm in Händen gehabt haben, immer unmöglich gewesen, einen eben so hohen Begriff zu fassen. Leser, welche ausserhalb Straßburgs und jener südlichen Provinzen Deutschlands leben, und weder die Begeisterung für den französischen Hof, noch für Herrn Schöpflins Beredsamkeit, schon mit sich hinzu bringen, hingegen mit kaltem Blute ohne Vorurtheil lesen, und erst ein wenig untersuchen wollen, was denn dasjenige sey, das sie so sehr bewundern sollen, werden durch diese beyden Bände selbst in die Begeisterung schwerlich gesetzt werden. Bey der Straßburger Akademie ist der Gebrauch, daß jährlich ein Panegyricus auf den Landsherrn, und also auf den König von Frankreich, gehalten wird, so wie auch ein gleiches bey ausserordentlichen Feyerlichkeiten des Hofes geschehen muß. Diese Art Reden füllen den ersten Band aus. Ob diese Reden, in eine lebende Sprache übersetzt, sehr herrlich gefunden werden würden, kann ein kleiner Versuch lehren, den man sich auch nur in den Gedanken davon macht. Das historische, welches eingewebt ist, ist noch das Beste daran; aber Historie, panegyrisch vorgetragen, hat doch auch große Unbequemlichkeiten. Was das Rednerische selbst anlangt, so ist es nichts weniger als eine römische Beredsamkeit; es ist ein Gemisch von halb neufranzösischer, halb altfranzösischer, und bald möchte man hinzufügen, zuweilen von altfränkischer Beredsamkeit; doch sticht immer das Benseradische Zeitalter vor. Was für Spitzen, was für Floßkeln, und ungeheure riesenförmige Metaphern und Figuren erblickt man, nicht nur einzeln, sondern über und über! Nur ein paar Beyspiele aus den neusten Reden: Argentoratus — quae — Liliis Tuis suum Lilium subjecit, und: Ardua illa pyramis (ein wichtiger Gegenstand!) praestan-

flentior Aegyptia, ardentibus facibus, ardentia vota nostra tum intulit caelo. Was würde man von einem Deutschen denken, wenn er sich so ausdrückte: „Jene hohe Pyramide, vortreflicher als die Aegyptische, brachte damals unsre brennenden Wünsche durch brennende Fackeln (oder gar Oellampen) zum Himmel empor!„ — Ludwig — qui in amoenis Flandriae *tempis* virentes interea palmas novus victor collegit. Wenn das Beredsamkeit ist, so war Faßmann in seinen Todtengesprächen auch ein beredter Mann. Bey dem allen ist der Ausdruck noch im einzelnen unrömisch, holpricht, bald schwülstig, bald niedrig, voll Gallicismen, und selbst voll französischer Wörter, z. E. disparuit (von disparoitre); und eine ganze Stelle: seculares *hymnos* Augusto suo *decantat Gallia*. Semiseculum Ludovicus *transegit*. *Festivitas* omnibus Franciae Regibus ignota s. w. Alles das ist französisch gedacht und unrömisch ausgedruckt. Mehr römische Sprache findet sich gleichwol in den ältern Panegyriken und in einigen Reden des zweyten Bandes. In diesem sind Aufsätze ohne alle Auswahl, aus den jugendlichen und aus den männlichen Jahren des Herrn S. zusammen gepreßt, obgleich der größere Theil nur bey vorübergehenden Gelegenheiten geschrieben ist. Es sind akademische Reden, bey Antritt des Lehramts, des Rektorats, bey Leichen, bey Einweihungen, Promotionen, Einladungen. Die *alloquia* sind die kleinen Bewillkommungs-Komplimente, französisch oder lateinisch, bey der Ankunft oder Durchreise fürstlicher oder königlicher Personen. Die Inschriften — nun ja, daß diese so herrlich zugespitzt sind, als möglich, wird man sich ohnedies vorstellen. Doch sind es die neusten weniger. Die kleinen Reden, welche in der neuen Akademie zu Manheim sind gehalten worden, machten uns begierig, aber man höre das erste Stück gleich; *Novus Palatinus Helicon* ad Nicari confluentes et Rheni *in* venerabili hoc *Palladis sacrario* solemni ceremonia inaugurandus *exsurgit* s. f. ein neuer Pfälzischer Helicon — im Tempel der Pallas — steigt empor! Das ist mehr als in einem Pantomimischen Ballet vorkommen kann. — Una hyems *academiam embryonem* intercessit *et juvenem* — *Hyperborea hyems*, hominibus *ac animalibus* horrida, terrae motibus plena, nuper dum premeret Europam *Palatinus Helicon immobilis stetit, viruit, atque fructus produxit* — und so etwas sollen wir armen Deutschen in den nordlichen Provinzen mit Entzücken, mit Erstaunen, lesen? ja wohl mit Erstaunen. —

Noch

Noch sind einige historische Stücke angehängt, welche aber, bis auf die Abhandlung über die Wahl Stanislaus I. meistens akademische Theses zum Disputiren zu seyn scheinen. Das vorausgesetzte Leben des Herrn S. kann allerdings nicht nur dessen Verehrern, sondern auch solchen, die blos litterarische Nachrichten suchen, nicht unangenehm seyn; aber noch angenehmer würde es seyn, wenn es nicht im Tone einer Lobrede abgefaßt und nicht so gedehnt wäre.

D.

Dionysius Longinus de sublimitate ex recensione Zach. Pearcii etc. Animadversiones Interpretum excerpsit sua et novam versionem adjecit *Sam. Fr. Nath. Morus*, Philos. Prof. Lips. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1769. gr. 8. 12 Bogen und 34 Vorrede.

Gegenwärtige Ausgabe eines der besten Kritiker des Alterthums macht unserm Deutschland bey Ausländern Ehre. Herausgeber und Verleger haben alles beygetragen, um ihr den gehörigen Werth zu geben, und wenn die deutschen Buchhändler anfangen wollten, auch die großen klassischen Schriftsteller unter den Griechen ohne allen Notenschwall nur so correkt als möglich, aber simpel und in einer Mittelstraße zwischen holländischen geschmacklosen Aufwande und deutschen schmutzigen Drucke zu besorgen, so wäre bey dem sich allmählig wieder regenden Geschmacke an der griechischen Litteratur es vielleicht möglich, den Einbruch der seichten belles lettres und Journalgelehrsamkeit noch zu widerstehen; denn wer einmal seinen Geschmack nach den edlen Alten unter den Griechen gebildet hat, wird nie in die Versuchung gerathen, weder ein ganzes Leben, auf dessen größern Theil unser Vaterland und unsere Mitbürger einen so großen Anspruch haben, mit gänzelndeln Amors hinzutändeln, noch zu den elenden Cabalen der Journalschreiber sich zu erniedrigen. Der Text ist ganz nach der Pearcischen zweyten Ausgabe abgedruckt. Doch sind die verschiedenen Lesarten aus derselben unten beygefüget. Aus Pearcen und den übrigen, insonderheit Toll und Faber, hat Hr. M. mit gründlicher Beurtheilung und fleißiger Auswahl die dienlichen Erklärungen ausgezogen, und noch andere eigne mit einer rühmlichen Kürze und oft mit einem Worte oder Rückweisung auf deutlichere Stellen oder auf nähere und ge-

nauere

nauere Bestimmungen eines Ausdrucks beygefügt. Insonderheit hat er mehr als gemeiniglich Herausgeber der Alten thun, darauf gesehen, daß er dem Leser die Sätze seines Schriftstellers, in ihren Bestimmungen zeigte, und die Verbindung des Vortrags im Longin merklich machte. Die Uebersetzung ist mehr elegant und schön lateinisch, als getreu im Charakter Longins; aber dann würde sie freylich weniger gefallen.

J.

14. Haushaltungskunst und Gärtnerey.

Näheres Bedenken über den Gebrauch der Erde, wenn Freyheit und Eigenthum, wo ihm beydes fehlet, bey dem Bauerstande sollte eingeführet werden, von P. E. Lüders. — Flensburg, 1770. 6 Bog. in 8.

Bestehet in einigen ökonomischen Handgriffen, die nicht eben zu tadlen sind, nur hätten selbige unserm Bedünken nach einen andern Titel erhalten müssen.

Mr.

Die Policey des Ackerbaues. Nach den Grundsätzen des Herrn Professors Dithmar und der weitern Ausführung des Herrn Professor D. Schreber in seinen Vorlesungen. 8. Leipzig, 1770. 8 Bogen.

Ist der wörtlich nachgeschriebene Discours in den Vorlesungen des Herrn Schrebers über des Dithmars IX. Cap. der IV. Abtheilung der Einleitung in die Cameralwissenschaften. Der Herausgeber meldet im Vorbericht: „Mein Lehrer hat ihn für seinen Vortrag erkannt;„ allein er sagt nicht, ob er ihm die Erlaubniß gegeben, selbigen drucken zu lassen.

Sz.

15. Vermischte Nachrichten.

Magazin für Schulen und die Erziehung überhaupt. Vierter Band. Frankf. und Leipz. C. G. Beck in

Nörd-

Nördlingen, 1770. 8. 504 Seiten, ohne das Register.

Die Verfasser dieses für die Erziehung so sehr wichtigen Buches bleiben sich noch immer gleich. Sie sammlen zweckmäßig, sie beobachten genau und mit einer geübten Aufmerksamkeit, sie untersuchen als einsichtsvolle und erfahrne Männer, und sie prüfen — tadeln und loben mit Ueberzeugung und gleichgroßer Bescheidenheit. Ueberall siehet ein recht warmer patriotischer Eifer hervor, das Erziehungswerk, so viel an ihnen ist, zu bessern und zu befördern. Aber freylich können sie allein, nicht alles thun. Ihre Absichten, die sie in dem ersten Bande dieses Magazins ausführlich bekannt gemachet hatten, und die auch wir unsern Lesern angezeiget haben, gehen ungleich weiter, als die Ausführung. Sie bekennen dieses selbst. Allein man würde ungerecht handeln, wenn man ihnen die Schuld beymessen wollte. Die sämtliche gelehrte Schulmänner Deutschlandes, welche dieses Magazin kannten, ohne aus der Geschichte ihrer Schule oder der ihnen bekannten benachbarten Erziehungsanstalten, alles ihnen mögliche, das von einigem Betrage war, beyzutragen, die haben es ihrer eigenen größern oder kleinern Saumseligkeit und Undienstfertigkeit zuzuschreiben, daß die geschäftige Bemühung der Verfasser dieses Magazins, welche beyde Hände zum allgemeinen Dienste dargeboten haben und noch darbieten, in vielen Stücken vereitelt worden ist. Wir, denen die Beförderung des Erziehungswerkes ungemein am Herzen lieget, nehmen uns die Freyheit, ohne einigen Antheil an erwähnten Buche als Mitarbeiter, zu haben, alle Lehrer der größern Schulen unseres Vaterlandes, und überhaupt alle patriotische Beförderer der Schulen aufzufordern und zu bitten, sie wollen doch eine Anstalt, wie diese ist, die einen so ausgebreiteten Nutzen verspricht, ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Dienste nicht unwerth achten, sondern solche durch Nachrichten, Bemerkungen und Einschickung beträchtlicher Schulschriften, die in ihren Gegenden gedrucket werden, unterstützen. Vielleicht vermag diese Bitte etwas bey vielen unserer Leser, um selbst und durch andere den Eifer für die Schulen, zu erwecken, und Neigung zu erregen, daß recht viele sich und ihre Schulen, mittelst dieses Magazins, bekannter machen.

Gegenwärtig zeigen wir den Inhalt des 4ten Bandes an. Auch vom 5ten Bande sind bereits 3 Stücke in unsern Händen, die wir aber, bis er vollständig ist, zurücklegen wollen. Den

Anfang machen Verbesserungen eines Artickels in der Klotzischen Bibliothek, (7tes St. S. 437.) den 2ten Band des Magazins, und insonderheit die Abhandlung über einen Schullehrbegrif der Logick betreffend. Die Verfasser vertheydigen sich gegen verschiedene Tadel, als gesetzte Männer, die alles, was sie schreiben, erst reiflich überlegen, und daher immer im Stande sind, von ihren Meynungen und selbst von ihrem Ausdrucke, den sonst oft, mehr Affekt als Verstand eingiebt, Red und Antwort zu geben. Manches scheinet freylich in ihren Auszügen zu weitschweifig, in ihren Schulnachrichten zu klein u. s. w.: allein nur alsdann, wenn man sich ausser der Sphäre setzet, in welcher sie schreiben. Das Publikum, für welches sie schreiben, will gerade das haben, was andere Leute, die nicht hierzu gehören, als Fehler ansehen. In ihrer Schreibart finden sich hier und da Ausdrücke, die uns selbst als ungewöhnlich vorgekommen sind, z. B. masleidig, rampficht, die uns würklich anstößig vorkommen: allein bey näherer Prüfung haben wir gefunden, daß viele Ausdrücke es verdienen, durch den Gebrauch gewöhnlicher gemacht zu werden. Sie drücken gemeiniglich mehrere Ideen kurz, oder eine stärker aus. Heuer, Heürig, sind ganz zuverläßige provincielle Wörter, die ausser Franken wohl nicht bekannt sind; unterdessen, da unsere Sprache ausserdem kein gleichbedeutendes Adjektiv hat, was hindert es, aus Nebendialekten, den feinern oder Hauptdialekt zu bereichern? — An der erwähnten Streitigkeit selbst nehmen wir übrigens wohlbedächtig auch nicht den allergeringsten Antheil.

Der Band bestehet, wie gewöhnlich, aus 4 Stücken, die wir aber, der Kürze wegen, diesmal nicht einzeln anzeigen wollen. Eigentliche Abhandlungen finden sich in diesem Bande nicht, wir müßten denn den vierten Artickel im letzten Stücke, S. 462 : 497. hieher rechnen, der vom Blatterbelzen handelt. Dieser Aufsatz ist unserer Meynung nach von einem erfahrnen Arzte geschrieben, der die Sache, welche er abhandelt, von allen Seiten übersah, und also im Stande war, auf zwey Bogen alles, was vorsichtige Eltern und überhaupt Leute, welche nicht von Profeßion Aerzte sind, zu ihrer völligen Befriedigung wissen wollen, mit ausnehmender Deutlichkeit und Ordnung vorzutragen. Er erzählet die Geschichte der Inoculation, von ihrem ersten bekannten Ursprunge an, und wie sie nach und nach in verschiedenen Ländern und Städten Europens ihr Glück gemachet hat; er beschreibet kurz die Operation selbst, und trägt die Gründe vor, durch welche man sie vertheydiget

und bestreitet. Wir empfehlen dieses Stück wegen seiner Kürze, Deutlichkeit und Vollständigkeit allen, die sich in einer so wichtigen Sache einen leichten und faßlichen Unterricht verschaffen wollen. Der Verf. ist indessen so bescheiden gewesen, zu bekennen, daß er das vornehmste, aus Baldingers neuen Arzneyen, (St. 10. u. ff.) aus Henslers Briefen und aus einigen andern guten Büchern genommen habe. Er habe gebraucht, was er wolle, so ist seine Schrift immer ein Beweis seiner eigenen Einsicht und seines guten Geschmacks, der in der guten Schreibart besonders hervorleuchtet. — Unter die eigenen Aufsätze rechnen wir gewissermaßen auch die Instruction für den Schulmeister in der Hochgräfl. Oetting. Wallersteinischen Stadt Neresheim, welche zwar nicht von den Verfassern dieses Magazins herrühret, aber doch vollständig eingerücket wird. Sie ist in unsern Augen eine ganz ausserordentliche Erscheinung, die es verdienet hat, durch dieses Schulmagazin recht vielen Ländern und Personen bekannt zu werden. So wie sie dem geläuterten Geschmacke und der von Vorurtheilen gereinigten Einsicht ihres unbekannten Verfassers, ingleichen auch der ruhmvollen Sorgfalt und Weisheit einer katholischen Landesherrschaft große Ehre machet: so muß sie andererseits manchen Evangelisch-Lutherischen Ländern und Obrigkeiten zu einem beschimpfenden Vorwurfe der Trägheit oder Blindheit dienen, wenn sie sich bewußt sind, daß sie in so aufgeklärten Tagen, viel weniger für die Bildung ihrer Bürger und Unterthanen gesorget haben. Wir müßten zu viel auszeichnen, wenn wir das besondere anführen wollten. Alles pedantische ist verbannt aus dieser Schulordnung; und doch vermissen wir nichts, was wahre Frömmigkeit erwecken, den Verstand aufklären, künftigen guten Bürgern brauchbare Kenntnisse und einen geläuterten Geschmack verschaffen kann. Gellerts Fabeln und das Vorlesen aus andern gut geschriebenen Büchern in der Muttersprache; besonders auch aus öconomischen Schriften werden empfohlen. Der Schulmeister wird auch ermahnet, den ihm anvertrauten Kindern Menschenfreundlichkeit und eine zärtliche Vaterlandsliebe einzuflößen, ihnen Begierde zu machen, dasjenige, was im Lande wächst, selbst zu verarbeiten, in ihrem Feldbaue und in ihren Handwerkern immer weiter zu kommen, und besonders von dem alten Schlendrian, insofern das neuere besser ist, abzugehen — Hat man nicht Ursache, so weise Verordnungen zu bewundern und sich über das Beyspiel herzlich zu freuen, das aus einem Lande gegeben wird, das viele so stolz verachten. Man höre auf,

Schwaben zu tadeln, das uns so vortrefliche Produkte des Verstandes und Geschmacks liefert! Unter den Auszügen und Recensionen ist die von Gesneri Biographia Academica Göttingensi, die weitläuftigste. Schon im vorhergehenden Bande hatten die Verf. ihren Auszug angefangen: jetzt in diesem setzen sie ihn S. 27, 223, 286, und 395. fort. Ernesti, Michaelis, Niclas und Eyring's Beschreibungen von Gesners Leben und Schriften, haben den Verf. so reichhaltig für die Schulen geschienen, daß sie jene vier Arbeiten besonders fleißig für ihre Leser excerpiret haben. Doch streuen sie auch hier und da gründliche Urtheile mit ein. Hr. Michaelis bekommt einigemale S. 28. 29. mit Grunde eine Zurechtweisung. Ernesti und Niclas scheinen den Verf. mit besonderer Rücksicht auf die Schulen geschrieben zu haben; und Eyring's Abhandlung sehen sie für das bequemste Manual eines Schullehrers an, aus dem er sich in allen Fällen, (die Gesner's Schriften betreffen) Raths erhohlen könne. — — Nächst dieser Biographie ist aus Tissot's Schrift von der Gesundheit der Gelehrten auch ein sehr vollständiger Auszug S. 91 : 128. eingerücket worden. In diesem finden wir hier und da Urtheile und Verbesserungen eingewebet, welche die medicinische Erfahrungen des Verf. verrathen.

Die übrigen Beurtheilungen betreffen hauptsächlich folgende Bücher: von Stetten Erläuterungen der in Kupfer gestochenen Vorstellungen aus der Geschichte der Reichsstadt Augspurg. Die Verf. loben dies Buch von einer für die Jugend sehr brauchbaren Seite, indem es nemlich die vortreflichsten Scenen aus der vaterländischen Geschichte, und insonderheit einen beträchtlichen Anfang zu einer Augspurgischen Sittengeschichte, der allen Deutschen angenehm seyn muß, darstellet; ferner aber auch in Rücksicht auf die Gelehrten: und Kunst:Geschichte, dazu es einen beträchtlichen Beytrag liefert. — Grafs Erziehungspredigten geben Gelegenheit, die Nothwendigkeit und erforderliche Beschaffenheit öfterer Predigten über Erziehungswahrheiten zu zeigen. Unter den Anzeigen kleiner Schulschriften, verdienet besonders die von *G. H. Martini* Conjecturis Livianis, daß wir sie auszeichnen. Die kritischen Einsichten des Verf. müssen selbst großen Männern in diesem Felde schätzbar seyn. — Aus Schmahlings Ruhe auf dem Lande werden allein Erziehungsmaterien herausgehoben, beurtheilet und deren Ausführung fast durchgehends gelobet. Martini's Einleitung in die alte Erdbeschreibung wird verschiedentlich berichtiget. Man giebt dem Verf.

Win-

Winke, wie er dies sonst brauchbare Handbuch, der Absicht nach gemäßer einrichten könne. Auch gegen Millers Grundsätze der Erziehungskunst, davon wir den weitläuftigen Auszug bereits oben hätten anführen müssen, (er geht von S. 304. bis 347., und soll noch fortgesetzet werden) machen die Verf. mit vieler Einsicht und freymüthiger Bescheidenheit einige sehr gründliche Erinnerungen, die Hrn. Dr. Miller gewiß nicht mißfallen werden. Unter die merkwürdigen Recensionen rechnen wir noch mit, die von der neusten Ausgabe des Nieuportischen Handbuchs der Römischen Antiquitäten, S. 414., weil darinn das Unbequeme dieses Buches, und besonders der Betrug des Verlegers und Vorredners dieser neuen Ausgabe entdecket wird. — Ausser den erwähnten finden sich noch viele kürzere Anzeigen, in denen wir durchgehends Wahrheitsliebe, auch sogar Strenge; aber nie Spuren von einigem Muthwillen oder von Erbitterung finden.

Das Fach für Schulnachrichten ist noch am wenigsten ausgefüllet. In demselben werden nunmehro die Verf. von selbst die Vermuthung herausstreichen, daß der jüngere Hr. Prof. Ernesti nicht Plinii Briefe, sondern die sogenannte Plinianische Chrestomathie herausgeben werde. Nicht diese, sondern jene hat er bereits wirklich herausgegeben. Unter die Schulnachrichten setzen die Verf. allerley Aufgaben zu künftigen beliebigen Beantwortungen und Ausführungen; vermuthlich weil andere Nachrichten für diese Schulzeitung mangeln, um deren Mittheilung sie so oft schon gebeten haben.

D.

Thüringischer Zuschauer. Erstes Bändgen. Erfurt, 1770. 13 Bogen in 8.

Daß man, auch wenn man bey weitem nicht an einen Addison und Steele reicht, um sich her und in seinen kleinen Bezirk hinschaue, die benachbarten Vorurtheile und Irthümer des Bürgers und des Volks aufdecke, und zu vertilgen suche, ist immer löblich, und scheint die besondere Absicht dieser Wochenschrift zu seyn, wodurch sie sich auch von dem alltäglichen und allgemeinen der Sittenlehren ihrer Schwestern vortheilhaft entfernen könnte. Aber nicht blos das Bemerken, sondern vorzüglich auch der Geist der Klugheit und der Mäßigung in Bestreitung des Wahns unter dem Haufen, der sich nicht gerne seinen geliebten Götzen nehmen läßt, wird

erst einen erwünschten Erfolg hoffen lassen. Das letztere vermissen wir hier gar zu sehr, auch da, wo es am wenigsten zu vermuthen war z. B. von der Andacht, oder vielmehr von einigen äusserlichen Einrichtungen beym Gottesdienst, von der Vorhersehung des zukünftigen, und von der Zauberey, welches alles eine örtliche Beziehung hat. Die ganze Einkleidung dieser Belehrungen ist nachläßig, und was noch ärger ist, der Ton auffallend, und verliehrt sich sogar ins Grobe, als S. 33. 41. 61. u. a. Die übrigen mehr von der Absicht der V. entlegenen Abhandlungen, als von den Sitten, vom Jagdgedicht u. a. die Briefe sind nichts, als ein seichtes Geschwätz, alles weit hergeholt, und durch einander geworfen, ohne eine einzige richtige Bestimmung der Sache, wovon die Rede seyn soll. Die Schreibart ist durchgängig ungleich, wässerigt, neologisch, bald tändelnd, wo sie ernsthaft seyn sollte, und bald poßierlich, wo sie munter seyn will. Die Vorrede zu diesem Bande hat ihm H. Riedel, Kraft seines Censuramts und des Verlegers wegen, gerne geschenket; er versichert aber dabey, daß er keinen Antheil an diesem Zuschauer nehme, um die V. nicht um ihr Lob zu bringen. Es sey denn so.

Kz.

Briefe über verschiedene Gegenstände der Staatswirthschaft, Policey und Moral, von Joh. Albrecht Philippi, Königlich-Preußischen Policey-Direktor der deutschen und französischen Nationen zu Berlin. Berlin bey Himburg, 1770. 382 S. 8.

Dieser Verfasser, von welchem das Publikum aus diesem Felde verschiedene Früchte seiner Belesenheit und Erfahrungsvollen Betrachtung schon gesehen hat, liefert uns hier eine angenehme Sammlung von allerley Reflexionen, die seinem Charakter gewiß Ehre machen und die auch zu seiner dermaligen Bedienung, wenn sie gleich meistens vorher schon geschrieben waren, sehr gut passen.

Es ist für einen empfindenden Leser gewiß ein eigenes Vergnügen, in einem solchen Posten, in welchem Leute von der besten Erziehung, von dem besten Willen, der Versuchung unterliegen, einen Mann vor sich zu sehen, der durch die Freymüthigkeit, womit er vor den Augen seines Hofs von Particular-Umständen spricht, und durch die Bescheidenheit seines Tons von Eyfer und Redlichkeit brennt, seine Pflichten zu er-

füllen, und das Publikum von dieser edlen Begierde mit so viel Geschmack und Lebhaftigkeit, als ihm bey seinem Alter nur immer möglich ist, zu unterrichten.

Das ist das Verdienst dieser Briefe, deren in allen 19. sind, die der V. an den indessen verstorbenen ersten Policey-Director Herrn Geheimen Rath Kircheisen, dessen Tod ein wahrer Verlust ist, nach und nach erlassen hat; die Sachen selbst sind nicht neu; das Project von dem Control der Privat-Schulden, so unthunlich es auch seyn mag, und die Betrachtungen von den Policey-Taxen, sind die interessantesten Stücke.

In dem 5. Brief ist ein artiger Gedanke von Titeln angebracht; ein solider, verdienter Mann müßte in seinem Collegium und überall mehr als eine Stimme haben und zu seinem Namen allemal beyschreiben: homme de trois suffrages; das würde ihm mehr Ansehen bringen als das größte Prädikat, und der Staat hätte auf diese Art ein Mittel, sich in wichtigen Fällen gegen die blinde Mehrheit der Stimmen zu verwahren.

Mz.

Jugendliche Unterredungen zum Unterricht lehrbegieriger Kinder. Erstes und zweytes Gespräch. Berlin, bey J. G. Bosse, 1770. $3\frac{1}{2}$ Bog. in 8.

Der uns unbekannte Verfasser hat durch diese Unterredungen den Anfang zu einem sehr rühmlichen Unternehmen gemachet. In unsern Augen ist nichts wichtiger für das menschliche Geschlecht, und ehrenvoller für einen Verf., als Lücken des Erziehungs- und Unterweisungswerks auszufüllen, deren es allzuviele giebt. Es ist allgemein bekannt genug, und anderwärts gezeiget worden, daß solche Uebungen, die jedem Alter angemessen sind, angenehme Methoden, Kinder von geringem Alter, ihren Fähigkeiten und Neigungen gemäß, aufzuklären, eben so schätzbar, als schwer zu erfinden sind. Unterredungen über Scenen der Kinder, in einer gereinigten Kindersprache, in der Einfalt, in der Naivetät und in dem ungekünstelten Geschmacke dieses unschuldigen Alters, gewöhnen Kinder zu einer edlen Dreistigkeit, bilden deren Sprache zur Reinigkeit und bereichern sie; sie lenken ihre Aufmerksamkeit und natürliche Neugierde auf würdigere Gegenstände und Betrachtungen, sie erwecken Nachdenken und Ueberlegungen, und lassen unvermerket und auf eine recht angenehme, freywillige und von ihnen selbst gewünschte Art, neben unzähligen

neuen Kenntnissen, die besten Maximen und Empfindungen in ihre zärtliche Herzen hinein. Die Neigung der Jugend zu einer beständigen Geselligkeit, wie der Verf. selbst sehr richtig bemerket hat, S. V. der Vorrede die Lebhaftigkeit ihrer kindischen Unterhaltungen, den Weg, wodurch die Kinder gemeiniglich ihre erste Begriffe sammlen, giebt uns die Methode an die Hand, wie man ihnen allgemeine und nützliche Wahrheiten in der schmackhaftesten Form beybringen könne. Fragen ist ihr Hauptgeschäfte. — Man unterstütze dieses Vergnügen durch allerley nützliche Veranlassungen. Man lehre sie über wichtige und angenehme Artickel menschlicher Kenntnisse kleine Gespräche führen. — —

Aber uns stößet, bey alle dem anerkannten Nutzen solcher Unterredungen, eine Zweydeutigkeit auf, die der Verf. nicht scheinet bemerket zu haben. Sollte die Absicht, welche er in der angeführten Stelle beschreibet, nicht vielmehr durch eine andere Art von Unterredungen, als die ist, davon der Verf. Proben gegeben hat, erreichet werden? Eltern, Lehrer, Freunde müssen sich täglich mit den sie angehenden Kindern nützlich unterreden. Dies formiret die Zunge und das Herz derselben ohnfehlbar am würksamsten. Von dieser Art Unterredungen scheinet der Verf. keine Proben gegeben zu haben, ob er gleich in der Vorrede mit auf sie zielet. — Es giebt aber noch eine andre Art von Unterredungen, die man den Kindern in den Mund leget, die sie zu gewissen Zeiten, als Comödien, auswendig lernen, und feyerlich anstellen: diese, sage ich, sind von den erstern wohl zu unterscheiden. Zu solchen gehören die Beyspiele, welche der Verf. in den angezeigten Bogen mittheilet. Auch sie sind nützlich, sehr nützlich; aber als Spiele betrachtet, durch welche man unvermerkt Kindern allerley Kenntnisse, Fertigkeiten und Wohlanständigkeiten beyzubringen suchet. Auch zur Lektüre der Kinder sind sie sehr gut zu gebrauchen.

Die beyden Gespräche, welche der Verf. bekannt gemachet hat, zeigen, daß er sich gut in die Situationen des jugendlichen Alters zu setzen wisse, daß er den gereinigtern Dialog der Kinder verstehe und selbst ein Herz voll Tugend und Religion besitze, dessen Ausflüsse sich auf die angenehmste Weise in die Reden der ausgestellten Kinder einmischen. So viel ist richtig, daß die Recitation und Action den Gesprächen erst viele Annehmlichkeit giebt, die man im Lesen vermisset. Eben dies sehen wir aber als ein Zeichen an, daß der Verf. nicht die Lebhaftigkeit der Kinder genug durch Worte ausgedrücket habe.

zuweilen hat es uns geschienen, als wenn andere Wendungen diesem Alter angemessener gewesen wären. Unterdessen wird das Talent des Verf. zu solchen Arbeiten sich in den folgenden Gesprächen ohnfehlbar immer vollkommener zeigen. Uns ist es genug, ihm diesen Wink gegeben zu haben, um für die Jugend noch angenehmer zu schreiben.

Das erste Gespräch ist die Erndte betittelt, und wird zwischen Carl, einem Predigerssohne auf dem Land; Cölestinen seiner Schwester, und Leopold, ihrem Vetter, angestellet, welcher letztere aus einer ansehnlichen Stadt ist, und itzt zum erstenmale das Landleben kennen lernet. Das zweyte Gespräch heißt der Ernte-Kranz. Die vorige Gesellschaft wieder mit der kleinen Fräulein Concordia, zu welcher sie gereiset war, um den Erntekranz mit feyern zu sehen. — — Das äusserliche dieser Gespräche empfiehlet sich auf alle Weise. Schöne Lettern, weisses Papier und recht artige Vigneten von Glasbach. D.

Ge. Frid. Mülleri varii generis carmina latina. Denuo excusa cum additamentis. Annabergae ex Officina Frisia, MDCCLXIX. 142 Seiten in 8.

Mehrentheils sind es Gelegenheits-Gedichte. 1) Ein Buch Oden. Eine Ode auf die Kaiserin-Königin, nach dem hergestellten Frieden von 1763.; eine Menge anderer an den Namenstagen und bey den Glücks-Veränderungen des Dr. Joh. Christ. Gensels; eine am Jubelfeste wegen der Reformation, und eine auf den Untergang von Lissabon. 2) *Incendium Annabergae, quod oppidum de 28 Aug. 1731. plus dimidio deflagravit.* 3) *Carmen gratulatorium ad senatum Annabergensem,* cum vices stationesque mutaret. 4) *Descensus Christi ad inferos.* 5) *Descriptio irae.* 6) *Amor vitae et mortis metus.* 7) *Carmen nuptiale* ad *Io. Christoph. Gottlaeberum,* Rect. Annabergensem. — *Gratulatio* ad *Ge. Christo. Brucknerum — rude donatum.* — Noch ein *Epithalamium.* 8) *Fasciculus Epigrammatum.* Hr. Müller ist in den poetischen Beschreibungen glücklicher als in den Oden, die mehr übertriebenen Schwulst und Wort-Tand haben, als erhabene Empfindungen und edle Begeisterung. Besonders die auf Genseln übertreiben es bis zum Eckel. Wir wollen nur eine Stelle anführen aus der Ode, (S. 7.) da Gensel Oberpriester zu Annaberg wurde:

Non cruentatas simulante Marte
Dicimus turmas; valeant tumultus
Martis audaces, aliique vates
Praelia dicant.

Hauriat nostros procul usque Thule,
Hauriat cantus, Dolopumque gentes
Audiant, et qui prope fabulosum
Potat Araxen.

— — — — — —

Quo die primum Tibi contigerunt
Fraena Sudetum moderanda Cleri,
Et Tibi noster famulatur ordo
Optime Praesul;
Jam salus et pax, et euntis aevi
Faustitas laeto volat alma curru, et
Montium tractus segetemque plenis
Ditat aristis.

— — — — — —

Augurot vates. Tua praeteribit
Fama Germanos, Ligurumque turres,
Te leget Cimber, Tua volvet ingens
Nomina Rhenus.

Einen allgemeinen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts könnte man nicht prächtiger besingen. Das Incendium Annabergense, und der Descensus Christi ad Inferos haben uns ungleich besser gefallen. In dem ersten Gedichte erzählet zwar der Dichter viele abergläubische Vorbedeutungen und Wunderzeichen jenes Brandes; allein im übrigen ist die Beschreibung recht schön, und hat auch für die Particular-Geschichte einen Werth. Noch mehr muß es denen gefallen, die dabey interessirt waren, oder die Gegend kennen. Stellen dürfen wir nicht anführen, theils weil uns solches über die vorgeschriebene Schranken hinaus führen würde, theils auch weil wir versichern können, daß diese Gedichte ganz gelesen zu werden verdienen.

Die Sammlung einiger Sinngedichte, welche am Ende beygefüget sind, möchten wohl nicht den allermindesten Beyfall verdienen. Einige sind zweydeutig; fast alle enthalten einen sehr schalen Witz. Z. E.

Ast-

Asinus Bileami.

En asinus loquitur! Quid mirum? id saepe videmus,
Qui modo pro rostris dixit, asellus erat.

In Phyllin.

Quaerit Ado Phyllin, quae sit dos; illa rependit:
Possideo praeter rus geniale nihil.
Illud arare potes, longosque inducere sulcos,
Et, quod habes, semen spargere saepe tuum.
Reddet enim sparsum magno cum foenore semen,
Cujus ab egregio semine semen eat.

Doch bey lateinischen Gedichten ist es unbillig, die schärfste Kritick zu gebrauchen. Wir bewundern vielmehr an Hrn. Müller die in unsern Zeiten so seltene Fertigkeit des lateinischen Verses, der in Wahrheit einen sehr leichten Fluß hat, an welchem man wohl merket, daß er nicht die Frucht eines ängstlichen Fleisses ist. Tr.

Erklärung des goldnen Hornes aus der Nordischen Theologie, von Karl Ferdinand Hommeln. Leipzig, verlegts Kaspar Fritsch, 1769. 8. mit einem Kupfer 4 Bogen.

Auf die Erläuterung der Figuren, die auf dem tundernschen goldnen Horne zu sehen sind, ist bisher viel Mühe, aber vergeblich verwendet worden. Denn es sollten bald biblische, bald römische, egyptische, griechische, phönizische, chinesische, ja gar americanische gottesdienstliche Vorstellungen, Lebensregeln, und, wer weis, was sonst noch alles auf diesem überaus alten Denkmale gefunden werden. Unser Verf. verläßt mit Recht diese zu gekünstelte Auslegungen, deren etliche S. 23-29. namhaft gemacht sind, und gehet einen bessern Weg, indem er in der Edda sehr schickliche Veranlassung antrifft, diese Bilder des goldnen Horns aus der nordischen Götterlehre zu erklären, woraus er aber nur so viel anführt, als dazu nöthig war. Doch ist er zugleich so bescheiden, daß er es sich nicht zutrauet, alle und jede Figuren, wie sie auf diesem Horne vorkommen, zur Befriedigung seiner Leser auszulegen, weil das meiste von der Edda samt den Gesängen der Skalden und Druydischen Lehren verlohren gegangen, auch so viel Runenschriften vom König Olaus auf Anstiften unwissender Mönche, als wären es Zauberbücher, ganz vertilget sind. Hk.

Anfang machen Verbesserungen eines Artickels in der Klotzischen Bibliothek, (7tes St. S. 437.) den 2ten Band des Magazins, und insonderheit die Abhandlung über einen Schullehrbegrif der Logick betreffend. Die Verfasser vertheydigen sich gegen verschiedene Tadel, als gesetzte Männer, die alles, was sie schreiben, erst reiflich überlegen, und daher immer im Stande sind, von ihren Meynungen und selbst von ihrem Ausdrucke, den sonst oft, mehr Affekt als Verstand eingiebt, Red und Antwort zu geben. Manches scheinet freylich in ihren Auszügen zu weitschweifig, in ihren Schulnachrichten zu klein u. s. w.: allein nur alsdann, wenn man sich ausser der Sphäre setzet, in welcher sie schreiben. Das Publikum, für welches sie schreiben, will gerade das haben, was andere Leute, die nicht hierzu gehören, als Fehler ansehen. In ihrer Schreibart finden sich hier und da Ausdrücke, die uns selbst als ungewöhnlich vorgekommen sind, z. B. masleidig, rainpficht, die uns würklich anstößig vorkommen: allein bey näherer Prüfung haben wir gefunden, daß viele Ausdrücke es verdienen, durch den Gebrauch gewöhnlicher gemacht zu werden. Sie drücken gemeiniglich mehrere Ideen kurz, oder eine stärker aus. Heuer, Heurig, sind ganz zuverläßige provincielle Wörter, die ausser Franken wohl nicht bekannt sind; unterdessen, da unsere Sprache ausserdem kein gleichbedeutendes Adjektiv hat, was hindert es, aus Nebendialekten, den feinern oder Hauptdialekt zu bereichern? — An der erwähnten Streitigkeit selbst nehmen wir übrigens wohlbedächtig auch nicht den allergeringsten Antheil.

Der Band bestehet, wie gewöhnlich, aus 4 Stücken, die wir aber, der Kürze wegen, diesmal nicht einzeln anzeigen wollen. Eigentliche Abhandlungen finden sich in diesem Bande nicht, wir müßten denn den vierten Artickel im letzten Stücke, S. 462 - 497. hieher rechnen, der vom Blatterbelzen handelt. Dieser Aufsatz ist unserer Meynung nach von einem erfahrnen Arzte geschrieben, der die Sache, welche er abhandelt, von allen Seiten übersah, und also im Stande war, auf zwey Bogen alles, was vorsichtige Eltern und überhaupt Leute, welche nicht von Profeßion Aerzte sind, zu ihrer völligen Befriedigung wissen wollen, mit ausnehmender Deutlichkeit und Ordnung vorzutragen. Er erzählet die Geschichte der Inoculation, von ihrem ersten bekannten Ursprunge an, und wie sie nach und nach in verschiedenen Ländern und Städten Europens ihr Glück gemachet hat; er beschreibet kurz die Operation selbst, und trägt die Gründe vor, durch welche man sie vertheydiget

und

„der damaligen genauesten Vertraulichkeit geschrieben wor„den. Alsdann, hoffe ich, wird dieß Urtheil schwerlich „härter und beschämender werden können, als dasjenige, „welches ich längst schon selber wider mich gesprochen habe. „Wenn die späte Hervorziehung der Unschicklichkeiten, die „zum Theil in diesen Briefen vorkommen, ohne Zweifel „eben nur durch den auffallenden Kontrast derselben mit „meinen jetzigen Umständen, ihre stärkste und unange„nehmste Würkung thut, so muß ich mich einer solchen „Demüthigung geduldig unterwerfen, um desto völliger „dafür zu büssen, daß ich ehemals so schwach gewesen, mich, „wider meinen natürlichen Charakter, auf einige Zeit und „gegen einige Personen, mit in einen gewissen, für leb„haft und geistreich gehaltenen, Ton der läppischen Tän„deley hinein ziehen zu lassen. Die Schuld und Straf„barkeit liegt in dieser That, und die bestimmet das Maaß „der Reue; die ausgebreiteten schädlichen und kränkenden „Folgen davon, die von andern veranlasset werden und „auf deren Rechnung stehen, sind für mich Schickung. „Was aber auf der andern Seite dergleichen Bekanntma„chungen, die nirgends Sicherheit verstatten, für Be„griffe von Billigkeit und Ehre voraussetzen müssen, das „mögen dann auch gute Menschen entscheiden. Bey den„jenigen, die nach diesem allen, dennoch eine Art der „Freude darinn finden, aus den Briefen nachtheilige Fol„gerungen für das Gegenwärtige zu ziehen und zu äussern, „weiß ich mir freylich nicht weiter zu helfen, als daß ich „sie allenfalls bitte, sich von ihrem eigenen Gewissen sagen „zu lassen, ob sie mit wenigerem Unwillen, und, ich darf „es wohl hinzusetzen, mit wenigerer Beschämung in Ab„sicht auf den Grund des Herzens, einen jeden ihrer je„mal geschriebenen vertraulichsten Briefe gedruckt sehen „würden. Am 6. May 1771.„

„Spalding.„

Ausserdem hat ein Freund des Hrn. Spalding in der Schweiz noch einen Brief desselben an Hrn. Gleim, als eine Beylage zu diesen Briefen zu Zürich drucken lassen. Wir glauben, unsern Lesern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir ihn, nebst dem Vorberichte des schweizerischen Herausgebers, mittheilen:

„Ich habe noch eine Beylage; den letzten Brief, den „Herr Spalding im Jahr 1763. an Herrn Gleim ge„schrie-

„schrieben hatte, und wovon ich zum guten Glücke eine „Abschrift genommen, als ich das unschätzbare Glück ge„noß, neun Monate ein beständiger Zeuge von der un„wandelbaren Tugend und der eben so heitern als ernst„haften Weisheit dieses in allen Absichten liebenswürdi„gen Mannes zu seyn. Wie stark bin ich gereizt, andere „Briefe, die ich von ihm besitze, interessanter, als die an „Hrn. Gleim sind, herauszugeben. Uebrigens ist es selt„sam genug, daß der folgende Brief von dem Herausge„ber dem Publikum vorenthalten worden ist. Ich hoffe, „daß Hr. Spalding es mir vergeben wird, daß ich ihn „ohne seine Erlaubniß herausgebe. Dies traut er mir „zu, in der besten Absicht.„

„Antwort von Spalding an Gleim.„

„Barth, den 21 Sept. 1763.„

„Ihr unerwarteter Brief, mein lieber Freund, hätte „zu keiner gelegnern Zeit hier kommen können, als eben „am 17ten Sept. Meine schweizerischen Freunde und ich „waren eben mit ihren Briefen beschäftiget. Der letzte „war von Januar 1757. welch eine Zeit von Jahren, da „ich Sie, als mir abgestorben, ansehen müssen! Unter „den vielen Gesprächen von Ihnen, brachte man mir meine „Briefe von der Post, und einer darunter war von Gleim. „Stellen Sie sich selbst die Bewegung vor, die das erre„gen mußte. Dank sey Ihnen indessen, daß Sie — „nicht sich meiner erinnert haben, denn ich glaube es Ih„nen, daß das nicht von 1757. bis 1763. verschoben wor„den, — sondern daß Sie es mir wieder einmal so freund„schaftlich versichern.„

„Die Schicksale meines Lebens sind so, wie sie in der „Welt am gewöhnlichsten sind. Ich hatte zu viel Glück, „zu viel Freude für diese Erde. In der That, ich wußte „noch nicht, was Kreuz hiesse, worüber so viele Menschen „klagen. Es war also in der Ordnung, daß ich es auch „empfinden mußte.*) Seit dem ist die Frölichkeit des An„blicks, den mir mein Zustand gab, um ein grosses herun„tergesunken. Die heitern Stunden, die ich gehabt, kom„men nicht mehr wieder. Aber ich würde doch auch un„gerecht und undankbar seyn, wenn ich mich ganz für un„glück-

*) Hr. Sp. hatte kurz vorher, seine erste Gemahlin, welcher in den Briefen an Hr. Gleim oft gedacht wird, verlohren.

„glücklich halten wollte, weil ich nicht mehr so glücklich
„bin als sonst. Ich muß nach vergangenem Sonnenschein,
„auch in einem gewissen sanften Nebel mit Zufriedenheit
„wandeln können; und denken, daß es um manche andre
„noch weit finsterer ist. Ich bin gesunder, als ich in die-
„sen meinen Jahren und Umständen zu seyn hoffen konnte.
„Ich habe 4. Kinder, Kinder meiner Mina, die ich liebe,
„und meiner Liebe werth halte; zwey Töchter, mit denen
„ich schon vernünftig umgehen kann, und zwey Söhne,
„die noch weiter zurück sind. Ich mache mich immer mehr
„von allen irdischen Aussichten und Erwartungen los, und
„gleite auf die Art bey einem bereits anfangenden Alter,
„dem Grabe oder vielmehr der bessern Welt entgegen. —
„Das ist erschrecklich ernsthaft, sagen Sie vielleicht, —
„oder sagen es auch wohl nicht; — denn Sie haben es
„mir schon in den Zeiten meines Lebens, da ich eine so
„scharfe Schule noch nicht durchgegangen war, nicht übel
„genommen so zu denken. Sie haben wissen wollen, wie
„ich lebte; und da haben Sie es.„

„Klopstocks Andenken ist mir überaus wichtig; Wem
„sollte das nicht wichtig seyn? Und ich warte mit der größ-
„ten Begierde auf seinen Salomo. Wenn da gleich kein
„Kain schreckliche Scenen machen kann, so wird das schon
„auf eine andre Art ersetzet werden. Machen Sie selbst,
„mein liebster Freund, nur Tragödien, wie der versificirte
„Philotas ist. Dann wird dem Schüler Anakreons diese
„neue Laufbahn eben so wenig mißlingen, als ihm der
„Kriegston mißlungen ist, der bey aller Welt so viel Bey-
„fall gefunden hat. Seyn Sie aber auch auf dem Cothurn
„neu. Vielleicht läßt sich das dadurch thun, wenn Sie
„alles in wirklichem Ernst auf dasjenige hinlenken, was
„eine menschliche Seele in der That edel und groß macht.
„Aber ich brauche mit Ihnen nicht weiter zu moralisiren.„

„Meine schweizerischen Freunde, die mir izo meine
„Tage so sehr angenehm machen, sind Ihnen für ihr gü-
„tiges Andenken ausnehmend verbunden, und empfehlen
„sich denselben ferner.„

„Wenn ich Sie gleich nicht um die Fortsetzung Ihrer
„Liebe bitten darf, so möchte ich Sie doch gar sehr bitten,
„mir dieselbe von Zeit zu Zeit wissen zu lassen. Ich bin —
„Ihr getreuester Fr. Sp.„

Auf Verlangen wird folgendes eingerückt:

Promemoria.

Wegen Beyträge zu einem Buche lehrreiche Belustigungen für Kinder.

Mein sehnlichster Wunsch ist nach nicht gar zu langer Zeit, ein Hülfs-Buch der elementarischen Bibliothek herauszugeben, welches allenfalls heißen könnte: vermischte lehrreiche Belustigungen für die Jugend nach dem Plan des Elementar-Werks. Dies Buch, theils in gebundener, theils in ungebundener Rede, würde, den angenehmen Uebungen im Lesen, und Denken ähnlich seyn, welche im ersten Stück des Elementar-Buchs von S. 298., bis zu Ende angetroffen werden. Insonderheit wünschte ich, viele kleine Erzählungen, von der daselbst gefundenen Art. Die Beste von mir selbst, steht im zweyten Stücke S. 72. 73. Eigentlicher Fabeln wünsche ich nicht viele, oder gar keine. Denn sie sind für Kinder entweder nicht lehrreich, oder ihre Lehre kann besser durch Erzählungen ersezt werden. Ich würde diesen Erzählungen solche Ueberschriften geben, welche bey der Nachwelt vermuthlich sprichwörtlich, und folglich sehr lehrreich würden.

Das Fach solcher Erzählungen, und einiger Fabeln, ist mir sehr wichtig.

Ich wünsche darinnen auch eine Anzahl besser ausgedrückter, moralischer Denksprüche, als im Elementar-Buche ersten Stücke, S. [illegible] angetroffen werden. In dieses Fach gehörte auch, eine Sammlung von unschuldig-witzigen Sinn-Gedichten, welche jemand, der nicht so fremd, als ich, in der vermischten Litteratur ist, leicht zusammen sucht: zugeschweigen der neuen, welche ein jeder Dichter vermuthlich im Vorrath hat, und machen kann.

Auch der Kinderlieder wünschte ich mehr in dieser Sammlung. Aber noch lieber wäre es mir, wenn eine Weißische Sammlung, nach folgenden Plane, besonders herausgegeben werden könnte. 1) Die Jugend müßte etwa, in drey oder vier Alter eingetheilet seyn, und die Lieder für das 1te, 2te und 3te Alter auf einander folgen. 2) Die Melodien des ersten Alters, müßten nicht so schwer seyn, als des lezten. 3) Nur in Liedern des lezten Alters, könnten Religions-Wahrheiten, und die gemeinste Kenntniß der Alterthümer, und Götterlehre als bekannt, vorausgesezt werden.

Ich empfehle die Lieder im Elementar-Buche 1tes Stück, S. 360. zur nöthigen Umarbeitung, und Auswahl.

Wohlgewählte Räzel in nicht geringer Anzahl, wären mir gleichfalls sehr angenehm. Ein Kenner der Litteratur, weis wo Gelegenheit zur Wahl sey. Man hat mir einige aus dem Französischen Mercure, und aus einem Hamburgischen Wochenblatt, für den Nachttisch, angerühmet. Da ein Räzel denen, welchen es vorgelegt wird, auflöslich seyn, und nur eine einzige Auflösung zulassen muß. So muß auch bey guten Räzeln, nichts anders vorausgesezt werden, als die gemeinsten Wahrheiten, von natürlichen Dingen, die bekanntesten Welt-Begebenheiten, die bekanntesten Umstände des Orts, wo man lebt, und eine bekannte Zweydeutigkeit der in dem Räzel gebrauchten Worten. Ein Räzel muß dem

der

der es ansieht, eine Freude verursachen, und dem der es nicht auflößt, eine Verwunderung, daß es dennoch so auflößlich war. Ist es überdies noch lehrreich, so ist es vollkommen!

Ferner wünsche ich, sehr viele Beschreibungen der möglichen Kinderspiele in verschiedenen Umständen. Z. E. für ganz kleine, für das 2te, 3te und 4te Alter, und für eine Gesellschaft der jüngeren, und älteren; — für Knaben, für Mädchen, und für eine vermischte Gesellschaft — in Abwesenheit und in Beyseyn ehrwürdiger Personen — im Stillsitzen und in Bewegung — im engen und weiten Raum — im Hause und in der freyen Luft. Auch müssen die Werkzeuge und Anstalten, deren man dabey bedarf, beschrieben werden.

Zu diesen Ergötzlichkeiten für Kinder, gehören auch Nachahmungen der Schauspiele, davon ich mir eine zahlreiche Sammlung wünsche. Ich erinnere mich einige in Straßburg herausgekommene gelesen, aber nicht zweckmäßig, gefunden zu haben. In der jungen Thalia ist auch nur etwas weniges, welches Anlaß geben kann, etwas brauchbares zu machen. Diese Schauspiele für die Jugend, müssen elementarisch auf einander folgen; die ersten sehr kurz seyn, und keine solche Sprachkenntniß, und Sachenkenntniß voraussetzen, welche man bey jungen Kindern nicht vermuthen kann. Die folgenden können länger seyn, und mehr Kenntniß voraussetzen; Doch nicht mehr als wohlerzogene Kinder, vor dem 12ten Jahre, schon haben. Denn alsdann kann man für sie schon einige Schauspiele wählen, welche nicht mit Vorsatz, nur für Kinder gemacht sind. Das Maas, woraus man sehen kann, ob ein Schauspiel der Kindheit und der Jugend angemessen sey, bestehet nicht darinnen, daß die spielenden Personen Kinder sind, oder Kinder vorstellen, und so reden, und handeln, als Kinder pflegen, sondern daß Kinder, von demjenigen Alter, welches man sich vorstellet, eine lehrreiche Ergötzung, als Zuhörer und Zuschauer haben, und sich dadurch zu wunschwürdigen Neigungen gewöhnen. Wenn es nöthig ist; so muß ein jedes Stück eine Vorerinnerung haben, worinnen angezeiget wird, ob man Kindern oder Erwachsenen die Rollen geben müsse; durch welche Vorübung ein jeder zur Ausführung seiner Rolle geschickt werde; wie man mit den geringsten Weitläuftigkeiten und Kosten die Umstände für die zuschauende Kindheit, und Jugend angenehm, und lehrreich einrichten könne, und welche Kenntniß, man bey den Zuschauern entweder voraussetzen, oder ihnen vorher mittheilen müsse, damit die Vorstellung die gewünschte Würkung habe. Würden nun solche Schauspiele für die Jugend, mit sehr angenehmen Umständen angestellet, und keiner, weder als Schauspieler noch als Zuschauer zugelassen, wenn er nicht die nöthige Erkenntnisse und Uebung hätte: so wäre es den Kindern ein wichtiger Beweggrund, zu mancher nützlichen Art der Aufmerksamkeit, des Fleißes, und der Uebung, wenn man ihr vorstellte, daß dieses, oder jenes eine Vorbereitung wäre, ohne welche ein beschlossenes Schauspiel nicht aufgeführet, oder die Ungeübten nicht zugelassen werden könnten.

Ich ersuche, als Menschenfreund und Verfasser der elementarischen Schulbibliothek einen jeden der meine Wünsche versteht, und sie erfüllen kann, um schriftliche Beyträge zu diesem wichtigem

Zu-

Buche, welches von der lehrreichen Belustigung der Kinder, den Namen führen wird. Diese Beyträge können bestehen, in Anschlägen, und in Benennung derer Bücher und ihrer Theile, wodurch ich die Ausführung meines Vorsatzes erleichtern kann; aber vornehmlich und eigentlich in würklichen Arbeiten und schon gemachten Auszügen aus Büchern, welche ich entweder unverändert oder nach einiger Veränderung, entweder mit oder ohne Namen, der sendenden Person, entweder ohne Bezahlung oder nach Auszahlung eines billigen Honorars in mein Buch einrücken dürfte. Ich kann aber nicht versprechen, alles Gesendete einzurücken, viel weniger alles zu bezahlen, sondern ich muß vielmehr bitten, um die Erlaubniß eines unbedingten Gebrauchs, oder Nichtgebrauchs des Eingesendeten, oder mir eine freye Wahl bedingen, ob ich unter vorgelegter Bedingung das Eingesendete brauchen könne, oder auf Verlangen zurück zu senden Ursache finde. Die Einsendung kann geschehen, mit Gelegenheit oder auf fahrenden Posten, entweder an mich selbst, oder an irgend einen meiner Gönner und Freunde, die in den vierteljährigen Nachrichten genannt sind. Nicht nur in deutscher, sondern auch in Französischer, Englischer, und Lateinischer Sprache, können Beyträge mir nützlich seyn. Die Journalisten welche meinen Vorsatz für wichtig halten, bitte ich ergebenst, nicht nur meiner vierteljährigen Nachrichten, als eines Mittels zu wichtigen Zwecken, oft zu gedenken, sondern auch das schreibende Publikum oft an meine daselbst bezeugten Wünsche zu erinnern, bis sie aus diesen Nachrichten sehen, daß sie zur Gnüge erfüllt sind. Geschrieben in Berlin am 31ten May 1771.

J. B. Basedow.

Auf Verlangen wird folgendes eingerückt.

Nachricht

von dem itzigen Zustande der Handlungsakademie zu Hamburg.

Gegenwärtige Nachricht von der seit drey Jahren in Hamburg blühenden Handlungsakademie, ist ein kurzer Auszug der verschiedenen Aufsätze, wodurch der Vorsteher dieses Instituts das Publikum von seinem Entwurfe und der glücklichen Ausführung desselben, zu unterrichten gesucht hat. Sie soll nicht dazu dienen, das Institut weitläuftig anzupreisen, sondern nur diejenigen mit der Anstalt selbst, und den dabey von Zeit zu Zeit gemachten Verbesserungen, näher bekannt zu machen, welche bisher keine Gelegenheit gehabt haben, einen Begriff von den Vortheilen zu erlangen, welche ein zur Kenntniß der Handlungswissenschaften bestimmter Jüngling aus diesem Institute ziehen kann. Wer über den itzigen Zustand des Geschäftes der Erziehung und des Unterrichts der Jugend nur einigermaßen ohne Vorurtheile nachgedacht hat, wird von selbst schon die Wichtigkeit einer Anstalt einsehen, welche blos darauf gerichtet ist, jungen Leuten aus allerley Ständen, deren künftige Bestimmung eine gründliche Kenntniß des Commerzwesens erfodert, einen zweckmäßigen Unterricht zu ver-

schaf-

schaffen. Die neulich zu Wien angelegte Realhandlungsschule, welche sich übrigens durch den eingeschränktern Plan von der Hamburgischen sehr unterscheidet, beweißt, wie sehr eine große Monarchin die Nothwendigkeit solcher Anstalten erkenne. Ob die Hamburgische Handlungsakademie ihrem Zwecke gemäß eingerichtet sey, davon mag man aus folgender Nachricht urtheilen. Die beste Anpreisung derselben sind diejenigen geschickten Eleven, welche sie mit glücklichem Erfolge zu ihrer künftigen Bestimmung vorbereitet hat.

Die itzige Anzahl der ordentlichen Eleven beläuft sich auf achtzehn, von freyherrlichem, adelichem und bürgerlichem Stande, nemlich eilf Deutsche, drey Engländer, ein Russe, ein Portugiese, und zween Schweden. Ausserdem werden die Lehrstunden der Akademie täglich von einigen Söhnen angesehener Bürger dieser Stadt besucht. Solcher Lehrlinge sind acht.

Der Unterricht,

welcher in der Akademie ertheilet wird, ist folgender:

1) Herr Püsch, Professor der Mathematik am hiesigen Gymnasio, erklärt in zwo Stunden wöchentlich Ludovici System der Kaufmannswissenschaft so, daß er hauptsächlich, nach Ordnung dieses Buchs, allgemeine Anmerkungen über die Natur und Absicht der wichtigsten Handlungsgeschäfte und deren Verrichtungen in die Feder sagt, den übrigen Inhalt des Buchs aber mit kurzen Erläuterungen begleitet. Er hat auch die Handlungsgeschichte nach Anleitung eben dieses Buchs angefangen. Diese Stunden sind gewissermaßen öffentlich. Zwo andere Stunden widmet er einem Examen, theils über die schwereren, in jenen Stunden vorgetragenen Materien, theils über den Fortgang der Eleven in den übrigen Kenntnissen und Sprachen. Die Mathematik wird von ihm nicht zu dem Plane der Akademie gerechnet. Er war aber schon vor dem Anfange der Akademie gewohnt, einen Cursus, der das nutzbarste und angenehmste aus der Mathematik und Physik für den Kaufmann enthielt, in dem Hörsaale des Gymnasii zu lesen, und ist entschlossen, diese nützliche Beschäftigung nächstens wieder vorzunehmen.

2) Die Geographie und Geschichte trägt Hr. Troponegro im Zusammenhange so vor, daß er dasjenige auswählt, was für einen Kaufmann nothwendig und nutzbar ist. In der Geschichte machen die letzteren Jahrhunderte und die Veränderungen des Handels und der Schiffahrt bey seinem Unterrichte das Hauptwerk aus. Seine Zuhörer sind in drey Classen vertheilt, deren jeder wöchentlich vier Stunden gewidmet sind; ausser vier sogenannten Reservationsstunden, um denjenigen nachzuhelfen, welche von Zeit zu Zeit etwan eintreten, oder mit denen von mehrerer Fähigkeit sonst nicht im Gange bleiben möchten.

3) In der deutschen Sprache ertheilt Herr Mag. Ebeling einigen Engländern täglich besondern Unterricht; ausserdem geniessen einige Ausländer und die jüngern Eleven, welche im Deutschen noch nicht fest genug sind, in vier Classen, wöchentlich zehn Stunden der Unterweisung des Herrn von Som.

4) Das Französische lehret Herr Pouilleul d'Houasseau. Er hat seine Zuhörer in vier Classen vertheilt, und widmet ihnen

Non cruentatas simulante Marte
Dicimus turmas; valeant tumultus
Martis audaces, aliique vates
Praelia dicant.
Hauriat nostros procul usque Thule,
Hauriat cantus, Dolopumque gentes,
Audiant, et qui prope fabulosum
Potat Araxen.

— — — — — —

Quo die primum Tibi contigerunt
Fraena Sudetum moderanda Cleri,
Et Tibi noster famulatur ordo
Optime Praesul;
Jam salus et pax, et euntis aevi
Faustitas laeto volat alma curru, et
Montium tractus segetemque plenis
Ditat aristis.

— — — — — —

Augurot vates. Tua praeteribit
Fama Germanos, Ligurumque turres,
Te leget Cimber, Tua volvet ingens
Nomina Rhenus.

Einen allgemeinen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts könnte man nicht prächtiger besingen. Das Incendium Annabergense, und der Descensus Christi ad Inferos haben uns ungleich besser gefallen. In dem ersten Gedichte erzählet zwar der Dichter viele abergläubische Vorbedeutungen und Wunderzeichen jenes Brandes; allein im übrigen ist die Beschreibung recht schön, und hat auch für die Particular-Geschichte einen Werth. Noch mehr muß es denen gefallen, die dabey interessirt waren, oder die Gegend kennen. Stellen dürfen wir nicht anführen, theils weil uns solches über die vorgeschriebene Schranken hinaus führen würde, theils auch weil wir versichern können, daß diese Gedichte ganz gelesen zu werden verdienen.

Die Sammlung einiger Sinngedichte, welche am Ende beygefüget sind, möchten wohl nicht den allermindesten Beyfall verdienen. Einige sind zweydeutig; fast alle enthalten einen sehr schalen Witz. Z. E.

As-

Asinus Bileami.

En asinus loquitur! Quid mirum? id saepe videmus,
Qui modo pro rostris dixit, asellus erat.

In Phyllin.

Quaerit Ado Phyllin, quae sit dos; illa rependit:
Possideo praeter rus geniale nihil.
Illud arare potes, longosque inducere sulcos;
Et, quod habes, semen spargere saepe tuum.
Reddet enim sparsum magno cum foenore semen,
Cujus ab egregio semine semen eat.

Doch bey lateinischen Gedichten ist es unbillig, die schärfste Kritick zu gebrauchen. Wir bewundern vielmehr an Hrn. Müller die in unsern Zeiten so seltene Fertigkeit des lateinischen Verses, der in Wahrheit einen sehr leichten Fluß hat, an welchem man wohl merket, daß er nicht die Frucht eines ängstlichen Fleisses ist. Tr.

Erklärung des goldnen Hornes aus der Nordischen Theologie, von Karl Ferdinand Hommeln. Leipzig, verlegts Kaspar Fritsch, 1769. 8, mit einem Kupfer 4 Bogen.

Auf die Erläuterung der Figuren, die auf dem tundernschen goldnen Horne zu sehen sind, ist bisher viel Mühe, aber vergeblich verwendet worden. Denn es sollten bald biblische, bald römische, egyptische, griechische, phönizische, chinesische, ja gar americanische gottesdienstliche Vorstellungen, Lebensregeln, und, wer weis, was sonst noch alles auf diesem überaus alten Denkmale gefunden werden. Unser Verf. verläßt mit Recht diese zu gekünstelte Auslegungen, deren etliche S. 23-29. namhaft gemacht sind, und gehet einen bessern Weg, indem er in der Edda sehr schickliche Veranlassung antrifft, diese Bilder des goldnen Horns aus der nordischen Götterlehre zu erklären, woraus er aber nur so viel anführt, als dazu nöthig war. Doch ist er zugleich so bescheiden, daß er es sich nicht zutrauet, alle und jede Figuren, wie sie auf diesem Horne vorkommen, zur Befriedigung seiner Leser auszulegen, weil das meiste von der Edda samt den Gesängen der Skalden und Druydischen Lehren verlohren gegangen, auch so viel Runenschriften vom König Olaus auf Anstiften unwissender Mönche, als wären es Zauberbücher, ganz vertilget sind. Hk.

Nachrichten.

In der Ostermesse 1771. sind Briefe von Herrn Spalding an Herrn Gleim herausgekommen, welche wider Willen Hrn. Spaldings, und, wir hoffen, auch wider Willen Hr. Gleims, gedruckt worden. Diese jugendliche Briefe des Hrn. Sp. enthalten zwar nichts, dessen er sich schämen dürfte; aber jeder edeldenkende Mann, wird es mißbilligen, daß diese Briefe ohne Hrn. Sp. Erlaubniß sind herausgegeben worden. Jedermann schreibt an seinen Freund vertraulicher als an das Publikum; es muß aber alles freundschaftliche Vertrauen aufhören, wenn man befürchten muß, daß das, was man nur für einen Freund geschrieben hat, gedruckt, und dem ganzen Publikum, vorgelegt werde, das, weil es nicht von der Lage, in der sich zween Correspondirende befunden haben, völlig unterrichtet ist, leicht manche Stellen falsch beurtheilen kann.

Hr. Spalding hat sein Mißfallen über die Herausgabe dieser Briefe, durch folgenden Aufsatz zu erkennen gegeben, der in vielen Zeitungen eingerückt worden, und den wir auch unsern Lesern mittheilen wollen:

„Ich glaube, nichts anders zu thun, als was ein jeder, der Unwürdigkeiten mißbilliget, von mir erwarten „muß, wenn ich hiemit über die gedruckten Bogen, welche „auf der Leipziger Messe von einem Buchhändler aus Hal„berstadt, unter der Aufschrift: Briefe von Herrn Spal„ding an Herrn Gleim, verkauft worden, öffentlich „mein Erstaunen zu erkennen gebe. Von der Absicht, „warum unbedeutende Dinge dieser Art, die für das Pu„blikum so durchaus ohne Nutzen sind, der allgemeinen „Kenntniß und Beurtheilung preis gegeben werden, be„greife ich nichts; wenigstens bin ich mir keiner Beleidi„gung gegen irgend jemand bewußt, die eine solche Rache „verdient hätte. Indessen will ich hiebey, ausser denen, „die mich persönlich näher kennen, auch überhaupt einen „jeden über mich urtheilen lassen, der nur das vor dem „Auge behält, daß diese Briefe, zuvörderst, größesten„theils vor mehr als zwanzig Jahren, also vor so man„chen nachher erfolgten Veränderungen des Alters, der „Umstände, der Denkungsart, ferner, an einen solchen „Mann, und endlich, unter dem unverletzlichen Schirm „der

„den damaligen genauesten Vertraulichkeit geschrieben wor„den. Alsdann, hoffe ich, wird dieß Urtheil schwerlich „härter und beschämender werden können, als dasjenige, „welches ich längst schon selber wider mich gesprochen habe. „Wenn die späte Hervorziehung der Unschicklichkeiten, die „zum Theil in diesen Briefen vorkommen, ohne Zweifel „eben nur durch den auffallenden Kontrast derselben mit „meinen jetzigen Umständen, ihre stärkste und unange„nehmste Würkung thut, so muß ich mich einer solchen „Demüthigung geduldig unterwerfen, um desto völliger „dafür zu büssen, daß ich ehemals so schwach gewesen, mich, „wider meinen natürlichen Charakter, auf einige Zeit und „gegen einige Personen, mit in einen gewissen, für leb„haft und geistreich gehaltenen, Ton der läppischen Tän„deley hinein ziehen zu lassen. Die Schuld und Straf„barkeit liegt in dieser That, und die bestimmet das Maaß „der Reue; die ausgebreitetern schädlichen und kränkenden „Folgen davon, die von andern veranlasset werden und „auf deren Rechnung stehen, sind für mich Schickung. „Was aber auf der andern Seite dergleichen Bekanntma„chungen, die nirgends Sicherheit verstatten, für Be„griffe von Billigkeit und Ehre voraussetzen müssen, das „mögen dann auch gute Menschen entscheiden. Bey den„jenigen, die nach diesem allen, dennoch eine Art der „Freude darinn finden, aus den Briefen nachtheilige Fol„gerungen für das Gegenwärtige zu ziehen und zu äussern, „weiß ich mir freylich nicht weiter zu helfen, als daß ich „sie allenfalls bitte, sich von ihrem eigenen Gewissen sagen „zu lassen, ob sie mit wenigerem Unwillen, und, ich darf „es wohl hinzusetzen, mit wenigerer Beschämung in Ab„sicht auf den Grund des Herzens, einen jeden ihrer je„mal geschriebenen vertraulichsten Briefe gedruckt sehen „würden. Am 6. May 1771.„

„Spalding.„

Ausserdem hat ein Freund des Hrn. Spalding in der Schweiz noch einen Brief desselben an Hrn. Gleim, als eine Beylage zu diesen Briefen zu Zürich drucken lassen. Wir glauben, unsern Lesern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir ihn, nebst dem Vorberichte des schweizerischen Herausgebers, mittheilen:

„Ich habe noch eine Beylage: den letzten Brief, den „Herr Spalding im Jahr 1763. an Herrn Gleim ge-

„schrieben hatte, und wovon ich zum guten Glücke eine
„Abschrift genommen, als ich das unschätzbare Glück ge-
„noß, neun Monate ein beständiger Zeuge von der un-
„wandelbaren Tugend und der eben so heitern als ernst-
„haften Weisheit dieses in allen Absichten liebenswürdi-
„gen Mannes zu seyn. Wie stark bin ich gereizt, andre
„Briefe, die ich von ihm besitze, interessanter, als die an
„Hrn. Gleim sind, herauszugeben. Uebrigens ist es selt-
„sam genug, daß der folgende Brief von dem Herausge-
„ber dem Publikum vorenthalten worden ist. Ich hoffe,
„daß Hr. Spalding es mir vergeben wird, daß ich ihn
„ohne seine Erlaubniß herausgebe. Dies traut er mir
„zu, in der besten Absicht.„

„Antwort von Spalding an Gleim.„

„Barth, den 21 Sept. 1763.„

„Ihr unerwarteter Brief, mein lieber Freund, hätte
„zu keiner gelegnern Zeit hier kommen können, als eben
„am 17ten Sept. Meine schweizerischen Freunde und ich
„waren eben mit ihren Briefen beschäftiget. Der letzte
„war von Januar 1757. welch eine Zeit von Jahren, da
„ich Sie, als mir abgestorben, ansehen müssen! Unter
„den vielen Gesprächen von Ihnen, brachte man mir meine
„Briefe von der Post, und einer darunter war von Gleim.
„Stellen Sie sich selbst die Bewegung vor, die das erre-
„gen mußte. Dank sey Ihnen indessen, daß Sie —
„nicht sich meiner erinnert haben, denn ich glaube es Ih-
„nen, daß das nicht von 1757. bis 1763. verschoben wor-
„den, — sondern daß Sie es mir wieder einmal so freund-
„schaftlich versichern.„

„Die Schicksale meines Lebens sind so, wie sie in der
„Welt am gewöhnlichsten sind. Ich hatte zu viel Glück,
„zu viel Freude für diese Erde. In der That, ich wußte
„noch nicht, was Kreuz hiesse, worüber so viele Menschen
„klagen. Es war also in der Ordnung, daß ich es auch
„empfinden mußte.*) Seit dem ist die Frölichkeit des An-
„blicks, den mir mein Zustand gab, um ein grosses herun-
„tergesunken. Die heitern Stunden, die ich gehabt, kom-
„men nicht mehr wieder. Aber ich würde doch auch un-
„gerecht und undankbar seyn, wenn ich mich ganz für un-
„glück-

*) Hr. Sp. hatte kurz vorher, seine erste Gemahlin, welcher in den Briefen an Hr. Gleim oft gedacht wird, verlohren.

„glücklich halten wollte, weil ich nicht mehr so glücklich
„bin als sonst. Ich muß nach vergangenem Sonnenschein,
„auch in einem gewissen sanften Nebel mit Zufriedenheit
„wandeln können; und denken, daß es um manche andre
„noch weit finsterer ist. Ich bin gesunder, als ich in die-
„sen meinen Jahren und Umständen zuseyn hoffen konnte.
„Ich habe 4. Kinder, Kinder meiner Mina, die ich liebe,
„und meiner Liebe werth halte; zwey Töchter, mit denen
„ich schon vernünftig umgehen kann, und zwey Söhne,
„die noch weiter zurück sind. Ich mache mich immer mehr
„von allen irdischen Aussichten und Erwartungen los, und
„gleite auf die Art bey einem bereits anfangenden Alter,
„dem Grabe oder vielmehr der bessern Welt entgegen. —
„Das ist erschrecklich ernsthaft, sagen Sie vielleicht, —
„oder sagen es auch wohl nicht, — denn Sie haben es
„mir schon in den Zeiten meines Lebens, da ich eine so
„scharfe Schule noch nicht durchgegangen war, nicht übel
„genommen so zu denken. Sie haben wissen wollen, wie
„ich lebte; und da haben Sie es.„

„Klopstocks Andenken ist mir überaus wichtig; Wem
„sollte das nicht wichtig seyn? Und ich warte mit der größ-
„ten Begierde auf seinen Salomo. Wenn da gleich kein
„Kain schreckliche Scenen machen kann, so wird das schon
„auf eine andre Art ersetzet werden. Machen Sie selbst,
„mein liebster Freund, nur Tragödien, wie der versificirte
„Philotas ist. Dann wird dem Schüler Anakreons diese
„neue Laufbahn eben so wenig mißlingen, als ihm der
„Kriegston mißlungen ist, der bey aller Welt so viel Bey-
„fall gefunden hat. Seyn Sie aber auch auf dem Cothurn
„neu. Vielleicht läßt sich das dadurch thun, wenn Sie
„alles in wirklichem Ernst auf dasjenige hinlenken, was
„eine menschliche Seele in der That edel und groß macht.
„Aber ich brauche mit ihnen nicht weiter zu moralisiren.„

„Meine schweizerischen Freunde, die mir itzo meine
„Tage so sehr angenehm machen, sind Ihnen für ihr gü-
„tiges Andenken ausnehmend verbunden, und empfehlen
„sich denselben ferner.„

„Wenn ich Sie gleich nicht um die Fortsetzung ihrer
„Liebe bitten darf, so möchte ich Sie doch gar sehr bitten,
„mir dieselbe von Zeit zu Zeit wissen zu lassen. Ich bin —
„Ihr getreuester Fr. Sp.„

Auf Verlangen wird folgendes eingerückt:

Promemoria.

Wegen Beyträge zu einem Buche lehrreiche Belustigungen für Kinder.

Mein sehnlichster Wunsch ist nach nicht gar zu langer Zeit, ein Hülfs-Buch der elementarischen Bibliothek herauszugeben, welches allenfalls heißen könnte: vermischte lehrreiche Belustigungen für die Jugend nach dem Plan des Elementar-Werks. Dies Buch, theils in gebundener, theils in ungebundener Rede, würde, den angenehmen Uebungen im Lesen, und Denken ähnlich seyn, welche im ersten Stück des Elementar-Buchs von S. 298., bis zu Ende angetroffen werden. Insonderheit wünschte ich, viele kleine Erzählungen, von der daselbst gefundenen Art. Die Beste von mir selbst, steht im zweyten Stücke S. 72. 73. Eigentlicher Fabeln wünsche ich nicht viele, oder gar keine. Denn sie sind für Kinder entweder nicht lehrreich, oder ihre Lehre kann besser durch Erzählungen ersetzt werden. Ich würde diesen Erzählungen solche Ueberschriften geben, welche bey der Nachwelt vermuthlich sprichwörtlich, und folglich sehr lehrreich würden.

Das Fach solcher Erzählungen, und einiger Fabeln, ist mir sehr wichtig.

Ich wünsche darinnen auch eine Anzahl besser ausgedrückter, moralischer Denksprüche, als im Elementar-Buche erstern Stücke, S. [illegible] angetroffen werden. In dieses Fach gehörte auch, eine Sammlung von unschuldig witzigen Sinn-Gedichten, welche jemand, der nicht so fremd, als ich, in der vermischten Litteratur ist, leicht zusammen sucht: zugeschweigen der neuen, welche ein jeder Dichter vermuthlich im Vorrath hat, und machen kann.

Auch der Kinderlieder wünschte ich mehr in dieser Sammlung. Aber noch lieber wäre es mir, wenn eine Weißische Sammlung, nach folgenden Plane, besonders herausgegeben werden könnte. 1) Die Jugend müßte etwa, in drey oder vier Alter eingetheilet seyn, und die Lieder für das 1te, 2te und 3te Alter auf einander folgen. 2) Die Melodien des ersten Alters, müßten nicht so schwer seyn, als des lezten. 3) Nur in Liedern des lezten Alters, könnten Religions-Wahrheiten, und die gemeinste Kenntniß der Alterthümer, und Götterlehre als bekannt, vorausgesetzt werden.

Ich empfehle die Lieder im Elementar-Buche 1tes Stück, S. 360. zur nöthigen Umarbeitung, und Auswahl.

Wohlgewählte Rätzel in nicht geringer Anzahl, wären mir gleichfalls sehr angenehm. Ein Kenner der Litteratur, weis wo Gelegenheit zur Wahl sey. Man hat mir einige aus dem Französischen Mercure, und aus einem Hamburgischen Wochenblatt, für den Nachttisch, angerühmet. Da ein Rätzel denen, welchen es vorgelegt wird, auflößlich seyn, und nur eine einzige Auflösung zulassen muß. So muß auch bey guten Rätzeln, nichts anders vorausgesetzt werden, als die gemeinsten Wahrheiten, von natürlichen Dingen, die bekanntesten Welt-Begebenheiten, die bekanntesten Umstände des Orts, wo man lebt, und eine bekannte Zweydeutigkeit der in dem Rätzel gebrauchten Worten. Ein Rätzel muß dem

der

der es ansieht, eine Freude verursachen, und dem der es nicht auf-löst, eine Verwunderung, daß es dennoch so auflößlich war. Ist es überdies noch lehrreich, so ist es vollkommen!

Ferner wünsche ich, sehr viele Beschreibungen der möglichen Kinderspiele in verschiedenen Umständen. Z. E. für ganz kleine, für das 2te, 3te und 4te Alter, und für eine Gesellschaft der jüngeren, und älteren; — für Knaben, für Mädchen, und für eine vermischte Gesellschaft — in Abwesenheit und in Beyseyn ehrwürdiger Personen — im Stillsitzen und in Bewegung — im engen und weiten Raum — im Hause und in der freyen Luft. Auch müssen die Werkzeuge und Anstalten, deren man dabey bedarf, beschrieben werden.

Zu diesen Ergötzlichkeiten für Kinder, gehören auch Nachahmungen der Schauspiele, davon ich mir eine zahlreiche Sammlung wünsche. Ich erinnere mich einige in Straßburg herausgekommene gelesen, aber nicht zweckmäßig, gefunden zu haben. In der jungen Thalia ist auch nur etwas weniges, welches Anlaß geben kann, etwas brauchbares zu machen. Diese Schauspiele für die Jugend, müssen elementarisch auf einander folgen; die ersten sehr kurz seyn, und keine solche Sprachkenntniß, und Sachen-Kenntniß voraussetzen, welche man bey jungen Kindern nicht vermuthen kann. Die folgenden können länger seyn, und mehr Kenntniß voraussetzen; Doch nicht mehr als wohlerzogene Kinder, vor dem 12ten Jahre, schon haben. Denn alsdann kann man für sie schon einige Schauspiele wählen, welche nicht mit Vorsatz, nur für Kinder gemacht sind. Das Maas, woraus man sehen kann, ob ein Schauspiel der Kindheit und der Jugend angemessen sey, bestehet nicht darinnen, daß die spielenden Personen Kinder sind, oder Kinder vorstellen, und so reden, und handeln, als Kinder pflegen, sondern daß Kinder, von demjenigen Alter, welches man sich vorstellet, eine lehrreiche Ergötzung, als Zuhörer und Zuschauer haben, und sich dadurch zu wunschwürdigen Neigungen gewöhnen. Wenn es nöthig ist; so muß ein jedes Stück eine Vorerinnerung haben, worinnen angezeiget wird, ob man Kindern oder Erwachsenen die Rollen geben müsse; durch welche Vorübung ein jeder zur Ausführung seiner Rolle geschickt werde; wie man mit den geringsten Weitläuftigkeiten und Kosten die Umstände für die zuschauende Kindheit, und Jugend angenehm, und lehrreich einrichten könne, und welche Kenntniß, man bey den Zuschauern entweder voraussetzen, oder ihnen vorher mittheilen müsse, damit die Vorstellung die gewünschte Würkung habe. Würden nun solche Schauspiele für die Jugend, mit sehr angenehmen Umständen angestellet, und keiner, weder als Schauspieler noch als Zuschauer zugelassen, wenn er nicht die nöthige Erkenntnisse und Uebung hätte: so wäre es den Kindern ein wichtiger Bewegrund, zu mancher nützlichen Art der Aufmerksamkeit, des Fleißes, und der Uebung, wenn man ihr vorstellte, daß dieses, oder jenes eine Vorbereitung wäre, ohne welche ein beschlossenes Schauspiel nicht aufgeführet, oder die Ungeübten nicht zugelassen werden könnten.

Ich ersuche, als Menschenfreund und Verfasser der elementarischen Schulbibliothek einen jeden der meine Wünsche versteht, und sie erfüllen kann, um schriftliche Beyträge zu diesem wichtigem

Bu-

Buche, welches von der lehrreichen Belustigung der Kinder,
den Namen führen wird. Diese Beyträge können bestehen, in
Anschlägen, und in Benennung derer Bücher und ihrer Theile,
wodurch ich die Ausführung meines Vorsatzes erleichtern kann;
aber vornehmlich und eigentlich in würklichen Arbeiten und schon
gemachten Auszügen aus Büchern, welche ich entweder unverän-
dert oder nach einiger Veränderung, entweder mit oder ohne Na-
men, der sendenden Person, entweder ohne Bezahlung oder nach
Auszahlung eines billigen Honorars in mein Buch einrücken dürfte.
Ich kann aber nicht versprechen, alles Gesendete einzurücken, viel
weniger alles zu bezahlen, sondern ich muß vielmehr bitten, um
die Erlaubniß eines unbedingten Gebrauchs, oder Nichtgebrauchs
des Eingesendeten, oder mir eine freye Wahl bedingen, ob ich un-
ter vorgelegter Bedingung das Eingesendete brauchen könne, oder
auf Verlangen zurück zu senden Ursache finde. Die Einsendung
kann geschehen, mit Gelegenheit oder auf fahrenden Posten, ent-
weder an mich selbst, oder an irgend einen meiner Gönner und
Freunde, die in den vierteljährigen Nachrichten genannt sind.
Nicht nur in deutscher, sondern auch in Französischer, Englischer,
und Lateinischer Sprache, können Beyträge mir nützlich seyn.
Die Journalisten welche meinen Vorsatz für wichtig halten, bitte
ich ergebenst, nicht nur meiner vierteljährigen Nachrichten, als
eines Mittels zu wichtigen Zwecken, oft zu gedenken, sondern auch
das schreibende Publikum oft an meine daselbst bezeugten Wün-
sche zu erinnern, bis sie aus diesen Nachrichten sehen, daß sie zur
Gnüge erfüllt sind. Geschrieben in Berlin am 31ten May 1771.

J. B. Basedow.

Auf Verlangen wird folgendes eingerückt.

Nachricht

von dem itzigen Zustande der Handlungsakademie zu Hamburg.

Gegenwärtige Nachricht von der seit drey Jahren in Hamburg
blühenden Handlungsakademie, ist ein kurzer Auszug der
verschiedenen Aufsätze, wodurch der Vorsteher dieses Instituts
das Publikum von seinem Entwurfe und der glücklichen Ausfüh-
rung desselben, zu unterrichten gesucht hat. Sie soll nicht dazu
dienen, das Institut weitläuftig anzupreisen, sondern nur diejeni-
gen mit der Anstalt selbst, und den dabey von Zeit zu Zeit gemach-
ten Verbesserungen, näher bekannt zu machen, welche bisher keine
Gelegenheit gehabt haben, einen Begriff von den Vortheilen zu
erlangen, welche ein zur Kenntniß der Handlungswissenschaften
bestimmter Jüngling aus diesem Institute ziehen kann. Wer über
den itzigen Zustand des Geschäftes der Erziehung und des Unter-
richts der Jugend nur einigermaßen ohne Vorurtheile nachgedacht
hat, wird von selbst schon die Wichtigkeit einer Anstalt einsehen,
welche blos darauf gerichtet ist, jungen Leuten aus allerley Stän-
den, deren künftige Bestimmung eine gründliche Kenntniß des
Commerzwesens erfodert, einen zweckmäßigen Unterricht zu ver-
schaf-

schaffen. Die neulich zu Wien angelegte Realhandlungsschule, welche sich übrigens durch den eingeschränktern Plan von der Hamburgischen sehr unterscheidet, beweißt, wie sehr eine große Monarchin die Nothwendigkeit solcher Anstalten erkenne. Ob die Hamburgische Handlungsakademie ihrem Zwecke gemäß eingerichtet sey, davon mag man aus folgender Nachricht urtheilen. Die beste Anpreisung derselben sind diejenigen geschickten Eleven, welche sie mit glücklichem Erfolge zu ihrer künftigen Bestimmung vorbereitet hat.

Die itzige Anzahl der ordentlichen Eleven beläuft sich auf achtzehn, von freyherrlichem, adelichem und bürgerlichem Stande, nemlich eilf Deutsche, drey Engländer, ein Russe, ein Portugiese, und zween Schweden. Ausserdem werden die Lehrstunden der Akademie täglich von einigen Söhnen angesehener Bürger dieser Stadt besucht. Solcher Lehrlinge sind acht.

Der Unterricht,

welcher in der Akademie ertheilet wird, ist folgender:

1) Herr Püsch, Professor der Mathematik am hiesigen Gymnasio, erklärt in zwo Stunden wöchentlich Ludovici System der Kaufmannswissenschaft so, daß er hauptsächlich, nach Ordnung dieses Buchs, allgemeine Anmerkungen über die Natur und Absicht der wichtigsten Handlungsgeschäfte und deren Verrichtungen in die Feder sagt, den übrigen Inhalt des Buchs aber mit kurzen Erläuterungen begleitet. Er hat auch die Handlungsgeschichte nach Anleitung eben dieses Buchs angefangen. Diese Stunden sind gewissermaßen öffentlich. Zwo andere Stunden widmet er einem Examen, theils über die schwereren, in jenen Stunden vorgetragenen Materien, theils über den Fortgang der Eleven in den übrigen Kenntnissen und Sprachen. Die Mathematik wird von ihm nicht zu dem Plane der Akademie gerechnet. Er war aber schon vor dem Anfange der Akademie gewohnt, einen Cursus, der das nutzbarste und angenehmste aus der Mathematik und Physik für den Kaufmann enthielt, in dem Hörsaale des Gymnasii zu lesen, und ist entschlossen, diese nützliche Beschäftigung nächstens wieder vorzunehmen.

2) Die Geographie und Geschichte trägt Hr. Troponegro im Zusammenhange so vor, daß er dasjenige auswählt, was für einen Kaufmann nothwendig und nutzbar ist. In der Geschichte machen die letzteren Jahrhunderte und die Veränderungen des Handels und der Schiffahrt bey seinem Unterrichte das Hauptwerk aus. Seine Zuhörer sind in drey Classen vertheilt, deren jeder wöchentlich vier Stunden gewidmet sind; ausser vier sogenannten Reservationsstunden, um denjenigen nachzuhelfen, welche von Zeit zu Zeit etwan eintreten, oder mit denen von mehrerer Fähigkeit sonst nicht im Gange bleiben mögten.

3) In der deutschen Sprache ertheilt Herr Mag. Ebeling einigen Engländern täglich besondern Unterricht; ausserdem geniessen einige Ausländer und die jüngern Eleven, welche im Deutschen noch nicht fest genug sind, in vier Classen, wöchentlich zehn Stunden der Unterweisung des Herrn von Som.

4) Das Französische lehret Herr Pouilleul d'Houasseau. Er hat seine Zuhörer in vier Classen vertheilet, und widmet ihnen

überhaupt wöchentlich sechzehn Stunden. Sein vornehmstes Geschäfte ist, sie im Erklären französischer Schriftsteller und im Reden zu üben.

5) Die englische Sprache lehret Herr Engelstoff in vier Classen, wöchentlich vierzehn Stunden. Diejenigen, welche schon so weit gelangt sind, daß sie diese Sprache durch kaufmännisches Briefschreiben, Aufsätzen kaufmännischer Rechnungen und dergleichen in Uebung bringen können, geniessen wöchentlich vier Stunden den Unterricht eines Mannes, der einen guten Theil seines Lebens auf englischen Comtoiren zugebracht hat.

6) Das Italiänische lehret Herr Arnoldi in zwo Classen diejenigen, welche in den vorher bemerkten Sprachen weit genug gelangt sind.

7) Das Holländische wird auf dem Comtoir durch Uebung im Schreiben kaufmännischer Briefe gelehrt, wie denn auch die mehresten Uebungen bey den Lehrern der lebenden Sprachen im Lesen, Uebersetzen, Reden und Schreiben, in Rücksicht auf die Handlung, eine genaue Verbindung mit den auf dem Comtoir aufgegebenen Geschäften haben.

8) Im Rechnen giebt Hr. Reimer täglich zwo Stunden Unterricht. Diese sind unter die Eleven so vertheilt, daß die Geschicktern seiner Unterweisung in ihren besondern Stunden geniessen.

9) Im Schreiben unterrichtet Herr Kruse acht Stunden wöchentlich. Auch wird bey den Comtoirgeschäften, und insbesondere im Buchhalten, auf die Ausarbeitung und Verbesserung der Handschrift eifrig gesehen.

In der Religion, und in solchen Kenntnissen, die nicht zum Plane der Akademie gehören, geben Hr. Mag. Ebeling und Hr. Candidat Pape ausserordentlichen mit ihnen besonders zu verabredenden Unterricht. Der Unterricht in solchen Wissenschaften, deren sich kein Lehrer der Akademie annehmen kann, wie auch in solchen Leibesübungen, welche keine zu große Zerstreuung mit sich führen, wird nach der mit den Eltern und Vorgesetzten darüber genommenen Abrede so besorgt, daß die daraus entstehenden Kosten möglichst gemindert werden.

Mit dem Unterrichte dieser Lehrer wird der Vormittag eines jeden Tages bis zwey Uhr, und ein Theil des Nachmittags, zugebracht. Von halb sechs, bis neun Uhr, dauren 10) die Comtoirbeschäftigungen ununterbrochen an vier Tagen der Woche. Von diesen ist hier der Ort, eine etwas umständlichere Vorstellung zu geben, da sie das Wichtigste und vorzüglich Zweckmäßige in dem ganzen Institut sind.

An dreyen Tagen der Woche, den Montag, Dienstag und Freytag, werden die Beschäftigungen der Eleven vollkommen so eingerichtet, wie sie dieselben selbst werden einrichten und betreiben müssen, wenn sie Kaufleute in eignen Geschäften sind. Des Morgens werden ihnen von dem Lehrer, der diesen Unterricht übernommen hat, Briefe, als von diesem oder jenem Correspondenten kommend, gegeben. In diesen Briefen ist nichts fingirtes, als der Tag ihrer Ankunft: denn es werden dazu wahre Briefe angesehener Häuser in den größten Handlungsplätzen in Europe ge-

gewählt, deren Originale theils die ehemalige, theils die noch fortwährende Handlung des Vorstehers von dem Institut liefert, theils der Lehrer selbst durch besondre Verbindungen sich verschaffet. Auf diese Weise entwerfen die Eleven, jeder nach seiner besten Einsicht und der Anleitung, die ihnen der Lehrer giebt, die Antworten, so wie sie nach den Umständen der Handlung an eben diesem Posttage gegeben werden müßten. Die Geschäfte, welche diese Briefe zum Grunde haben, werden nun das Geschäfte für diesen und die folgende Tage.

Alles nun, was der Kaufmann in dem Gange seiner Geschäfte entweder selbst, oder der geschickte und getreue Comtorist in dem Dienste seines Principals beobachten würde, das beobachtet hier der Eleve unter der Anleitung seines Lehrers. Kein Geschäfte, welches in den ihm mitgetheilten Briefen liegt, darf er unverrichtet oder unvollendet lassen. Die Commißionen der Correspondenten werden abgethan, und alles nöthige zu Buch gebracht, auf die Speculationen desselben, das verlangte conto finto nach dem dermaligen Gange der Handlung calculirt, und dem Briefe einverleibt. Bey eignen Geschäften wird alles berechnet, so wie es aus dem Laufe der Handlung und dessen geschwindern oder langsamern Veränderungen zu der Zeit berechnet werden muß. Er bestimmet seinen eignen oder seines Correspondenten Gewinn oder Verlust, so wie ihn der Principal einer Handlung oder sein Comtorist zu der Zeit bestimmen muß, wenn er diese oder jene Speculation gemacht, diese oder jene Waare wirklich nach einiger Zeit bekommen, dieses oder jenes Wechselgeschäfte getrieben, und sich dadurch allen denen Umschlägen, die in der Handlung vorfallen, ausgesetzt hätte. Um die Sache noch ernsthafter und zusammenhängender zu machen, wird Sorge getragen, daß die Eleven zu eben der Zeit die Waaren, welche der Gegenstand dieser Geschäfte sind, durch wirkliche Vorzeigung kennen lernen. Alles dieses wird von dem Lehrer so eingetheilt, daß sie in dem Inbegriff einer dazu hinlänglichen Zeit mit Geschäften auf alle große Handlungsörter in Europa und mit einer solchen Verschiedenheit der Geschäfte an sich selbst unterhalten und davon belehrt werden, daß ihre kaufmännische Einsichten so allgemein, als möglich, werden. Doch geschiehet dieses alles, ohne sie zu überhäufen: denn wie es nicht möglich seyn würde, daß ein Kaufmann hundert Geschäfte ganz allein mit seiner Person betreiben, und alles darinn, ohne fremde Dienste zu nutzen, thun könnte, so ist es noch weniger, ohne Verwirrung zu machen, möglich, jungen Leuten, die noch bey diesen Beschäftigungen lernen, die nöthigen Ueberlegungen machen, oder die Ueberlegungen ihres Lehrers wohl fassen sollen, zu viel kaufmännische Geschäfte auf einmal aufzutragen. Ihr Lehrer richtet es dabey auch so ein, daß die Correspondenz beständig abwechselnde Uebung der vornehmsten lebenden Sprachen an die Hand gebe: denn dies ist der Hauptpunct, den das Institut verspricht, daß seine Eleven auf jedem Comtoir, dem sie nachhero Dienste thun, im Französischen, Englischen und Deutschen wenigstens, wenn sie selbst aber weiter gehen wollen, auch im Holländischen und Italiänischen alle Correspondenz auf sich nehmen können. Alle Vierteljahre werden die Bücher durch eine Bilanz ab-

geschlossen, und mit dieser Zeit kann ein jeder Eleve auch mit der französischen und deutschen Sprache in seinen Büchern wechseln. In dem jetztlaufenden Vierteljahre werden sie wirklich von den mehresten aus eigner Wahl französisch geführt. Der Donnerstag wird zu Calculationen angewandt, und zur in Ordnungbringung aller Geschäfte, die aus den Comtoir-Uebungen der drey Posttage übrig geblieben sind. Alle diese vier Tage aber bringt der Lehrer von Morgens um neun, bis Abends um 9 Uhr, auf dem Comtoir zu. Bis 6 Uhr Abends nützt er den Eleven auf eine freyere Art in den Zwischenstunden des übrigen Unterrichts, und durch Zubereitung der Geschäfte des Abends. Von 6 Uhr an aber stehen sie unter seiner anhaltenden Unterweisung in der strengsten Beschäftigung. Was sie von leichtern Geschäften in ihren freyen Stunden des Mittwochens und Sonnabends eintragen wollen, bleibt ihnen für diese Tage überlassen.

Die jungen und für eine so ernsthafte Unterweisung noch unreifen Eleven treiben indessen theils die Beschäftignng eines Copisten. Andere, die etwas fähiger sind, setzen die Handlungs-Papiere, als Connossementen und Wechsel, auf, und berechnen die letztern, so wie man es einem Comtoirburschen in seinen mittlern Lehrjahren aufgeben würde.

Die Erfahrung hat es nun schon bewiesen, daß unter dieser Anweisung zwey Jahre hinlänglich sind, einen vollkommen geübten Comtoristen auszubilden. Schon im vorigen Sommer verließ ein Engländer die Akademie, nach einem Aufenthalte von 21 Monaten, und nahm, ungeachtet er die erste Zeit wegen der ihm noch mangelnden deutschen Sprache, für das Comtoir verlieren mußte, alle die Fähigkeit und Uebung, welche er, oder sein Vater, für ihn verlangten, mit. In diesem Frühjahre wird das Institut vier seiner Eleven mit Vergnügen von sich lassen, von welchen dasselbe auf jedem Comtoir, das ihre Dienste künftig nutzen wird, sich das größte Lob verspricht.

Man bittet also das Publicum aufs dringendste, ja noch mehr, man fodert es mit einigem Rechte von ihm, diese Handlungs-Akademie mit andern Augen, als die gewöhnlichen Pensionsanstalten, anzusehen, in denen höchstens der Lehrbursche für ein Comtoir so zubereitet werden kann, daß er seine folgende fünf bis sieben Lehrjahre mit mehrer Nutzbahrkeit für seinen Principal, keinesweges aber für sich selbst zubringen kann. Man bittet diejenigen, welche vielleicht immer noch unter dem Vorwande, es sey doch das meiste fingirt, diese Anweisung eines Comtoristen für unzulänglich ausgeben mögten, man bittet sie, selbst zu kommen, selbst zu sehen, und wenn sie glauben, diese Anweisung noch ernsthafter, noch reeller, wie sie sagen würden, machen zu können, ihren Rath doch ja nicht zurück zu halten. Man bittet sie insonderheit, anzugeben, wie in einer lebenden Handlung, wo man die Geschäfte so treibt, wie sie vorkommen, das zu leisten sey, was hier geleistet wird, nemlich dem Lehrlinge eine practische Uebung in den verschiedenen Zweigen der europäischen Handlung, die von Hamburg aus getrieben wird, in ihrer Mannigfaltigkeit zu geben, ihn in einer gleichen Uebung der vornehmsten Sprachen, die er dabey braucht, zu erhalten

kur

kurz ihn in den Stand zu setzen, daß, ihm komme künftig auf einem Comtoir vor, was für ein Handlungsgeschäfte nur wolle, sein Principal sich in so weit auf ihn verlassen könne, daß der Gang desselben ihm nicht unbekannt, und er nicht bey jeder ihm noch neuen Kleinigkeit anstoße.

11) Die Kenntniß der Waaren wird durch einen dazu angenommenen Mackler, durch wirkliche Vorzeigung derselben, gelehrt.

Bey der Mannigfaltigkeit des Unterrichts, welchen das Institut seinen Eleven anbietet, versteht es sich von selbst, daß die beste Ueberlegung angewandt wird, um keinen zu überhäufen, und durch Erlernung zu vieler Dinge zugleich zu zerstreuen. Man richtet sich hierin theils nach den Vorschriften der Vorgesetzten, theils nach denen Ueberlegungen, welche die Umstände und die Kenntniß von der Fähigkeit, auch die Neigung eines jeden Eleven insbesondre an die Hand geben.

Die Aufsicht

über den Fleiß und die Aufführung der Akademisten, und die Sorge für ihren moralischen Charakter, ist dem Herrn Mag. Ebeling und Herrn Soermann, einem Kaufmann, aufgetragen worden. Herr Prof. Püsch nimmt sich der allgemeinen Aufsicht über das Institut durch öftere Besuche desselben, ins besondre in den Lehrstunden an, und bemüht sich durch seinen Rath und fleißige Rückrede mit den Specialaufsehern und den Lehrern der Akademie die gute Ordnung des Ganzen zu befestigen, und den Unterricht in einer beständigen Uebereinstimmung mit dem Zwecke desselben zu erhalten. In dieser Absicht veranlaßt derselbe von Zeit zu Zeit allgemeine Versammlungen der Lehrer, worin über die Einrichtung des Unterrichts und das Betragen der Eleven berathschlaget und Protocoll gehalten wird.

Die Sitten und das häusliche Betragen der Akademisten unter sich, werden theils durch einen stillen Umgang in dem Hause des Vorstehers, theils durch die Specialaufseher, theils durch deutliche und streng beobachtete Gesetze gebildet und regieret. Letztere hier ganz herzusetzen, wäre zu weitläuftig; sie zielen alle dahin ab, die Eleven zur Gottesfurcht und Tugend, zu einem gefälligen Umgange, zur Ordnung und zum Fleiße anzuhalten. Wir wollen nur dies besondere daraus anführen: Daß keinem vergönnet ist, ohne Erlaubniß und Vorwissen der Specialaufseher auszugehen; daß keiner, es sey unter welchem Vorwande es wolle, öffentliche Häuser besuchen darf, und daß um halb zwölf Uhr die Wohnung geschlossen wird, da alsdenn jeder, falls er nicht zuvor bey einem ausserordentlichen Falle besondere Vergünstigung hat, zu Hause seyn muß. Redende Beweise für das Institut, in Ansehung dieses Puncts sind: 1) Daß die Lästersucht selbst noch nichts gegen das sittliche Verhalten der itzigen Eleven der Akademie hat aufbringen können. 2) Daß hingegen das Institut seit seiner kurzen Dauer schon mehr als einmal, sich solcher Eleven entledigt hat, deren Sitten mit dem Character, der Sitten, die das Institut zu behaupten sucht, nicht gehörig übereinstimmen wollten. Ein Verfahren, wobey es künftig im nöthigen Falle standhaft beharren wird, so schwer auch dergleichen Entschliessung einem anfangenden Institute allemal seyn muß.

Bey den Belustigungen, welche den Eleven in ihren Freystunden gern verstattet werden, suchen die Specialaufseher sie stets zu begleiten. Um die Kosten erlaubter und anständiger Vergnügungen einzuschränken, und den Eleven selbst den Wunsch zu benehmen, ausser Hause und der Aufsicht, die ihnen vorgesetzt ist, dieselben zu suchen, hat der Vorsteher ein Landhaus in einer sehr stillen Gegend bey Hamburg gekauft, wo sie in Gesellschaft ihrer Herren Aufseher, wenn es die Jahrszeit leidet, einzelne von Arbeit freye Tage zubringen. Auch im Winter ist man darauf bedacht, ihnen anständige und keinen Aufwand verursachende Belustigungen zu verschaffen, und diese so einzurichten, daß sie den Eleven zugleich Gelegenheit geben, sich für die Gesellschaft und den Umgang auszubilden.

Die Religion

ist das erste, worüber man von den Eltern und Vorgesetzten Instruction fordert. Alle Protestanten werden angehalten, den Morgenandachten, unter Vorlesung des Hrn. Mag. Ebeling, beyzuwohnen. Die Lutheraner besuchen alle Sonntage mit den Specialaufsehern den Gottesdienst, und die von der englischen Kirche oder Reformirte und Catholicken ohne sie, den ihrigen. Ein allgemeiner und für alle gleicher Unterricht und Uebung in der Religion konnte unmöglich mit dem Plane des Instituts bestehen. Die Akademie hat schon von allen Hauptgemeinen der Christen Eleven, deren Eltern zum Theil die Besorgniß hätte entstehen mögen, daß ihre Söhne von der Religion ihrer Väter abgebracht werden könnten, wenn man eine bestimmte Stunde zum Unterricht in der Religion für alle angesetzt hätte.

Was

Die Kosten

anbetrifft, so war der Preiß der vollen Pension zwar Anfangs auf 1500 Mark Courant jährlich festgesetzt, und dafür ward alles das geleistet, was zu den Nothwendigkeiten des Lebens, zum Wohlstande, ja so gar zu anständigen Vergnügungen eines Jünglings gehört, so daß ein Vater nur blos für die Kleidung seines Sohnes zu sorgen hatte. Weil aber dieser Preiß vielen zu hoch schien, so sind die Bedingungen jitzt folgende: 1) Derjenige, für welchen auf 1000 Mark Courant contrahiret ist, bekömmt den Unterricht in allem dem, was zum Plane der Akademie gehört, ein höchst anständiges Gehalt im Tisch und andern Nothwendigkeiten, Logis zwar so, daß mehere auf einem Zimmer wohnen, da die Zimmer des Hauses alle sehr groß sind, aber doch jeder sein eigenes Bette, Commode und Schreibtisch, ausser seinem Pult auf den Comtoir, und Kleiderschrank besonders hat. Die Kosten der Wäsche und des nothwendigen Frisirens werden entweder von ihm selbst nach eigener Wahl, oder für 60 Mark, die jährlich besonders bezahlt werden, von dem Vorsteher der Akademie besorgt. Sonst werden nicht die geringsten Nebenkosten berechnet, und ein Vater hat ausser dieser reinen, vierteljährig zu pränumerirenden Ausgabe nur für die Kleidung und das von ihm selbst zu bestimmende Taschengeld seines Sohnes zu sorgen. 2) Diejenigen, welche 1500 Mark bezahlen,

ken, erhalten dafür alle in den ersten Preis eingeschlossene Vortheile. Ausser diesen aber bekommen sie 1) ein Zimmer für sich allein, und im Winter Einheizung. 2) Freye Wäsche und Frisur. 3) Freye Schreibmaterialien, Sprachbücher, alle nöthige Comtoirbücher u. d. gl. Allein es stehen auch diese unter der Aufsicht der Specialaufseher, wenn sie nicht majorenn sind.

Ein besonderer Tisch wird niemanden gestattet, ausser in Krankheiten, wo zwar die Akademie die nöthige Pflege, Arzney, Arztlohn, Krankenwartung, und was dergleichen mehr nöthig seyn möchte, besorgt, die Kosten desfalls aber jedes Quartal berechnet.

Den Eltern oder Vormündern stehet frey, ihren in die Akademie gegebenen Sohn oder Pupillen, nach drey Monat vorher geschehener Aufkündigung, wieder heraus zu nehmen.

Wer genauere und umständlichere Nachricht von dieser Anstalt verlangt, darf sich nur unmittelbar an die Handlungsakademie addreßiren. Es ist jedem erlaubt, ja man bittet darum, sich durch Besuchung der Akademie und ihrer Lehrstunden, als Augenzeuge von der Wahrheit aller in dieser Nachricht angegebenen Umstände zu versichern.

Auszug eines Briefes aus Kiel.

Es sind nicht blos die erneuerten Befehle, welche den Großfürstl. Landeskindern einen zweyjährigen Aufenthalt hieselbst zur Pflicht machen, noch auch die Köngl. Dänische, den Verträgen zwischen dem Rußischen und Dänischen Hofe zufolge ergangene gleichlautende Verordnung, wodurch die Kaiserin den Flor der Akademie zu bewirken gesucht hat. Sie hat weit mehr gethan. Sie hat die erledigte Lehrstühle wieder besetzt. Sie hat eben dadurch gemacht, daß wir itzt alle nöthige und nützliche Wissenschaften beständig und unausgesetzt lehren können, und wirklich lehren. Und unsre Vorlesungen werden, nach Maßgebung Herrschaftlicher Vorschriften, in jedem halben Jahre geendiget, in so ferne nemlich die Weitläuftigkeit und der Umfang einiger wenigen nicht eine jährige Ausführung erfodert. Das Convictorium ist ansehnlich vergrössert und verbessert. Das Geld, was aus einigen Schleswigschen Landschaften ehemals dazu hergegeben wurde, und nun vermöge obgedachten Vergleichs wieder hergegeben wird, hat freylich zur Vergrösserung das meiste beygetragen. Doch sind schon ein paar neue Stellen hinzugefüget. Und die Verbesserung ist ansehnlich, sowohl was die Speisung der Alumnen, als die ihnen vorgeschriebene Gesetze und die sittliche Einrichtung betrift.

Das neue akademische Gebäude, das bereits 1768. eingeweihet ist, und in dem Bezirk des Schlosses liegt, enthält ein groses und sehr schönes Auditorium, das bey öffentlichen Feyerlichkeiten prächtig ausgeschmücket wird, und ein kleineres, das gleichwohl geräumig und bequem ist, ausser diesen aber die übrigen nöthigen Gemächer, den Saal zur Bibliothek, das Consistorienzimmer, ein sehr helles und wohleingerichtetes Theatrum Anatomicum, und

die

die dazu gehörige Präparirkammer. Für Vorrath von Cadavern ist durch Kaiserliche Befehle hinreichend gesorget, da sowohl die Leichen solcher Armen, die allein von Allmosen leben, als der Missethäter, im Zuchthause gestorbener Verbrecher, verunglückter Unbekannten ꝛc. geliefert werden. Nahe an dem Auditorio ist das neuerbaute schöne und geräumige Reithaus, und die offene Reitbahn, welche die Kaiserin aufs beste und bequemste einrichten lassen, und der Akademie zum Eigenthum geschenkt hat. Auf einem Thurme des Schlosses ist das Observatorium, das die vortreflichste Lage und Einrichtung hat, und schon seit einem Jahre im Gebrauch ist. Zum Behuf desselben hat der Großfürst ein prächtiges neutonisches Telescop geschenkt, und itzt ist auf Befehl der Kayserin ein Quadrant in London bestellet.

Die jährliche Einkünfte der Akademie, die Salarien der Professoren, und die Einkünfte der Bibliothek sind ansehnlich verbessert. Die Professoren, welche etwas nützliches schreiben, oder sich sonst hervorthun, werden durch Ehrenstellen und ansehnliche Geschenke belohnet. Zween Rechtslehrern wurde vor einigen Jahren, mit Versicherung nicht geringer Vergütung ihrer Arbeit, aufgetragen, das Jus patrium und die Historiam juris patrii zu schreiben. Im vorigen Jahre setzte die Kaiserin 1000 Rthlr. zu Prämien aus, welche unter die Lehrenden und Lernenden, die etwas nützliches schreiben werden, verhältnißmäßig vertheilet werden sollen. Auch gab dieselbe den Befehl, daß von allem, was während ihrer Vormundschaftl. Regierung auf hiesiger Universität geschrieben worden, ein Exemplar zur Kaiserl. Bibliothek, gleich mit der eröfneten Schiffahrt dieses Frühjahrs hineingesandt werden solle. Ueberhaupt hat die Monarchin auf mancherleyweise gezeigt, wie sehr sie die sämtlichen Mitglieder der Akademie schütze, und wie sehr sie selbige geehret wissen wolle. Das von derselben verordnete Akademische Curatel-Collegium, welches mit unermüdeten Eifer für das beste der Akademie arbeitet, befördert die vortreflichen Absichten der Kaiserin unaufhörlich. Selbst die Studirenden genießen der kaiserlichen Gnade. Die Monarchin hatte es vernommen, daß die Studirenden nur selten Degen zu tragen gewohnt wären. Sie bezeugte darüber ihr höchstes Wohlgefallen, und verstattete ihnen, ohne ihnen den Degen zu verbieten, zur Distinction eine Cocarde von weiß und Lilla Band am Hute zu tragen. Ueberhaupt kann niemand hieselbst etwas nützliches vornehmen, das nicht auf alle Weise von der großen Wohlthäterin der Universität und des Landes auf alle Weise unterstützet und befördert würde.

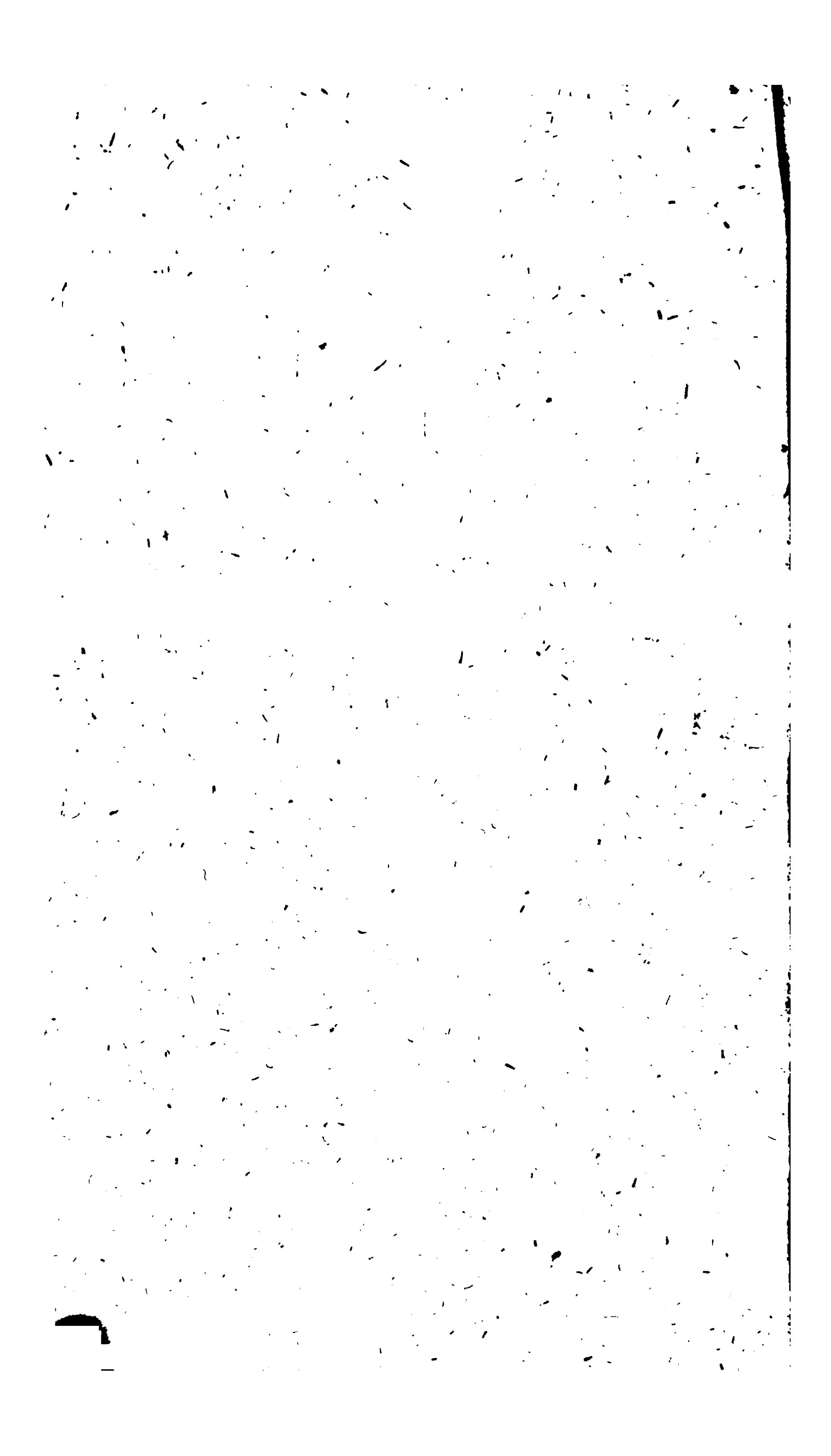
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des funfzehnten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1771.



Verzeichniß

der in diesem zweyten Stück des funfzehnten Bandes recensirten Bücher.

)(2 XIX.

Mo-

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

D. C.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

J. J.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Weltweisheit.

6) Mathematick.

7) Naturlehre, Chymie, Naturgesch. u. Mineral.

8) Geschichte, Geographie, Staatsr. Diplom. und Genealogie.

9) Gelehrte Geschichte.

10) Philologie, Kritick und Alterthümer.

11) Vermischte Nachrichten.

X.

J. B. Basedows kleines Buch für Kinder aller Stände. Erstes St. 77 Seiten 8. Mit drey Kupfertafeln. 1771. Mit churf. gnädigst. Privil. Bey Freunden des B. und in Commiss. bey C. Fritsch in Leipzig.

Ebendasselbe kleines Buch für Eltern und Lehrer aller Stände. Erstes St. 116 Seiten 8.

Wir werden nicht Ursache haben über den Inhalt und die Beschaffenheit dieser beyden neuen Schriften des Herrn B. weitläuftig zu seyn. Es kann unsern Lesern zur vorläufigen Nachricht genug seyn, wenn wir nur anzeigen, daß sie das im Kleinen, und für die gemeinern Stände sind, was das Elementarbuch und Methodenbuch, für die höhern Stände, oder bey mehrerer Ausführlichkeit sind. Unserer Einsicht nach sind es ein Paar recht brauchbare Büchelchen, geschickt bey gemein vernünftigen Gebrauche die gute Erziehung zu befördern, und sonst viele heilsame Wirkungen unter allen Ständen hervorzubringen. Freylich gründet sich dieser unser Urtheil, wie unsere vorhergehenden Urtheile über die andern Basedowschen Schriften dieser Art, hauptsächlich darauf, daß wir der Meynung sind, bey solchen Schriften, sie mögen nun an Eltern und Lehrer, oder an die Zöglinge gerichtet seyn, wäre der moralische Theil immer der vornehmste; wir meynen die Regeln der Klugheit bey der Absicht Neigungen zu erwecken, zu pflegen, zu

bekämpfen, auszurotten, kurz das Gemüth zu bilden. Die guten Lehren von der Ehrfurcht gegen Gott, dem Gehorsam gegen die Obrigkeit, der vernünftigen Achtung gegen alle Stände; der Menschenliebe, kurz der Tugend; sind bey aller Gelegenheit also angebracht, daß der Verstand dadurch unterrichtet, und das Herz davon eingenommen wird. Und wenn wir uns davon für überzeugt halten; so glauben wir recht daran zu thun, wenn wir — ohne bey jedweder Gelegenheit jedweden offenbaren, oder nach unserem Bedünken noch nicht völlig offenbaren Fehler solcher Bücher mit lebhafter Beredsamkeit zu rügen — dieselben mit Nachdrucke zum fleißigen Gebrauche und redlicher Prüfung empfehlen. Wenn wir uns bey diesen Grundsätzen irren sollten; wenn das Publikum den Ausspruch eines vor kurzem aufgetretenen überaus hitzigen Gegners des Herrn Basedows und unseres Urtheiles über sein Elementarbuch, unterschreiben sollte, daß lauter Kenntnisse, die ausser der Sphäre des Hrn. B. wären, nemlich Litteratur, Historie, Naturlehre und Mathematick, und diese allein, wesentliche Erfordernisse bey einem Unternehmen, wie das Basedowsche wären; wenn das Publikum eben also, wie dieser Richter über das moralische, solcher Bücher und über die psychologischen und übrigen philosophischen Einsichten des Hrn. B. spöttisch hiebey hinwegsehen, wenn es wird den Vorwurf ertragen können, daß B. die Religion von der Erziehung ausschlässe — denn wollen wir uns unsere glimpflichen Anzeigen und Empfehlungen der Basedowschen Bemühungen gereuen lassen, und glauben, daß wir die hübschen Prädicate von lieber Einfalt, heuchlerischer Menschenfurcht, Geize nach dem Namen eines Menschenfreundes, gänzlicher Ignoranz in der Pädagogick u. s. w. die unser Gegner uns beyleget, verdienet haben; welchem

diese

dictatorischen Privaturtheile wir bisher glaubten un-
ser eigenes Urtheil mit einigem Rechte entgegen setzen
zu dürfen. Denn da dieser Schriftsteller so gar zu-
versichtlich das Urtheil der Ignoranz in der Pädago-
gick über alle diejenigen fällt, die sich bisher für Herrn
B. erkläret haben, indem er ein ehrfurchtsvolles Vor-
urtheil für seine eigenen pädagogischen Einsichten da-
durch erwecket, daß er vielerley, was seine Erfahrungen
und sein Nachsinnen anbelangt, von sich bezeuget;
so müssen wir ihm doch sagen, daß unter denselben
ganz gewiß einige sind, die sich eben dessen vor dem
Publikum zu rühmen sich nicht entblöden dürften, so-
bald sie es schicklich fänden, und nöthig durch solche
Gründe ihre Urtheile zu unterstützen. — Doch wie
wir uns nie haben einfallen lassen, den Paladin des
Hr. B. zu machen (welcher sich ohne Zweifel bey die-
ser Gelegenheit ernstlich und ausführlich vertheydigen
wird, und in Ansehung wichtiger Punkte mit allem
Vortheile kann, und um seiner und seiner Freunde
Ehre willen muß) also haben wir um verschiedener
Gründe willen am allerwenigsten Lust mit dem Vor-
redner zum Chalotais einen Streit fortzusetzen, der
seiner Seits auf eine Weise angefangen worden ist,
die es beyden Theilen nöthig zu machen scheinet, ihn —
zu vergessen. Und verzeihen können wir ihm alles
hart angreifende, was er uns gesagt hat, um so viel
leichter, da es augenscheinlich ist, daß er im Affekte
geschrieben, in welchen ihn eine falsche Supposition
gebracht hat. Er nimmt an, der Recensent S. 393.
des XIV. B. dieser Biblioth. spräche allen denjenigen
die Bas. tadelten, und folglich auch ihm, schlechthin
den Namen eines rechtschaffenen Mannes ab. So
etwas macht freylich ungehalten; und thut noch mehr,
wenn man von einem hitzigen Temperamente ist. Aber
man suche einmal, wo der R. dieses gesagt hat? Es

 braucht

brauche doch wohl keine Auslegungskunst, um zu sehen, daß das Urtheil eingeschränket ist, auf einen gewissen Tadel, der — wir wiederholen es, und wissen gar zu wohl, daß wir keine Streiche in die Luft thun — bey einer so wichtigen Sache mit der Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe, nach unsern Begriffen, wahrlich nicht besteht. Basedown alles, was man bey redlicher Prüfung wider ihn zu erinnern hat, öffentlich zu sagen, halten wir nicht nur für recht: sondern wir sehen es auch wohl ein, daß es gut ist, wenn in einem Tone, den uns unsere, vielleicht bisweilen zum Fehler werdende, Schonung nicht gerne erlaubt, von andern manches gesagt wird. Unterdessen sehen wir auch dies deutlich genug ein, daß bey vieler Gründlichkeit, und vielem Rechte auf seiner Seite, wenn man zu gleicher Zeit die Gabe einer gewissen Beredsamkeit, und die Gabe lächerlich zu machen in einem hohen Grade besitzet, und gerne denselben sich überlässet, es gar leicht geschiehet, daß man zu weit geht, und die Wahrheit, die in der Mitte ist, verfehlet. Doch auch hierüber wollen wir itzt, nicht weiter richten. Und — um etwa nicht mit trübseligen oder weinerlichen Empfindungen, die bey diesem Vorfalle im Ganzen genommen unsere Empfindungen eben nicht waren, auch unsern Leser nicht von uns zu lassen — wollen wir unsere Meynung nochmals kürzlich mit den Worten eines angesehenen Schriftstellers unserer Zeit zusammen fassen:

Ein jeder esse, was ihm schmeckt,
Und jeder zahle seine Zeche.

C.

XI.

XI.

Johann Friedrich Hähns Predigten. Erste Sammlung. Berlin, im Verlag der Real-Schul-Buchhandlung, 1771. 8. 586 Seiten, Andere Sammlung, nebst einem Anhang von den guten Wirkungen des Krankenbettes, 599 Seiten, nebst 2 Bogen Vorrede.

Die mehresten darunter sind von dem Herrn Abt H. vor 15. bis 20. Jahren zu Berlin in Einfalt und Schwachheit, wie er sagt, gehalten worden, auch größtentheils schon einzeln gedruckt gewesen. Weil sie aber nicht mehr zu haben waren und gleichwohl viel gläubige Seelen, die dadurch erweckt worden, ihren abermaligen Abdruck inständigst gewünscht und den V. darum angelegen haben, so hat er sie der Realschule in Berlin zum besten zusammendrucken lassen. Hr. H. war in seinen damaligen Umständen mit einer Menge von Schulgeschäften überhäuft und hatte wenig Zeit, sich auf seine öffentlichen Kanzelvorträge gehörig zuzubereiten; daher muß man es ihm nicht verdenken, wenn er sich in einer Predigt über vielerley Materien ausbreitet, Sachen herbeyziehet, die von der eigentlich vorzutragenden Materie viel zu entfernt sind, aus dem Texte Dinge heraus erklärt, die eigentlich gar nicht darinn liegen und woran die biblischen Verfasser nie gedacht haben, blos darum, weil er sie seiner Meynung nach erbaulich findet; wenn er z. B. den 20ten Psalm auch auf den Meßias deutet, auf den sich nach gesunden Auslegungsregeln nicht eine Sylbe daraus deuten läßt, und

dann sagt: „Dieses vorausgesetzt, so wird die Re„densart in unserm Text: im Namen des Herrn „werfen wir Panier auf, soviel bedeuten, Jesum, „das rechte Panier, das Zeichen, dem widersprochen „wird, Luc. 2, 34. sich zu seinem Heil und Zeichen „auszusetzen, sich Haufenweise bey ihm unter sein „Kreutz- und Blutfähnlein einzufinden, sich ihm zu „ergeben, und es so zu machen, wie es die Männer „dorten gegen David machten.„ (S. 16. 2te Samml.) Eben so schonend muß man davon urtheilen, wenn er in einer Predigt hundert Sprüche aus der Bibel anführt, ohne dem Zuhörer die schweren und dunkeln darunter mit ein paar Worten gehörig zu erklären; wenn er selten über eine Religionswahrheit in deutlichen und bestimmten Begriffen denkt, sondern mehrentheils in den gangbaren Metaphern und Bildern zu den Leuten spricht, oder viel Wiederholungen und Tautologien anbringt; kurz wenn er alles, was ihm Gedächtniß und Einbildungskraft aus der Bibel oder dem Gesangbuche ins Gemüth bringen, zusammennimmt, um anderthalb bis zwo Stunden hinter einander wegzusprechen. An einem andern, der mehr Zeit auf seine Vorträge wenden könnte und aus Gewissenspflicht sollte, würde so eine Art zu predigen eben nicht zu billigen seyn. Aber ein Mann, der kaum bisweilen ein paar Stunden vorher auf seinen Vortrag denken kann, verdient entschuldiget zu werden, wenn er es so macht, denn es bleibt ihm fast nichts anders übrig. Was aus dem Stegegreife geredet wird, kann unmöglich so gut gewählt seyn, als was der Prediger vorher wohl überlegt, genau durchgedacht oder aufgeschrieben hat, und die Weitschweifigkeit ist für den, der viel und vielerley reden will, kaum zu vermeiden. Ob freylich mit solchen Predigten, wenn sie erst nachher zum Druck aufgeschrieben

wer-

werden, nicht die nöthige Ausbesserung vorzunehmen wäre, das ist eine andere Frage; wiewohl es bey Hrn. H. überflüßig zu seyn scheint, weil allenthalben, wo er nur predigt, die Gläubigen in den christlichen Gemeinden doch ohnedies durch seine Vorträge erweckt werden und ihm in Menge zufallen. Indessen wundert uns, wie der Hr. Abt soviel davon erzählen könne, daß der heilige Geist, nachdem er sich vorher auf seine Knie geworfen und zu Gott gebetet, ihm darauf recht merklich schöne Aufschlüsse in den Text, und während des Predigens gerade das nothwendigste und nützlichste darüber zu reden gegeben habe. Er wird doch keine Art von übernatürlicher Inspiration bey dem predigen annehmen, wie man fast daraus schliessen sollte. Von einem Prediger, der erweislich falsche und unrichtige Auslegungen seines Textes macht, der seine eigene Vorstellungen, so gut er es auch damit meynt, weil er es nicht besser einsieht, in denselben hinein trägt, und so mancher Schriftstelle diesen oder jenen beliebigen Sinn giebt, wie er ihn just zu seinem Zweck braucht, von dem zu glauben und zu sagen, daß Gott ihn besonders erleuchtet und getrieben habe, würde ich meines Theils der Ehre des heiligen Geistes sehr nachtheilig finden. Ich denke, ein jeder rechtschaffener Prediger wird wohl niemals die Kanzel betreten oder verlassen, ohne vor- und nachher sein Herz zu dem Gotte der Wahrheit, dessen Erkenntniß und Verehrung er befördern soll, in der Stille zu erheben. Ich sehe aber nicht ein, wozu es nutzt, daß man das Publikum so umständlich benachrichtiget, wie, wo, wann und was man gebetet habe. Wenn man sich gleich damit nicht rühmen will, (denn welcher bescheidene, geschweige fromme Mann wird aus Ruhmsucht soviel von sich selbst reden?) so läßt es doch so, als ob man es wollte, und auch dergleichen Schein meidet man gerne. Ueber-

Herdies kann es zufälliger Weise Schaden thun, wenn ein Prediger von den Wirkungen seines verrichteten Gebets und von dem merklich empfundenen Beystande des heil. Geistes gar zu viel spricht. Darf man, um mit Effekt zu predigen, nur blos vorher beten, und empfängt man darauf die Salbung vom heiligen Geiste, so wird jeder ungescholtene Laie den Lehrstuhl in der Kirche zu besteigen, sich erdreisten dürfen, denn beten kann er auch; so wird die Ausarbeitung und das Aufschreiben einer Predigt auch für den, der wohl Zeit dazu hat, überflüßig seyn. Das werden denn faule Kandidaten und Prediger, welche denken: beten sey leichter als studiren, sich sehr gern zu Nutze machen und wenig Fleiß auf ihre Vorträge wenden; nicht zu gedenken, daß alsdenn gar leicht ein Geist der Schwärmerey in die Köpfe der Prediger fahren könnte, der der Sache Gottes und des Christenthums äusserst nachtheilig seyn würde.

Indessen wollen wir damit dem Werthe der Nachrichten, so uns Hr. H. in der Vorrede zur 2ten Samml. von den merkwürdigen Wirkungen und manchen ausserordentlichen Folgen seiner in Einfalt und Schwachheit gehaltenen Predigten, giebt, im geringsten nichts entziehen. Es sind Thatsachen, die er meldet, und der Hr. Abt ist ein glaubwürdiger Mann. Die Geschichte der Denkpredigt auf den Sieg der Preußischen Armee bey Lowositz in Böhmen, die er in der Marienkirche zu Berlin im Jahr 1756. mit vieler Salbung gehalten hat, ohnerachtet er vorher sehr wenig darauf hatte denken können, und noch dazu einige Stunden vorher durch heftiges Blutspucken äusserst war entkräftet worden, wird in gedachter Vorrede besonders nach ihren kleinsten Umständen beschrieben, und ist wohl gewiß die einzige in ihrer Art. Wer sollte wohl glauben, was diese Predigt, ausser den in

der

der sehr voll Menschen gewesenen Kirche hervorgebrachten Rührungen der Gemüther, noch für grosse Folgen gehabt habe. Der Umstand ist zu merkwürdig und wird einmal eine zu wichtige Anekdote in der Brandenburgischen Geschichte seyn, als daß wir ihn übergehen könnten. Hr. H. sendete eine gute Anzahl Exemplare von dieser gedruckten Predigt an das Regiment Gens d'Armes nach Schlesien. Der verstorbene Geh. Finanzrath v. Beggerow empfieng auch einige. Beggerow gab ein Exemplar an den Feldmarschall Schwerin. Schwerin laß die Predigt zweymal bedächtlich durch und blieb, wie ihm jener gemeldet, bey den Noten und Exempeln der alten römischen Feldherrn, die der V. bey Gelegenheit des Panier aufwerfens aus dem Livius angeführt hatte, oft lange stehen; äusserte auch, daß man solche Exempel den itzigen Kriegsleuten noch fleißig zu ihrer Encouragirung vorhalten sollte. „Da nun bald „darauf den 6ten May die Schlacht bey Prag vor„fiel, und dieser tapfere Feldherr auch versuchte, was „die alten römischen Feldherren so oft mit erwünschtem „Erfolg versucht: so steht zu vermuthen, daß ihm „die in der Predigt befindlichen Noten in Erinnerung „gekommen, und er auf das bekannte heroische Unter„nehmen gerathen, die Königl. Truppen mit der Fahne „in der Hand selbst anzuführen, und sie dadurch zu „gleichem Heldenmuth in der größten Gefahr anzu„feuern.„ Dem sey wie es wolle, sagt Hr. H., so bleibt es mir doch immer eine Begebenheit, welche alle Aufmerksamkeit verdienet. Freylich wenn man bedenkt, wie viel auf den Ausgang der Schlacht bey Prag ankam, so könnte man sagen, daß da die grossen Folgen davon der Hähnschen Predigt mit zugeschrieben werden müssen, der Hr. Abbt Hähne, eben

 so

so gut dieser Predigt wegen auch eine marmorne Statue verdiene.

Den Inhalt der sämtlichen zwanzig Predigten, davon jede ziemlich starke Sammlung doch nur zehen enthält, haben wir wohl nicht nöthig hier zu verzeichnen. Die Gläubigen im Lande werden sie gewiß durch uns nicht erst kennen lernen und ohne dies mit beyden Händen darnach greifen. Der bey der aten Sammlung befindliche Anhang verewiget die sonst schon bekannte Geschichte des seligen Endes des Obersten von Bardeleben, der Gräfin von Brees und des Hrn. von Beggerow.

Ab.

XII.

Die Inoculation der Liebe. Eine Erzählung. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1771. 70 Seiten in kl. 8.

Die Scene, bey welchen die Erzählung anfängt, ist bey Mainz; da lebte ein altes, geiziges, stiftmäßiges Skelet von Adel. Aus Liebe nicht, sondern aus Raubsucht kam er auf den Einfall, sich mit einer Art von Drachen, die ihm zwo Tonnen Golds einbrachte, zu vermählen. So wenig man auch diesem Paar gute Kinder prophezeihte, so zeugte es doch ein liebes Mädchen, bey dessen Geburt die Mutter starb. Der geizige Vater, beängstiget über die Kosten des Begräbnisses, und durch den Nachlaß zerstreut, bekümmerte sich um nichts weniger, als um sein hülfloses Kind; indessen nahm eine mitleidige Bauersfrau es für ein geringes Kostgeld zur Ernährung an, und unterrichtete es in dem, was sie wußte. Nach einer Zeit von funfzehn Jahren, da das Fräulein

lein nun hübsch, und groß, und empfindlich war, ließt es einst in den Zeitungen von Dimsdal, dem Blatterimpfer, und wie vielen Mädchen er die Reitze der Natur erhalten hätte. Die Alte will nichts davon wissen; vielmehr klagt sie über den Schaden der Blattern, den sie selbst erlitten, und unter diesen Klagen bemerkt erst Karolinchen die traurigen Spuren davon im Gesicht der Pflegemutter, und fängt an für ihre eigene Schönheit besorgt zu werden, deren sie sich eben jetzt bewußt wird. Diese Stelle scheint uns eine der schönsten in diesem Gedicht zu seyn; die Poesie hebt sich so sanft, wie die erste süsse Empfindung des unerfahrnen Mädchens von seinem Liebreitz, und das Gleichniß von der Pfirsich ist eben so treffend als neu.

— Wie die Pfirsich nichts von ihrer Güte weis,
Wenn sie auf der Natur Geheiß
Sich färbt, mit Woll' umzieht, und endlich süßgefüllet
Der Lüsternheit entgegenschwillet;
So war bisher auch Fräulein Karolinen
Ihr eigner Werth noch unbewußt.
Sie tändelte noch nicht mit ihrer Schwanenbrust,
Und dachte nicht daran, durch schlaugewählte Mienen
Den Ruhm der Schönheit zu verdienen.
Mit sich noch unbekannt, und kaum von sich gesehn,
War sie in stiller Anmuth schön.
Doch jetzt, da sie mit ihren feinen Zügen
Der Alten Häßlichkeit verglich;
Jetzt, da ihr Geist mit heimlichen Vergnügen
Des Körpers Lilien beschlich;
Da ihr geschärfter Blick mit lüsternem Bedachte
Die neuen Gegenden durchlief:
Fuhr manche Ahndung auf, und manche Sorg' erwachte,
Die still bisher in ihrem Schooße schlief.

Was soll sie thun? Sie wagt es endlich, ihren Vater um die Wohlthat der Einimpfung zu bitten; hart-

„wohl keiner von dieser Schuld in Ewigkeit frey
„machen.„

So wenig sich der V. die philosophischen Begriffe der wahren Vollkommenheit, nach welcher der Mensch streben soll, bekannt gemacht hat, so wenig muß er die in der h. Schrift angegebenen Principien der Moral sorgfältig studiert haben. Er meynt, Hr. B. wäre den Beweis, daß die Bibel beyde oben erwähnte Principien miteinander verbände, schuldig geblieben. Seltsamer Mann! sollte denn der Rec. zu seiner Belehrung ein ganzes Buch schreiben? Fiel ihm denn nicht das bekannteste Gebot ein: Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst? Und wiederum: Alles was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen? Wer nach dieser biblischen Grundregel unsers Verhaltens gegen andere handeln soll, der muß doch wohl bey vorkommenden Fällen diesen Vernunftschluß machen: Was ich nach der eigenen Liebe, die ich zu mir selbst trage, gern habe, das haben andere auch gern, darum soll und will ich es ihnen erweisen. Erinnerte sich der V. nicht, daß wir in der heiligen Schrift so oft ermuntert werden, darum den Geboten Gottes zu folgen, weil sie für uns selbst gut und nützlich sind? Ich dächte ein sorgfältiger Schriftforscher müßte unzähliche Stellen dieses Inhalts darinn gelesen haben.

Hiermit fällt denn alles von selbst dahin, was er gegen die bisherige von ihm unvernünftig und ungesund gescholtene Moral vorbringt. §. XXV. beschuldigt der V. Hrn. B., er habe S. 134. der Recension die unredliche Absicht gehabt, ihm grobe absurda aufzubürden, als wenn er, der V., die Liebe gegen Gott vor der Erkenntniß desselben wollte vorher gehen lassen. Er leugne nur, daß die bloße Erkenntniß Gottes ohne Liebe zu ihm uns glückselig mache. Dies

hat

hat seine Richtigkeit, gilt aber auch nur von einer lediglich symbolischen und spekulativen Erkenntniß Gottes. Sobald sie aber lebendig und anschauend ist, sobald wirkt sie unmittelbar in der Seele des Menschen, das höchste Wohlgefallen an Gott und die ehrerbietigste Zuneigung zu ihm. Dann läßt sich aber niemals sagen: „die wahre Liebe gegen Gott sey der „Grund, wodurch uns seine Erkenntniß beglückseligen „kann„, sondern es bleibt der Natur der Sache nach ewig wahr, daß unsere lebendige, intuitive Erkenntniß Gottes sich zu unserer Liebe gegen ihn sich verhalte wie das principium zum principiato.

Was der V. §. XXVI. von dem Unterschiede zwischen gemeiner und mystischer Theologie, deren jene Gott zu einem eigennützigen, von der Kreatur dependenten Wesen machen, diese ihn aber als ein höchst gerechtes, independentes, weises und höchst liebreiches Wesen vorstellen soll, anbringt, ist seltsam genug. Wir finden aber unnöthig etwas darauf zu antworten, da es auf lauter Mißverstand, Verworrenheit der Begriffe und Mangel der Einsicht in die von dem V. so genannte gemeine Theologie beruhet. Haben denn alle Theologen, ausgenommen die Mysticker, bisher gelehrt, daß Gott von seinem Geschöpfen abhange? daß er keinen andern Dienst als einen sklavischen und eigennützigen von ihnen verlange? Und sind nur die mystischen Gottesgelehrten diejenigen, welche lehren, „daß Gott alle Dinge ohne allen eigenen Vortheil „hervorgebracht habe, daß er uns nicht um seines „Vortheils willen glückselig machen will, und ein ver„nünftiges Geschöpf nicht anders in einer wahren Ver„einigung mit Gott seine Glückseligkeit finden könne?„ (S. 63.) Noch kein verständiger Mensch hat dieses je geläugnet. Worüber disputirt denn der sich alle Augenblick widersprechende V.? Entweder er muß gar

Die dähnt sich aus, und gähnt empor,
Und lößt, das ist nicht auszuhalten,
Die Schleifen auf — Gut, gut! ich wünsche wohl
zu ruhn;
Ich hab' auch anderwärts zu thun.

der muthigere Ritter, froh über seine Jugend, den May und den Morgen, entschließt sich zur Vollendung der Wundercur, den entscheidenden Besuch bey seiner geliebten Kranken abzulegen; beyde ergeben sich stärkern Liebkosungen, worüber das Fräulein so ohnmächtig wird, daß er sie in eine nahe Jasminlaube bringt, die ihr die Alte ehmals gepflanzt hatte, nach der Gewohnheit des Dorfs, wo jedes andere Mädchen ihr Bäumchen und seine Schatten hatte. Hier vergessen sie unter dem Genuß der Liebe die Zeit und den Mittag; noch immer ungelegen kommt die erwachte Alte, gaft die zufriedene Schöne mit der Brille an, fragt, ob es besser sey, hört es aus ihrem beredtern Munde, und glaubt es einfältig und recht. Indessen eilt der geschickte Arzt, um seine curirte Schöne vor dem Rückfall zu bewahren, zu ihrem Vater, hält um sie an, und empfängt sie unter Bedingungen, die sich von seinem Charakter erwarten lassen.

Kein Hemd und neues Kleid, mit einem Worte, nichts,
Als nur die Mitgift des Gesichts
Und das, was ihr noch sonst als Mädchen zugehörte —
So sprach er: Ja! und gab ihm zum Verkauf
Sein Ehrenwort, und seine Hand darauf.

Gleich läßt er Karolinchen holen; beschämt sieht sie den Ritter, und hurtig sagt sie: Ja! Geschwind geht das Uebrige vor sich, weil der Vater befürchtet, der Kauf möchte zurückgehen. Hierauf wird die Hochzeit und die schon etwas beraubte Brautnacht gefeyert.

Wie süß ist nicht sein Schlaf! auch unsre Karoline
Liegt neben ihm in der zufriednen Miene,

In der wohl jede Frau beruhigt und vergnügt
Nach einer schweren Krankheit liegt.

Aus dieser etwas ausführlichen Anzeige des Plans wird man von der Schönheit dieses Gedichts urtheilen können. Die Erfindung hat Neuheit, und das, was man schon bey der Wilhelmine bemerkte, (denn man erkennt leicht den Herrn von Thümmel als den V.) nemlich das Anpassende auf einheimische Sitten. Zwar sieht man hier keine sonderliche Intriquen; aber die Erzählung geht mit Leichtigkeit in der ganzen Anlage, mit einer ungezwungenen Verbindung, und mit Anmuth, ohne weitgesuchte Umwege, in einer schönen Einfalt fort; der Ton bleibt immer der Materie angemessen, und die Versifikation hat die lieblichste Harmonie. Die kleinen Episoden sind alle an ihrer Stelle sehr glücklich angebracht, und voll Naivität und feiner satyrischer Züge, die wir aber in der Anzeige des Plans übergehen mußten; sie machen die Erzählung munterer und unterhaltender; nur scheint uns die S. 36. 37. 38. so schön sie auch ist, für die Anordnung des Ganzen etwas zu lang. So deucht uns auch, daß das Gleichniß S. 40. von der Ehrie nicht edel genug ist, und das S. 48. vom Columb kommt uns ebenfalls nicht passend und zu gesucht vor. Ueber einige Kleinigkeiten, die vielleicht noch hin und wieder zur Verschönerung hätten eingeflochten werden können, bescheiden wir uns, gern unsre Meynung zurück zu behalten; weil jedes Genie in solchen Dingen frey seinen Weg gehen muß. Man sieht, daß der V. dieses Gedichts sich als ein glücklicher Nebenbuhler des H. Wieland zeigt, aber doch als Original sich von ihm unterscheidet; und dies auch darinn, daß er die Mythologie gar nicht braucht, und die Scenen der Wollust mit einem mehr bescheidenen Schleyer überzieht. — Der typographische Theil dieses Gedichts

ist

ist mit einigen feinen Verzierungen des Grabstichels veranstaltet.

Kz.

XIII.

Der sich stark dünkende Berliner Philosoph in seiner Schwachheit.

Ne sutor ultra crepidam!

Frankfurt und Leipzig, 1770. 8. 94 Seiten.

Gründliche Belehrung der Danziger Herren Theologen in einigen der vornehmsten Wahrheiten des Christenthums und der gesunden Vernunft. Von dem holländischen Feldwaibel Philortho und seinem Freunde Philotheoro. Frankfurt und Leipzig, 1770. 8. 80 Seiten.

Ein Paar Verantwortungsschriften eines und ebendesselben V. gegen unsre Bibliothek und die Danziger theol. Nachr. Was gemeiniglich ein sich beleidigt glaubender Autor gegen Recensenten, die seine Sachen nicht durchaus beyfallswürdig gefunden haben, zu sagen pflegt, nemlich sie wären unredlich, partheyisch und der Sachen unkundig gewesen, das sagt der V. dieser Tractätchen auch. Er hatte im Jahr 1764. unter dem Titel: Widerlegung zweyer der heutigen größten Geister rc. drey Schriften wider Hrn. Geh. R. Darjes und Hrn. Abt Schubert herausgegeben. Diese sind in der allg. d. B. III. B. 1 St. 230 S. von einem unserer Mitarbeiter, der sich damals B. unterzeichnete, beurtheilet worden. Die Leser belieben die Recension nachzuschlagen und durch-

durchzulesen, wenn ihnen daran gelegen ist. Mich dünkt, man kann das gute und schlechte in einem Buche nicht unpartheyischer und billiger anzeigen, als solches von dem damaligen Rec. geschehen ist, und dem Autor muß der kleinste Tadel an seinen Werken verdrießlich fallen, der gegen eine solche Recension gleich einen ganzen Tractat schreibt. Doch der V. ist nicht blos verdrießlich, daß man einige Erinnerungen gegen seine Schriften gemacht hat; er ist böse, daß man ihn einen philosophischen Mysticker, wofür er sich doch selbst bekennt, genannt, und an seiner Schreibart das unfreundliche, rauhe und räzelhafte ausgesetzt hat, welches ihr doch eigen ist, wie der Rec. in aller Demuth zu bekräftigen sich unterstehet. Es konnte also wohl nicht fehlen, daß er den Verfassern der Bibl. entdecken mußte, was er wider sie auf dem Herzen hatte, wie sie als kleine, mittelmäßige und des Schriftrichteramts unfähige Leute, die man nur zu den Crethi und Plethi der Gelehrten rechnen müßte, sich nach dem bekannten Spruche des Apelles nicht hätten erdreisten sollen, von den Schriften eines so großen, Grundgelehrten Mannes, als er, zu urtheilen. Dies soll der ohnfehlbar zu unserer Demüthigung sehr scharfsinnig gewählte prahlerhafte Titel anzeigen, auf dem er Hrn. B. eben sowohl einen Hamburger oder Frankfurter Philosophen hätte nennen können, wie er ihn den Berliner nennt, wenn er nicht wie viele Leute ohne Grund geglaubt hätte, daß die a. d. B., deren Verleger und Herausgeber in Berlin wohnt, auch von lauter dortigen Gelehrten zusammen geschrieben würde. Da wir unsere Bibliothek ungerne zu einem Schlachtfelde mit den über uns schwierigen Schriftstellern machen, so können wir uns unmöglich entschließen, ihm auf alle seine Einwendungen gegen die oben genannte Recension zu antworten; sondern wollen uns begnü-

gen, nur einige Anmerkungen darüber her zusetzen, legt es uns der V. als ein Soldat und ein Kriegesmann von Ehre, der keine Ausforderung zum Duell auch über eine zugefügte eingebildete Beleidigung abweisen muß, zur Poltronnerie aus, daß wir nicht aufs Collet mit ihm gehen wollen, so wollen wir uns das gerne gefallen lassen. Dem Zuschauer wird es immer lieber seyn, wenn unsre Sache auf einen Gang ausgefochten werden kann.

Zum Zeichen, wie aufmerksam wir seine ganze Schrift gelesen, welches H. B. bey dem recensirten Buche nicht soll gethan haben, wollen wir gleich S. 17. einen wichtigen Druckfehler anmerken. Da steht: Ein gewisses Merkmal eines vernünftigen Philosophen (und der Zusammenhang giebt, daß es eines unvernünftigen Philosophen heißen soll, ob dieser gleich eine contradictio in adjecto ist.)

Die Hauptsache, worüber der V. mit seinem Rec. nicht einig ist, betrift die Frage: Welches von beyden das wahre Principium des Naturrechts und der gesunden Moral sey, perfice te ipsum? oder perfice bonum publicum societatis humanae? Der V. sagt; „das erste ist es niemals und kann es durchaus „nicht seyn, denn das würde die Menschen eigennützig „machen, und sie als eigenliebige Thoren in allen Fäl„len handeln lehren. Das allgemeine Beste der „menschlichen Gesellschaft muß allein der höchste und „letzte Endzweck eines moralischen Menschen (ohne „Rücksicht auf die Religion) bey seinen Handlungen „seyn, folglich das zweyte Principium zur Grundre„gel des Naturrechts und der Moral angenommen „werden.„ Hr. B. hatte dabey angemerkt: „Das „Naturrecht bedarf nach seinen Grenzen keines an„dern Grundsatzes, ja es ist keiner so allgemein ver„bindlich als der: perfice te. Mit den unvollkom-

„me-

„menen Pflichten, die uns die Moral lehren soll, ver-
„hält es sich unsers Erachtens anders u. s. w. Beyde
„Principien müssen mit einander verbunden werden,
„wie es in der h. Schr. geschehen ist. „ *) Nichts
kann richtiger seyn als dieses. Allein der V. fährt
fort gegen das perfice te als gegen ein Principium
des schädlichsten und schändlichsten Eigennutzes, wel-
ches alle innerliche Rechtschaffenheit und Tugend auf-
höbe, zu argumentiren. Er nimmt es aber in einer
Bedeutung, worinn es weder sein Rec. noch irgend
ein verständiger Moralist, er mag sich nach Wolf
oder Darjes, oder sonst jemanden nennen, je genom-
men hat. Wenn man dem Menschen sagt: Mache
dich vollkommen, so soll das seiner Meynung nach
so viel heißen, als: S. 23. „Mensch! folge deinen
„thierischen Trieben, befriedige sie wo und wie du
„kannst, denn alles ist in der Welt blos um deinet-
„willen da. Wähle dir diese, aber nicht die Ver-
„nunft zu deiner Leiterin. S. 28. Worinn du deine
„Vollkommenheit setzest, es sey Wollust, oder Hoch-
„muth, oder Geldgeiz u. s. w. Das suche dir, wie
„du weißt und kannst, zu verschaffen. Verbirg deine
„Neigungen nur vor den Leuten, wenn du siehest,
„daß du deinen Absichten entgegen handeln würdest,
„wofern sie solche merkten. S. 29. Alles, was du
„thust und thun sollst, das thue nur um deines Vor-
„theils willen; wo der nicht vorhanden ist, etwa um
„das Elend und den Untergang aller andern Men-
„schen abzuwenden, da rege keinen Finger. S. 38.
„Dies ist blos thierisch, schließt er weiter. Nach
„dieser Meynung soll ich meine Vernunft nicht brau-
„chen, die Neigungen und Triebe, die sie mir einge-
„flößt, zu erfüllen; sondern ich soll meine Vernunft
„nur anwenden, die Triebe meiner verderbten und

Aa 2 „thie-

*) Siehe am oben angeführten Orte.

„thierischen Natur zu sättigen.„ Allein wer hat denn den V. gelehrt, dem Wolfianer so seltsame Begriffe von dem, was an einem Menschen Vollkommenheit ist, unterzuschieben? Wer heißt ihn sinnliche Begierden und vernünftige Triebe, die sich auf deutliche Erkenntniß des guten und bösen gründen, für einerley halten? Scheingüter und wahre Güter mit einander verwechseln? Wer den Menschen nach der Vollkommenheit streben heißt, der weiset ihn eben damit an, in seinen Handlungen nicht den sinnlichen und thierischen Trieben, sondern der Vernunft und dem Gewissen zu folgen; nicht die Dinge, die ihm eine kurze vergängliche Lust für sein animalisches Gefühl gewähren, sondern das, was ihm als einem verständigen, moralischem Wesen zum dauerhaften Vergnügen gereicht, zu seinem höchsten, aller Bestrebung würdigem Gute zu machen; denn dieses allein bringt die Gedanken, Neigungen, Begierden und Entschließungen einer menschlichen Seele in eine holde, glückselige Uebereinstimmung, oder vervollkommet sie. Ueberwiegende Liebe zur göttlichen Wahrheit und Tugend; unverbrüchliche Achtung für alles, was Gottes Ordnung, Recht und Gesetz mit sich bringt; Regelmäßigkeit der Sitten; Mäßigung und Verleugnung jeder sinnlichen Begierde, wenn Vernunft und Gewissen dawider sind, deren Beförderung bey dem Menschen die philosophische und christliche Moral zum Zweck hat, machen seine sittliche Vollkommenheit aus. Wer sich von der Begierde nach sinnlichen Wollüsten, nach eiteln Vorzügen und irrdischen Glücksgütern regieren läßt, der ist ein ganz sinnlicher Mensch, und von der moralischen Vollkommenheit weit entfernt. In der Seele eines solchen Menschen geht denn freylich alle patriotische Tugend verlohren, er lebt zum Schaden der Gesellschaft, deren Wohl ihn gar nicht in-

interessirt. Aber bey diesem moralisch guten und nach der Vollkommenheit strebenden Menschen ist es gerade umgekehrt. Sein eigen Wohl und das beste seiner Mitbürger sind ihm gleich wichtig. Der Trieb, das eine wie das andere zu befördern, ist vom Schöpfer gleich tief in seine Seele gepflanzt, und wird durch Vernunft und Religion in ihm erweckt und unterhalten. Er liebt und beglückt sich selbst wie seine Mitbürger, und seine Mitbürger, wie sich selbst. In eben dem Maaße, in welchem er moralisch vollkommner wird, in eben dem Maaße macht er sich auch gemeinnütziger; und je gemeinnütziger er wird, desto moralisch vollkommner wird er selbst. Er würde der vollkommene, rechtschaffene Mann nicht seyn, der er ist, wenn er kein Patriot wäre; und wiederum kein uneigennütziger Patriot, wenn er keine vollkommene Rechtschaffenheit besäße. Eben weil ihm diese eigen ist, opfert er denn seine äusserliche Vortheile, Glücksgüter und Vorzüge in der Welt dem allgemeinen Wohl seiner Mitbürger gerne auf. Wenn es aber darauf ankäme, durch eine unmoralische Handlung, z. B. durch Verrätherey, Betrug und Meineyd, das Glück einer halben Welt zu machen, so kann er sich schlechterdings nicht dazu verstehen; denn in diesem Fall ist die Pflicht, durch keine Verletzung des Gewissens seiner sittlichen Vollkommenheit zu schaden, höher als die Pflicht, seinen Mitbürgern nützlich zu seyn. Die Liebe gegen andere muß da der Liebe zu seiner eigenen höchsten Wohlfarth durchaus nachstehen. — Diese sehr bekannte Sachen müssen dem V. ganz fremde seyn, sonst hätte er unmöglich S. 28. schreiben können: „Die Lehrer von dieser Art Moralen (gegen die er streitet) sind noch eine richtige und deutliche Erklä„rung, was eine wahre Vollkommenheit ist und seyn „soll, zu geben schuldig geblieben und wird sich auch

 „wohl

„wohl keiner von dieser Schuld in Ewigkeit frey
„machen.„

So wenig sich der V. die philosophischen Begriffe der wahren Vollkommenheit, nach welcher der Mensch streben soll, bekannt gemacht hat, so wenig muß er die in der h. Schrift angegebenen Principien der Moral sorgfältig studiert haben. Er meynt, Hr. B. wäre den Beweis, daß die Bibel beyde oben erwähnte Principien miteinander verbände, schuldig geblieben. Seltsamer Mann! sollte denn der Rec. zu seiner Belehrung ein ganzes Buch schreiben? Fiel ihm denn nicht das bekannteste Gebot ein: Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst? Und wiederum: Alles was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen? Wer nach dieser biblischen Grundregel unsers Verhaltens gegen andere handeln soll, der muß doch wohl bey vorkommenden Fällen diesen Vernunftschluß machen: Was ich nach der eigenen Liebe, die ich zu mir selbst trage, gern habe, das haben andere auch gern, darum soll und will ich es ihnen erweisen. Erinnerte sich der V. nicht, daß wir in der heiligen Schrift so oft ermuntert werden, darum den Geboten Gottes zu folgen, weil sie für uns selbst gut und nützlich sind? Ich dächte ein sorgfältiger Schriftforscher müßte unzähliche Stellen dieses Inhalts darinn gelesen haben.

Hiermit fällt denn alles von selbst dahin, was er gegen die bisherige von ihm unvernünftig und ungesund gescholtene Moral vorbringt. §. XXV. beschuldigt der V. Hrn. B., er habe S. 134. der Recension die unredliche Absicht gehabt, ihm grobe absurda aufzubürden, als wenn er, der V., die Liebe gegen Gott vor der Erkenntniß desselben wollte vorher gehen lassen. Er leugne nur, daß die bloße Erkenntniß Gottes ohne Liebe zu ihm uns glückselig mache. Dies

hat

hat seine Richtigkeit, gilt aber auch nur von einer lediglich symbolischen und spekulativen Erkenntniß Gottes. Sobald sie aber lebendig und anschauend ist, sobald wirkt sie unmittelbar in der Seele des Menschen, das höchste Wohlgefallen an Gott und die ehrerbietigste Zuneigung zu ihm. Dann läßt sich aber niemals sagen: „die wahre Liebe gegen Gott sey der „Grund, wodurch uns seine Erkenntniß beglückseligen „kann„, sondern es bleibt der Natur der Sache nach ewig wahr, daß unsere lebendige, intuitive Erkenntniß Gottes sich zu unserer Liebe gegen ihn sich verhalte wie das principium zum principiato.

Was der V. §. XXVI. von dem Unterschiede zwischen gemeiner und mystischer Theologie, deren jene Gott zu einem eigennützigen, von der Kreatur dependenten Wesen machen, diese ihn aber als ein höchst gerechtes, independentes, weises und höchst liebreiches Wesen vorstellen soll, anbringt, ist seltsam genug. Wir finden aber unnöthig etwas darauf zu antworten, da es auf lauter Mißverstand, Verworrenheit der Begriffe und Mangel der Einsicht in die von dem V. so genannte gemeine Theologie beruhet. Haben denn alle Theologen, ausgenommen die Mysticker, bisher gelehrt, daß Gott von seinem Geschöpfen abhange? daß er keinen andern Dienst als einen sklavischen und eigennützigen von ihnen verlange? Und sind nur die mystischen Gottesgelehrten diejenigen, welche lehren, „daß Gott alle Dinge ohne allen eigenen Vortheil „hervorgebracht habe, daß er uns nicht um seines „Vortheils willen glückselig machen will, und ein ver„nünftiges Geschöpf nicht anders in einer wahren Ver„einigung mit Gott seine Glückseligkeit finden könne?„ (S. 63.) Noch kein verständiger Mensch hat dieses je geleugnet. Worüber disputirt denn der sich alle Augenblick widersprechende V.? Entweder er muß gar

 kein

kein altes oder neues theologisches Buch gelesen haben, oder er muß nicht genugsam überlegen, was er schreibt. Das übrige übergehen wir mit Stillschweigen, da es sich der Mühe nicht belohnt, mit einem Manne darüber zu streiten, der die menschliche Natur so sehr obenhin studiert hat, und niemals genugsam unterscheidet, welche Neigungen und Triebe derselben im Grunde gut sind, und wesentlich zu ihr gehören, weil der Schöpfer selbst sie so tief in unsre Seele gelegt hat, und welche durch die freywillige Schuld des Menschen verderbt worden.

Am wenigsten haben wir Lust uns auf den Inhalt der angezeigten, unter angenommenen Namen gegen die Danziger Herren Theologen ausgefertigten Bogen, einzulassen. Wir haben weder die von diesen Herren recensirten Schriften der B., welche den Verlegern strafbarer Weise unter dem ohne ihr Vorwissen veränderten Titel: Der Philosophen zu Sanssouci gegründete Sittenlehre des Teufels, zum Entwurf einer reinen Moral ans Licht gestellet rc. rc. drucken lassen, noch die Recension selbst gelesen und mögen sie auch nicht lesen. Wem daran gelegen ist, mag beydes mit einander vergleichen und gegen diese Bogen halten. So wenig wir auch durchgängig mit den Hrn. Danzigern einerley Meynung sind, und noch weniger in des B. Schriften lauter böses und gefährliches finden, so sehen wir doch aus dieser großsprecherischen Antwort, daß sie ihn wegen seiner behaupteten quietistischen Liebe zu Gott, wegen seiner beständigen Verwechselung der Eigenliebe, welche eine Thorheit des menschlichen Herzens ist, mit der wohlgeordneten Selbstliebe u. d. g. mit Recht getadelt haben. Er indessen, der an der Eigenliebe, gegen die er doch auf allen Blättern deklamirt, selbst heftig krank liegen muß, konnte dieses nicht vertragen. Er setzte sich

also

also in vollem Gefühl seiner philosophischen Größe hin und schrieb seine Belehrung für solche ungelehrte Tadler, die, wie er glaubt, nicht vom Geiste Gottes, sondern vom Weltgeiste geleitet werden. Vermuthlich aber machte ihm sein Eigendünkel (wie ihn ein böser Geist zu inspiriren pflegt) den Kopf so schwindelnd, daß er allen philosophischen Anstand darüber vergaß, und einen Ton annahm, der schon für einen Feldwebel ziemlich ungesittet klingt, am Ende aber gar zu einer Mousquetiermäßigen Grobheit herunter fällt.

B.

XIV.

S. J. E. Stosch, Predigers zu Lino, Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache. — Frankfurt an der Oder, bey Braun, 1770. 1 Alphab. 1 Bogen in gr. 8.

Jede Sprache von einem gewissen Reichthume hat Wörter, welche dem Anscheine nach einerley ausdrücken, und deren Unterschied sich nicht durch die Ableitung, sondern blos durch den Sprachgebrauch bestimmen läßt. Denn ein, oft sehr feiner, Unterschied ist doch allemal da; und man wird nicht leicht zwey Wörter finden, deren Begriffe ganz genau gleichen Umfang besassen sollten. Für den Sprachforscher ist dieser Umstand sehr wichtig; für die Sprache selbst ist die Untersuchung desselben von keinem geringen Vortheile; und nicht nur der Ausländer, der sie erlernen will, sondern jeder Eingebohner, der sie redet oder schreibt, gewinnt sehr dabey, wenn er es entwe-

weder durch eignes Nachforschen, oder durch Hülfe fremder Anleitung weis, was jedes gleichgeltend scheinende Wort für eine eigenthümliche oder nuancirte Bedeutung hat, um seine Schreibart desto richtiger, und seinen Ausdruck desto bestimmter zu machen.

Eine Anleitung von dieser Art hat uns Deutschen bisher noch gefehlt. In den verschiedenen Sprachlehren war etwas darinn geschehen; aber ein vollständiges und ausgeführtes Werk darüber, wie Girard für die Französische Sprache geliefert hat, mangelte noch immer. Diesem Mangel ist großentheils durch den Verf. des angezeigten Werks auf eine so glückliche Art abgeholfen, daß wir dasselbe jedem Leser, dem das Studium seiner Sprache nicht gleichgültig ist, recht sehr empfehlen müssen. Den forschenden, philosophischen Geist, der zu Untersuchungen dieser Art gehört, eine kalte, unermüdete Nachspürung der Nebenbegriffe jedes Worts, und besonders ein sehr treffendes Unterscheidungsvermögen; alle diese Eigenschaften sind dem Manne nothwendig, der eine Arbeit von dieser Art unternimmt, und wir glauben sie bey unserm Verf. in einem vorzüglichen Maaße angetroffen zu haben.

Wer das Buch von Girard über die Synonymen kennt, dem brauchen wir die Methode des Verf. nicht weitläuftig zu beschreiben. Sie ist mit der in jenem Buche einerley. Die Beyspiele sind meistens sehr glücklich gewählt, und die Trockenheit durch Einstreuung historischer Beyspiele vermieden. Den Mangel der Alphabetischen Ordnung, die ohne das wegen der mehrern Wörter einer Rubricke nicht wohl statt fand, ersetzt das am Ende beygefügte Register.

Wir halten diese Arbeit für erheblich, und uns daher auf alle Weise gerechtfertigt, wenn wir uns etwas länger dabey verweilen, und das, was uns hie und da beym Durchlesen eingefallen ist, hersetzen.

S. 4.

S. 4. glücklich glückselig. „Was durch einen „Zufall gut ausschlägt, nennt man glücklich, was „an sich und seiner Natur nach unsern Wohlstand be„fördert, ist glückselig.„ Dieser Unterschied wird in vielen Fällen zutreffen, aber nicht in allen. Man sagt z. E. ein glückliches Naturel, ein glückliches Temperament, eine glückliche Anlage u. s. f.

Den Unterschied, der S. 18. zwischen den so oft verwechselten Wörtern allezeit und allemal angegeben wird, wollen wir als eine Probe hersetzen.

„In dem Gebrauche dieser Wörter wird oft gefehlt, und eins für das andre gesetzt, da doch jegliches etwas ganz besonders ausdrücket.

Allezeit begreift etwas anhaltendes und beständiges in sich, welches immer seyn muß. Allemal bezieht sich nur auf gewisse Fälle, da eine Sache geschehen muß, so oft diese Fälle vorkommen.

Man muß allezeit tugendhaft seyn, und man muß allemal den Versuchungen widerstehen, so oft man gereitzet wird, etwas böses zu thun.

Ein mildthätiger Mensch ist allezeit zum Wohlthun bereit, daher giebt er allemal reichlich, so oft er einen Armen siehet, der seiner Hülfe benöthiget ist.

Man muß allezeit seine Schuldigkeit dem Vergnügen vorziehen; aber man kann sich allemal ein Vergnügen machen, wenn es der Schuldigkeit nicht zuwider ist.„ —.—

Zuweilen hätte der Verf. noch den poetischen Gebrauch einiger Wörter bemerken können, und den sehr oft vorkommenden Fall, da der Dichter die erlaubte Freyheit hat, einen sonst richtigen und bekannten Unterschied der Wörter so genau nicht zu nehmen, und eins für das andre zu brauchen, z. E. bey den S. 23. f. erläuterten Wörtern, lohnen und belohnen.

S. 43.

S. 43. Das Wort Leine, als eine Zeugleine, eine Pferdeleine, leitet der Verf. von Lein ab, daß es so viel, als eine leinene Schnur bedeute. Uns scheint es eher von Linie herzukommen; oder vielmehr aus diesem Worte gemacht zu seyn.

S. 50. hätte bey dem Worte strafen noch können angeführet werden, daß es zuweilen auch so viel heisse, als vermahnen und mit Ernste belehren. So wird z. E. in der H. S. vom heiligen Geiste gesagt: er wird die Welt strafen u. s. f.

S. 51. das Wort säubern wird wohl nicht immer bloß von der Hinwegnehmung grober oder schädlicher Unreinigkeiten gebraucht. Es scheint überhaupt so viel zu seyn, als poliren.

S. 55. Das Wort Orte, als die mehrere Zahl von Ort, möchten wir nicht gern annehmen, sondern lieber sagen, daß Orten, denn bloß mit dieser Endung kömmt es vor, adverbialiter gebraucht werden, z. E. aller Orten, welches auch richtiger ist, als: an allen Orten.

So scheint uns auch S. 58. Lichte nicht sowol den Pluralis, als vielmehr nur das Wort Licht im Singular mit dem angehängten e zu seyn, welches besser wegbleibt. So sagt man: ein Pfund Wachs, ein Pfund Wolle u. s. f.

S. 60. wäre noch anzuführen gewesen, daß Fleck auch oft so viel heisse, als der Ort, wo sich jemand oder eine Sache befindet; z. E. auf Einem Flecke stehen bleiben.

Zu den Wörtern: dreist, kühn, herzhaft u. s. f. hätte der Verf. noch das Wort keck setzen, und dessen Bedeutung bestimmen können. So wie derjenige dreist genannt wird, der in seinen Unternehmungen keine Schwierigkeiten scheuet, so heißt derjenige keck,

der

der an diese Schwierigkeiten gar nicht denkt, und sich auf jede Unternehmung ohne Anstand einläßt.

S. 67. hätte auch das Wort Brauch können angeführt werden, welches billig in unsrer Sprache sollte beybehalten werden, und mit dem Worte Mode ungefehr einerley ausdrückt.

S. 69. Bejammern ist nicht blos in Ansehung des Gegenstandes, in so fern es eine Beziehung auf ein großes Elend hat, mehr, als beklagen; es hat auch eine stärkere intensive Bedeutung, und bezeichnet eine heftigere Aeusserung der Betrübniß.

S. 70. Das Wort Religion wird auch von den Gesinnungen in Absicht auf die göttlichen und menschlichen Pflichten und die Beobachtung des Gottesdienstes gebraucht. Z. E. ein Mann, der viel Religion hat.

S. 74. Tröstung bezeichnet auch die Handlung des Tröstenden.

S. 92. Mittheilen wird nicht blos von der Uebertragung einer Sache an solche Personen gebraucht, die geringer, als wir, und einer Sache benöthigt sind, deren wir entbehren können; es heißt oft nichts weiter, als jemanden an einer Sache, und dem Gebrauch derselben Theil nehmen lassen, ohne sie ihm deswegen zu schenken; als einem ein Buch, einen Brief, u. s. f. zum Lesen mittheilen; (communiciren.) Diese Bedeutung ist hier übergangen.

S. 104. kann man zu den Wörtern einzig und allein, noch das Wort einzeln, und dessen Bedeutung hinzu setzen.

S. 142. Inbrunst, sagt der Verf., wird nur vom Gebete gebraucht. Wir glauben, der Gebrauch dieses Worts erstreckt sich weiter, und sollte billig immer allgemeiner gemacht werden. So sagt man z. B. einen mit vieler Inbrunst lieben.

S.

§. 162. Böse scheint uns allemal etwas nachtheiliges bey der Absicht einer Handlung, einer Gesinnung u. s. f. vorauszusetzen, und eben dadurch stärker zu seyn, als übel, welches vornemlich auf die Wirkung zu gehen scheint. So heißt ein übler Nachbar derjenige, dessen Nähe für mich allerley unangenehme Folgen hat; ein böser Nachbar derjenige, der immer mit der Absicht umgeht, dergleichen Folgen zu veranlassen. — Vielleicht ist dieser Unterschied bestimmter, als der von dem Verf. angegebene, daß böse mehr auf eine Beschaffenheit der Sache, übel mehr auf eine Handlung gienge.

§. 173. „Zwist kommt her von zwey, und bedeutet eine Uneinigkeit, die unter zweyen ist.„ Wir möchten es lieber von zwey blos in der Rücksicht herleiten, die der Verf. selbst auf der folgenden Seite, aber nur von einem einzelnen Falle, angiebt, so fern nemlich bey dem Mangel eines guten Verständnisses allemal zweyerley Partheyen, zweyerley Meynungen sind. Eben diese Ableitung vertragen dann auch die Wörter Zwietracht und Zwiespalt; hingegen ist jene zu eingeschränkt, und hat zu viele Beyspiele wider sich, wo sich der Nebenbegrif von zwo Personen gar nicht denken läßt.

§. 181. „Das Wort Weib wird nur in einem „verächtlichen Sinn genommen.„ Hievon wird §. 182. nur die Ausnahme gemacht, daß es vor Alters nicht so verächtlich gewesen sey; allein noch itzt pflegt man, wenigstens in Obersachsen, es ohne Anstoß als eine unterscheidende Benennung des Geschlechts zu brauchen.

§. 196. Frist, glaubt der Verfasser, werde nur von einem zukünftigen Zeitraume gesagt. Freylich wird man nicht leicht sagen: vor einer kurzen Frist; aber doch wohl: er hat mir nicht Frist gelassen; die

Frist

Frist war zu kurz; ich habe itzt noch Frist dazu; wie-wol hier allerdings immer Etwas als zukünftig bestimmt oder noch bevorstehend eingeschlossen wird.

Tapferkeit wird S. 209. von Muth und Herz dadurch unterschieden, daß es den Begrif eines muthigen und herzhaften Betragens giebt; nicht sowol eines Betragens, als einer Eigenschaft, Gesinnung, und immer gegenwärtige Fertigkeit der Seele.

S. 214. läßt sich der Unterschied zwischen dem Gebrauche der Wörter speisen und essen darauf zurück führen, daß das erstere, wenn es mit dem letzten einerley bedeutet, als ein Neutrum, wenigstens in Absicht der Sachen gebraucht wird, und man z. E. schlechtehin sagt: wir haben gespeiset, nicht: wir haben Fleisch, Fische rc. gespeiset; hingegen kann die Person dabey stehen als: wir haben viele Gäste gespeiset; ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset.

S. 216. Furchtsamkeit unterscheidet sich besonders dadurch von der Furcht, daß jenes, so wie gemeiniglich die Wörter dieser Endung, eine Eigenschaft und Gemüthsbeschaffenheit, dieses die Aeusserung derselben bezeichnet. Eben so ist es S. 217. mit den Wörtern: zaghaft und verzagt.

S. 221. „Das Wort Harm, sagt der Verf., ist „jetzo ganz veraltet, und man braucht es beynahe gar „nicht mehr, wo es nicht vielleicht von einem Poeten „um des Reims willen geschehen möchte, oder in eini„gen Provinzen, da eben nicht das beste Deutsch „gesprochen wird. Es kömmt völlig mit Gram über„ein.„ Wenn dies letztere auch wäre, und Harm sich vielleicht den Nebenbegrif der äussern Zeichen des innern Kummers einschliessen sollte, so wünschten wir doch, daß man gegen veraltete Wörter nicht ungerecht seyn, und sich ihrer auf alle Weise annehmen möchte. Unsre Sprache läßt sich gar zu oft dadurch bereichern,

und

und wir können die eigenthümlichen Wörter derselben, dergleichen dies zu seyn scheint, nicht genug in Ehren halten. Auf diese Art

Multa renascentur quae jam cecidere — —

S. 264. Das Wort vertragen ist, so viel wir wissen, wenn es so viel bedeutet als aussöhnen, blos als ein Reciprokum gebräuchlich: sich mit jemanden vertragen; und es dünkt uns fremd, wenn der Verf. sagt: ich habe sie vertragen u. s. f. Wenn es so viel heißt, als dulden oder ertragen, so wird es freylich aktiv gebraucht, als: ihr vertraget gern die Narren u. s. f.

S. 279. Besehen scheint wohl nicht immer, wie der Verf. glaubt, mit der Absicht verknüpft zu seyn, daß man etwas an einer Sache entdecken will. Es heißt oft nichts mehr, als in Augenschein nehmen. Z. B. eine Rüstkammer besehen. Auch hätte der rückgängige Gebrauch des Worts sich in einer Stadt ꝛc. besehen, angeführt werden können, der aber vielleicht nur provinzial ist.

S. 299. Sollte das Wort anheben blos eine Beziehung auf die Rede und auf die Stimme des Menschen haben? In vielen Fällen trift es zu; wenn aber der Verf. die Redensart: Die Schlacht hub an in Beziehung auf das Geschrey erklärt, welches gemeiniglich dabey gehört wird, so dünkt uns diese Erklärung etwas gezwungen zu seyn.

S. 300. Beginnen wird häufig als ein Neutrum gebraucht; z. B. die Schlacht beginnt.

S. 339. Ehrgeiz ist wohl nicht immer eine unmäßige Begierde nach Ehre, sondern drückt oft die Denkungsart aus, da man nichts unternimmt, nichts spricht, auch nicht gerne was gegen sich thun, oder von sich reden läßt, wodurch man von seiner Ehre oder von der guten Meynung andrer verlieren könnte.

Auch

Auch das Wort Ehrliebe, welches ungefähr eben dieses ausdrückt, hätte hier mit angeführt werden können.

S. 348. Wehtage scheint uns nicht sowol in Absicht auf die Kürze des Leidens, als auf die anhaltende Dauer desselben gesagt zu werden.

S. 364. Versetzen führt wohl nicht allemal den Begriff einer empfindlichen und stachlichten Antwort mit sich; überhaupt aber freylich einer solchen die pertinent ist, und sich völlig zu dem Gesagten schickt; gerade das, was die Franzosen Repliken nennen.

Wir wiederholen zum Schlusse dem Verf. unsre Danksagung für diese Arbeit, und bitten ihn, dieselbe immer vollständiger zu machen. Dies wird auch durch die Sammlung mehrerer Beyspiele aus unsern besten Schriftstellern geschehen können.

Fr.

XV.

D. Joh. Aug. Unzers medicinisches Handbuch. Nach den Grundsätzen seiner medicinischen Wochenschrift „der Arzt,„ von neuem ausgearbeitet. Erster und zweyter Theil. Lüneburg und Hamburg, bey Berth, 1770. 418 S. gr. 8.

Nicht wenig wurden wir durch die Vorrede befremdet, die gar nicht den medicinischen Unterweisungen für die Laien in der Kunst das Wort redet. „Man bringe, sagt Hr. U. aufrichtig, einem Prediger, Wundarzte s. w. den besten Unterricht, selbst den eines Tissot bey und sende ihn dann hin, daß er verfahre, wie es ihm recht deucht. Ich werde immer seinen guten Willen und Eifer loben:

aber es wird kein Tag vergehen, da er nicht etwas verhunzte und ich bedaure mit Wehmuth den unglücklich geliebten Kranken in den plumpen Armen seines redlichen Menschenfreundes. Hier, wo der vorsichtigste, erfahrenste, weiseste und aufmerksamste Arzt sich glücklich schätzt, wenn ihm die ganze Macht seiner Geschicklichkeit nur einen stets mißlichen Ausweg öfnen kann, hier möchte ich der halben Weisheit eines redlichen Freundes keinen Fallstrick legen, mit dem er mich sicherlich in die Grube ziehen würde.„ Dies ist so vortreflich gesagt, als es in sich wahr ist, so daß man von den besten Anweisungen sagen kann, was Tissot von den Apotheken sagt, es sey noch ungewiß, ob sie mehr schadeten, als nützten. Hr. U. giebt indessen, wie nun einmal der Hang der Zeit ist, einen gewissen Nutzen derselben in deutlichen Fällen und in einem gewissen Maaße zu, und liefert hiezu selbst einen doppelten Beytrag. Der erste Theil enthält die Kinderkrankheiten, zu denen man seltner, als zu andern, Aerzte ruft und der zweyte die schnellen Zufälle, wodurch Leben und Gesundheit in Gefahr gesetzt wird und die geschwinder Hülfe erfodern, als man den Arzt herbey rufen kann. Im Grunde dünkt es uns, er schränke hierauf hauptsächlich den nützlichen Unterricht ein und vielleicht hat er nicht Unrecht. Hievon aber schreibt er — wir wollen seine eignen Worte brauchen — „ich habe mir es wirklich einen Ernst seyn lassen, einmal ganz für Unkundige, nicht als ihr Professor, sondern als ihr ehrlicher Schulmeister zu schreiben.„ Nur einmal hat er sich eine Ausnahme erlaubt, und diese ist in der Abhandlung von den Blattern. Hr. U. hat sie nicht als eine und dieselbe Krankheit behandelt. Er setzt als zwo Hauptarten die mit heftigem Fieber und die mit Schwachheit fest und zeigt den verschiednen Gang jeder Art mit denen für jede

Periode angemessenen Mitteln, so daß er zugleich doch auch die kleinern Abartungen nicht vorbey läßt, worinn diese beyden Hauptstämme sich abzweigen. Man wird dieses Stück, das ohnehin sehr umgearbeitet ist, mit lehrreichem Vergnügen lesen. Deutlicher und richtiger können die Vorschriften nicht seyn und der glückliche Einfall, die inflammatorischen und bösartigen (Hr. U. muß uns dies Wort einen Augenblick erlauben) Blattern sogleich in zwo verschiedne Krankheiten zu scheiden, trägt allein dazu vieles bey und hilft auf einmal einer beschwerlichen Menge von Ausnahmen ab, die man bey jedem Schritte, wegen der abartigen Blattern, machen mußte und es doch nicht oft und dringend genug konnte, wenn man seine Hauptmethode nicht aus den Augen verlieren wollte. Die andern Abhandlungen sind alle aus dem Arzte und bis auf einige Veränderungen schon bekannt. Den meisten hat er auch die äusserliche Gestalt gelassen, in der sie im Arzte gefallen hatten.

Im zweyten Theile findet man, wie man sich in der Eil bey verschluckten Giften, Ueberladungen, giftigen Wunden, bey scheinbar Todten, Erwürgten, Ertrunknen, Erfrornen, Blutstürzungen, Fallen und Quetschungen, Brand s. w. verhalten soll. Dies vermuthet man nun freylich. Hr. U. aber breitet sich noch über mehr Nothfälle aus, die nicht immer so dringend, aber die doch unangenehm sind, uns in Verlegenheit setzen und wobey man doch auch nicht allezeit die oft entfernte und langsame Hülfleistung des Arztes abwarten kann. Es gehört dahin nicht blos, was er von Leidenschaften, Nervenzufällen und Bewahrung bey ansteckenden Krankheiten sagt, sondern er hat noch ein alphabetisches Verzeichniß von den hauptsächlichsten Zufällen angehängt, die unsere Gesundheit erschüttern und wogegen er nach Beschreibung

ihrer Merkmale Hausmittel oder doch einfache leicht zu erhaltende Arzeneyen anzeigt. Hier dünkt uns aber dennoch, es müsse einer schon ein wenig Arzt seyn, oder eine sehr gute Unterscheidungskraft besitzen, wenn die Vorschriften gehörig sollen angewandt werden. Das Register selbst ist nutzbar eingerichtet und giebt sowol von Zufällen, besonders des ersten Theils, als auch von den Mitteln und deren Bereitung, so weit sie nicht in den Apotheken geschieht, Anzeige, um einerley nicht so oft zu wiederholen.

Wirklich verdient dies Werk den Namen eines Handbuchs, man mag die Menge der abgehandelten Materien, oder die Einrichtung betrachten, die durchaus bequem und oft neu ist. Das alphabetische Verzeichniß, wo man die Hauptzufälle des Lebens ziemlich vollständig findet, hat uns besonders gefallen und wir entsinnen uns einer ähnlichen Einrichtung in dieser Art der Schriften, die jetzt so sehr Mode ist, nicht, als in des Darelius Landapothek und bey des Lothergill rules for the preservation of health. Vor jenem aber hat das Unzersche an Vollständigkeit und vor diesem an Zuverläßigkeit einen Vorzug. Nur scheint uns das Darelische wiederum an Haus- und leichten Mitteln das Unzersche zu übertreffen. Bey scharfen Giften z. E. wird Oel, Haber- und Gärstenschleim zum Getränk gelobt und noch der Absud von Traganthgummi und Altheewurzel hinzugesetzt. Letztere dünken uns schon überflüßig, eben so wie der Wallrath S. 256., wo wohl Brey hinlänglich seyn dürfte. Sollte auch der ungelöschte Kalk, wie bleyische Gifte S. 255. wirken? Hier und da dürften auch die aus der Naturgeschichte genommenen Benennungen schädlicher Sachen etwas genauer zu berichtigen seyn. Es verbreitet sich einige Kenntniß derselben immer mehr unter gesitteten Ständen, und da wird auch Genauig-

keit

keit darinn nothwendiget, wenn auch gleich die schädlichen Wirkungen und die Mittel dagegen dieselben bleiben. Und ein so brauchbares Buch, wie dies, verdient diese Mühe.

Br.

XVI.

Einzele Gedichte. I. Sammlung, dem Herrn Canonicus *Gleim* gewiedmet. Leipzig, bey Crusius, 1769. 1 Alph. 2 Bogen.

Der Verfasser nennt sich hinter der Vorrede Johann Benjamin Michaelis. Es ist eben derselbe junge Dichter, dessen 1766. herausgegebene Fabeln und Satyren mit Beyfall aufgenommen wurden. Er hat einige wenige Stücke dieser ersten Sammlung, wie auch andere, die in die Hamburgischen Unterhaltungen eingerückt waren, in die gegenwärtige Sammlung übergetragen, und verschiedne neue hinzugefügt.

Unter diesen sind zwey Schauspiele das merkwürdigste. Man lernt daraus einen Mann kennen, der auch für die Bühne viele Talente hat, und der uns, wenn er das Theater selbst und die besten theatralischen Schriftsteller fleißig studirt, künftig gute Lustspiele liefern kann. Das Komische nemlich ist sein Fach. Wir bedauren es daher, daß er sich die Operette, und zwar die romantische zu seinen ersten Versuchen erwählt hat. Ein junger Dichter läuft zu sehr Gefahr dabey, sich zu verderben und seine Talente zu verkennen. Er wird von der Kunst Charaktere zu bilden, das menschliche Leben zu schildern, das Lächerliche in den Sitten und Denkungsarten aufzusuchen und ins gehörige Licht

zu setzen, einen Hauptcharakter richtig durchzuführen und ihn hervorstechend zu machen, oder eine natürliche Verwickelung, zu erfinden und sie geschickt aufzulösen— von allen diesen wird er gar zu leicht abgeführt und dagegen verleitet werden, seiner Einbildungskraft freyen Lauf zu lassen; alle jene wichtigen Vorzüge eines dramatischen Dichters wird er dieser und der Musick, wodurch er glänzen will, aufopfern, oder wenigstens unterordnen, und er kann sich sehr glücklich schätzen, wenn seine Sprache nicht steif und sein Dialog nicht gezwungen wird. Uns däucht, es sollte keiner sich an Opern und Operetten wagen, als der sich schon vorher im Lustspiele oder Trauerspiele mit gutem Glücke geübt hätte; es würde damit auf alle Weise unsrer Bühne gerathen seyn, wo die Singstücke schon allzufrüh eingerissen sind.

Doch freuen wir uns, daß Hr. M. in seiner ersten Operette Walmir und Gertraud, oder man kann es ja probiren, der Einbildungskraft nicht zu viel eingeräumt hat. Die Anlage derselben ist simpel genug. Oberon und Titania streiten über die Treue der Weiber und wollen an Gertraud die Probe machen. Sie verwandeln ihren Gemahl in eine Statüe, und Oberon in der Gestalt eines Ritters, der sich bald als einen mächtigen König zeigt, sucht sie erst durch angebotene Ehre, Schätze, Macht, Schönheit und zuletzt durch Androhung des fürchterlichsten Todes zur Untreue gegen ihren Gemahl zu bewegen. Sie bleibt standhaft, ungeachtet Titania, die plötzlich unter der Gestalt eines Zauberers dazu kömmt, und ihr sogar die Statüe ihres Gemahls entreißt, sie gleichfalls zu überreden sucht, dem Ritter ihre Hand zu geben. Als sie sich entschließt lieber den Tod zu leiden, wird ihr Walmir auf einmal wieder geschenkt. Oberon und

Ti-

Titania erscheinen in ihrer natürlichen Gestalt und belohnen ihre Treue.

Die Fabel ist durch drey Aufzüge gedehnt worden, und hat nur einige episodische Scenen, welche Puck, der als Waffenträger des Ritters erscheint, und Gertrauds Kinder machen. Speckackel ist weiter nicht darinn, als der Zug des königlichen Gefolgs, welcher Gertraud Geschenke darbringt, und die Verwandlung der Scene in einem Tempel, am Ende des Stücks. Die Verwickelung wird einigermaßen durch die stuffenweis stärkere Versuchungen gemacht, welche Gertraud erdulden muß; die Auflösung hingegen geschieht urplötzlich, dadurch, daß der Ritter, der Zauberer und der Waffenträger sich in ihrer wahren Gestalt zeigen, und daß Walmir wieder belebt wird.

Der Dichter hat sorgfältig vermieden, vor der Auflösung irgend das geringste von den Triebfedern der Handlung sehen zu lassen, vermuthlich um desto mehr zu überraschen. Allein es ist zu unnatürlich, daß Oberon, Puck und Titania, wenn sie allein sich unterreden, sich gar nichts von ihrem Vorhaben merken lassen, daß sie selbst vor einander gleichsam verhehlen, wer sie sind, und daß sie den Zuschauer auch im geringsten nicht Anlaß geben eine Verkleidung zu argwohnen. Hier ist die bloße Kunst des Dichters und keine Natur. Man könnte die Absicht und Person des Ritters u. s. w. immer kennen, und das Interesse würde nichts dabey verliehren. Man würde nicht so ängstlich für das Leben, sondern nur für die Treue der Gertraud besorgt seyn; die Erwartung würde mehr gespannt und die Neugierde nicht so stark, aber angenehmer unterhalten. Den Zeitpunkt der Entwickelung wüßte man nicht, ob man gleich die Art derselben vermuthen könnte. Aber alsdenn sollte auch der Charakter der Gertraud nicht so romanhaft seyn.

Ihre Treue scheint sich auf nichts, als auf weiblichen Eigensinn, oder vielmehr männliche Hartnäckigkeit, zu gründen. Sie sollte mehr von ihrem vorigen glückseligen Leben mit Walmir durchdrungen seyn, mehr zu seinem Lobe sagen. Sie müßte eine feste Hofnung oder Ahndung haben, daß er ihr werde wieder gegeben werden; oder da ihr der Tod gedroht wird, sollte sie früher zeigen, daß er ihr willkommen sey, weil er sie mit ihrem Walmir vereinige. Sie hat durchaus zu wenig weibliches. Vielleicht gebe es mehr Verwickelung und mehr Interesse, wenn sie nicht so geradezu allen Reitzungen zur Untreue trotzte, und vornehmlich da, wo ihr sogar die Statüe ihres Mannes genommen wird, wenigstens zu werden schiene. Ueberhaupt wäre es weit anziehender, wenn sie die Probe der Treue gegen einen noch lebenden Gemahl aushielte. Dann bekäme das Stück mehr Handlung und Leben, und alsdenn möchte Oberon, selbst, als Feenkönig ihre Treue versuchen.

Die übrigen Charaktere sind gar nicht hervorstechend. Den Kindern der Gertraud giebt der V. etwas Naivetät und einen kindlichen Muth, der aber zuweilen nicht so ins Komische fallen sollte; besonders sind in einigen ihrer Arien zu lustige Ausdrücke z. E. im Terzett S. 13. und in der Arie S. 15. Daß Turban (Puck) ihrem Zorn nicht zu entgehen weis, ist sonderbar genug, wenigstens ist das Komische, das daraus entstehen soll, bey uns ohne Kraft gewesen. Puck unterhält nur durch einige witzige Einfälle; und überhaupt ist das untermischte Komische hier zu matt und zu gesucht.

Die Sprache ist auch den Personen nicht angemessen, und oft nicht natürlich. Gertraud redet gegen den Ritter entweder trotzig oder in den lakonischen tragischen Antworten; worinn die Franzosen so verliebt

liebt sind, welche heroische rührende Sentiments ausdrücken sollen, aber nicht ausdrücken. Die Kinder deklamiren auch zuweilen; doch nur selten. Durch diese Fehler ist der Dialog oft gezwungen und steif geworden; wiewohl er in den komischen Scenen etwas natürlicher ist. Wer versteht folgende Stelle beym ersten Hören? „Gertraud ward zum Tode geweiht; „allein ihre Kinder, so wie sie zum Tode entschlossen, „ihr zur Seite, spottete sie dem Tod.„ Der satyrische Ton in der Arie des Ritters S. 62. ist übel angebracht, so wie folgende schnakische Arie für Titanien sich nicht sonderlich schickt:

Die Wette bleibt mein!
Der Schaden ist dein.
Stell mehrere an!
Zisch aus, lieber Mann!

Eins haben wir noch gegen das Ganze zu erinnern, nemlich daß der erste Aufzug beynahe entbehrlich, und leer von Handlung ist.

Das beste in diesem Stücke ist der poetische Theil. Verschiedene ernsthafte Arien sind gut zur Musik eingerichtet. Sie sind empfindungsvoll, wohlklingend, stehen am rechten Orte, und die Versart ist meistentheils glücklich gewählt. Nur scheint der V. in der Veränderung des Sylbenmaßes eine Schönheit gesucht zu haben, die nur zuweilen beym zweyten Theil einer Arie statt findet, wenn die Situation so schnelle Abwechselungen des Affekts leidet. Verschiednemal schließt der Dichter mit Fragen, welches unmusikalisch ist. Z. E. im Chore, 2 Akt 4 Auftritt. Enjambemens in Arien taugen auch nicht, noch weniger in Liedern. Hie und da sind einige harte Stellen wegzufeilen z. E. im Terzett S. 13., welches wir nicht so zu scandiren wüßten, daß eine Symmetrie der Zeilen

 her-

herauskäme. Auch in der schönen Arie der Gertraud S. 65. ist die Zeile

Verräthern dräu Schmerz!

unaussprechlich hart; es sind so schon die R. etwas unmusikalisch gehäuft. Eine andre vorzüglich schöne Arie der Gertraud „Sey mir süsser Tod willkommen„ sollte im zweyten Theile mehr Symmetrie haben, besonders da sie kein Dacapo hat. Eine niedliche scherzhafte Romanze finden wir im Anfange des zweyten Aufzugs, und die Art, wie sie der Dichter anbringt, ist neu, und hat uns gefallen. Die folgende komische Oper in drey Akten: Je unnatürlicher je besser, ist der vorigen auf alle Weise vorzuziehen. Mehr originale Züge, wahre komische Stärke, ein sehr natürlicher lebhafter Dialog, viel Handlung und Verwickelung, und ein den Charaktern angemessene Sprache sind ihre Vorzüge. Der Plan ist besser überdacht und nicht so leer, als im Walmir.

Der Hauptstoff ist ernsthaft, aber mit vielem Komischen durchwirkt, welches jedoch aus der Fabel selbst natürlich hergeleitet wird. Der Dichter hat etwas Feerie gebraucht, aber mit Ueberlegung nicht das ganze unzusammenhangende willkührliche System hineingebracht. Einen Zauberer, dem die Geister der vier Elemente zu Gebote sind, und der unter der Zaubergöttinn Armide steht — so viel wird unsre Einbildungskraft, eines größern Vergnügens wegen, wohl einräumen. Auch den Orakelspruch, welcher das Schicksal eines Menschen bey seiner Geburt dunkel vorhergesagt hat, läßt man sich gefallen, weil er den Weg bestimmt, den die Handlung und die ganze Intrigue geht. Einen Ring der Untrüglichkeit, welcher auch vorkömmt, möchten wir gerne weg haben, ungeachtet er eine Nebenintrigue, die mit einigen Veränderungen recht gut wäre, veranlaßt.

Die

Die Fabel ist nemlich folgende: Armide hatte ihren Sohn Philint, nebst einem Mädchen, welches sie für ihn bestimmte, einem Zauberer zu erziehen gegeben. Dieser verliebte sich in seine Pflegetochter so heftig, daß sie sich über seine Unverschämtheit zu Tode grämt. (Dieser Punkt möchte wohl ein wenig wahrscheinlicher seyn.) Armide legt ihm zur Strafe auf, Irenen das Leben wieder zu verschaffen, oder sein eignes zu verliehren. Er geräth in große Verlegenheit, da seine Macht sich nicht so weit erstreckt. Der Orakelspruch, daß das Unnatürlichste der Erden am Grabe ihres Sohnes und Irenens Glück vereinigen werde, bringt Armiden darauf, daß sie den Zauberer befiehlt dies aufzusuchen, welches vielleicht Irenen wieder erwecken werde. Seine Geister bringen ihm einen arkadischen Schäfer, einen Ritter, und einen Robinson. Doch diese, so lächerliche Geschöpfe sie auch sind, können Irenen nicht beleben. Endlich thut es ein Mensch der seine Leidenschaften auszurotten suchte, und ohne sie glücklich zu werden glaubte — Philint selbst.

Hierbey ist nichts erhebliches zu erinnern, als daß es nicht glaublich ist, daß Philint noch in des Zauberers Hause lebt, dem Armide so gram ist.

Die komischen Scenen entstehen durch die Neckereyen des Moro, des Zauberers Bedienten, eines eigentlichen, sehr witzigen Harlekins; und durch die Schwärmereyen der drey Romanhelden. Diese drey Charaktere sind am meisten ausgezeichnet und bleiben sich selbst immer gleich. Doch müssen wir gestehen, daß uns der Robinson und der Schäfer nicht recht gefallen. Man erwartet wahre Charaktere, welche das Unnatürlichste der Erden enthalten sollen, und sieht idealische Geschöpfe der Dichter; wenigstens ist der Schäfer, so fern man in den patriarchalischen Zei-

ten

ten was ähnliches findet, nicht lächerlich. Irrende Ritter hat man, doch lange genug wirklich gehabt; Nur sollte dieser mehr die Sprache der ältesten Ritterbücher, als die des Arminius oder Herkuliskus reden. Sonst thut des Schäfers Sprache, die ein Cento aus den besten Schäferdichtern ist, welche seine verwirrte Fantasie poßirlich zusammensetzt und anbringt, eine lustige Wirkung. Die Geschichte der Menschheit hätte dem Dichter einige wirkliche Charaktere an die Hand geben können. Z. E. die Einsiedler, die abergläubischen Selbstpeiniger u. d. gl. welche sich wohl so schildern und in Handlung setzen liessen, daß man ohne eben viel Belesenheit zu haben, sich daran ergötzen könnte. Philint erscheint erst im dritten Aufzuge; doch ist sein Charakter bestimmt genug. Nur hat er einige Züge, die nicht dahin gehören: Nemlich einige gute Sittenlehren, die so wie der Dichter sie gestellt hat, für übertriebene Moralität gehalten werden möchten. Man sehe S. 174. Die Stelle welche gleich darauf folgt:

> Grillen fängt man jederzeit,
> Nach dem Spieltisch, beym Gebethe
> Dort nicht klug, hier nicht gescheut.

würden wir ungern selbst aus dem Munde eines Narren hören.

Die Episode mit dem Sylphen, der von Moro den oberwähnten Ring erhält, und dadurch erfährt, daß Philint das Unnatürlichste der Erden enthalte, würde sehr gut seyn, wenn der Sylph den Ring früher bekäme, so daß, was er S. 115. 116. singt, sich auf die ihm bekannte Auflösung der Frage bezöge. Die Ursache daß er mit der Entdeckung zurück hielte, könnte in seinen, hier nur angedeuteten Zänkereyen, mit dem Zauberer und den übrigen Geistern, liegen. Da er ihn vom Moro erhält, so ists wunderbar, daß

dieser das Räthsel nicht versteht; wiewol er etwas von Philinten schwatzt, ohne daß man weis woher. Wollte der Dichter uns vielleicht auch damit überraschen? Der Ring thut nachher im 9. Auftritte des 3. Akts sonderbare Wirkungen, die sich zu einem Ringe der Untrieglichkeit nicht passen. Der Sylph sollte ihn nicht Philinten in die Tasche stecken. Da jener das Geheimniß wußte, so konnte er Philints noch nicht ganz besiegte Leidenschaft auf eine andere Art erwecken, die mehr Feinheit hätte. Das Wunderbare muß nicht der Nothhelfer des Dichters seyn.

Die Arien und Lieder, sowol die komischen, als ernsthaften, sind fast durchgehends meisterhaft, und sehr musikalisch. Die Stelle, da Moro zu seinem Herrn sagt:

Laß mir Frieden; Ungeheuer!

steht wohl des Reims wegen da, so wie S. 107. das undeutsche

Und fluchet
Des Lebens.

Der erste Theil der Arie

Geh auf erwünschter Morgen
Und bringe deinen Segen,
Dem lauten Dank entgegen,
Der schon entgegen eilt.

ist wohl zu kostbar und spielend, und das

Der Sturm ist zertheilt

zu hart.

Das Duett S. 155. ist fehlerhaft. Zwischen dem:

Nichts gleicht — — —
An Reitzen leicht!

ist zu viel zwischen geschoben. Die Musick verträgt solche lange Perioden nicht. Auch ist es unmusikalisch,

lisch, daß der Sinn des zweyten Theils in das Dacapo des ersten hineingreift. Eine schöne Arie wollen wir zur Probe anführen, und zugleich einige Fehler anzeigen

Ich sterbe für Entzücken!
In trunknen Nebeln flieht
Die Welt aus meinen Blicken!
Die heiße Zunge stammelt!
Die ganze Seele glüht!
Schone Gott des Taumels! schone!
Willig schwört mein Herz dem Throne,
Der alles mit Fesseln umzieht.

V. A.

die Tänze am Ende jedes Akts hängen einigermaßen mit dem Stücke zusammen; sollten aber doch genauer in die Handlung verflochten seyn.

Wir haben mit Willen uns bey diesen Stücken weitläuftiger aufgehalten, um den V., der gewiß Beruf hat, für die Bühne zu schreiben, Gelegenheit zu geben, sie vollkommner zu machen, ehe sie aufs Theater kommen. Bey den übrigen Stücken dieser Sammlung können wir kürzer seyn.

Die poetische Rede bey der Richtung des Leipziger Komödienhauses ist, so weit es der Gebrauch, wozu sie bestimmt war, erlaubte, ein gutes Gedicht, voll satyrischer Züge und mit vieler Naivetät und Leichtigkeit geschrieben. Ein Prolog und Epilog hätten wegbleiben sollen. Sie sind schwer, ängstlich und dunkel, und es ist doch ein Hauptgesetz einer Theaterrede, daß sie gleich beym ersten Hersagen könne verstanden werden. Die Cantate: das gerächte Israel, ist für die Musick ganz gut, und hat starke Stellen. Die Recitative müssen wohl alle begleitete seyn, oder der Dichter hätte lieber für das einfache Recitativ zuweilen planer schreiben mögen.

Un-

Unter den Liedern sind zwey, die noch ihren guten Werth haben, nemlich das an Gleim, und das an Hymen. Sie stunden in den Unterhaltungen, und der V. hat sie sehr verbessert. Die Wendung des Hauptgedankens in dem ersten ist artig; allein die Versification besonders im Anfange zu holprich. Das Hochzeitlied ist naiv und auch wohlklingender und leichter. Die übrigen Lieder hätte der V. verwerfen sollen, denn sie sind schlecht.

Es folgen drey Phänomene, der Anfang einer Phänomenregenie, einer Art Gedichte, wovon die Erfindung dem V. zugehört. Es sind erdichtete Geschichte, wodurch er den Ursprung verschiedener Lufterscheinungen erklärt. Der Einfall ist artig, die Moral, die in jeder Erzählung zum Grunde liegt, scheint hervor. Die Erfindung ist natürlich und paßt zu den Phänomenen: die thörichten Wünsche der Menschen werden zum Nordlichte, und die Seelen der Hagestolzen, zu Irrlichtern. Im dritten wird der Ueberfluß der unterirdischen Metalle, welche die Menschen, die sie zu gierig aufsuchten, entzogen wurden, zum Rauche der Büsche nach dem Regen; wobey aber die Dichtung uns zu abentheurlich und gesucht scheint. Die Erzählung ist leicht, scherzhaft und satyrisch. Da dies der Ton des Ganzen ist: so möchten wir aus den Irrlichtern die tragische Geschichte der beyden Liebenden, die so feyerlich erzählt wird, und einen unangenehmen Contrast gegen das übrige macht, heraus wünschen. Auch der Schluß dieses Phänomens ist im Gedanken und Ausdrucke zu gezwungen.

Die Satyren, deren aber nur drey sind, machen dem V. die meiste Ehre, besonders die von der Kinderzucht. Alle drey waren schon vorher im Druck heraus, erscheinen aber jetzt viel verbessert. Durchgehends

hends herrscht ein kühner feuriger Eifer gegen die Laster und Thorheiten, ein treffender bittrer Spott; und eine gedrängte körnigte poetische Sprache. Wenn die künftigen Arbeiten des Dichters in dieser Gattung an Güte die letztere noch übertreffen: so haben wir an ihm nicht viel weniger, als die Römer an ihrem Juvenal hatten. Er verspricht uns alle Schönheiten dieses Dichters und hat sein Hyperbolisches nicht.

Einige Nachläßigkeiten in der Sprache muß der Dichter sich noch abgewöhnen. Z. E. Zevs in äußre Wuth entbrannt, statt in die äusserste; mit ihm zu vermählen, wozu man das sich weit herborgen muß; verblaßt für Todesfurcht, statt vor; man macht ihn daß verdächtig; einzler für einzelner u. s. w. Auch vor dunkeln Stellen muß er sich hüten, wozu er geneigt zu seyn scheint.

Unter den poetischen Briefen ist der erste eigentlich ein Hochzeitgedicht, mit einer artigen Erdichtung. Das angehängte Lied scheint uns nicht daran zu passen; es ist so Carmensmäßig. Ganz vortreflich und vor allen Stücken dieser Sammlung schön, ist der Brief an Hn. D. Schmid. Schwer von philosophischen Gedanken, die mit Feuer und Kraft gesagt werden. Das Talent zur Satyre leuchtet auch hier durch. Wie Hallerisch ist z. E. das Bild:

> Gefesselt führt der Schmerz uns alle durch das Leben;
> Sanft wenn wir willig gehn, rauh, wenn wir widerstreben.

Die Epigrammen machen dem V. wenig Ehre: Unter 15. sind kaum drey gute.

X. X. X.

XVII.

Freymüthige Briefe über das Christenthum. — Berlin, bey August Mylius, 1769. 8. 138 Seiten.

Religions-System für junge Leute von guter Erziehung. — Berlin, bey August Mylius, 1770. 8. 128 Seiten.

Beyde Schriften haben den bereits verstorbenen Hrn. Buchwitz, gewesenen Pastor zu Crevesen in der Altemark, zum Verfasser. Die erste hat er selbst noch, ohne sich zu nennen, bey seinem Leben herausgegeben; die zwote aber ist nach seinem Tode gedruckt worden. Es wird niemanden gereuen, die Briefe gelesen zu haben, sowohl wegen ihres Inhalts, der gewiß nicht alltäglich ist, als des guten, unterhaltenden Styls, worinn sie geschrieben sind. Der Rec. hat den sel. B. persönlich gekannt. Schade! daß der Mann in seinen besten Jahren gestorben ist, denn er vereinigte mit seinen philosophischen Kenntnissen, mit dem Verstande und Witze, den er besaß, ein sehr edles, ganz für die Religion und das wahre Christenthum eingenommenes Herz, welches sich auch in den Briefen sehr merklich ausdrückt.

Wir wollen die Hauptgedanken eines jeden Briefes hersetzen. 1. Zwischen der Gelehrsamkeit und Weisheit ist ein großer Unterschied. Ohne diese ist jene wenig werth. 2. Im Anfange des Christenthums redete und schrieb man wenig für dessen Wahrheit, aber die Bekenner desselben thaten desto mehr, und durch ihre rechtschaffene Thaten wurde es ausgebreitet. In unsern Zeiten spricht und schreibt man viel

zur Vertheydigung des Christenthums, aber man thut desto weniger. „Wenn Gläubige gläubiger handeln „werden, und der Spötter den Christen besser leben, „besser leiden und besser sterben sehen wird, er wird „kein Thor seyn und ein Spötter bleiben.„ 3. Die Vernachläßigung des praktischen Christenthums ist und bleibt die Hauptursache des theoretischen Unglaubens. Das thätige Christenthum ist nothwendig, wenn gleich der Mensch aus Gnaden selig wird. Die sogenannten Pietisten, die darauf so eifrig drangen, waren auf dem rechten Wege. Sie forderten nur zu viel von dem Christen und machten ihm Dinge zur Sünde, die keine waren. Dadurch hielten sie die gute Sache des thätigen Christenthums auf und machten viel Pharisäer — die Schrift reducirt dasselbe auf den Zustand der Kindschaft, in welchem nicht die Sünde, sondern die Liebe des Vaters, oder die Liebe zum Guten, über die Seele des Menschen herrschet. Das thätige Christenthum ist auch möglich und der göttliche Beystand für jeden da, der darnach strebt, wenn es gleich unvollkommen bleibt. „Der Mensch wird, „so lange er lebt, von sinnlichen und vernünftigen „Kräften zugleich getrieben. Seine ganze Ehre ist „der Sieg, Ruhe ohne Kampf ist hier noch nicht zu „erwarten.„ Man sollte die Möglichkeit des Christenthums den Menschen fleißig an lebenden Exempeln zeigen, wenn sie gleich keine katholische wunderthätige Heiligen seyn dürften. 4. Christus hat nicht blos, wie ein anderer Prophet, gelehrt, daß Gott den Sünder begnadigen wolle, sondern er hat Gott für die Sünden der Menschen eine wirkliche Genugthuung geleistet. Diese ist das vollkommenste Begnadigungsmittel, weil sie das Gesetz Gottes und das Gewissen des Sünders befriediget. — Diesen Br. hat der sel. Mann nicht mit der Gelassenheit des Gemüths, die zu einer ruhigen

gen Untersuchung der Wahrheit erfordert wird, wie die übrigen Briefe, geschrieben. Man merkt es ihm an, daß er auf diejenigen Gottesgelehrten verdrießlich gewesen ist, welche von dem gewöhnlichen Begriffe, den man mit der Genugthuung Christi verbindet, abgehen. Ich wüßte sonst nicht, wie er dazu gekommen wäre, über diese Herren, als über künstelnde Schriftausleger und witzige Geister ein wenig zu spötten. Das Wort Genugthuung wird nicht in der heil. Schrift gefunden, aber die Sache soll darinn seyn, und es soll unwahrscheinlich bleiben, daß man darauf gefallen wäre, wenn man sie nicht darinn gefunden hätte. Freylich wohl, aber auf wie viel falsche Auslegungen der Bibel ist man nicht von je an gefallen. Gewisse Lehrsätze waren manchmal zu der und der Zeit von den Lehrern der Kirche aus unrichtigen Raisonnements als geweihete göttliche Wahrheiten angenommen worden. Was ging natürlicher zu, als daß man hernach auch in der Schrift fand, was man darinn finden wollte und mußte. Und wenn es jemand nicht also gefunden hätte, so durfte er sichs nicht zu sagen getrauen. Doch dies bey Seite gesetzt. Die Genugthuung Christi soll in der heiligen Schrift wirklich stehen. Nun gut, so wird es doch für Gelehrte erlaubt und der Mühe werth seyn, zu untersuchen, wie diese Sache möchte verstanden werden müssen, damit man nicht auf Vorstellungen dabey gerathe, welche sich mit anderweitig bekannten und ausgemacht richtigen Begriffen von Gott und seinen Eigenschaften, oder mit der heiligen Unschuld des Erlösers nicht vereinigen lassen. Mich dünkt, es wäre sehr die Frage: wer in dieser Sache über die wahre Bedeutung der apostolischen Redensarten am meisten gekünstelt und philosophirt habe? Die Vertheydiger der gewöhnlichen Lehre von der Genugthuung des Erlösers durch einen lei-

benden und thätigen Gehorsam? wodurch er nemlich im juristischen Verstande eine wirkliche Erstattung der von dem Sünder Gotte zugefügten Beleidigung geleistet habe; oder die Bestreiter derselben? Ohnfehlbar würde man nie auf die gangbaren Vorstellungsarten in dieser Lehre gekommen seyn, wenn man nicht über die Art und Weise, wie dem umkehrenden Sünder durch Christi Aufopferung die göttliche Begnadigung wäre verschaft worden, mehr, als nöthig ist, vernünftelt hätte. Und am Ende zweifeln wir sehr, ob die Parthey, mit der es Hr. B. gehalten zu haben scheint, mit ihm zufrieden seyn werde. Denn als ein scharfsinniger Gelehrter, der sich nicht Worte für Sachen verkaufen läßt, sahe er wohl ein, daß der gewöhnliche Begrif von der Genugthuung in mancherley Schwierigkeiten verwickele, und bey genauerer Zergliederung der Begriffe nicht Stich halte. „Die Schrift lehrt „eine Genugthuung, schreibt er S. 48, 49. Aber „lehrt sie keine andere, als die zur Zeit bekannte? Das „ist eine andere Frage — Wird das ganze Gewicht „der Genugthuung auf die Seite Gottes gelegt, so „muß nothwendig die menschliche Seite zu leicht wer„den und eine Genugthuung geschehen, die dem Men„schen nicht gefallen kann. So hat man es gemacht — „Man statuirt eine Genugthuung zur Befriedigung „der göttlichen Gerechtigkeit, und Jesus erlöset uns, „um der göttlichen Gerechtigkeit genug zu thun. Wie „ungleich ist diese Theorie nicht. Sagen sie mir, ob „die Schrift, die von Genugthuung spricht, in die„sem Tone von ihr spricht? Ich finde es nicht.„

Der V. betrachtet hierauf Gott in einem dreyfachen Verhältniß gegen eine sündige Welt, insofern er entweder jeden Sünder straft; oder jeden Sünder ohne weitere Bedingung begnadiget; oder die Sünde bestrafet und den Sünder begnadiget. Wenn Gott das

erste hätte thun wollen, hätte er die Welt lieber gar nicht schaffen müssen. Wenn er den zweyten Weg einer absoluten Begnadigung hätte gehen wollen, so würde er seinem Gesetze, welches keine schwache Seite hat, sondern unverbesserlich und ewig gültig ist, dabey etwas vergeben haben. Also Gott kann den Sünder nicht begnadigen, ohne zugleich seinen Abscheu an der Sünde auf das feyerlichste zu deklariren. Diese feyerliche starke Deklaration ist denn durch die Erlösung Jesu Christi geschehen — Hierinn setzet Hr. B. die Genugthuung von Seiten Gottes. Auf Seiten des begnadigten Menschen, sagt er, würde dessen Gewissen dadurch befriediget, daß das Gesetz befriediget worden, wobey er sich auf Ebr. 9, 8. 9. und Kap. 10. beruft, ohne sich doch auf die weitere Entwickelung der Begriffe einzulassen, welche bey diesem zweyten Punkte ebenfalls nöthig gewesen wäre. „Eine Begnadigung, „schreibt er S. 59., muß das Gewissen des Begnadig„ten befriedigen. Was wäre das für eine Begnadi„gung, gegen die sich das Gewissen empörte! Ge„denken sie sich einen Menschen, der Wittwen und „Waisen um ihr Vermögen gebracht; er sieht sie dar„ben; er höret sie seufzen und zu Gott um Rache „schreyen. Lassen Sie diesen Betrüger von seinem „Fürsten begnadiget werden, und sagen Sie mir, ob „durch diese Begnadigung das Gewissen befriediget „wird. Nimmer und nimmer. Aber lassen Sie „einen Stellvertreter die gemachten Schulden bezah„len; alsdenn ist die Begnadigung für den Schuld„ner wahre Wohlthat.„ Ganz recht, und das rührt daher, weil es zweyerley ist, vor dem Richtstuhl einer weltlichen Obrigkeit, und vor dem Richtstuhl des Gewissens losgesprochen werden. Die bloße Begnadigung, die der Fürst einem Betrüger angedeyhen lässet, beruhiget sein Gewissen nicht, so lange er dem

Schaden, den er andern Menschen zugefüget hat, nicht abgeholfen stehet. Der Anblick davon, wenn er menschliches Gefühl hat, muß ihm sein Verbrechen und dessen Verschuldung immer wieder ins Gemüth bringen, folglich Gewissensunruhe verursachen, wovon kein weltlicher Richter ihn je befreyen kann. Allein wie paßt diese Vergleichung von, durch uns unglücklich gemachten, Menschen hergenommen, auf Gott, dem wir ja durch die Sünde keinen Schaden zufügen? Sein Misfallen ziehen wir uns damit zu, das Ansehn, worinn er als unser höchster Oberherr und Gesetzgeber bey uns stehen sollte, verleugnen wir damit auf eine thätige Art, das ist ohnstreitig, und jenes macht eben unser Unglück; dieses unsere Verschuldung dabey aus. Wenn uns nun Gott unter einer gewissen Bedingung nur die zuverläßige Deklaration seiner Gnade thut, so braucht es an unserer Seite weiter nichts, als daß wir nur die Bedingung erfüllen. Alsdenn ist unser Gewissen völlig beruhiget, und ich wüßte nicht, was ausser dem zu dessen Befriedigung nöthig seyn sollte; denn das Beyspiel, welches der V. anführt, steht auf den Fall, wenn von Verschuldung der Menschen an Gott die Rede ist, ganz und gar nicht anzuwenden. Die Sache verdienet eine genauere umständliche Untersuchung aus deutlichen Begriffen, die sich hier nicht anstellen läßt, deshalb brechen wir ab. Wenn übrigens unsre meisten Gottesgelehrten mit des V. gegebener Erklärung von der Genugthuung Christi zufrieden sind, so wollen wir dem sel. Mann noch im Grabe Glück dazu wünschen. Denn im Grunde war er mit denen, die in dieser Lehre nicht biblisch denken sollen, ziemlich einerley Meynung. Die Genugthuung, wie er sie vorstellt, ist gewiß nicht diejenige, welche ein für rechtgläubig geltender Theologe in der Bibel finden muß.

5.

5. „Wenn man die Anlage ansiehet, die im al„ten Testament zu dem System des Christenthums „gemacht wird, wenn man auch keine andere Stellen „in den Psalmen und in den Propheten dahin deutet, „als solche, die nach einer nüchternen und simpeln „Auslegung dahin weisen: so siehet man doch einer „großen Person, ausserordentlichen Thaten und glück„seligen Revolutionen entgegen.„ Christus kommt nach Zach. 9, 9. ein Gerechter und ein Helfer, obgleich arm. Er ist in der Geschichte der Welt das einzige Original zu diesem Gemählde. Er tritt im 30sten Jahre auf, nicht um Revolutionen im Staate oder in der Körperwelt, sondern eine Revolution im Reiche der Sitten zu machen, die größte, die wohlthätigste Veränderung, die bewerkstelliget werden kann. Das vornehmste Geschöpf auf dem Erdboden, der Mensch, ist aus der Art geschlagen und bedarf einer Verbesserung. Jesu Lehre soll sie bewirken, denn der Mensch muß gut seyn, wenn sein Zustand glücklich werden soll. Es war im Anfange des Christenthums nothwendig, daß Zeichen und Wunder geschahen. Aber es war eben so nothwendig, daß sie wieder aufhörten, wenn es dem Christenthum nicht bloß um Proselyten, sondern um gute Menschen zu thun war. Die Absicht der Lehre Jesu ist keine andere, als den Menschen zu bessern, damit er schon in diesem, und noch mehr in dem künftigen Leben glücklich werde. Eine Welt voll lauter wahren Christen würde eine Welt seyn, die dem Himmel nahe käme. Einige Leiden behielte sie, aber auch die müßten zur Besserung des Menschen bleiben. Die christliche Theorie, welche uns die Kunst zu leiden lehrt, macht uns das Christenthum und dessen Stifter verehrungswerth. — Der ganze Brief hat uns ausnehmend gefallen. 6. Das Gebet ist ein wesentliches Stück der Religion, und

das Mittel, wodurch die Absicht des Christenthums an dem Menschen erreicht wird. Wer gebessert seyn will, erhält auch die Kraft dazu von Gott durchs Gebet. 7. Der Himmel ist die Welt, wo jeder Einwohner gut und rechtschaffen seyn wird. Der Streit zwischen den sinnlichen und vernünftigen Trieben, der hier die Tugend zu einem Kampf und es dem Menschen schwer macht, tugendhaft zu seyn, höret dort auf. Die Ursachen, welche den Frieden und die Freundschaft der Menschen hier so oft stören, sind dort nicht mehr. Allgemeine Tugend, allgemeiner Friede, allgemeine Freundschaft sichern den Menschen im Himmel vor allem Leiden. 8. Die Hölle ist ein Zustand der Qual für böse Menschen. — Werden die Höllenstrafen ewig währen, oder ein Ende nehmen? Der Freund der Wiederbringung gewinnt Beyfall, so lange er aus sich selbst spricht; aber die heilige Schrift hat er wider sich. Sein Antagonist hat Recht, so lange er nach der Schrift urtheilt, denn die ewigen Strafen, die er behauptet, stehen da; (Andere sagen nun, sie stehen nicht da, weil das griechische αἰώνιον, wie das עולם der Hebräer verschiedene Bedeutungen hat, und nicht nothwendig eine unendliche, sondern auch eine lange, wiewohl unbestimmte Dauer der Zeit anzeiget.) Unrecht, sobald er sich einfallen läßt, zu beweisen, daß die Endlichkeit der Höllenstrafen unmöglich sey. — Da der sel. B. auf der einen Seite die Unendlichkeit der Höllenstrafen in der Bibel zu finden glaubte, und doch auf der andern Seite die ganze Stärke der philosophischen Gegengründe empfand, so mußte er freylich dabey sehr ins Gedränge kommen. Er wußte sich also nicht anders als damit zu helfen, daß er seinem Freunde S. 135. schrieb: „Es entsteht „die große Frage: Ob Gott eine Strafe, die er nach

„sei-

„ seiner Gerechtigkeit ankündigen konnte, ob er die
„ nach seiner Gnade dereinst nicht mildern werde? Ich
„ unterstehe mich nicht zu sagen, daß es geschehen
„ wird; ich unterstehe mich aber auch nicht zu sagen,
„ daß es nicht geschehen könne. Die Proportion, die
„ der gütige Vater der Menschen in seinen Belohnun-
„ gen beobachtet, ist der Proportion nicht gleich, die
„ er in seinen Bestrafungen beobachtet. Er segnet
„ bis ins tausende Glied und straft nur bis ins dritte
„ und vierte Glied. — Was wäre also das Final der
„ ganzen Reflexion? Dies: Der Gesandte Christi
„ darf keine Wiederbringung verkündigen; oder er
„ weicht offenbar von seiner Instruction ab. Er kann
„ sie in der Stille wünschen. Er kann sie zweifelhaft
„ hoffen, und sich zum voraus, wenn er geirrt haben
„ sollte, mit der Menschenliebe trösten, die ihm den
„ Irthum eingab.„ Unserer Meynung nach wird es
auch allemal genug seyn, daß der Lehrer die zukünfti-
gen Strafen in der Ewigkeit, welche unausbleiblich
auf das Laster erfolgen werden, den bösen Menschen
zu Gemüthe führen, ohne sich auf deren Dauer ein-
zulassen. Die Schrift lehret äonische Strafen, welche
nach dem Tode den gewiß treffen, der sie verdienet
und in dem Maaße, wie er sie verdienet hat. Warum
wollen wir es dabey nicht lassen? Findet man die Lehre,
daß sich für alle vernünftigen Geschöpfe Gottes, auch
für die ausgearteten Seelen, wenn sie selbst durch die
erlittenen, wohl verschuldeten Strafen zurechte ge-
bracht worden, am Ende alles in Glückseligkeit auflö-
sen werde, deshalb allgemein zu machen nicht für
rathsam, weil sie von leichtsinnigen und unverständi-
gen leicht könnte zum großen Nachtheil der Moralität
gemißbraucht werden; wohl, so schweige man davon,
aber man behaupte auch nicht öffentlich das Gegen-
theil, welches tausend der stärksten Gründe wider sich

 hat,

hat, und, so viel wir einsehen, nicht schlechterdings aus der h. Schrift erwiesen werden kann.

Nachdem wir uns so lange bey den Briefen über das Christenthum aufgehalten und ein freymüthiges Urtheil mit dem andern begleitet haben, wollen wir noch ein Paar Worte von dem oben angezeigtem Religionssystem des sel. B. sagen. Es ist durch die Berlinische Gesellschaft, welche im Jahr 1767. auf den besten Entwurf eines Unterrichts in der Religion für Kinder einen Preis setzte, veranlaßt, und erst nach des B. Tode gedruckt worden. Es enthält erstlich eine Einleitung in die geoffenbarte Religion, wo Hr. B. S. 12. die Regel: o Mensch, laß dich durch deinen Verstand und nicht durch die Sinne regieren, zum Grundsatz der menschlichen Wohlfarth angiebt, und in einer Anmerkung den Lehrer erinnert, daß er sich bey dieser Regel nicht genug aufhalten könne, indem sie von der äussersten Wichtigkeit wäre und zugleich sehr evident gemacht werden könnte. Alsdenn wird die geoffenbarte christliche Religion unter sieben Artickeln abgehandelt. 1. Von Gott, dem Schöpfer der Welt. Es hat uns gefallen, was er bey dem Unterricht über die göttliche Weisheit anführt; er hätte nemlich zur Erläuterung derselben für junge Leute nichts bequemer gefunden, als die Geschichte der Thiere. Zu dem Ende hätte er sich einen ganz kleinen Auszug aus des unvergeßlichen Reimarus Abhandlung von den Trieben der Thiere, und aus Hrn. Bonnets Betrachtung über die Natur gemacht; und durch diesen kleinen Commentar, der ihm ohngefehr zwo Stunden weggenommen, wäre den jungen Leuten die Weisheit des Schöpfers so handgreiflich geworden, daß man das Vergnügen darüber aus ihren Augen hätte lesen können. Dies verdienet gewiß Nachahmung anderer Lehrer. 2. Vom Menschen.

schen. 3. Von der göttlichen Vorsehung, die über den Menschen waltet. 4. Vom Christenthum. 5. Von der Bekehrung der Menschen durchs Christenthum. 6. Von den Pflichten des Christenthums. 7. Von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums. Wir finden es sehr wohlgethan, daß der V. sich diesen Beweis bis ans Ende verspart hat, nachdem die Jugend mit dem Inhalte der christlichen Lehre schon bekannt gemacht worden. Ihre Wahrheit wird am leichtesten zuerst aus der Glückseligkeit bewiesen, welche sie demjenigen gewährt, der sie glaubt und ausübt. Dann folgen in einer bündigen Kürze die historischen Beweisgründe, wo §. 195. sehr gut gesagt wird. „Betrachte ich die Sittenlehre, die diese „Leute (die Jünger Christi) predigen, die ohnfehlbar „die einzige wahre ist; Betrachte ich ihren Eifer, der „so sichtbar dahin gehet, den Menschen durch den „Weg der Rechtschaffenheit zu Gott zu führen; Bedenke ich, daß es gar nicht möglich gewesen wäre, „das Christenthum fortzupflanzen, wenn sie nach der „Sittenlehre, die sie predigten, nicht selbst gelebt hätten; bedenke ich, daß sie dem Betrug keinem Christen zu gute halten, und finde ich auch, daß sie, wenn „sie aus Uebereilung gefehlt, ihre Fehler selbst nicht „verschweigen; so kann ich nicht anders schließen, als „daß diese Leute, wenn sie Betrüger gewesen wären, „Betrüger von einer ganz besondern Art gewesen seyn „müßten; Betrüger, die dem Menschen den rechten „Weg zeigen, den er gehen muß; Betrüger, die mich, „wenn ich ihnen folge, sonst nirgends wohin, als zu „Gott und zur Glückseligkeit führen können; Betrüger, die die besten Bürger für den Staat bilden; „kurz Betrüger, die niemanden betrügen. Was soll „ich denken!„

Es

Es verdient Lob und Beyfall, daß der sel. V. ohne alle Scholastick mit Kürze, Ordnung, Faßlichkeit und doch mit vieler Präcision der Begriffe in diesem Religionssystem nur das zusammen gefaßt hat, was jungen Leuten zu ihrer Glückseligkeit von dem Christenthum gelehrt werden muß. Daher wird es bey dem christlichen Unterricht, den eine verständige Jugend empfangen soll, zu einem guten Leitfaden dienen können. Sollte vollends ein geschickter Lehrer darüber kommen, der über dieses und jenes, so noch einer nähern Erläuterung und größern Aufklärung bedarf, dieselbe seinen Lehrlingen gäbe, so würde der Zweck desselben um soviel mehr erreicht werden.

Ab.

XVIII.

M. Joh. Joseph Haigolds Beylagen zum neuveränderten Rußland. Zweyter Theil. Riga und Leipzig, verlegts Joh. Friedr. Hartknoch, 1770. in 8. 264 Seiten.

Ein durch andere Schriften berühmter Schriftsteller, liefert, wie man sagt, unter Haigolds Namen, in diesem Theile merkwürdige und lehrreiche Artickel für Ausländer, welchen daran gelegen ist, das rußische Reich genauer kennen zu lernen. Der Artickel sind funfzehn. In dem ersten giebt der Herr Staatsrath, Jac. von Stählin, Nachricht von der Tanzkunst und den Balleten in Rußland, und dem zweyten von der Musick. So unterhaltend diese beyde Artickel auch sind, so können wir doch keinen Auszug davon machen. Es erhellet aus des Hn. St. Beschreibung, daß es den inländischen Tänzen

gar

gar nicht an Anmuth fehle. Indeß haben sie doch seit Peter dem Großen am Hofe, so wie die Musick, der ausländischen weichen müssen.

Der Herr Collegienrath Müller wird für den Verfasser des dritten Aufsatzes von den alten Gräbern in Sibirien mit Grunde gehalten. Diese Gräber sind nicht alle von einerley Art. Einige sind zu einer ungeheuern Höhe von Erde aufgefüllet, andere haben nur eine geringe Höhe, und sind fast der Erde gleich. Einige sind rund umher, und meistens im Viereck, mit großen aufrechtstehenden Felsensteinen umgeben, wenn andere nur mit einem kleinen Steinhaufen bedeckt, oder mit einem Kranze von Feldsteinen gezieret sind. Einige sind inwendig mit Ziegeln ausgemauert und zuweilen auch gewölbt; andere sind in bloßer Erde. Einige sind etliche Faden tief; die hochaufgethürmten aber mit der Erde gleich. Die großen Felsensteine finden sich zur Bewunderung in Gegenden, wo man weit von felsichten Gebirgen entfernet ist. Man trifft sie in den ebenen Steppen an. An den Grabsteinen sieht man zuweilen Figuren von Menschengesichtern, Kreutzen und andern Zügen, die vermuthlich keine Bedeutung gehabt haben; niemals ordentliche Inschriften. An andern einzelnen Steinen und Bildsäulen in der Steppe dißseits des Flusses Jenisej, werden doch gewisse Inschriften wahrgenommen, die noch nicht haben erkläret werden können.

Aus den in den Gräbern gefundenen Ueberbleibseln kann man schliessen, daß das Verbrennen der Körper kein allgemeiner Gebrauch gewesen. Urnen hat man gar nicht angetroffen. Einige Reste nach der Verbrennung, und auch ganze Leichen, sind in dünnes Goldblech eingewickelt, der Erde überliefert worden. Die Pferdegerippe, welche man in einigen Gräbern gefunden, sind der Beweis eines noch jetzt

bey

bey den morgenländischen Völkern herrschenden Aberglaubens, daß die abgeschiedenen Seelen in jenem Leben eben dieselbe Lebensart fortsetzen, die sie hier geführet haben.

Bey den Jakuten ist es noch zu der Zeit, da sie unter die russische Bothmäßigkeit gekommen, in Gebrauch gewesen, treue Bediente bey dem Grabe des Herrn zu tödten, und mit zu verscharten, bis man endlich die Thäter, als freventliche Mörder, zur Strafe gezogen. Man hat viele Kostbarkeiten von Gold und Silber, Geschirr und Schwerdter aus den Gräbern hervorgezogen, wovon man einen großen Vorrath auf der Kunstkammer bey der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften sehen kann. Nach der alten Philosophie waren auch diese leblosen Dinge beseelet, und diese Seelen dieneten den Verstorbenen in der andern Welt. Die reichsten Gräber sind an der Wolga, an dem Tobol, am Irtisch und bis an den Ob; die von mittlerer Gattung in den Steppen des Flusses Jenisej; und die ärmsten jenseits des Sees Bajkal. Daraus wird ein richtiger Schluß des Reichthums oder der Armuth des Volks hergeleitet. In der obern Gegend des Flußes Jenisej findet man lauter kupferne Geschirre und Zierrathen, auch kupferne Messer, Dolche und Pfeile. Diese Gräber sind unstreitig älter als alle übrigen. In dem Sajanischen Gebirge hat man Spuren von Gruben entdeckt, woraus die alten Einwohner ihr Kupfer geholet. Man hat auch in ebener Steppe, unweit dem Fluße Abakan, Kupfererz ausgegraben. Aus dem Namen des Altajischen Gebirges hat der Verf. geschlossen, daß sie Gold enthielten, weil Alta in der mongalischen und kalmuckischen Sprache Gold bedeutet; und dies hat sich bey den Kolywanischen Werken bestätiget. Nach der Vermuthung des V. rühren die kupfernen Waffen und alten unbekann-

kannten Inschriften von den Uiguren oder Igureern her, von denen Tschingiskan, der Stifter der tartarisch-mongalischen Monarchie, die Schreibekunst und Buchstaben angenommen haben soll. Die Mongalen sowohl als die Tartarn, die dieser Eroberer unter seinem Zepter vereinigte, waren damals ein armes Volk, das in den Steppen der Flüße Selenga, Tola, Orchon, Onon, herumirrte, und sich zuweilen bis an den See Bajkal ausbreitete. Hieraus sieht man, warum die dortigen Gräber so wenig Kostbarkeiten enthalten. Woher die Schätze der andern Gräber gekommen, wollen wir den Verf. ganz sagen lassen.

„Tschingis machte den Anfang mit der Eroberung von China, die sein Enkel, Koblai so glücklich zu Stande brachte, daß er im Jahr 1281. in China einen neuen Regentenstamm stiftete, der unter dem Namen Juen bis ins Jahr 1369. fortgedauert hat. In China erbeuteten die Tartarn ihre ersten Schätze. Es blieb aber nicht dabey, sondern sie durchstreiften fast ganz Asien, und einen grossen Theil von Europa, daher ihr Reichthum sich beständig vergrößerte. Im Jahr 1224. kamen sie zum erstenmale nach Rußland, und gewannen die merkwürdige Schlacht am Fluß Kalka; und in den Jahren 1237. bis 1240. brachten sie ganz Rußland unters Joch. So zertheilt wie sie waren, indem diejenigen, die Asien überschemmeten, mit denen, die sich gegen Europa wandten, nichts als den Namen gemein hatten: so wurde doch das Haupt der Familie, oder derjenige, welcher von seinem Vorfahren dazu ernannt worden, von allen für den allgemeinen Oberherrn erkannt. In dem Hoflager desselben, welches um die Mitte des 13ten Jahrhunderts in der Steppe des Flußes Irtysch vermuthet wird, floß folglich ein großer Theil der Beute vieler Länder und Völker zusammen.„

Die

Die vierte Beylage ist die Beschreibung eines zum Fußgestell der Bildsäule Peters des Großen zu Pferde bestimmten Steins. Die Idee des Meisters war, einen rauhen Felsen zum Fußgestell zu wählen, um dadurch den vorigen Zustand Rußlandes und die Hindernisse zu bezeichnen, welche dieser große Regent zu überwinden hatte. Man fand diesen Stein, welcher 21 Fuß hoch, 42 lang und 34 breit ist, in einer morastigen Gegend, unweit von dem finnländischen Meerbusen, eilf Werste, oder etwa 41,500 englische Schuh von dem Orte, wo er aufgerichtet werden sollte. Vom November 1768., als der Zeit seiner Entdeckung, bis in März des folgenden Jahres, war alles zu seiner Fortschaffung fertig, und man brachte ihn nach Petersburg. Er wiegt drey Millionen und zwey mal hundert tausend Pfund. Der größte Obelisk, welchen der Kaiser Constanz von Alexandria nach Rom bringen ließ, wog nur 907,789 Pfund.

Die fünfte Beylage von den Finanzen unter Peter dem Großen, enthält ein Verzeichniß der Kroneinkünfte von den Jahren 1723 und 1725. In jenem beträgt die ganze Summe, worunter aber die Kopfsteuer nicht mit berechnet ist, 4 Millionen, und beynahe vier mal hundert tausend Rubel. Die Summe aller Einkünfte des 1725 Jahrs beläuft sich auf 8,779,750 Rubel. Die Ausgaben sind dasselbige Jahr über 9 Millionen gegangen. In einer Anmerkung wird gesagt, daß die Minister und Residenten an auswärtigen Höfen jährlich 80,200 Rubel kosten.

Aus der sechsten Beylage von dem Finanzwesen des Königreiches Preussen, während der russischen Eroberung im letztern Kriege, erhellet, daß die jährliche Einnahme sich auf 1,878,197 Reichsthlr. 22 ggl. 2½ Pf. belauffen habe, und daß, nach Abzug der

ordent-

ordentlichen Etatsmäßigen Ausgaben, zur Disposition der General- Kriegs- und Domainen-Casse, 1, 535, 687. Reichsth. 49. gr. 17½ Pf. verblieben sey.

Die siebente Beylage enthält eine Specification, wie viel und was für Waaren vom 1ten Jan. 1766. bis 1ten Jan. 1767. auf dem petersburgischen Zollhause eingekommen, und wie hoch der Werth derselben angegeben worden. Die Summe der ganzen Einfuhr ist 5,256,521. Rub. 16 ¾ Cop.

Die achte Beylage von den Preißen verschiedener rußischen Waaren im Jahr 1767, liefert 1) ein Verzeichniß der Rauchwaaren. 2) Von Leinwand, Servietten, Bettzeug und andern Fabrickwaaren. 3) Von noch andern rußischen Exporten.

Der neue Zoll-Tarif, vom Jahr 1767, ist für alle Handelnde ein interessantes Stück, und ein Zeugniß der Aufmerksamkeit der Kaiserin auf alles, was zur Aufnahme der Handlung und zum Besten des Reichs dienen kann: er leitet aber eben so wenig einen Auszug als die vorhergehenden Verzeichnisse.

Aug. Ludwig Schlözers Nachrichten von den Ueberresten der Liven (so muß seiner Meynung nach geschrieben werden) in Livland und Kurland, rühren von verschiedenen Verfassern her, und betreffen die alte Sprache dieser Länder. Sie sind hier noch ein roher aber nützlicher Stoff. Der Hr. S., welcher noch mehr zu erhalten hoft, wird, wie wir sehr wünschen, wohl die Mühe auf sich nehmen, neue Origines Livonicas zu schreiben, und die älteste Periode der livischen Geschichte, so weit es möglich, aufzuhellen. Aus dem Vorbericht müssen wir noch anmerken, daß er Slaven, Letten und Finnen für drey Völker-Classen, so wie ihre Sprachen für drey Hauptsprachen hält. Die Slaven sind wahre Aborigines im nördlichen Germanien, welche zwischen der Weich-

sel und Elbe von je her gewohnet haben. Die Finnen ziehen sich vom westlichen Ende des europäischen Nordens über den Urol weg, bis an den Ob und Irtysch hin, und südwärts bis an die Wolga herunter. Eigentliche Finnen, Lappländer, Permier, Syränen, Ingrier, Estländer, Wotacken, Tscheremissen, Tschuwaschen, Mordwinen, Wogulen und kondische Ostaken, sind alles Brüder und nahe Vettern von den Madscharen oder heutigen Ungern. Die alte Verwandschaft der Lappländer und Ungern, ist, wie der Recensent erinnert, durch die Wahrnehmungen der beyden Jesuiten Hell und Sajnovics nun ganz ausser Streit gesetzet worden. Jenseit der Ostsee oder in Scandinavien stießen die Finnen mit Germanien zusammen: disseits der Ostsee, oder im heutigen Livlande, wurden sie Nachbarn der Letten. Letten, Preußen, Kuren und eigentliche Littauer sind ein Volk. Livland hat seinen Namen von den Liven, einem eigenen Volk, welches noch in Salis und am Angerschen Strande vorhanden ist, zwar mitten unter den Letten wohnet, aber eine finnische Mundart redet; und dies Völkgen ist der eigentliche Gegenstand dieser Nachrichten.

Bey dem Etat der rußischen Flotte und Admiralität, in der eilften Beylage, ist zugleich der jährliche Gehalt aller Befehlshaber und Bedienten beygefüget.

Das Verzeichniß der rußischen Landmacht hatten wir schon zuvor in dem 3ten Th. des Büschingischen Magazins gelesen. Der Herausgeber hat solches zwar nicht aus dem Magazin entlehnet; er thut aber als wenn er nicht wüßte, daß es schon bekannt gemacht wäre. Die Nachricht von der Hausen-Blase oder Fischleim, ist von dem Hrn. Collegienrath Müller rußisch herausgegeben, von dem Großfürstl. Holsteinischen Secretair, Hrn. von Henninger übersetzet, und im historischen Institut zu Göttingen den

13. Aug. 1766. abgelesen. Die Hausenblase wird aus den Blasen gewisser Fische zubereitet, welche Hr. Linné, Klein und Artedi zu dem Geschlechte der Acipenserum zählen. Die gröste Art dieser Fische, die sich auch in der Donau findet, wird auf Deutsch Hausen genannt. Daher der lateinische Geschlechtsname Huso, wovon man verschiedene Arten zählet. In Rußland hat man 4 Arten Acipenseres: die Beluga oder den eigentlichen Hausen, den Stör, die Sewruga, und die Sterlette. Der Fischleim wird in den Blasen dieser Fische angetroffen. Wenn man den Fisch aufgeschnitten, so nimmt man zuerst den Rogen heraus, hernach die am Rücken fest sitzende Blase, welche in ihrer Figur einen abgerundeten Kegel vorstellet, dessen stumpfes Ende gegen den Kopf zugekehret ist. Man schneidet die Blase der Länge nach auf und ziehet ihr die äussere Haut ab. Hierauf wickelt man sie in Leinwand und knetet sie mit den Händen, bis sie so weich wie ein Teich wird, aus welchem man kleine Täfelchen macht, mit einem Loch in der Mitte, um sie an Schnüren zum Trocknen aufzuhängen; dann löset er sich im kochenden Wasser völlig auf, und man giesset ihn aus der Blase in Formen oder läßt ihn darinn erkalten, und ziehet nachher die Haut ab. Dieser Leim gleicht dem Mundleim der Buchbinder: allein zum Weinabklären ist der ungekochte weit besser.

Die Statistische Nachrichten von Klein-Rußland oder der Ukraine in der vierzehnten Beylage sind ums Jahr 1760. aufgesetzet, und enthalten in der Kürze einige artige Bemerkungen in Ansehung der Saporoger Kosacken, den Einwohnern der Ukraine. Es war ein unverzeihlicher Staatsfehler der Polen, daß sie die Kosacken in ihrer Freyheit und griechischen Religion bedrängten, und sie dahin brachten, sich

1654. dem rußischen Zepter zu unterwerfen. Die damals mit den Zaren getroffenen Pacta Conventa findet man hier im Auszuge. Die ganze Nation bestehet aus drey Classen, dem Adel, den Kosacken und Pospoliten. Der Pospolit oder Bauer zahlt dem Erbherrn seiner Ländereyen ein gewisses: aber ein Kosack zahlt niemand etwas, sondern ist zum Felddienst verbunden und hat die Rechte eines Edelmanns. Wenn ein Kosack seinen Hof verkauft oder verpfändet, welches ihm, nach den Rechten eines Edelmannes freystehet; so verliehret er natürlicher Weise sein Vermögen zum Felddienste und wird aus Armuth ein zinsbarer Pospolit, der sein von einem Erbherrn besitzlich einbekommenes Land nicht verkaufen kann. Zur Macht eines Hetmanns, welchen die Kaiserin 1750. wieder eingesetzet hat, gehöret ausser dem Rechte über Leben und Tod, daß er die General-Starschinen, die Obersten und andere Starschinen aus 3. gewählten, ernennet. Von den ersten beyden muß er aber nach geschehener Ernennung Bericht an den Kaiser geben. Die Zahl aller Einwohner beläuft sich ohngefähr auf eine Million.

Die letzte Beylage hat der Hr. von Stählin schon in dem geographischen Calender der Akademie der Wissenschaften fürs Jahr 1770. abdrucken lassen. Die kurze geographische Beschreibung der Moldau ist offenbar aus dem Büschingischen Magazin entlehnet, welches wohl hätte angezeiget seyn sollen. Der zweyte Aufsatz der Beylage giebt neue und merkwürdige Nachrichten von den zwischen dem schwarzen Meer und der kaspischen See gelegenen Ländern und Völkern. Um das nördliche und nordostliche Ufer des schwarzen Meers wohnen die kubanischen Tatarn, dies und jenseit des Kuban Flusses. Sie stehen unter vielen besondern Fürsten, die dem krimischen Chan zinsbar

sind.

sind. Ihr Land erstreckt sich von Norden, oder vom Asowschen Gebiete an; gegen Morgen bis an die große Kabarden, und die angränzenden kaukasischen Gebirge; gegen Süden aber an die Tscherkassen, die gleich den Kabardinern Mahometaner sind, aus Geschlechtern der kubanischen Tatarn bestehen, und Horden weise kleine Fürsten zu ihren Vorgesetzten haben. Diese Völker oder das meiste Land der Kubaner, großen Kabarden und Tscherkassen hat sich im Sommer 1769. der rußischen Kaiserin unterworfen.

Die Diketi und Alani zwischen den Tscherkassen und Abchasiern sind ein freyes tatarisches Volk in den Gebirgen, die sich ihren Regenten wählen. Die Abchasi, ein freyer volkreicher Staat am schwarzen Meer, gleich unter den Tscherkassen im Süden, wird von einem erwählten Fürsten regieret, dessen feste Residenz Anacopia heißt. Er und das meiste Volk sind der griechischen Religion zugethan; viele sind aber noch Heyden.

Am nordöstlichen Ufer des schwarzen Meers liegt das Gebiet des Zars Dadian, welches das eigentliche Mingrelien ist, dessen Einwohner überhaupt Odischi heißen. Er ist mit seinem Volk griechischer Religion, und von der osmanischen Pforte abhängig. Die Haupt- und Residenzstadt Odisch hat sogar eine türkische Besatzung. Hinter diesem Gebiet gegen Nordost, an dem kaukasischen Gebirge hinunter, wohnen die Swaneti, meist griechische Christen und ein freyes Volk. Die an die Swadeth gegen Süden und an die Imireten mit Mingrelien angränzende Provinz Ratscha ist auch frey und griechischer Religion.

Am südöstlichen Ufer des schwarzen Meers zwischen den Mündungen der beyden großen Flüsse Ricna und Tscharocha liegt das Land Guren. Der Fürst und das Volk sind griechischer Religion, aber ganz

 unter

unter türkischer Bothmäßigkeit, so wie alle weiter herunter bis an das Trebisondische und Natolien belegenen und diesen Fürsten entrissenen Länder, u. s. w.

Das Gebiet des sogenannten miletinischen Zars, Salomon, heut zu Tage das Land der Imiretten, oder Miletiner, eines mächtigen Volks, liegt gegen die Mitte des Landes zwischen den beyden Strömen Riona und Mtgwary oder Kur. Der Zar, welcher mit seinem Volk der griechischen Religion zugethan ist, steht unter türkischem Schutz, und residirt auf einem schlecht befestigten Schlosse im Lande hinein, da die Türken seine alte Residenz Kutais besetzet haben.

Mitten im Lande, und zwar im nordlichen Theil, gegen den Terg- (Terki-) Strohm, oder gegen das astrachanische Gouvernement, wohnen noch lauter freye mahomedanische Tataren, worunter doch viele griechische Christen sind. Die Namen dieser Länder und Völker sind: die kleine Kabardey, die Dugori oder Ossedizt, die Dwaleti, die Kisti, die Zurzuki, die Tagaur und Kurtaul. Im südlichen Theil liegt das größte Gebiet des Zars Heraklius, dieß und jenseits des Mtgwary Strohms, welcher mitten durch fließt, und unweit der Residenzstadt Tiflis den Aragwafluß aufnimmt. Längs dem Agrachanfluß gegen das Dagestanische, liegt der bergichte Landstrich der Lackinader Lecksi, ein freyes tatarisches Volk, welches Heraklius so zu paaren getrieben hat, daß er Geißel und Tribut von selbigem erhält. Heraklius, der jetzige Beherrscher dieses Landes, ein Sohn und Nachfolger des 1762. zu Petersburg verstorbenen Zaren Teimuras, ist ein Herr von 49 Jahren. Sein Haus und sein ganzes Land ist der griechischen Religion zugethan. An der kaspischen See im nordlichen Theil ist der große Landstrich zwischen dem Agrachan und Tergstrohm,

wo

wo Kizlar die rußische Gränzfestung angeleget ist, auch unter rußischer Bothmäßigkeit. Dagestan wird von freyen mahomedanischen Tatarn und Kalmucken bewohnet.

Das persische Beglerbeg oder Gouvernement Schirwan, weiter gegen Süden, ist heut zu Tage fast mehr dem Zar Heraklius als den Persern unterthan, und zahlt ihm auch einigen Tribut. Eben so auch die weiter nach Südwesten gelegenen Beglerbeg Karibarski und Ganschei, oder das eigentliche Armenien, worinn die Hauptstadt Eriwan ist, und wovon sich der Zar Heraklius unter den anhaltenden Unruhen in Persien, ein gutes Theil, nemlich die Samchiti unterwürfig und zinsbar gemacht hat. Den Beschluß dieser Nachrichten und dieses Bandes macht die Anzeige und kurze Beschreibung der vornehmsten Ströhme und Flüsse zwischen dem schwarzen Meer und der kaspischen See. Hierzu ist eine kleine brauchbare Charte gestochen.

XIX.

D. Laur. Heisters, s. w. medicinische, chirurgische und anatomische Wahrnehmungen. Zweyter Band. Zum Drucke befördert durch Wilh. Fried. Cappel, Prof. der Medic. und Anat. zu Helmstadt. Rostock, bey Koppe, 1770. 5 Alph. 5 Bogen.

Von diesen Wahrnehmungen, deren sehr verschiedener Werth genugsam bekannt ist, gab der Verf. selbst 1753. den ersten Band heraus. Der gegenwärtige begreift das Wichtige aus der Praxis von 1721 bis 1758, da H. H. starb. H. C. hat eine scharfe Auswahl davon gemacht, die,

 unsrer

unsrer Meynung nach, viel viel schärfer hätte seyn müssen, wenn nicht H. C. die Absicht gehabt hat, daß sie nicht blos zur Lehre und zu Mustern, sondern auch zu Warnungen dienen solten. Oft, sehr oft, besonders auf die letzte, dienen sie zu keinem von beyden Zwecken. Man liest einen besondern Zufall, sieht die vorgeschlagene Mittel, und sieht sie mit einiger Verwunderung, wie es doch immer möglich sey, daß dergleichen hinreichen könne, erwartet den Ausgang und findet nichts. Die Krankheitsgeschichten sind gemeiniglich kurz, wenig charakteristisch nach Constitution, Umständen und Ursachen; meistens wird nur ein Symptom angeführt, damit das Kind doch einen Namen kriege und eben so auf Ein Symptom gerichtet, ist auch die Curart. Die Methode ist die seiner Zeit und kommt der Hofmannischen nahe, dessen Theorie auch die seine entsprach: aber die Methode ist hier ziemlich empirisch angewandt, ohne sie jedem Subjecte anzupassen. Die Mittel selbst sind sehr gehäuft und oft bis zum Erstaunen unbedeutend. Kräftige Arzeneyen, wenn wir das Quecksilber ausnehmen, findet man wenig gebraucht. Aber das Quecksilber mit der Tinctur von Weinsteinsalz, Bernstein, s. w. und mit Tränken von Sarsa s. w. müssen Wunder thun. Und wenn man dazu die Krebsaugen und destillirte Wässer setzt: so weis man die Heistersche Materia medica ziemlich. Die äusserlichen Mittel sind kräftiger und angemessener. Wir widerrathen einem jeden jungen Praktikus, dem es um sein gutes judicium discretiuum zu thun ist, sich vor der Lesung und noch mehr vor der Nachahmung zu hüten.

Uebrigens ist es nicht möglich, daß einem so gelehrten Praktikus und Wundarzte bey seinem großen Rufe nicht vieles hätte aufstossen sollen, das dem Kenner und dem Kunstfesten nicht wichtig seyn sollte.

Ein

Ein Aneurysma des Stamms der Aorta war eines Kopfes groß, hatte die zweyte und dritte rechte Ribbe voneinander gedrückt und sich bis ausser der Brust ausgedehnt. Einem Manne ward das Gift eines tollen Hundes dadurch mitgetheilet, daß er den Strick, womit der Hund angebunden gewesen, in den Mund genommen hatte. Bey einer Frau von 54 Jahren, bey der die Brust, die Hals- Ohren- und Speicheldrüsen verhärtet, und der Arm der Seite sehr dick geschwollen war, nahmen diese Geschwülste schnell zu und sie starb bald. H. H. setzt hinzu: „ich habe nachdem mehr solche Frauen mit dergleichen Schäden an der Brust und mit so dickem Geschwulste an dem Arme der leidenden Seite gesehen. Sie sind aber alle nicht gar lange hernach gestorben, welches deswegen hier anmerke, weil wenig Schreiber davon was gedacht haben.„

Der Rec. hat einen ähnlichen Fall mit ähnlichem Erfolge bey einer Frauen von gleichen Jahren, bey der die Natur sich änderte, gesehen. Er glaubte damals, daß derselbe Stoff, der sonst in Balggeschwulsten sich absetzt und selbe oft geschwind zu ungemeiner Größe bringt, hier die Drüsen befalle und der Armgeschwulst eine Folge des Drucks sey.) Bey der Oeffnung einer der Geburt nahen Schwangern, hat H. H. die Substanz der Mutter offenbar muskulös, (doch beschreibt er sie nicht näher) auch Muskularfasern an den runden Mutterbändern, des Ruysch runden Muskel aber nicht gesehen. Bey einem plötzlich Verstorbenen war das Herz mit seinem Beutel verwachsen. Bey einem Kinde von mehr als drey Jahren, auch bey einer ältern Person, hat er den canalis venosus und das eyförmige Loch offen: den canalis arteriosus aber verwachsen gefunden. Bey einer abgestalten Frucht war das Hirnlein da: statt des

Hirns aber eine Blutblase. Einen zween Schuh langen brandigen Darm, der aus einem in die Schwärung übergegangenen Leistenbruch herausgetreten war, hat ein Wundarzt abgeschnitten, die Enden in einander gesteckt, geheftet und so glücklich zusammen geheilt, daß der Unrath schon den folgenden Tag seinen gewöhnlichen Weg gieng. Eine in einen besondern Sack eingeschlossene Hode sah man fälschlich für einen Bruch an. Bey einem an der Hektick Verstorbenen waren äusserlich Speckgeschwülste und dergleichen auch an den Lungen und am Gekröse; auch war der Herzbeutel dick, wie Schweinleber. Bey mehr als Einem an einem Fleischbruche glücklich Operirten und doch bald Gestorbnem, fand man Verhärtung und Schwären am Gekröse. H. H. sagt ausdrücklich vorher, sie wären kachektisch gewesen, und dennoch wurden sie operirt. (Uns fiel dabey ein Vorwurf ein, den man dem verdienten Manne bey seinem Leben machte, der doch wohl nicht immer mag ungegründet gewesen seyn.) Einen, der mit vielfüßigen braunen Würmern, eines Fingergliedes lang, geplagt war, heilte er durch bittre und Mercurialmittel. S. 448. wird eine sonderbare Lage der Leber bey einem Schwindsüchtigen bemerkt. Eine der Geburt nahe hatte abwechselnd convulsivische und schlafsüchtige Zufälle; war aber bey diesen, wie bey jenen, immer gefühl- und sinnlos. Die so starken Zuckungen, daß sie die Zunge dabey zerbiß, vertraten dabey die Stelle der Geburtswehen. Jede derselbe öffnete den Muttermund und allendlich trieben sie die Frucht, ohne Bewußtseyn der Mutter zur Welt. Bey dem Geschwulste an einem gespaltnen Rückgrade hat H. H. das Abbinden mit unglücklichem Erfolge versucht. H. C. aber erzählt einen ähnlichen Fall, da einem Wundärzte durch Compressen und geistige Umschläge die Heilung gelungen ist. Knochenstücke des zer-

zerschmetterten linken Seitenbeins der Schedel verursachten eine Lähmung des rechten Arms und eine Sprachlosigkeit. Beydes verlohr sich, da die Stücke weggeräumt waren. Für die, so da glauben, wenn das Kind sich nicht bewege und stinkender Unrath abgehe: so sey es gestorben; findet sich hier eine warnende Geschichte. H. H. hatte ein solches Kind mit dem Hacken entbunden und es lebte noch viel Tage nachher. (Noch ärger ist ein neuerlicher Fall, da ein Wundarzt den vorgefallenen Arm kurz und gut abgelöset. Das Kind kam hernach lebend zur Welt und lebt unsers Wissens seit zwey Jahren noch.) An einer Frau von 70 Jahren verrichtete H. H. den Steinschnitt mit tödlichem Erfolge. Einmal hat er den Gliedschwamm mit Bleymitteln gehoben: aber verschiedenemal unglücklich geöffnet. Den anfangenden schwarzen Staar, der seinem Grund im verdorbenen Magen hatte, wolte Woolhusen durch Brechmittel und stärkende Arzeneyen gehoben wissen. H. H. aber verwirft sie zu vermuthlich vieler Befremdung, und räth zur Speichelcur. Durch diese hat er sonst viele Augenschäden, besonders von venerischen Ursachen gehoben, auch die Mercurialmittel im Krebs, in der Nasenfäule s. w. mit Nutzen gebraucht. An einem andern Orte haben Brechen und Quecksilber dem Staar abgeholfen. Mercurialmittel, wie gesagt, braucht er häufig, besonders in Verhärtungen der Drüsen, im Winddorne und Knochengeschwellen, Krebsartigen Schäden und selbst im Scorbut. (Doch kann man aus der Krankheitsgeschichte die Gewißheit des wahren Scorbuts nicht abnehmen.) Ein starker Schmerz in der Harnröhre, und ein andermal eine Verstopfung des Urins sind vor der Pareira brava gewichen. Dies sind einige Merkwürdigkeiten unter mehrern, die den, der sich nach H. H. nicht bilden

will,

will, doch für diesen Verdruß und Eckel einigermaßen schadlos halten. Das Andenken der Heisterschen Verdienste wird dadurch nicht geschmälert, daß man ihn nicht durchgehends zum Muster anderer aufstellen darf, und nicht jedes Promemoria, das sich ein Arzt macht, für würdig hält, gedruckt zu werden. Was in beyden dicken Bänden wirklich Nützliches für die Kunst ist, dürfte einen kleinen Octavband füllen.

S.

XX.

D. C. F. Bahrdts Versuch eines biblischen Systems der Dogmatick. Zweyter Band. Goth. und Leipz. 1770. 8. 1 Alph. 3 Bog.

Was werden die Männer sagen, die aus den symbolischen Büchern theologische Kriege führen, da der V. sie eines Meineides selbst gegen diese Bücher beschuldiget? Und das mit Recht, indem diese Bücher schlechterdings blos die Bibel zur Richtschnur der Lehren machen, und alle andere Schriften, auch selbst die Bekenntnisse und Formuln der Einigkeit, nur als Zeugnisse, wie weit die Einsichten der damaligen Bekenner gegangen, angesehen wissen wollen. Die Regeln, die er seinen Gegnern vorschreibt, sind richtig, sie stehen aber in allen Logicken. Anzügliche Schreibart verwirft er mit Recht, wir wünschten aber, daß der V. auch den hohen Ton herunter stimmen möchte. Er fänget die Vorrede so an: „Ich höre ungern und wider meine Erwartung, daß einige zwar eben nicht wichtige Leute wieder mein System zu Felde ziehen wollen.„ Wer also das Willens ist, weis nun unter welche Leute er

gehöret. Dieser Band hat 2 Theile. Der erste handelt von der fortgesetzten Ausführung des Werkes Gottes durch die Vorbereitung zur Ewigkeit, da er handelt 1) von der Sünde, 2) von der Gnade und dem Zustande der Begnadigten, 3) von dem Geschäfte der Gnade zur Hervorbringung der Gnade, und des Gnadenstandes, 4) von den Gnadenmitteln. Der 2te Theil von der Vollendung des Werkes Gottes in der Ewigkeit und zwar 1) vom Tode 2) von der Auferstehung 3) vom jüngsten Gericht, 4) von der Verdammniß 5) von der Seligkeit, der V. hat in diesem wie im ersten Bande manches Gute. Nur bedanken wir, daß er sich nicht immer gleich, nicht immer biblisch ist, und sich zuweilen selbst widerspricht. Sollen wir dieses einer Uebereilung oder einer Zurückhaltung oder sonst einem Fehler zuschreiben? Wir werden etwas anmerken, und das Buch selbst zu lesen empfehlen.

In der Lehre von der Erbsünde S. 412. verwirft er die Zurechnung der Sünde Adams und die Hypothese de Adamo capite foederali: als wogegen Gott sich selbst laut erkläret Ezech. XVIII. 4, 7, 19, 20. und die einzige Stelle Röm. V. 12. beweiset nichts; indem ἐφ᾽ ᾧ quatenus, quemadmodum, quia heisset. Ferner erinnert der V. sehr wohl, daß das natürliche Verderben gemeiniglich vergrössert und mit dem habituellen verwechselt werde. Es erfordert eine genaue Aufmerksamkeit, daß nicht Sprüche, die auf Erwachsene gehen, von der Erbsünde angeführet werden. Aber hat der V. sich nicht selbst vergriffen? Er führet das VII. Kap. an die Römer an, weil darinn von Wiedergebornen die Rede sey, die das habituelle Verderben abgeleget. Aber die Ausdrücke in diesem Kapitel sind so hart, daß man sie nicht wohl von Wiedergebohrnen erklären kann; der V. wider-

spricht

spricht sich selbst, da er §. 89. eben dieses Kapitel für eine Beschreibung des habituellen Verderbens bey Gottlosen angiebet. Und gesetzt, dies Kap. handele von Wiedergebohrnen: ist es denn das natürliche Verderben allein, womit ein Bekehrter zu kämpfen hat? Sind es nicht vornemlich die vor der Bekehrung erlangte sündliche Gewohnheiten, verderbte Imagination u. s. w. Es wird eine lange Uebung in der Tugend erfordert, ehe der Bekehrte wieder dahin kommt, wo er als ein Kind war, das unser Heiland zur Nachfolge seinen Jüngern vorstellen konnte.

Ferner führet er an 2 Cor. III, 5. diese Stelle handelt weder vom natürlichem noch habituellen Verderben, und Adam hätte im Stande der Unschuld eben das sagen müssen. Nehme ich den Satz schlecht hin: „Nicht daß wir tüchtig sind etwas zu denken„ so gehöret er in das Kapitel von der Schöpfung und Erhaltung. Sehe ich aber auf den Zusammenhang, so ist der Verstand dieser: Ich habe euch Korinther zu Christo bekehret. Die große Wahrheiten, die ich euch geprediget, habe ich durch meinen Verstand nicht hervorgebracht, sondern Gott hat sie mir offenbaret.

S. 438. Es ist zu hart und offenbar falsch, daß alle Handlungen, sogar die Tugenden der Unwiedergebohrnen Laster genennet werden. Die Linie ist gerade, die mit dem Linial übereinkommt, es mag sie gezogen haben, wer sie will.

S. 457. übereilet sich der V. sehr. Er sagt: „Zur Bestimmung der Sünde, als Status betrachtet, „gehöret die Art, Größe und Menge einzeler Sün„den gar nicht. Alle Sünden sind in Absicht auf den „Gottlosen zufällige Erweisungen des habituellen, in „Absicht auf den Frommen Folgen des natürlichen „Verderbens. Jene bestimmen das lasterhafte Leben „des Gottlosen, diese heißen überbleibende Schwach-

„hei-

„heiten des Frommen.„ Von der Art einzeler Sünden ist es wohl richtig, aber nimmermehr von der Größe und Menge. Ein schöner Frommer, der so oft, so schwer, als der Gottlose sündiget! Gewiß der Unterschied zwischen Tugendhaften und Lasterhaften wäre völlig aufgehoben, und die ganze Religion wäre nichts.

S. 464. Sollte das Wort Tugend nicht Bibl. seyn? Als einzele Handlung wird es gebraucht Phil. III, 8. und als Status 2 Petr. I, 5. Glaube ist der Grund, Tugend die ganze Gesinnung oder Status, welcher die einzeln Tugenden, Klugheit, Geduld, Enthaltsamkeit u. s. w. in sich fasset. Wolf in Curis phil. erklärt es per virtutem universim, woher alle andere hergeleitet werden.

S. 471. Der V. handelt sehr billig, daß er die, welche keine Gelegenheit gehabt, den Erlöser kennen zu lernen, von der Gnade Gottes nicht ausschließet. Bey der Wirkung des heiligen Geistes tadelt er mit Recht, daß man den Menschen ganz unthätig in der Bekehrung vorstellet, und dadurch die ganze Moralität desselben aufhebet. Aber die Sprüche, die er von den Wirkungen des heiligen Geistes, als einer Substanz, wie er ausdrücklich S. 480. sagt, anführet, treffen nicht. Phil. II, 13. 2 Kor. III, 5, 6. Ephes. III, 20. 1 Theß. II, 13. ist die Rede von Gott dem Vater. In den Redensarten, der Geist wohnet in uns, möchte Geist wohl eine göttliche Gesinnung und keine besondere Substanz seyn, wie es in den Redensarten klar ist, da Fleisch und Geist entgegengesetzt werden, und der Verf. selbst zugestehet.

S. 498. Das Evangelium Christi annehmen und an Christum glauben, nimmt der V. für eins, wie er auch nachmals den Glauben wohl erkläret.

S.

S. 616. Petri Verläugnung hält der V. für keinen Rückfall, auch nicht Davids Ehebruch und Mord. Petrus wurde freylich von Furcht und Schrecken übereilet. Aber Davids Mord und Ehebruch? Wären die Umstände, wie sie der V. angiebet, wäre das von Anfang die Absicht Davids gewesen, die Bathseba zur Gemahlin zu haben, hätte er darauf gesonnen und den Mord endlich beschlossen: so hätte er das schlechteste Herz gehabt, und mit Recht würde alle seine Heiligkeit die Verachtung, und der Spott der Ungläubigen verdienen. Aber woher hat der Verfasser seine Nachrichten? die Bibel, die hier das einzige Dokument ist, belehret uns eines andern. Da über diese traurige Begebenheit so viel geurtheilet wird, wollen wir sie kürzlich entwickeln.

David sahe die Bathseba im Bade, und empfand eine unordentliche Reizung. Dieser hätte er sich entschlagen können und sollen: aber er war unvorsichtig, er trauete sich zu viel, er wünschte die Person kennen zu lernen, er beruhigte sein wiedersprechendes Gewissen damit, daß er nicht willens sey, sich zu vergehen. Er ließ sie holen, und hierinn bestand sein vornehmstes Vergehen. Denn so bald er sie bey sich hatte, überraschten ihn seine Begierden, und er überraschete die arme Bathseba. Wie gefährlich in diesem Fall König zu seyn. David erkannte sogleich und bereuete sein Vergehen. Er enthielte sich des weitern Umgangs mit der ihm gefährlichen Person. Er dachte an nichts weniger, als sie zu heyrathen. Er wünschte vielmehr, daß sie ferner mit dem Urias in der Ehe leben möchte. Er ließ blos um dieser Ursach willen den Urias von der Armee kommen, um durch dessen Besuch die Ehre der Bathseba zu decken. Durch einen Fall gewitziget, setzte sich David nicht mehr in ähnliche Gefahr. Wenn der beliebte Octavianus so

bald

bald klug und tugendhaft geworden, wie würden die Ungläubigen ihren Helden erheben? Aber ein grosser Unterschied zwischen dem gepriesenem Augustus und dem David. Dieser Kaiser unterhielt ein Liebesverständniß mit einer Dame. Der alte Muth des Volks war schon völlig gebrochen. Aus Furcht verstellete sich der Gemahl, als ob er nichts wüßte, endlich aber, da es zu offenbar wurde, entdeckte er seinen Kummer dem Athenodorus, einem Lieblinge des Augusts. Dieser setzte sich in die Sänfte, die Augustus geschickt hatte, die Dame abzuholen, und ließ sich in dessen Kammer tragen. Hier sprang er mit gezücktem Schwerdt aus der Sänfte und sagte: Da siehest du, welcher Gefahr dich deine Leidenschaft blos stellet. Augustus ward erschreckt, aber nicht gebessert. Denn hernach nahm er die schön gebildete, aber niederträchtige Livia ihrem noch lebendem Gemahl, Klaudius Tiberius, und zwar da sie von ihrem Gemahl schwanger war. Diese Beyspiele erläutern, was wir bey S. 451. erinnert haben. Die Art der Sünde war bey David und Octavian einerley, aber nicht die Größe. Beym David war es kein überlegter und langsam gesuchter Ehebruch; noch weniger die Menge. Einmal vergieng sich David, zu wiederholtenmalen Octavian.

Aber Davids Mord? Es sey mir erlaubt, einen Augenblick die Sprache der Weltklugen zu führen. Urias wollte seine Frau nicht sehen. David war viel zu helle, als daß er die vorgegebene Ursach für richtig erkannte. Er sahe, daß Urias etwas erfahren, daß er auf Entdeckung warten, daß er Lerm machen wollte. Die Kronen saßen damals noch nicht so feste auf den Häuptern der Könige, als schon zu den Zeiten des Octavians. Wem ist der Sturz der Tarquinier unbekannt? Nicht nur die arme Bathseba mußte nach dem Gesetze sterben, sondern David und sein ganzes

Haus war in Gefahr. Wie viel unschuldig Blut würde eine Empörung gekostet haben? David mußte seinem gütigstem Herzen Gewalt anthun, er konnte nicht anders wünschen, als daß der Urheber eines Aufruhrs entfernet würde, und da ein bloßer Wunsch nicht helfen konnte, mußte er es auf die anständigste Art veranstalten. So würden die Ungläubigen einen Titus, einen Julian in solchem Fall rechtfertigen. Aber nach der bessern Moral der Christen hat David freylich unrecht. Er hätte nicht Sünde mit Sünde decken, sondern der erbarmenden Liebe Gottes sein Schicksal überlassen müssen. Doch siehet man deutlich, wie die Gefahr des Aufruhrs, wie die Furcht sich und sein Haus und viele tausend Menschen erwürgt zu sehen, sein Gewissen verwirren und ihn zu einer schlimmen That hinreissen können.

Daß David nachmals die Bathseba geheyrathet, war seine Pflicht. Er war ihr die Ersetzung des zugefügten Schadens schuldig. Er ließ sie kommen nicht eher als bis ihre Trauerzeit aus war. Ein Beweiß, daß mehr sein redliches Herz als eine heftige Begierde die Ursach dieser Heyrath war.

S. 639. erkennet der V. die moralischen Wahrheiten der Vernunft als allgemeine Gnadenmittel, und siehet das Wort Gottes und Sacramente als besondre an.

S. 653. behauptet er, daß der Glaube in der Taufe nicht gewirket werde, sondern vorangehen müsse. Dies ist bey Erwachsenen ohne Streit. Wie aber bey Kindern? Er ist vorher nicht da, und daß er gewirkt würde? davon stehet nichts in der Bibel. Hier hätte der V. sich erklären sollen. Die Kindertaufe bleibt doch allemal. Ob Johannis und Christi Taufe einerley gewesen, daran ist einem biblischen Theologen so viel

viel nicht gelegen, daß er, wie der V. der Erzählung Act. XIX. 2-5. Gewalt anthun sollte.

S. 690. Den Beweis, den der V. über die Eintheilung des Dekalogus aus dem Grundtexte führet, ist ausser Zweifel. Hierzu kommt das Ansehen der jüdischen und christlichen Kirchen. Die ganze jüdische Kirche, diese genaue Bewahrerin aller Kleinigkeiten ihres Gesetzes, die ganze alte christliche Kirche, und noch ein ehrwürdiger Hauptstamm derselben, die griechische Kirche, erkennet das Verbot der Bilder als das 2te Gebot und rechnet das vom Gelüsten für eines. Daß Augustinus einen besondern Einfall gehabt habe, und die Abendländische Kirche ihm gefolget sey, ist von keiner Erheblichkeit. Dies kann man laut sagen. Es gereicht Luthern zu keinem Vorwurf. Dieser große Geist fand die christliche Lehre ganz verunstaltet. Er fieng an, das Wesentliche zu verbessern. Kleinigkeiten und Nebensachen ließ er unangerührt. Er wollte seinen Nachfolgern auch etwas überlassen. Ihm war es gleichgültig, wie man die Gebote zählete, wenn sie nur gehalten würden. So verfuhr er auch sonst. Er übersetzte, Unser Vater, weil er wußte, daß dies deutsch war; aber er ließ immer Vater unser beten, weil die Deutschen viele 100. Jahr so gebetet hatten, Er ließ die Oblaten. Er ließ die Beschwörung des Satans bey der Taufe unschuldiger Kinder. Man sollte dergleichen Dinge eigentlich nicht Lutherisch nennen. Luther hat sie nicht eingeführet, sondern nur gelassen, weil er wichtigere Dinge zu ändern hatte.

Wir müssen abbrechen, wenn wir nur noch eines erinnert haben. Der Vortrag des V. vom Abendmahl ist nichts weniger als biblisch. Wenn Christus sein Blut, das Blut des neuen Bundes heisset, wo stehet da etwas von einem Testament oder Vermächtniß. Matthäus und Paulus variiren selbst in den

Einsetzungsworten, und wer siehet nicht beym ersten Anblick, daß uneigentliche Redensarten darin vorkommen? Was kann uneigentlicher seyn, als der Kelch ist der neue Bund? Wir gönnen jedem beym Abendmahl seine Erbauung nach seinen Vorstellungen, nur gegen den Augenschein muß man seine Meinung nicht behaupten wollen.

Wir wünschen, daß ein jeder Gottesgelehrte die Dogmatick nach der Bibel zu berichtigen, sich bemühen möge, aber mit Ehrfurchtsvoller und gewissenhafter Aufmerksamkeit auf Gottes Wort. Die Wahrheit wird nie dabey verlieren, sondern allezeit wenigstens etwas gewinnen.

Bl.

XXI.

D. Carl Friedrich Bahrdts System der Moraltheologie. Erfurt, in der Grießbachischen Buchhandlung, 1770. 1 Alphabet 5 Bogen in 8.

Wenn es der Verf. auch nicht in der Vorrede gesagt hätte, daß dis System aus gehaltenen Predigten entstanden wäre; so würde es doch die Ausführung und der hie und da herrschende Kanzelton verrathen. Die ausführliche Erläuterungen und umständliche Anmerkungen, die man hier antrift, sind zwar für den Leser größtentheils ungemein lehrreich, und geben dem Kanzelredner brauchbaren Stoff zu moralischen Abhandlungen: aber die akroamatische Kürze und Genauigkeit eines Lehrbuchs geht dabey verloren; welche doch für den akademischen Zuhörer die Hauptsache sind, der das Ganze übersehn,

und die Beziehung und Uebereinstimmung der besondern Theile desselben deutlich und überzeugend fassen soll. Und die rhetorischen Züge und Figuren schenken wir sogar dem Kanzelredner gern: weil sie so leicht in Deklamation ausarten, und überhaupt, wenn sie ja noch wirken, nur augenblickliche Wirkungen thun, welche ein Cicero und Demosthenes wohl zur Absicht haben konnten; die aber für den Sittenlehrer nicht hinreichen, welcher zu daurenden Entschliessungen und anhaltenden Uebungen erwecken soll, wodurch allein der Verstand und die Gesinnungen gebessert werden können. Noch weniger muß sie also der systematische Lehrer an sich dulden. In der Moral vermag überall die simple Wahrheit, und die faßliche Vorstellung ihres Werths und ihrer Richtigkeit mehr als alle rhetorische Künste.

Der Plan des Werks gefällt uns ganz wohl. Zuerst wird von der Natur und Entstehungsart der christlichen Tugend; dann zweytens von ihrer besondern Ausübung in Absicht auf Gott, uns selbst u. s. w. gehandelt. Im ersten Theil wird anfangs die wahre christliche Tugend nach ihren Kennzeichen und Motiven beschrieben, wovon wir in der Folge noch etwas sagen werden; dann zeigt er die Nothwendigkeit, Annehmlichkeit, den Nutzen u. s. w. derselben, und redet von dem leztern insbesondre ausführlich und lesenswürdig. In seinem Unterricht vom Gewissen S. 8, und f. scheint er uns den Gewissenstrieb und die natürliche Anlage des Gewissens im Menschen mit dem wirklichen Gefühl des Gewissens zu verwechseln; welches wir nie ohne vorhergehende Erkenntniß, und nur nach dem Maaß derselben, anzutreffen glauben. Hierauf werden die falschen Arten der christlichen Tugend characterisirt, wohin das getheilte, selbsterwählte, schwärmerische Christenthum u. s. w. gehört; wovon

man in christlichen Moralen selten etwas findet, so nothwendig es auch ist. Es folgt das Kapitel von der Entstehungsart der christlichen Tugend, wo der Verf. Glauben und Tugend nicht deutlich genung von einander unterschieden zu haben scheint; sich auch, wie uns dünkt, zuweilen ohne Noth auf pur dogmatische Ideen bezieht. Nachdem er hierauf von dem Wachsthum in der christlichen Tugend und den Beförderungsmitteln desselben gehandelt, beschließt er den ersten Theil mit einer Untersuchung der zweydeutigen Beförderungsmittel des Christenthums, wohin er die Erziehung, den Nachahmungstrieb, den natürlichen Verstand, Armuth und Reichthum, Trübsal, Ergötzlichkeiten u. s. w. rechnet. Die letztern könnte man wohl zweydeutig nennen, weil sie nach ihrem verschiedenen Gebrauch sowol zur moralischen Besserung als Verschlimmerung des Menschen gereichen können: allein die erstern sind nothwendige Eigenschaften und Verhältnisse aller Menschen, ohne welche gar keine moralische Bildung möglich ist. Diese sollten nicht zweydeutig heissen. Vom Gebrauch des natürlichen Verstandes und der übrigen Seelenkräfte zum moralischen Zweck sollte in jeder Moral zuerst gehandelt werden; weil ohne denselben die Sittenlehre selbst nur halben Nutzen haben kann: und es ist ein wichtiges Stück der christlichen Moral, eine gegründete Anweisung zu geben, wie der Mensch zur christlichen Tugend schon durch die Erziehung gebildet werden müsse. Indessen verdient der Verf. schon dafür Dank, daß er diese sonst vergessene Punkte mit zur christlichen Moral gezogen, und viel lehrreiches darüber gesagt hat.

Den zweyten Theil wollen wir übergehen; und statt dessen einige Zweifel hersetzen, die wir noch in Absicht der gewöhnlichen Bestimmung der Kennzeichen und Motive der christlichen Tugend hegen.

„Der

„Der Christ, heißt es, soll bloß den Vorschriften des Evangelii folgen; alles aus Liebe zu Jesu, aus Gehorsam gegen Gott thun; seine Tugenden sollen alleine Früchte seines Glaubens seyn; alles was er thut, soll er um Gotteswillen, in Beziehung auf Gott thun u. s. w. „ Aber wo findet man solche Tugend, und wer kann alles Gute, das er thut, allein aus diesen Gründen thun? Und wo ist der Christ, auch der Beste, der mit Wahrheit sagen könnte; Alles Gute habe ich allein aus Gehorsam gegen Gott, und aus Liebe zu Jesu gethan. Haben nicht andre, unverwerfliche Bewegungsgründe, vom Nutzen, von der innern Güte der Handlung u. s. w. auch Einfluß auf seine Entschliessungen? Kann und soll er diese bey sich entkräften, und wie soll er das machen? Thut er nicht oft recht und gut aus angewohntem tugendhaften Triebe, ohne dabey an Gott und Jesum zu denken; ohne daß sein Glaube sichtbaren und unmittelbaren Einfluß hat? Soll er diese gute Gewohnheiten bey sich vertilgen? Sind sie nach dem Sinne des Christenthums Sünde? Sind sie das nicht; kann man sie, ohne dem Gewissen und natürlichen Verstande zu widersprechen, nicht verdammen, sondern sie gutheissen: so dürfte man auch wohl die Untersuchung wagen, ob die gewöhnlichen Bestimmungen der christlichen Tugend nicht noch ein Ueberrest der übertriebenen Moral der Klöster und der alten Kirche sind, wodurch die christliche Moral selbst über die Sphäre der menschlichen Natur erhoben, und dem Menschen unmöglich gemacht wird? Will man sie aus der Schrift beweisen, so ist noch die Frage: ob denn die Ausdrücke der Schrift in philosophischer Strenge nach ihrem Laut genommen, oder als familiäre Redensarten pro substrata materia verstanden werden müssen? Ihr esset oder trinket, so thut es zu Gottes Ehre: kann doch von Menschen, so

wie es da lautet, nicht beständig und unablässig ausgeübt werden.

Solte es sich mit dem Christenthum nicht auf diese Art verhalten? Die Schrift setzt die natürliche Tugend voraus, und berichtiget sie, und verstärkt die Bewegungsgründe dazu durch die göttliche Autorität, durch die hellere und grössere Offenbarung der Liebe und Eigenschaften Gottes, durch seine Verheissungen, durch seine dargebothene Vergebung und Gnade u. s. w. Wird die natürliche Tugend nicht vorausgesetzt; so scheint die Schrift keine vollständige Anweisung der Moral zu enthalten. — Gott befiehlt die Tugend: um seines Befehls willen ist sie nicht gut, sondern um ihrer innern Güte willen: er befiehlt sie, weil sie gut ist, weil sie uns gut macht. Wer sie ausübt um ihrer Güte willen, ohne seinen Befehl zu wissen oder daran zu denken, kann deswegen vor ihm nicht verwerflich seyn: desto besser, wenn er des Befehls nicht bedarf. Aber er bedarf oft Anweisung und Befehl. Die Anweisung Gottes soll ihn sicherer führen, das wirklich Gute zu kennen und zu wählen: seine Liebe, sein Befehl, seine Verheissungen rc. sollen ihn stärker dazu bringen, fester darinn machen, mehr darinn läutern; und wo er selbst die innere Güte nicht erkennen, die vortreflichen Folgen nicht sehen kann, da soll ihm Gottes Befehl und Anweisung genung seyn; da soll er allein um Gottes willen thun, d. h. in der festen Ueberzeugung, daß das gut und heilsam sey, was Gott sagt, ob er es gleich noch nicht einsehen kann: und in diesem Falle befinden sich freylich die Menschen sehr oft; und viele können nicht anders, als um des Befehls willen handeln, bis sie erst aus der Erfahrung die Frucht und Güte wahrnehmen. — Wäre in diesen Gedanken etwas wahres; so würde die Form der christlichen Moral noch einer Aenderung bedürfen.

R.

XXII.

XXII.

Historische Briefe, von G. B. Schirach. Helmstädt und Magdeb., Hechtel, 1770. 148 Seiten 8.

Diese Schrift, welche von der Einkleidung und Form, einen sehr allgemeinen und vielbedeutenden Titul erhalten hat, enthält eigentlich Schutzschriften für einen unbillig verschrienen Geschichtschreiber und für ein eben so unbillig verschrienes Volk. Sie rechtfertiget die Glauwürdigkeit, noch mehr aber den pragmatischen Geist eines lesenswürdigen Zosimus, den fast niemand lieset, und die Ehre eines Volks, das sich aufklärte, als Römer und Griechen Barbaren wurden, ich meyne die Gothen. Und bey Gelegenheit dieser Untersuchung werden dargegen übermäßig gelobte Kaiser der Römer, scharf geprüfet und vielleicht in allzuniedrige Classen der Ehre und des Verdienstes herabgesetzet. Der Verf. ist eben der, dessen historische Zweifel den Beyfall der Leser haben. Auch diese Briefe sind Produkte eines freymüthigen, über alte Vorurtheile erhabenen und oft gesunden Zweifiers, der, wenn ihn nicht zuweilen ein allzuerhitzter Enthusiasmus zu neuen — — hinreisset, stets eingewurzelte Irthümer verbannet und Wahrheit rettet. Aber eben die Wärme, mit welcher er schreibet, muß den Leser vorsichtig machen, daß er Ausdrücke und Reden, die sich aus der Prose ins poetische verliehren, prosaisch verstehe.

Der Briefe sind in allen siebenzehen, deren besondern Inhalt wir kurz anzeigen wollen. Gleich im ersten Briefe kündiget der Verf. seine Zweifel über die Gothen an: allein indem er anfängt, deren Ge-

 schichte

schichte aus den Quellen von neuen zu untersuchen, (hiervon sind die Spuren in diesen Briefen nicht so merklich, als von dem, was gleich folget;) der Verkettung der Begebenheiten und ihren Springfedern nachzuspüren, findet er, daß mehr als eine Betrachtung voraus zu schicken sey, bevor er auf die Geschichte der Gothen, die er zu reformiren gedenket, selbst kommen könne. Er fängt mit einer allgemeinen Beurtheilung der Quellen an, welche die Geschichtschreiber derjenigen Zeiten, worein die Historie der Gothen fället, zugebrauchen pflegen. Sie rühren, was die Religion betrift, theils von heydnischen, theils von christlichen Schriftstellern her. Zu den erstern gehöret einzig und hauptsächlich Zosimus, den man aber, (der Leser muß hier von selbst hinzudenken: in Rücksicht auf Constantin den Gr.) für so verdächtig hält, daß man ihm nicht trauen will, weil er ein Heyde ist, der das tadelt, was die Christen loben: zu den leztern aber sind zu zählen Eusebius, Socrates, Sozomenus, Theodorit und ein Paar Panegyristen, die sich für das namentlich ausgaben, was die ersteren auch sind, ohne den Namen zu haben. Nach einem allgemeinen Raisonnement über aller Glaubwürdigkeit, läßt er sich im 2ten Brief in eine besondere Prüfung des Zosimus ein. Die bekannte Apologie, welche Leunclav für ihn geschrieben, hält der V. nicht unrecht, mehr für deklamatorisch, als kritisch: der Ton macht sie, wie wir glauben, darzu, ob ihr gleich sonst das gründliche nicht fehlet; man müßte denn die Citata vermissen. Solten aber wohl nicht die meisten Leser so böse seyn, auf Herrn Schirach diesen Vorwurf fortzuwälzen? Auch sein Ton verräth weniger das kalte Blut eines Richters oder Geschichtforschers, als den Eifer und das Feuer eines Advokaten, der die Sache seiner Parthey hitzig durchsetzen und mehr überreden als beleh-

ren will. Hierdurch sagen wir nicht, daß der Verf. ohne Waffen fechte: Nein, er hat zuweilen recht gute Waffen. Wir behaupten nur, er habe unnöthiger Weise die Kunstgriffe des Redners, (wie Leunclav,) bey einer ohnedem guten Sache gebraucht, deren Gründe einleuchten müssen, wenn sie auch ganz einfältig, roh und unaufgeputzt vorgetragen werden. Wir wollen hier alle rednerische Ueberredungskünste, welche bey einer sonst guten Sache freylich nicht täuschen, aber doch immer den Verf. verdächtig machen, abziehen, und nur die Gründe selbst herausheben, deren sich der Verf. bedienet, um Zosimi Ansehen gegen viele Verächter zu vertheydigen. Ueberhaupt laufen alle diese Gründe für das Ansehen des Zosimus dahinaus, daß der V. erstlich zeiget, die Erzählung desselben von Constantin dem Gr. sey der Wahrheit gemäß, werde durch andere glaubwürdige Zeugen und Umstände bestätiget, zweytens daß er aus Beyspielen beweiset, es finde sich in Zosimi Geschichte viele Einsicht, Wahrheit und praktische Klugheit; Einsicht in den Zusammenhange der Begebenheiten und ihre Triebfedern, Wahrheit durch Fakta und Zeugnisse anderer Scribenten bestätiget und keine gemeine Kentniß eines weisen Regierungssystems: worzu noch drittens dieses kommt, daß er sich ganz von dem Aberglauben entferne, der die Geschichte christlicher Schriftsteller dieser Zeit verfälschet hat. — Der Tadel, welchen Zosimus in die Geschichte Constantin des Gr. eingestreuet hat, enthält die Ursache, warum sein Ansehen so sehr gefallen ist: und eben deswegen bleibt Hr. Sch. fast einzig bey dem Stücke von Constantins Leben, in Zosimi Geschichte, stehen, um zu zeigen, er, (Zosimus) und nicht die Kirchenväter reden die Wahrheit. Darinn handelt er vollkommen richtig: nur das würden wir nicht gethan haben, daß wir diese Kritick zu sehr für ganz

neu

neu ausgegeben hätten; „Es haben, sagt er, schon „verschiedene neuere den Constantin angeklagt, verschiedene wieder vertheydiget. Dem ohngeachtet „schmeichle ich mir, mit dem, was ich sage, nicht „zu spät zu kommen. Man redt oft über ein Ding „hin und her, und am Ende weis man nicht, was „man selbst will.„ — Leunclav hat unserer Einsicht nach nicht tumm oder obenhin raisonniret, und Mosheim, den wir aus vielen nennen, weil er gründlich und kurz ist, hat in seinen Commentariis de rebus Christianorum ante Constantinum M., p. 952-954. vom Constantin und Zosimus gründlich geurtheilet.

Im dritten Brief werden besonders die pragmatische Einsichten des Zosimus beleuchtet, und durch die Schilderung, die derselbe von dem Zustande des Reichs unter dem Gratian und Theodos machet, erläutert. Auch die Kunst der Charakteristick verstand er: (im Vorbeygehen gesaget, diese Kunst müßte mehr an dem Moralisten, als an dem eigentlichen Geschichtschreiber gelobet werden. Die Geschichte muß eine so betrügerische Kunst verkennen.) Und er verband mit dieser Kunst unpartheyische Aufrichtigkeit, (deren sie selten fähig ist). Das unglückliche Ende des Julians, (lib. 3, 29.) der unpartheyisch entworfene Charakter Valentinians und Valens, (4, 2.) seine Unpartheylichkeit bey der Serena, (5, 38.) sein mit Meisterhänden entworfenes Bild der Mönche, (lib. 5. cap. 23.) die vortrefliche Bemerkungen und seine unpartheyische Urtheilskraft (Urtheile) bey dem Falle des Stilicho und der neuen Gunst des unwürdigen Olympius; (5, 32.) diese und noch mehrere Stellen, sind die Beyspiele und Zeugnisse, auf welche der V. seine Behauptungen gründet. — Ohnedem sagt Zosimus (lib. 3, cap. 40.) ausdrücklich, daß er besonders

ders auf das gesehen habe, was ihm andere schienen vergessen oder ausgelassen zu haben. Wie unbillig ist es also, schließt aus allen diesen Hr. Sch., wenn man zeither immer nichts von ihm hat glauben wollen, was nicht seine gleichzeitige Schriftsteller auch schon gesaget haben.

Der vierte Brief enthält eine neue Schilderung Constantins, von welcher der Verf. versichert, daß er blos die Züge der Natur kopiret habe. Von einem Schriftsteller, der die Natur nie gesehen hat, ich meyne, der nicht zugleich mit seinem Originale gelebet hat, ist dies viel gesaget. Unterdessen, man muß diesen Ausdruck des Verf. nach Billigkeit erklären, und ihn ohnfehlbar so verstehen, daß er ohne Anhänglichkeit an irgend einen Schriftsteller allein, ohne Partheylichkeit der Religion, das geprüfte aus mehrern Schriftstellern, die er verglichen, und aus der Wahrscheinlichkeit mehrerer Umstände herausgezogen habe. — Die erste Christliche Kaiser sind die Väter und Ernährer der Barbaren, besonders der Gothen gewesen. Aber immer hat man die Kaiser allein und die Barbaren allein, nie in Verbindung und wechselsweiser Rücksicht betrachtet. Da nun der V. gegenwärtige Briefe besonders der Geschichte der Gothen gewidmet hat, so arbeitet er sich vor, indem er im fünften Brief Betrachtungen über die Regierung und Staatsfehler der Nachfolger Constantins bis auf Julian, welchen er vertheydiget, anstellet. Der sechste, siebente und achte Bryef sind Fortsetzungen jener Betrachtungen, die über Julians Nachfolger, den Valentinian und Valens, sich verbreiten. Den Jovian nennt er eine Ephemeride auf dem Thron, der weder vielen Schaden noch vielen Nutzen stiften können. Er findet sie zusammen in allen Stücken zu klein für ihre Zeiten; welche Erretter nöthig hatten. Die Schilderungen des Gratians

tians und Theodosius hat der V. besonders sorgfältig entworfen. Sie stellen sie als schlechte und unwürdige Regenten vor, gut für die Barbaren, welche das Reich überschwemmten und verderblich für das Reich selbst.

Mit dem neunten Brief kommt der V. endlich auf die Gothen und deren Geschichte, worzu alle vorhergehende Briefe in so ferne als bloße Vorbereitungen anzusehen sind, weil jene Kaiser, deren Charakter und Historie Hr. Sch. neu untersuchet und entworfen hat, das Volk der Gothen eigentlich zu einem edlern, ja selbst zu einem Christlichen Volke gebildet haben. Unterdessen müssen die Leser nicht Gothische Geschichte, sondern, wie sich der V. bescheiden ausdrücket, blos einzelne Beobachtungen und Zweifel erwarten. Was der V. von der ältesten Geschichte der Gothen saget, ist nicht viel mehr als ein leichter Scherz; aber gar nicht eine ernsthafte Untersuchung. Dies einzige setzt er voraus, was aber bekannt ist, daß sich die Gothen selbst in Ostrogothen, Visigothen, Vandalen und Gepida, (wie diese letztern hieher kommen, wissen wir nicht,) unterschieden; die Römer aber, zu einer großen Verwirrung der Geschichte, alle insgesamt unter einem gemeinschaftlichen Namen begriffen haben. Bey den häufigen Wanderungen der Gothen irrt man sich, wenn man, wie bisher immer geschehen ist, glaubt, die ganze Nation habe die halbe Welt durchzogen. Immer nur ein Theil von der sich mehrenden Nation wanderte und nahm neue Länder ein: der übrige Theil (gleichsam der Stamm) blieb im Lande. Der wandernde Theil machte es wieder so: er blieb in dem eroberten Lande, wo er sich zu einer besondern Nation bildete, und schickte in der Folge wieder eine neue Colonie aus; und alle diese Colonien behielten den Namen der Gothen. So bevölkerten sie Scandinavien, die Insuln

sulsi im baltischen Meere, Deutschland, Dacien, Thracien, Pannonien u. s. w. — Vorzüglich scheint doch beständig die Gegend um Thracien ihr Vaterland geblieben zu seyn. Wenigstens von dieser Gegend aus machten sie ihren Namen berühmt, bildeten sich, und wurden Sieger der Römer, welche ihnen zinsbar wurden, und endlich ihre Unterthanen. — Ihre Bildung zu einem bessern Volke läßt der V. schon in den Zeiten des Caracalla anheben. Bereits vor Constantin dem Gr. waren sie Christen; Constantin verbesserte sie zur vollkommenen Politur. — Dies ist es alles, was der V. von der ältesten Geschichte und Verfassung dieses Volkes saget.

Der zehnte Brief soll gleichsam eine fortgesetzte Geschichte der Bildung dieses Volkes unter dem Theodos, Honorius rc. seyn. Er durchläuft nochmals kurz die Staatsfehler der Kaiser, durch welche, (nach seiner Meynung,) die Gothen gelernt haben, ihren Verstand aufzuklären, ihre Sitten zu bessern, und durch Weisheit im Krieg und Frieden die Römer zu übertreffen. Unsrer Ueberzeugung gemäs ist hier viel willkührliches eingemischet worden, das mehr in politische Raisonnements, als historische Briefe gehöret. Es ist uns nicht erlaubt, hier in besondre Unterredungen mit dem V. hinein zu gehen, um ihm freymüthig manche Einwendungen gegen einzelne Urtheile zu machen. Wir müssen blos beym allgemeinen stehen bleiben. Aber um ein Beyspiel zu geben, wollen wir ihn an das erinnern, was er in diesem und verschiedenen andern Briefen von Constantin dem Gr. saget: „Constantin war,„ wie er oft wiederholet, „der erste, der „die Gothen mit Eifer verbesserte; — 40,000 von „ihnen, waren Soldtruppen, die beständig in dessen „Dienste gehalten wurden — die vornehmsten von „ihnen wurden zu großen Würden und Ehrenstellen

„er-

„erhoben.„ — Er rechnet ihm alles dieses als große Staatsfehler an, worüber man ihm die härtesten Vorwürfe zu machen Ursache habe. Wir fragen den V. aber, ob er nicht glaube, daß, wo nicht andere Fehler der Regierung Constantin des Gr. Tadel zuzögen, sich alles dieses entschuldigen, ja wohl gar als ein Ruhmvolles Verdienst jenes Kaisers vertheydigen liesse? Wir bescheiden uns gar wohl, daß wir, wenn Regierungsfehler beurtheilet werden sollen, ohne Frechheit, oder Gefahr gröblich zu irren nicht richten können: nein, wir ziehen uns gern in unsern engern Gesichtskreiß zurück; aber Hr. Sch. hätte dies auch thun sollen: nur das können wir nicht unbemerket lassen, daß wir aus Beyspielen gelernet, und von glaubwürdigen Männern gehöret haben, es werde den Regeln einer gesunden Staatsklugheit zuwider gehalten, rohen Völkern deswegen die Aufklärung zu verweigern, weil man alsdann Ursache habe, sich mehr vor ihnen zu fürchten; oder aus ähnlichen Beweggründen Ausländer nicht in Sold zu nehmen, Fremde nicht zu hohen und niedern Bedienungen zuzulassen. Man nehme die neuesten Beyspiele zum Maasstabe; selbst solcher Könige, denen auch Feinde das Lob der Weisheit und Staatsklugheit nicht absprechen. Daß sich, nach Verschiedenheit der Zeit, nicht für und wider dergleichen Maximen streiten liesse; das wollen wir nicht läugnen. Aber man muß in solchen Fällen bescheiden urtheilen, und einen Regenten nicht schlechterdings und ohne Einschränkung tadeln. — Doch wir kehren von unsrer Ausschweifung zurück, und zeigen vollends den Inhalt der Schirachschen Schrift an. Nachdem der V. die Kaiser hat die Musterung paßiren lassen, charakterisiret er die Gothen. Zuerst den Alarich und die Visigothen, die er in Vergleichung für weniger gebildet hält, aber dennoch den Kaisern

und

und dem Volke der Römer vorziehet. Dies machet den übrigen Inhalt des 10ten Br. aus.

Im eilften Brief geht er zu den Ostrogothen über, als den cultivirtesten, die sich in Italien niedergelassen haben. Der Beweis, welchen er aus ihrem unsträflichen Leben nimmt, um sie als eine gebildete Nation aufzustellen, will wohl, für sich genommen, nichts sagen. Schon Justin hat angemerket, daß die Völker in ihrem sogenannten barbarischen Zeitalter, weniger Laster haben, als wenn sie bis zum Luxus, als dem Kennzeichen der Cultur, ausgebildet worden sind. Alle rohe Völker haben weniger Laster, als gebildete. Der V. denke mit uns an das Zeitalter des Augustus, wo die unnatürlichsten Laster eine gemeine Gallanterie waren, und der rühmlichste Regent Knabenschänder, und Trotz dem von ihm verschrienen Constantin, grausam gewesen ist. — Im zwölften Brief zeigt er sie, oder vielmehr nur Individua von mehrern Seiten. Insbesondere schildert er in einer Beylage den Charakter ihres vortreflichen Königs Theodorichs, von welchem er ziemlich deutlich auf das ganze Volk schliesset. Wir sagen mit Fleiß, den Charakter; denn der V. zeigt blos Charakteristick, — — er erzählet nicht, sondern er lobet. So sehr wir auch diesen König ehren und so viele Tugenden wir in ihm schätzen: so fragen wir doch jeden Leser, ob das hier von ihm entworfene Bild nicht übertrieben, ob es nicht mehr Lobrede, als Biographie sey? Hier alles groß, alles Tugend, so wie beym Constantin dargegen alles klein, alles Laster ist! heißt dies Wahrheit, Unpartheylichkeit, Geschichte? der V. mahlet den K. Theodorich von der Seite der Moral, der Politick, des Genies, der Wissenschaften, und der Künste als gleich vortreflich, er legt ihm den Namen des Großen bey, welchen er einem Constantin und Theodos abgerissen hat, und

rechtfertiget ihn selbst gegen die Beschuldigungen der Grausamkeit, welche er an P. Johannes, am Boethius und Symmachus bewiesen hat. Kurz; so wie er hier beschrieben wird, ist er nicht mehr Mensch: er ist ein Gott auf Erden. Wir halten, wie wir schon versichert haben, selbst, den Theodorich für einen vortreflichen Fürsten: aber wir wünschten, daß der V. überall bey seinem ihm ertheilten übertriebenem Lobe, alle einzelne Lobsprüche durch ächte geprüfte historische Zeugnisse belegt hätte: da würde sichs ausgewiesen haben, wie manche schöne Züge blos durch des Verf. Genie hinzu gemahlet, aber nicht von der Natur dictirt worden sind. Verdächtig ist ausserdem die Stelle, deren sich der V. S. 120 bedienet. „Wie scharfsich„tig, sagt er, Theodorich in der Wahl und Kenntniß „der Männer war, zeigt sein Liebling, Caßiodor, des„sen Schriften ich als redende Beweise von meinen „Urtheilen vom Theodorich hier anführen muß.„ Und sollten wir hier noch eine Anmerkung machen, so würde es diese seyn, daß der V. dieser Briefe zu sehr von einem auf alle, vom Könige und zwar von einem besonders guten Könige, den noch darzu ganz eigene und zufällige Umstände der Erziehung, die andere nicht haben konnten, gebildet hatten, auf das ganze Volk schliesset. Nachdem er den Theodorich, den bekanntermassen sein eigen Volk nicht einmal erzogen hatte, nach allen möglichen Tugenden gelobet hat, ruft er aus: will man immer noch die Idee des Barbarischen, des ungeschickten, mit dem Worte Gothisch verbinden? Unrecht hat man freylich den Gothen gethan, wenn man sie in allen Zeitaltern für Barbaren gehalten hat. Sie hätten gar keine menschliche Seelen haben müssen, wenn sie nicht erstlich die Nachbarschaft und hernach ein genauer Umgang mit aufgeklärteren Nationen hätte von der Barbarey entfernen

sol-

sollen. Nur glauben wir, daß Hr. Sch. durch Beyspiele und Beweise, die mehr alle, als einer gegeben haben, die Ehre, oder das Zeitalter des Geschmacks dieses Volks hätte retten müssen und können. Unser Tadel rührt aus keinem erbitterten Herzen her; wir halten Hn. Sch. für so edeldenkend, daß er uns erlaube, nicht nur freymüthig zu reden, sondern auch die Ausführung dessen, was wir noch vermissen, von seiner Einsicht, von seinem Fleiße und von seinem Genie zu erwarten, das in dem Felde der Geschichte noch viele Früchte verspricht.

Im 13ten Brief wird Amalesuntha, Theodorichs Tochter und Nachfolgerin, als die weiseste und gütigste Regentin, die zugleich eine Beschützerin der Künste und Wissenschaften war, beschrieben. Auf sie folgte Theodotus, ungerecht, — — nicht zum Kriege, aber für die Wissenschaften gebohren, der V. ist hier kurz, und lauter Schilderung: er begnüget sich mit etwas Allgemeinen, aber in besondere Untersuchungen, oder in Erzählung einzelner Handlungen, die man erwarten wird, läßt er sich nicht ein. Der 14te Brief ist eine feurige Lobrede auf die Tapferkeit und Gelehrsamkeit der Gothen überhaupt.

Der 15te und die folgende Briefe betreffen nicht mehr die Gothen; überhaupt nicht mehr eigentliche Geschichte, sondern Theorie, oder historische Kunst. Der Begriff des Pragmatischen wird darin bestimmt, und Regeln gegeben, wie Charaktere von dem Geschichtschreiber gefunden werden können. Der Verf. saget hier viel schönes und manches richtige, das aber eben deswegen, weil es richtig ist, ihn selbst, wenn er nun seine Briefe mit kaltem Blute darnach richtig beurtheilen will, gar oft verdammen muß. In Ansehung der Charakteristick scheinen wir nicht einerley zu denken. „Ein Mann von richtigem Urtheile, sagt er,

„hat schon die am Ende der eigentlichen Biographie „angehängte Charaktere verwerfen wollen. Ich stim„me ihm bey. Derselbe hat gewünschet, daß man sie „lieber der eigentlichen Lebensbeschreibung vorsetzen „möchte. Ich stimme ihm nicht bey. — — Mit„ten in dem Flusse der Erzählung müssen die Züge „der Charaktere bemerket werden.„ Ohnfelbar denket der V. richtiger, als beyde Männer, die er erwähnet hat. Aber wir würden die ganze Kunst, Charaktere zu schmieden, für den Geschichtschreiber verdächtig gemachet haben. Diese Kunst bleibt immer betrügerisch, wenn man bedenket, daß es selbst bey noch lebenden Personen, mit denen man täglich umgehet, zumal wenn sie nicht nach Grundsätzen handeln, nicht wol möglich ist, allgemeine Quellen ihrer Handlungen in der Seele oder eigentliche Charaktere zu bestimmen. Wie soll nun dies der Geschichtschreiber im Stande seyn, wenn er in uralte Zeiten zurück gehet, und nicht das ganze Leben, sondern nur zerstreute Handlungen vor sich hat? Ohnedem ist bekannt, daß sich der Mensch nicht gleich bleibe, sondern nach Verschiedenheit des Alters und der Umstände, Denkungsart und Neigungen ändere. Hier schneiden wir unsern Bericht von dem Inhalte dieser Schrift ab, der ohnedem die uns gesetzte Grenzen schon überschritten hat. Die Materie, welche immer wichtig bleibet, hat uns darzu verleitet. Ehe wir die Feder weglegen, erlaube uns der Verf., daß wir noch einige Erinnerungen, die seine Schrift überhaupt angehen, hier zum Beschlusse mittheilen dürfen.

1) Die Ausführung und die Schreibart entspricht nicht dem Titel. Der V. verspricht historische Briefe, d. i. solche, in welchen die Wahrheit der Handlungen, die durch Schmeichler oder Feinde verstellet worden sind, erwiesen oder widerlegt; in welchen Hand-

lun-

lungen und Folgen beschrieben werden. Dies thut er gar nicht. Er legt freylich Handlungen zum Grunde, aber er verarbeitet sie als Politikus, als Moraliste und als Theologe. Die Briefe behalten immer ihren Werth, nur sind sie mehr Moralisch-politische Betrachtungen über Gegenstände der Geschichte; als historische Briefe: mehr Raisonnements, als Geschichtforschungen. Und freylich lassen sich jene leichter und mit allgemeinern Beyfalle, als diese, schreiben.

2) Der Verf. scheinet mit einem gewissen Vorsatze, der hernach einen natürlichen Enthusiasmus nach sich zog, zum Werke gegangen zu seyn. Aus den übertriebenen Urtheilen in den Briefen schliessen wir, er habe vorausgesetzet: die Christliche Kaiser sind durchaus schlechte Regenten, die Gothen aber ein durchaus weises, tugendhaftes und gebildetes Volk gewesen. Indem er vorhatte, eines gegen das andere so zu vergleichen, daß jenes immer fallen und dies immer sich erheben sollte, gieng es ihm, wie dem Tacitus, der statt einer Historie von den alten Deutschen, eine Satire auf die Römer schrieb. Der Mensch ist immer in seinen Handlungen gemischt, nicht durchaus gut, aber auch nicht durchaus schlecht. Und da uns der V., wider die Erfahrung aller Zeiten und Völker, solche Charaktere aufstellet, so läßt sich schon a priori glauben, er habe sich geirret. Und da dies ist, warum sollen wir in einzelne Beyspiele hineingehen? Bey Constantin dem Gr. läßt sichs augenscheinlich zeigen, er sey, politisch betrachtet, der schlechte Regent nicht gewesen, den Hr. Sch. vorstellet. Die Annehmung der Christl. Religion, die Beförderung derselben, die glückliche Unternehmungen gegen die Feinde des Reichs, die Eintheilung des Reichs in Provinzen, beweisen gewiß Staatsklugheit und politische Tugend. Der Kürze wegen berufen wir uns auf einen Mann, der

hoffent-

hoffentlich, was Staatsgeschichte und Beurtheilung der Staatsfehler betrift, ein überwiegendes und gegründetes Vorurtheil vor Hr. Sch. hat; ich meyne auf Püttern, in seinem größern Handbuche der Reichshistorie. — Staatsfehler, zu beurtheilen ist überhaupt eine allzuschlüpfrige Sache für Leute von der Profeßion, die Hr. Sch. und wir haben. Er fordert mit allzugroßem Selbstvertrauen einigemal, die Fürsten der Welt auf, durch seine Winke Staatsklugheit zu lernen. Aber hier, fürchten wir, möchten ihn diese an den Sophisten erinnern, der einem großen Feldherrn, Regeln der Kriegskunst lehren wollte.

3) Es sollte nicht schwer seyn, verschiedene Widersprüche aufzusuchen, die den V. beschlichen haben. Einer findet sich gewiß S. 28., vergl. mit S. 32. und 38. Dort ist Constantin als der kühnste Held geschildert, der immer in Action ist, immer die gefährlichste Posten gegen den Feind übernimmt; hier hingegen wird gesagt, Kühnheit war dem Constantin nie eigen. Was der V. S. 107 saget, Ehrgeitz hat jeder Held, dürfte, wenn es mit dem verglichen würde, was von dem Ehrgeitze Constantin des Gr. gesaget worden, auch widersprechend scheinen. — Auch nicht alle eingestreute Maximen sind richtig. So ist S. 32. offenbar falsch, wenn der V. saget: Verstellung ist das Kind einer sorgsamen Schüchternheit — der kühne, der verwegene verstellet sich nicht. Der V. kann von den größten Helden unserer Zeit lernen, daß Kühnheit und Verstellung beysammen seyn können, und daß Verstellung nicht immer das Kind der Schüchternheit, sondern der feinsten Politick sey.

4) Daß die Schreibart des V. für eine eigentliche Geschichte zu deklamatorisch sey, wird wol jeder Leser leicht erkennen, er mag aufschlagen wo er will: unterdessen kann hier die angenommene Form der Brie-

fe

ſe vieles entſchuldigen. Allein die Sprache des Verf. überhaupt iſt fehlerhaft: entweder gekünſtelt; oder vernachläßiget. Zu dem gekünſtelten ſeiner Sprache rechnen wir ganz unnatürliche und blos dem Metro erlaubte Wortfügungen oder Verſetzungen, z. B. S. 29. verhaßt wär Galerius, unbekannt und verachtet bey ihnen Severus, und für einen unächten Prinzen Maxentius gehalten. S. 55. entweder ſie ganz unterjochen — oder in Ruhe laſſen, mußte man. S. 57. Ende, 69. Anf. 66. Anf. u. ſ. w. — Beyſpiele einer vernachläßigten Schreibart finden ſich ſehr zahlreich. Den Unterſchied zwiſchen den und dem, zwiſchen den Accuſativ und Dativ, vergißt er unbegreiflich oft, als: man verwarf dem Zoſimus zu ſehr. S. 24. in einem Krieg ließ er ſich nicht ein. S. 31. nothwendig mußte ihm ſeine ganze Parthey verlaſſen. S. 32. ſich in einem Abgeſandten verkleiden. S. 32. dem alle Schriftſteller ſo ſchildern. S. 65. u. ſ. w. Hieher gehören auch manche einzelne Ausdrücke — ſiegriſche Fuſtapfen, S. 30. ein fehleriſches Leben S. 65. Theodoſius einfältiſirte, u. a. m.

D.

XXIII.

Vollſtändige Sammlung der Gedichte, welche der Tod des Herrn Profeſſor Gellert veranlaſſet hat. Erſtes und zweytes Stück. Leipzig, bey Holle, 1770. in 8.

Nur der Vollſtändigkeit wegen dürfen wir dieſe Sammlung nicht übergehen, wenn ſie gleich groſſentheils ſchon vergeſſene Gedichte enthält. Kein Tod hat vielleicht ſo viel Verſemänner in Geſchäf-

schäftigkeit gesetzt, als der Tod Gellerts, der so manchen von der übel gewählten Bahn der Poesie zurück geleitet, und so manche Arbeiten widerrathen hat, die den meisten die Prüfung ihres Genies schon widerrathen sollte. Aber diese Warnungen sowol, als die vorzügliche Delikatesse des verdienstvollen Gellerts vergaß eine Menge mittelmäßiger Köpfe, so bald er gestorben war, und stimmte nun Schaarweise Grablieder auf ihn an. Kaum daß sich unter dem ganzen fast unzählbaren Schwarm ein halbes Dutzend ausnehmen läßt, deren Arbeiten über diesen Gegenstand sowol die genaue Freundschaft mit dem seligen Manne, als ihre der Welt schon anderweitig bekannte poetischen Talente auf alle Weise rechtfertigen. Von dieser letztern Art ist das Gedicht des Herrn Hofpredigers Cramer, welches gleich das erste in dieser Sammlung ist. Es ist voll warmen Gefühls der Freundschaft und der Gellertischen Verdienste um die Beförderung der praktischen Religion, und hat zugleich viel wahre Poesie. Dies letztere Verdienst glauben wir in noch höherm Grade an dem folgenden Gesange des Herrn Denis zu finden, verbunden mit einem sehr wohlklingenden Versbau; doch scheint sich das Feuer der Phantasie gegen das Ende dieser Ode etwas zu verlieren. — Das poetische Gespräch zwischen dem Dichter und der Muse von Herrn Mastalier ist ungleich schwächer, und kann nur bloß in Rücksicht auf die sonst bekannten Vorzüge dieses würdigen Mannes Nachsicht verdienen. — Nun folgt ein Ehrendenkmal auf den Herrn Prof. Gellert, von dem Verfasser der Klagen, das drey Bogen einnimmt. Es ist in den langweiligsten elegischen Versen, unter welchen einige leidliche mit unterlaufen, die aber grossentheils der Schmolckischen Abendsegenpoesie an Kraftlosigkeit nicht viel nachgeben. Man darf nur

gleich

gleich den nonsensikalischen Anfang lesen, wenn man sich von dem Geschmacke des Verf. einen Begriff machen will, oder folgende Verse, S. 35.

> Dreyzehnter Christmonath! Tag, reich an seltnen Schrecken,
> O schauervolle Nacht! in dir erblaßt mein Freund.
> In dir muß ewger Schlaf die muntern Augen decken,
> Um die Europa klagt, und jeder Bürger weint.
> Dich soll, verworfner Tag, u. s. f.

Man sieht wohl, daß es in dem Kopfe des Verfassers, der bald Nacht, bald Tag sah, Dämmerung seyn müßte. — Nicht viel lichter war es in dem Gehirne des Greises, von dem das folgende prosaische Stück herrührt, das sich zuletzt in Verse auflößt. Der Himmel weis, was den Verf. zu der Maske eines alten Mannes bewogen haben mag; aber daß es nicht blos Maske seyn sollte, können wir uns nicht überreden. Nach vierzig oder funfzig Jahren kan es vielleicht Greise geben, die sich in einer solchen itzt noch zu neologischen Prose ausdrücken, wenn sie wieder kindisch zu werden anfangen. — Was Gellerts Augen wohl gesündigt haben müssen, daß man auch die nicht in Ruhe läßt? — Der Klagende nannte sie muntere Augen, und dieser Greis fand sogar (S. 78.) Majestät in denselben; er läßt ihn hoch über seine Mitbürger emporragen, wie die Ceder auf Libanon, u. s. f. — Die folgenden kleinern Gedichte und die sogenannten Sinngedichte verdienen nicht, daß man sich einen Augenblick dabey aufhält. In einem Anhange stehen noch drey Gedichte, wovon die beyden erstern die um Gellerts Grab geschäftigen schlechten Dichter in schlechten Versen bestrafen, und das letztere, das die letzten Worte des Sterbenden erzählt, ohne zu bedenken, daß dieselbe keine epigrammatische Einkleidung vertrugen.

In der zweyten Sammlung macht Hn. Lavaters Gedichte in Hexametern den Anfang, welches er Ode überschrieben hat; vielleicht wegen des lyrischen Schwunges, der wirklich darinn herrscht, wenn ihm gleich die lyrische Einkleidung fehlt. Zuweilen ist uns die Sprache zu hochfliegend, und die Harmonie der Verse zu sehr verabsäumt vorgekommen; aber das von dem Feuer der Religion und eines edeln moralischen Eifers erwärmte Herz redet durchgehends. — Sehr matt ist dagegen die folgende Elegie, arm an Gedanken und von allem anständigen Schmucke entblößt; noch mittelmäßiger die darauf folgende sehr unrecht überschriebene Ode. — Die Empfindungen von Herrn Liebich mögen herzlich gut gemeynt seyn; allein es ist durchgehends so schale, oft ins kindische fallende Poesie, daß es uns wirklich wundern sollte, wenn dieser Mann unter seinen Freunden noch keinen gefunden, der ihm das Geschäfte Verse zu machen, im Ernste widerrathen hätte. Man lese z. B. folgende Strophen:

Der Himmel schweigt; nun schallt von tausend Christenzungen:
Wenn Christus seine Kirche schützt.
Es steigt zu Gott — und der, der es zuerst gesungen,
Er wird mit neuem Glanz umblitzt.

Treu ehrtest du hier Gott; dort ehrt dein Gott dich wieder;
Fromm denken — welche selge Pflicht!
Welt, sey Welt! lob' und sing' anakreontische Lieder;
Der Himmel lobt und singt sie nicht.

Noch elender ist das Herzbrechende Lied, welches ein gewisser Pastor Lange angestimmt hat, und noch oben drein voll undeutscher Wortfügungen. — Das folgende Gedicht ist Gellert überschrieben, mit den Buch-

sta-

haben C. F. S. am Ende bezeichnet, und schon beym Leben des seligen Mannes verfertigt. Es hat eine ganz gute Versification, auch einige leidliche Stellen; aber den Fehler hat es mit den meisten übrigen gemein, daß die Lobsprüche äusserst übertrieben, oder doch übel angebracht sind. Wie schielend ist folgende Charakterisirung:

> Europens Sokrates, Germaniens Ovid,
> Singt Er der Welt im Ton der lehrenden Horaze,
> Nicht einfach, wie Fontain, nicht schlüpfrich, wie Boccaze;

Herr Liebich nennt Gellerten den deutschen Homer. Und dieser Dichter treibt sein Lob gar so weit, daß er darüber das Lob anderer — und, wir können sicher hinzusetzen, größerer Dichter auf die unschicklichste Art schmälert:

> Vielleicht stirbt Klopstocks Lied, und vor ihm Miltons Leyer,
> Dann haucht Dein Saitenspiel noch immer sanfte Feuer.

Die Scythen sollen die Gellertschen Gedichte kennen lernen, der Tanais soll von seinen Liedern glühn, der Tartarfürst soll dabey weinen, u. s. f. — Vielleicht ist die folgende Ode von eben dem Verfasser; wenigstens hat sie einerley Unterschrift und einerley innern Werth. — Hierauf eine ziemlich erträgliche Fabel, deren Pointe aber, die ihr der Verf. zugespitzt hatte, etwas stumpf ausgefallen ist. — Aber keiner hat es ärger gemacht, als der Verf. einer Erzählung: Der Rangstreit. Dieser wird in der andern Welt zwischen den acht berühmtesten Fabeldichtern des Alterthums und der neuern Zeiten geführt, die sich selbst die unverschämtesten Lobsprüche machen, und daher mit Recht vom Merkur „eitler Lobsucht Knechte„ ge-

genannt werden. Bey Gellerten wollte der Verf. das vermeiden, aber in dem schleichenden bescheidnen Tone, in dem er ihn reden läßt; steckt im Grunde mehr Selbstlob, als in der auskramenden Prahlerey der übrigen. Merkur entscheidet den Rangstreit, und macht sie nach der Reihe wacker herunter; z. E.

Fontaine, prahle nicht mit deinen geilen Schriften,
Mein Gellert spielt so schön als Du — — —
Dein schlüpfrig Lied zählt dich Priapen zu.

Den übrigen wird großentheils das zum Vorwurfe und Verbrechen gemacht, daß ihr Name nicht so berühmt geworden, und ihre Fabeln nicht in so viele Sprachen übersetzt sind; und Gellert muß nun alle übertreffen,

Wie stolzer Cedern Höh den Eichbaum übertrifft.

Aber wir halten uns zu lange bey diesen Sächelgen auf, und wollen daher die kleinern Gedichte, welche diese Sammlung beschliessen, nicht einzeln durchgehen, zumal da keines darunter ausgezeichnet zu werden verdient. Ein gewisser Herr J. C. Steiger, muß sich bey dieser Gelegenheit nicht haben satt singen können; denn wir finden von ihm Ein Stück über das andre.

Und so wäre es nun wohl genug? — Nichts weniger! Die angezeigte Sammlung ist noch lange nicht, wie der Titel sagt, vollständig; sie liesse sich noch über die Hälfte vermehren. Wir wollen noch ein paar sich unterscheidende Gedichte auf Gellerts Tod herauswählen, und dann die übrigen, so wie sie uns vorkommen, nur ganz kurz anzeigen.

Elegie bey dem Grabe Gellerts, von W. — Im Februar 1770. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 2 Bogen in 4.

Wir

Wir können ihren Verfasser, den Herrn Kreissteuereinnehmer Weise, ohne Indiskretion nennen. Es ist eins der allerschönsten Gedichte, die durch diesen Tod veranlaßt sind, und erhält seinen vorzüglichsten Werth von der sanften einnehmenden Sprache des Herzens und der Empfindung, die darinn durchgehends redet, und dem liebenswürdigen Charakter des Dichters so sehr entspricht. Gellerts Verdienste werden auf die beste, nicht übertriebene, Weise nach einander erzählt, in den sanftesten Versen, mit den glücklichsten Uebergängen und Wendungen, worunter am Ende die Anrede des Dichters an seine beyden jungen Kinder ungemein rührend ist.

Zu Gellerts Gedächtnisse. Im Christmonat, 1769. Leipzig, bey Dycks Witbe, 2 Bog. in gr. 8.

Man erkennt hier gar bald den Verfasser der Rhingulphischen Bardengesänge, an dem ganzen Tone, an dem Mangel des Plans, an der freyen Versifikation und an dem raschen Uebergange der Empfindungen. Wir können freylich nicht sagen, daß wir alle diese Eigenschaften gleich lobenswürdig finden, zumal wenn uns eine begeisterte Glut des Genies und des Gedankens nicht für manche Freyheiten des Dichters schadlos hält. Aber einzelne Schönheiten lassen sich in diesem Gedichte ohne Zweifel auszeichnen, worunter uns die Stelle S. 21. wo von Gellerts Freundschaft mit Rabenern die Rede ist, die vorzüglichste zu seyn scheint:

> Und waren sie nicht selig, jene Stunden,
> Wo Rabener dein sanftes Herz gefunden;
> Der, wie die Biene,
> Der Lehren milden Honig

Mit

Mit scharfen Waffen vereint?
Als sich Dein Engel der Verbindung freute,
Dacht' er: „Der rasche Abendwind wird heute
„Der stillen Lilie Freund.„

Das Grab Gellerts, ein Gedicht. Leipzig, bey Crusius, 1770. 2 Bogen in kl. 8.

Der Verf. sagt, er zeige sich der Welt als Dichter zum erstenmale, und wolle erfahren, ob er es zum zweytenmale unterlassen solle. Um ihm diesen, doch allemal unangenehmen, Rath zu geben, dazu scheint er uns zu viel gute poetische Anlage zu besitzen; nur hüte er sich seiner Phantasie nicht gar zu freyen Lauf zu lassen, die Bilder, welche ihm dieselbe darbietet, nicht ohne Wahl unter einander zu werfen, sie nicht zu sehr zu häufen, und mit Lobsprüchen nicht ohne alle Gränzen verschwenderisch zu seyn.

Die Empfindungen eines Ausländers bey dem Tode des Professor Gellert. Leipzig, bey Hilschern. 1769. 1½ Bogen in 8.

Ein mattes, unbedeutendes prosaisches Geschwätz, herzlich gut gemeynt, das aber der Verf. immer für sich hätte behalten sollen. Denn wozu ließ er diese gemeinen Betrachtungen drucken, die weder für den Verstorbenen eine Ehre, noch für seine Verehrer ein Unterricht, oder nur eine Unterhaltung seyn können? — Von eben der Art ist:

Dankbares Andenken aufrichtiger Freunde an den Charakter des verewigten Gellert. 1770. Im Jänner. Hamburg, bey Bohn, 1 Bogen in 8.

Völlig im Tone eines Gebets an einen kanonisirten Heiligen.

Gellerts Empfehlung. Eine Vorlesung, den 16. Dec. 1769. gehalten, von J. G. Eck. Leipzig, bey Hilschern, 1770. 2 Bogen in 8.

Empfehlung? — Wir wollen immer das Wort in gelindem Verstande nehmen, daß es so viel heissen soll, als Lobrede auf G. Verdienste; aber für den Verf. ist dieser Aufsatz in keinerley Verstande eine sonderliche Empfehlung. Die Anekdoten, welche er zusammenrast, und die sehr matten Verse aus den letzten Jahren des Dichters mögen vielleicht ihm und seinen Zuhörern interessant gewesen seyn. Warum vertheilte er nicht bloß unter diese den Abdruck seiner Schrift? Das Publikum wird sehr gleichgültig dabey seyn. Es könnte vielleicht sagen: Wolte Gott, Gellert lebte noch, und hätte eine Empfehlung des sel. Prof. Eck, geschrieben.

Zärtliche Klagen eines Jünglings, geweint bey dem frühen Grabe des Herrn Prof. Gellerts. Leipzig, bey Hilschern, 1770. 1½. Bogen in 8.

Dieser Jüngling klagt in Prose, mit Versen untermischt. In beyden Schreibarten hat er sich noch sehr zu üben. Aber die Bescheidenheit macht ihm Ehre, wenn er von sich sagt, das Land, worinn er geschrieben, sey so kalt, wie seine Gedanken, und so trocken, wie seine Verse. Sinnlicher konnte er die Vergleichung nicht machen.

Die

Die weinende Muse, an der Gruft des Herrn Prof. Gellerts, von J. C. S. Leipzig, bey Müllern. 1770. 2 Bog. gr. 8.

Von eben der Art, wie die eben angezeigten Klagen. Die Klopstockische Muse, die der Verf. zu Anfange sehr am unrechten Orte einladet, muß nicht erschienen seyn.

Ein Traum, bey dem Tode des Herrn Prof. Gellert. Leipzig, 1770. 1 Bog. in 4.

Man kann nicht ungereimter träumen, als dieser Hochgebohrne, junge Verfasser; aber man kann auch nicht mit wachenden Augen falscher sehen, als der Herr Prof. Froriep, der von Lobsprüchen auf den Verf. und seinen Traum, in einer Vorrede voll Bombast überfließt. — Bey dieser Gelegenheit zeigen wir folgende drey Schriften an:

Moralische, satyrische und kritische Anatomie der Schriften auf Herrn Prof. Gellerts Tod. 3 Stücke. Frankf. und Leipzig, bey Büschel. 1770. in 8.

Der Friedensrichter zwischen dem Verfasser des Traums bey dem Tode, ꝛc. und zwischen dessen Anatomicker. 1770. in 8.

— — Randglossen zur — — Anatomie der Schriften, u. s. f. Leipzig, 1771. 3 Bog. in 8.

Der Anatomicker hätte mehr Kritick, und der Friedensrichter mehr Unpartheylichkeit beweisen sollen, um sich von ihren Aufsätzen Ehre zu versprechen. Die Randglossen bedeuten auch nicht viel.

Hiezu

Hiezu kömmt nun noch eine ziemliche Anzahl andrer Gedichte, die wir nur ganz kurz berühren wollen; denn wir sind des Recensirens dieser Sächelchen herzlich müde. Dahin gehören: Gellerts Denkmal von einem Herrn von Ammon, das zu Augspurg gedrukt ist; des schwindelnden Fiedlers Gedicht auf Gellerts Tod, zu Wien gedrukt; Gellerts wahre Größe, von G. E. Waldau; J. C. Hermes an Herrn Prof. Rammler, Gellerts Tod betreffend; Regelsbergers Gedicht auf den Tod Gellerts; ein andres, unter der Aufschrift: Das Andenken Gellerts, von der Gräfin von ***; Beym Absterben Gellerts, von C. G. von Murr; u. s. w.

Sollen wir nun unserm Vaterlande zu der Menge Glück wünschen, die ihre Bekanntschaft mit den Musen bey dieser Gelegenheit gezeigt haben? Wir denken eben nicht. Wenn man, wie gesagt, etwa ein halbes Dutzend von den bey dieser Gelegenheit verfertigten Versen heraushebt, so können uns die übrigen wenigstens sehr gleichgültig seyn; wenn wir auch über diese gehäuften Beweise des noch herrschenden schlechten Geschmacks und einer gewissen seichten Beurtheilungsart der schönen Literatur uns nicht entrüsten wollen. Man wird alle die elenden poetischen und prosaischen Schmierereyen, womit Gellerts Grab überhäuft worden, sehr bald vergessen, und hat sie zum Theil schon vergessen. Desto dauerhafter werden die wenigen Denkmäler seyn, welche seine Freunde, von nichts so sehr als ihrem Gefühle begeistert, seinem Andenken gestiftet haben. Die unläugbaren Verdienste des sel. Mannes verdienten das dankbarste Andenken, und sein wohlthätiges, lehrreiches Leben war einer solchen Erzählung werth, als diejenige ist, welche wir itzt anzeigen wollen:

Elogium Viri clarissimi et amplissimi CHRIST. FÜRCHTEGOTT GELLERTI — — publice scripsit *Io. Aug. Ernesti.* Lipsiae, apud Weidmanni haeredes et Reichium. 3 Bogen in gr. 4. Ebendas. 1 ½. Bogen in gr. 8. und Deutsch übersetzt, 2 Bog. in gr. 8. ebendas.

Ausser der wahren Römischen Schreibart, in deren Besitze, unsrer Meynung nach, keiner unter den Neuern so sehr ist, als der Verfasser, empfiehlt sich diese Schrift durch eine Menge fruchtbarer Gedanken, durch den würdigen anständigen Ton der Lobsprüche, durch eine sehr richtige Bestimmung des Gellertischen Charakters, und durch ein gewisses eigenthümliches Gepräge, woran man sogleich wahrnimmt, daß der Lobredner eines verdienstvollen Mannes selbst ein Mann von großen Verdiensten ist. — Der Eingang betrifft die mannichfaltigen Einkleidungen, welche man dem moralischen Unterrichte zu geben, und die ein jeder nach der individuellen Beschaffenheit seines Temperaments und seiner Denkungsart gemäß zu wählen pflegt. Unter denselben ist keine dem herrschenden Geschmacke unsrer Zeiten gemäßer als die, welche den Unterricht für den Verstand unter die Maske der sinnlichen Belustigungen und Ergötzungen der Phantasie zu verstecken, und jenem alles Unangenehme durch die Anmuth der letztern zu benehmen sucht. Der Verf. spricht dieser Methode keinesweges ihren Werth ab, wohl aber den Nutzen, den man von ihr zu rühmen und gewöhnlich zu übertreiben pflegt. Er glaubt, sie werde mehr Vergnügen als Vortheile schaffen, besonders wenn die Rede von der Empfehlung solcher Pflichten, und von der Bestrafung solcher Laster ist, die mit dem größten Ernste behandelt seyn wollen.

Daher

Dabey schreibt er ihr den Nachtheil zu, daß dadurch die Stärke der Seele geschwächt, und dieselbe zu einer gewissen Weichlichkeit gewöhnt, auch die ernsthafte Würde der Tugend dadurch herabgesetzt werde. Von dem sel. Gellert rühmt er es daher um so viel mehr, daß er bey dem Vortrage der Moral allezeit darauf gesehen, demselben eine gewisse hervorstechende Ernsthaftigkeit und Würde zu geben, und selbst die Besorgniß gelegentlich geäussert habe, daß man seinen Zweck verfehlen, und bey seinen Vorlesungen mehr bey der Einkleidung stehen bleiben, und sich an derselben vergnügen, als ihren Inhalt bey sich wirksam werden lassen möchte. Hierauf werden die vornehmsten Lebensumstände des Verstorbenen erzählt, bey denen wir uns hier nicht verweilen wollen. Seine Lehrart und Anwendung der Kritick sowol bey seinen eignen als bey fremden Arbeiten, der Charakter seiner Schriften, sein eigner persönlicher Charakter besonders werden sehr treffend beschrieben; die ganze Schrift entspricht den Verdiensten ihres Gegenstandes sowohl, als ihres Verfassers, vollkommen.

Monument erigé à l'honneur de Monsieur le Prof. GELLERT — — dans un discours academique, composé par Mr. *Choffin*, et prononcé dans son auditoire — — à Leipzig, chez Hilscher, 1770. 4 Bogen in 4.

Choffin Lobrede auf den Hrn. Prof. Gellert — Aus dem Französ. übersetzt. Berlin, bey Haude und Spener, 1770. in 4.

Wie sehr verschieden ist diese Lobschrift von der eben angezeigten! Der Verf. kannte Gellerten nur seinen Schriften und seinem Ruhme nach; und wenn

er dies auch nicht gesagt hätte, so würde man es doch, unter andern auch aus der Anmerkung S. 15. daß auch das Zimmer, worinn er starb, bey seinem Tode ein prächtiges Schauspiel dargeboten, haben vermuthen können. Seine Kenntnisse und Begriffe von der deutschen Litteratur müssen auch sehr einseitig seyn; dies sieht man aus allem dem, was er darüber sagt. Er macht es unserm verstorbenen Dichter zu einem besondern Verdienste, daß er von Liebe und Wein nie aus Empfindung, sondern nur blos zum Scheine und der Mode zu gefallen gesungen habe, und preist über alles seine Reue über die Beschäftigung mit dergleichen kindischen Gegenständen, worunter er auch das Theater rechnet. Die ganze Lobschrift ist mit allerley frommen Tiraden durchspickt, worunter eine aus den Watts die längste ist. Vom weinerlichkomischen hat man vielleicht nie solch ein Beyspiel gelesen, als folgende Stelle dieser Rede: „Ie viens de dire que Gellert n'étoit plus. Non, il ne marche plus parmi nous. Nous ne le voyons plus ambuler tristement sur un coursier *gaillard*, pour se soûtraire aux vapeurs et aux angoisses, u. s. f.„ Am Schlusse findet man einen bisher noch ungedruckten Brief des sel. Mannes, der in der That einer seiner schönsten ist, und seiner rechtschaffenen, mildthätigen Denkungsart ungemein viel Ehre macht. Um den vierten Bogen voll zu machen, theilt uns der Verf. ein Verzeichniß seiner eignen bisher herausgegebenen, oder von ihm zum Druck beförderten und durchgesehenen Schriften, auch zuletzt noch von achtzehn Manuscripten mit, die zum Drucke fertig liegen. Unter den letztern scheint uns, ohne den übrigen ihren Werth im geringsten zu benehmen, folgendes interessantes Werk vorzüglich des Drucks, und der Aufmerksamkeit der Buchhändler würdig zu seyn: Memoire

adreſ-

adressé par M. *Chöffin* à l'Academie des sciences de Berlin, touchant *une chienne de deux ans encore Vierge*, qui allaite depuis trois mois un jeune chat qu'elle a enlevé à sa mère, *servant à expliquer l'histoire qui rapporte que Remus et Romulus furent allaité par une Louve.*

Herrn Hubers Lobschrift auf den Herrn Professor Gellert, aus dem Französischen übersetzt. Leipzig und Schleiz, bey Maucken, 1771. 3 Bogen in 8.

Sie ist aus der an ihrem Orte angezeigten Huberschen Uebersetzung der Gellertischen Briefe genommen, und übertrift die Lobschrift von Chöffin unendlich.

Fr.

XXIV.

Freundschaftliche Briefe, von C. F. Gellert. Leipzig, bey Büschel, 1770. 2½ Bogen in 8.

Anhang zum freundschaftlichen Briefen von C. F. Gellert. Ebendasselbe, 1770. 5 Octavbogen.

Der Herausgeber hält es für Pflicht, wie er in der Vorrede einmal über das andre versichert, alles, was man von Gellerts Schriften erhalten kann, bekannt zu machen, für eine Pflicht, worunter, wie er sagt, selbst für uns die rühmlichsten Vortheile begriffen sind. Die Nachwelt, auf die er sich gleichfalls beruft, würde nun wohl eben nicht viel verlohren haben, wenn auch die Bekanntmachung dieser Briefe

 un-

unterblieben wäre, die fast keinen einzigen interessanten Umstand enthalten; aber für die itztlebenden Verehrer des sel. Gellerts kann es vielleicht sehr erwünscht seyn, recht viel von ihm zu lesen; wenigstens für die itzigen Buchhändler, recht viel von ihm drucken zu lassen, es sey von welcher Art es wolle. Daß diese Briefe ächt seyn mögen, wollen wir nicht streitig machen; sie sind den von dem sel. Verf. selbst bekannt gemachten Briefen in dem Hauptcharakter der Denkungsart, des Ausdrucks und der Wendungen sehr ähnlich; wir gestehen indeß, daß uns bey dem dritten, vierten bis siebenten, zwölften, dreyzehnten, siebzehnten, fünf und sechs und zwanzigsten Briefe der zweyten Sammlung ein kleiner Verdacht angewandelt ist. Doch, wie gesagt, sie mögen immerhin ächt seyn! Denn daß, wenn sie ja untergeschoben wären, der Herausgeber an dieser That unschuldig seyn müsse, dafür sind seine geschmacklosen und abentheuerliche Vorreden Bürge.

Fr.

XXV.

Lettres choisies de *M. Gellert*, traduites de l'Allemand par *M. Huber*, precedées de l'Eloge de l'Auteur, suivies de quelques lettres de *M. Rabener*, et des Avis d'un pere à son fils en l'envoyant à l'Université, par *M. Gellert.* — à Leipzig, chez Weidm. et Reich, 1770. 1 Alphab. in 8.

Der Zweck, den Herr Huber bey dieser Uebersetzung gehabt hat, war sowol, den Ausländern unsre epistolische Schreibart bekannt zu machen, als den jungen Leuten, welche die französische

sche Sprache studieren, ein brauchbares Buch in die Hände zu geben. Er hat von den Gellertischen Briefen einen Auszug gemacht, und nur diejenigen gewählt, die ihm die interessantesten schienen. Die Uebersetzung selbst dürfen wir nicht erst loben; man kennt schon den Fleiß, die Sprachkenntniß und den Geschmack, mit welchem dieser Mann übersetzt; und diese Eigenschaften reichten völlig hin, diese Briefe beynahe in ihrer ganzen Vollkommenheit den Franzosen vorzulegen; ja, wir müssen sogar gestehen, daß wir hin und wieder kleine Verfeinerungen angetroffen haben. Wir halten in der That diese Uebersetzung für eine der glücklichsten Arbeiten des Verf. Er fand dabey weniger Schwierigkeiten, als bey den von ihm übersetzten Poesien, die zu ihrer Zeit in dieser Bibliothek beurtheilt sind. Ausser den angehängten schon bekannten Briefen von Rabener und Gellert findet man hier von dem letztern noch vier andre, wovon zween bisher noch ungedruckt waren. Die Lehren eines Vaters an seinen Sohn sind schon aus der neusten Auflage der Gellertischen Schriften bekannt. Die vorangesetzte Lobschrift verdient der von Ernesti an die Seite gesetzt zu werden. Sie ist mit vielem Geschmacke geschrieben, enthält sehr viel nützliche Digressionen, und charakterisirt Gellerten nicht mit so allgemeinen Zügen, wie die meisten aus dem Schwarme seiner Lobredner gethan haben.

Fr.

XXVI.

Fables et Contes de *Mr. Gellert*. Premiere Partie. — à Francfurt sur le Mein, chez les heritiers de I. L. Eichenberg, 1771. 6 Bogen in 8.

Es sind nur einige ausgesuchte Fabeln aus dem ersten Theile des Originals. Da die Uebersetzung in Versen ist, so muß man ihr freylich viel zu gute halten. Manche Stellen sind ganz glücklich ausgedruckt; viele hingegen haben den Fehler der Weitschweifigkeit, der bey Arbeiten dieser Art am schwersten zu vermeiden ist. Man vergleiche z. E. folgende Stelle:

Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müßiggang.

Diese beyden Verse werden in der Uebersetzung zu einem halben Dutzend ausgedehnt:

Mes soins, dit un Pédant, *dites moi, je vous prie,*
Ne meritent — ils pas que l'on m'en remercie?
Non, car *leur inutilité,*
Don ton vain orgueil est la dupe,
Sert autant que l'oisivité
De ceux qu'aucun travail occupe.

Dergleichen kraftlos umschriebne Stellen wird man mehr finden, z. E. in der Fabel, die Widersprecherin — S. 61. f. — Die Richtigkeit mag auch hin und wieder fehlen. So fällt uns eben folgende Stelle S. 94. in die Augen:

— ces gens — —
Qui osent soutenir, que ceux dont la sagesse
Se fait admirer parmi nous
Doivent enfin devenir fous.

Beynahe Nonsense; und ganz falsch, wenn man das Original vergleicht:

Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen.

Fr.

XXVII.

XXVII.

Johann Gottlieb Töllners, der H. Schrift Doctors, und der Gottesgelehrsamkeit und Weltweisheit öffentl. Lehrers auf der Universität zu Frankfurt an der Oder, kurze vermischte Aufsätze. Zweyten Bandes, zweyte Sammlung. Frankfurt an der Oder, bey Anton Gottfried Braun. 1770. 318 Seiten in 8.

Der Herr D. Töllner beschließt, wie wir aus der Vorrede sehen, mit gegenwärtiger Sammlung diese seine kurze vermischte Aufsätze. Er hat noch zuletzt zwölf Abhandlungen von einem in die Theologie einschlagendem Inhalte, und mit dem ihm eignem philosophischen Scharfsinn ausgeführet, in diese Sammlung geliefert. Wir werden eine und die andre, die uns vorzüglich merkwürdig geschienen, unsern Lesern bekannt machen. Wir rechnen dahin die sechste, welche die wahren Gründe vorlegt, warum Gott nicht übernaürlich thut, was natürlich geschehen kann. Der Verf. hält diese Frage für verschieden von einer andern: warum sich Gott nicht durch fortgesetzte Wunder offenbare? er glaubt aber, daß die richtige und genugthuende Beantwortung der ersten Frage nothwendig zur Rechtfertigung Gottes über den Mangel fortdaurende Wunder nothwendig sey. Nachdem er einige theils falsche, theils ganz unzureichende Gründe geprüfet, führet er folgende an. 1) Gott offenbaret mehr Weisheit, wenn er seine Zwecke in der Welt natürlich, als wenn er sie übernatürlich ausführet. Denn die Erfindung und Einrichtung des Mittels ist in solchen Fällen, doch eine Handlung der Weis-

 heit,

heit, welche, wenn Gott unmittelbar handelte, völlig unterbleibt. — 2) Wenn Gott von Zeit zu Zeit in der Welt übernatürlich thut, was natürlich geschehen könnte, so hindert er damit den möglichen und besten Gebrauch der Natur in der Welt, und wird Schuld, daß der zum faulen Vertrauen ohnedem geneigte Mensch, ohne Unterlaß, übernatürliche Dinge begehret und erwartet. Diese beyden Gründe hält der V. zwar für wahr und richtig, aber noch nicht für völlig genugthuend. Seiner Meynung nach sind folgende drey völlig entscheidend und hinlänglich. I. So oft etwas in der Welt auch natürlich und eben so wohl natürlich geschehen kann, so oft würde Gott ohne einen zureichenden Grund handeln, wenn er solches übernatürlich in der Welt darstellte. So oft die Uhr durch sich selbst die Zeit richtig anzeiget, so ist kein hinreichender Grund vorhanden, den Zeiger dahin zu rücken. Denn eben der Grund, aus welchen die Uhr ist, und also eingerichtet und zusammengesetzt ist, daß sie durch eignes Triebwerk die Stunden weiset, ist auch ein Grund, solches von derselben, und ohne äussere Beyhülfe, so oft sie es durch eignes Triebwerk recht macht, weisen zu lassen. Solte der Zeiger von aussen dahin gerückt werden, so bedurfte es gar nicht der Uhr. II. Es würde ein solches Verfahren Gottes ganz willkührlich und regellos seyn, wenn er auch ohne durch einen Mangel in der Natur dazu genöthiget zu werden, übernatürlich in derselben handeln wolte. Und das ist unmöglich, daß Gott in der Welt blind, ohne hinreichenden Grund, nach bloßer willkührlicher Macht, auch nur einmal etwas wirken sollte. Nur wenn Gott nicht mehr und nicht öfter in der Welt unmittelbar handelt, als so oft etwas, das zur Vollkommenheit der Welt dienet, natürlich gar nicht, oder nicht eben so gut erhalten werden kann, hat er eine festgesetzte Regel für alle

alle seine Handlungen in der Welt. III. Wenn Gott übernatürlich in der Welt wirket, geschiehet solches entweder zur Bestätigung der natürlichen oder der geoffenbarten Religion oder beyder zugleich — aber die natürliche Religion bedarf dieser sinnlichen Beweisthümer von der Wirklichkeit, Macht und Vorsehung Gottes, nicht nur nicht, sondern es streitet mit der Güte und Weisheit Gottes, sie mit dergleichen sinnlichen Beweisthümern zu versehen. In solchem Falle wird die herrliche Offenbarung und die Natur und der Gebrauch des Nachdenkens bey derselben überflüßig: er wird wirklich gehindert; und die Erkenntniß der natürlichen Religion kann den Menschen fast gar nicht mehr zugerechnet werden. Denn sie haben von ihrer Seite fast gar nichts mehr zu thun, um dieselbe zu erlangen; und sie können der Ueberzeugung von der Macht und Vorsehung Gottes nicht widerstehen. Also aber gehen sie aller Belohnung nicht nur für diese Erkenntniß, sondern auch für die damit zusammenhangende Rechtschaffenheit verlustig — Dieser letzte Grund thut uns kein Genüge, weil wir gegen das, was der V. zur Zurechnung und Belohnung einer Erkenntniß und deren Anwendung fordert, manches einzuwenden haben. Unsrer Einsicht nach, wird uns jede Erkenntniß, die wir durch den Gebrauch unsrer Seelenkräfte erwerben, es mögen die Gründe, wodurch wir bewogen werden, etwas zu erkennen, und für wahr zu halten, mehr oder weniger dringend seyn, (wenn es nur gehörige Erkenntnißgründe sind) zugerechnet, d. i. als unsre eigene angesehen; und wenn wir einer solchen Erkenntniß gemäß recht thun, und zu unsrer Vollkommenheit handeln, so wird sie selbst und die mit derselben zusammenhangenden guten Handlungen nur belohnet, in so fern wir durch beydes

voll-

heit, welche, wenn Gott unmittelbar handelte, völlig unterbleibt. — 2) Wenn Gott von Zeit zu Zeit in der Welt übernatürlich thut, was natürlich geschehen könnte, so hindert er damit den möglichen und besten Gebrauch der Natur in der Welt, und wird Schuld, daß der zum faulen Vertrauen ohnedem geneigte Mensch, ohne Unterlaß, übernatürliche Dinge begehret und erwartet. Diese beyden Gründe hält der V. zwar für wahr und richtig, aber noch nicht für völlig genugthuend. Seiner Meynung nach sind folgende drey völlig entscheidend und hinlänglich. I. So oft etwas in der Welt auch natürlich und eben so wohl natürlich geschehen kann, so oft würde Gott ohne einen zureichenden Grund handeln, wenn er solches übernatürlich in der Welt darstellte. So oft die Uhr durch sich selbst die Zeit richtig anzeiget, so ist kein hinreichender Grund vorhanden, den Zeiger dahin zu rücken. Denn eben der Grund, aus welchen die Uhr ist, und also eingerichtet und zusammengesetzt ist, daß sie durch eignes Triebwerk die Stunden weiset, ist auch ein Grund, solches von derselben, und ohne äussere Beyhülfe, so oft sie es durch eignes Triebwerk recht macht, weisen zu lassen. Solte der Zeiger von aussen dahin gerückt werden, so bedurfte es gar nicht der Uhr. II. Es würde ein solches Verfahren Gottes ganz willkührlich und regellos seyn, wenn er auch ohne durch einen Mangel in der Natur dazu genöthiget zu werden, übernatürlich in derselben handeln wolte. Und das ist unmöglich, daß Gott in der Welt blind, ohne hinreichenden Grund, nach bloßer willkührlicher Macht, auch nur einmal etwas wirken sollte. Nur wenn Gott nicht mehr und nicht öfter in der Welt unmittelbar handelt, als so oft etwas, das zur Vollkommenheit der Welt dienet, natürlich gar nicht, oder nicht eben so gut erhalten werden kann, hat er eine festgesetzte Regel für

alle

alle seine Handlungen in der Welt. III. Wenn Gott übernatürlich in der Welt wirket, geschiehet solches entweder zur Bestättgung der natürlichen oder der geoffenbarten Religion oder beyder zugleich — aber die natürliche Religion bedarf dieser sinnlichen Beweisthümer von der Wirklichkeit, Macht und Vorsehung Gottes, nicht nur nicht, sondern es streitet mit der Güte und Weisheit Gottes, sie mit dergleichen sinnlichen Beweisthümern zu versehen. In solchem Falle wird die herrliche Offenbarung und die Natur und der Gebrauch des Nachdenkens bey derselben überflüßig: er wird wirklich gehindert; und die Erkenntniß der natürlichen Religion kann den Menschen fast gar nicht mehr zugerechnet werden. Denn sie haben von ihrer Seite fast gar nichts mehr zu thun, um dieselbe zu erlangen; und sie können der Ueberzeugung von der Macht und Vorsehung Gottes nicht widerstehen. Also aber gehen sie aller Belohnung nicht nur für diese Erkenntniß, sondern auch für die damit zusammenhangende Rechtschaffenheit verlustig — Dieser letzte Grund thut uns kein Genüge, weil wir gegen das, was der V. zur Zurechnung und Belohnung einer Erkenntniß und deren Anwendung fordert, manches einzuwenden haben. Unsrer Einsicht nach, wird uns jede Erkenntniß, die wir durch den Gebrauch unsrer Seelenkräfte erwerben, es mögen die Gründe, wodurch wir bewogen werden, etwas zu erkennen, und für wahr zu halten, mehr oder weniger dringend seyn, (wenn es nur gehörige Erkenntnißgründe sind) zugerechnet, d. i. als unsre eigene angesehen; und wenn wir einer solchen Erkenntniß gemäß recht thun, und zu unsrer Vollkommenheit handeln, so wird sie selbst und die mit derselben zusammenhangenden guten Handlungen nur belohnet, in so fern wir durch beydes

voll-

vollkommner und glücklicher werden. Freylich, wenn ein Mensch durch minder dringende Gründe sich bewegen läßt, etwas wahres für wahr zu erkennen, oder etwas gutes zu thun, so setzet dies in dem ersten Falle eine grössere Wahrheitsliebe, Aufmerksamkeit und vorzügliche Verstandeskräfte, und in dem andern Falle, eine grössere Disposition zum Guten, einen bessern und vollkommnern Charakter bey demselben voraus; und blos hiedurch, nicht aber durch die Abwesenheit stärkerer und dringenderer Ueberzeugungs- und Bewegungsgründe wird er einer größern Belohnung oder einer vorzüglichen Glückseligkeit fähig. Kann aber die Schwierigkeit, Wahrheit zu erkennen, und Tugend auszuüben, worein wir durch den Mangel dringender Gründe gesetzt werden, beytragen, ebengedachte einer vorzüglichen Belohnung fähige Beschaffenheiten des Verstandes und Gemüthes in uns hervorzubringen, zu erhöhen und zu vervollkommnen, so werden wir, in so fern dies wirklich geschieht, durch den Mangel solcher Gründe einer vorzüglichen Belohnung und Glückseligkeit fähig. Allein, es folgt nicht, daß an und für sich eine durch die schärfste Demonstration oder durch den unleugbaren Augenschein gewirkte Erkenntniß, so wenig als eine durch die dringendste Bewegungsgründe hervorgebrachte Tugend ihrer Früchte und Belohnungen verlustig gehen müßte. Wäre dieses, so können wir nicht einsehen, wie der vollkommene Gehorsam Christi einer so vorzüglichen Belohnung fähig und würdig seyn können. Denn ohne Zweifel hatte er dazu die dringendsten Bewegungsgründe, die nur möglich sind, indem er alle möglichen Folgen desselben mit der größten Deutlichkeit und Lebhaftigkeit einsahe, von der Schicklichkeit, Vortreflichkeit und Schönheit eines solchen Verhaltens vollkommen überzeugt

zeugt war, nicht durch böse Fertigkeiten, nicht durch widerspenstige und abrathende Neigungen verhindert ward, und an dem Wohlgefallen und Willen seines himmlischen Vaters nicht zweifeln könnte — Die beyden ersten Gründe des Verf. halten wir für wichtiger. Indessen getraueten wir uns doch, einen Grund, den er unter die untauglichen setzet, diesen nemlich, daß durch die Wiederholung und Fortdauer der Wunder, diese, in Ansehung unsrer aufhören würden, Wunder zu seyn, und ihre Kraft und Wirksamkeit verlieren würden, gegen seine Einwendungen zu retten. Wir halten ihn wirklich noch für den wichtigsten, allein wir müssen des Raums schonen, um noch etwas von ein paar andern Aufsätzen zu sagen —

In der siebenten Abhandlung wird die Frage erörtert: was ist in der Religion weniger schädlich, zu viel oder zu wenig? nemlich sowol bey der Erkenntniß, als der Ausübung der Religion. Der V. zeigt, daß in Ansehung der moralischen Quellen, der eine oder der andre Abweg, nicht mehr oder weniger Nachsicht verdienet. Auch in Ansehung der Folgen scheinen ihm die Sachen, sehr gleich zu seyn. Der Verfolgungsgeist kann sowol bey dem zu wenig, als bey dem zu viel statt finden. Das wahre Verhältniß beyder Abwege scheinet ihm sich dahin aufzulösen, daß bey dem zu viel zwar mehr als die Wahrheit, aber doch die Wahrheit ganz; bey dem zu wenig aber etwas von der Wahrheit gar nicht erkannt wird. Und so scheinet eines gegen das andre gehalten, der Schade im ersten Falle offenbar kleiner zu seyn. Ist nicht ein ganzer Scheffel Weitzen mit etwas Rade besser als ein halber ganz reiner? Aber wie wenn der Rade so viel ist, daß es unmöglich wird, den guten Weitzen heraus zu finden und abzusondern! (oder wenn die Zusätze als negative Größen anzusehen sind, welche die Wahrheit ganz oder zum theil aufheben und unkräftig machen, wenn sie zu derselben addirt werden; wie wenn aus der Vermischung des

wah-

wahren und falschen ein höchst schädliches Compositum, eine Art von sittlichem Gifte entstünde!) Mit Recht schließt der V. daß wir unser Urtheil nicht nach diesem ersten Anschein der Sache abfassen müssen. Es giebt einige Ausnahmen, sagt er, da wo über den zu viel oder zu wenig etwa die ganze Sache verlohren gehet, aber ordentlicherweise stehet die Sache so, daß von demjenigen, der zuviel glaubt, Wahrheit und Irthum; von demjenigen aber, der zu wenig erkennt, doch lauter Wahrheit, und nur zu wenig Wahrheit erkannt wird. (Sollte dies der gewöhnliche Fall seyn, und sollte nicht eben sowol derjenige, der zum Theil die Wahrheit verwirft, sich diese Lücke mit etwas von eigner Erfindung ersetzen, und also zu gleicher Zeit zu wenig und zu viel glauben?) Und nun scheinet uns entschieden zu seyn, daß das zu viel schädlicher und gefährlicher ist, als das zu wenig, die Unwissenheit ein kleineres Uebel als der Irthum.. Aber auch nach den Folgen müssen beyde Abwege beurtheilet werden. Die Unwissenheit, sagt der V. hat blos verneinende; der Irthum aber bejahende Folgen. Bey der Unwissenheit fehlen nur gewisse Handlungen, welche da seyn sollten; bey dem Irthum entstehen Handlungen, welche nicht da seyn sollten. Diese Art die Folgen zu schätzen ist, unsers Bedünkens, zu allgemein, als daß dadurch etwas Sicheres ausgemacht werden könne. Die Unwissenheit oder vielmehr die halbe Erkenntniß einer Sache kann ja so schädliche Folgen haben, als die ganze mit Irthum vermischte. Wir wollen zwey bekannte Beyspiele anführen. Wer die Lehre von der bedingten Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen nur halb gefaßt hat, und sie nicht in ihren ganzen Umfang einsiehet, der wird durch diese verstümmelte, obgleich wahre Erkenntniß zu den ungereimtesten und schädlichsten Irthümern verleitet. Z. B. Gott als den Urheber der Sünde anzusehen, alle sittliche Zurechnung zu leugnen, alle Strafen für ungerecht, das Gebet für widersinnig zu halten u. d. m. Wer die Erlösung Christi für eine Befreyung von der Schuld und Strafe der Sünden nicht aber für eine Befreyung von der Herrschaft derselben erkläret, der hat wahre, aber verstümmelte Erkenntniß. Er glaubt zu wenig; aber eben dies zu wenig glauben hat die schrecklichsten Folgen, die nur immer ein Irthum haben kann. Will man diese Folgen verneinend nennen? Immerhin nur gestehe man, daß sie arg und ärger sind, als es Bejahende jemals seyn konnten. Der V. siehet sich endlich genöthigt seinen allgemeinen Ausspruch zum Vortheil des zu wenigen sehr einzuschränken. Er muß sich begnügen zu sagen, daß er nur or-

dent

[illegible]ntlicherweise wahr sey. Und dies ist sehr unbestimmt gere-
det. Es ist auch, unsrer Einsicht nach, schwer, wo nicht un-
möglich, allgemein zu bestimmen, was weniger schädlich sey,
zu viel oder zu wenig, denn es kommt hier nicht nur auf die
besondre Beschaffenheit der Lehren, sondern auch auf das Sub-
jekt an, das darüber zu viel oder zu wenig erkennt, und auf
die übrigen Erkenntnisse und Meynungen desselben, womit das
zu viele oder zu wenige zusammen genommen wird. Nur als-
dann, wenn eine vernünftige, religiöse Person unter dem zu
viel oder zu wenig zu wählen hätte, möchten wir dem V. Recht
geben, daß dieselbe mit ihm denken müsse: Nicht was ich zu
viel thue, sondern was ich zu wenig thue, das thue ich dem
Herrn. Auch darinn geben wir ihm Recht, daß, im Allgemei-
nen betrachtet, das zu wenige des Socinianers minder schäd-
lich sey, als das zu viele des Papisten.

Wider die Beweise und Bewegungsgründe, womit der V.
im achten Aufsatze den Evangelischen Lehrern anpreiset, die
Offenbarung Gottes in der Natur zu predigen, haben wir nichts
einzuwenden. Nur wünschten wir, daß er sich die Mühe ge-
geben, zu zeigen, wie diese Predigten verständlich und erbau-
lich einzurichten sind. Daß es auf die Weise geschehen solle,
wie Derham, Niewentyt, Hervey und andre die Herrlichkeit
Gottes in der Natur dargelegt haben, ist noch nicht genug ge-
sagt. Sollen solche Predigten verständlich und fruchtbar wer-
den, so erfordern sie gewisse Kenntnisse, die man bey dem gros-
sen Haufen der Zuhörer nicht voraussetzen darf. Der V. mey-
net zwar, daß für diese Erkenntnisse in dem catechetischem Un-
terrichte schon müsse gesorgt seyn. Aber wo geschieht dies, und
wo kann es geschehen! In der Lutherschen Kirche, wo man fast
durchgehends Luthers kleinen Catechismus auf eine ausschlies-
sende Weise bey diesem Unterricht zum Grunde legt, und Jahr
aus und ein, die fünf Hauptstücke zu erklären hat, kann man
zu Anweisungen dieser Art nur wenig höchstens beym ersten
Artickel Gelegenheit haben. Aber hier kann man nur blos das
allgemeine von der Schöpfung und Vorsehung erklären. Soll
man dies Allgemeine in Predigten vortragen, so wird man da-
mit sehr bald fertig seyn, und wenn man es oft vortragen soll,
immer einerley sagen müssen. Ohnedem intereßiren solche all-
gemeine mehr metaphysische, als physikalische Vorstellungen
nicht sehr, und auf das Beste vorgetragen, werden sie bey den
unwissenden Zuhörer hauptsächlich nur eine Art von staunender
Verwunderung hervorbringen. Das Detail würde freylich
weit

weit interessanter, lehrreicher und eindringender seyn; aber die Schwierigkeit ist, ohne eigentliche Lehrstunden in der Physick zu geben, dem gemeinen Manne verständlich zu werden und ihn zu überzeugen. Er hält sich an den bloßen Schein, er hat eine Menge seltsamer Vorurtheile über die Naturbegebenheiten, und erklärt sich, wenn er ja darüber nachdenkt, die Phänomena auf eine kindische Weise. Versucht ihm richtigere Erkenntniß, bessere Erklärungen davon zu geben, (und dies wird doch nothwendig seyn, wenn ihr ihn in den bekanntesten Dingen, etwa beym Donner und Blitz, beym Regenbogen, bey den Abwechselungen der Jahreszeiten, an den Himmelskörpern, deren Größe, Bewegung u. d. m. auf die Beweise der göttlichen Weißheit aufmerksam machen wollte) so wird er euch entweder nicht verstehen, oder wenn er euch verstehet, so wird er euch, weil ihr ihn doch in der Naturlehre nicht gründlich unterweisen könnt, mit eurer Weisheit, die ihm sehr oft der Augenschein zu widerlegen scheinet, verlachen, und was das schlimmste ist, so wird er ein Mistrauen auf euern Verstand setzen, und auch da, wo er euren Worten trauen muß, werden ihm eure Aussprüche verdächtig werden. — Wir wollen durch diese Anmerkungen die Sache selbst, die wenn sie thunlich wäre, unstreitig einen großen Nutzen haben würde, keinesweges im voraus für unmöglich erklären. Wir führen dies blos als Schwierigkeiten an, und wir ersuchen den Verfasser, in der Anweisung, die er über die Einrichtung solcher Predigten zu geben verspricht, hierauf zu merken, und Vorschläge zu thun, wie sie zu überwinden sind. Dieser Unterricht würde aber noch deutlicher und nutzbarer werden, wenn es dem V. gefallen sollte, seiner Regel Beyspiele und Muster solcher Predigten beyzufügen.

Kl.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Vernünftige und christliche Andachtsübungen zum Gebrauche aller Gläubigen. Aus dem Französischen des Herrn Formey. Leipzig, bey J. F. Junius, 1770. 8. 2 Alph. 15 Bogen.

Dies Buch unterscheidet sich auf eine vortheilhafte Art von den meisten Andachtsbüchern, wir müssen aber doch gestehen, daß es im Ganzen unsere Erwartungen nicht erfüllet hat. Es muß in der That sehr schwer seyn, ein Andachtsbuch zu schreiben, da Männer von entschiedner Einsicht in die Lehren des Christenthums und in die Natur der wahren Andacht hierinn noch nichts vollkommeners geliefert haben. Die Einrichtung dieses Werks ist folgende. Es besteht aus sechzig Hauptstücken, welche unter vier Bücher geordnet sind, die von den Einsichten des Christen, von den Tugenden des Christen, von dem Gottesdienste des Christen, und von denen an die Frömmigkeit verknüpften Belohnungen handeln. Ein jedes Hauptstück enthält erst eine Abhandlung, und dann eine Betrachtung und ein Gebet. Der Verfasser vertheydigt sich in der Einleitung gegen die, welchen es etwa scheinen möchte, daß der lichtvolle Theil (so schreibt der Uebersetzer; es soll wohl erleuchtende, belehrende Theil heissen) neben dem erbaulichen zu viel Platz einnimmt. Wir sind gewiß mit den H. Formey einstimmig, daß bey jeder Andachtsübung richtige Erkenntniß zum Grunde liegen muß, wenn sie dem Geiste des Christenthums gemäß seyn soll. Aber dennoch haben wir unter dem Titel Andachtsübungen nicht solche ausführliche dogmatische und moralische Abhandlungen erwartet. Sie sind gemeiniglich zwölf bis sechzehn, oft mehr Seiten lang, da hingegen die Betrachtung und das Gebet zusammen selten mehr, als zwo bis drey Seiten einnimmt. Sollte es nicht der Absicht dieses Buchs gemäßer gewesen seyn, diesen Abhandlungen selbst die Gestalt der Selbstbetrachtungen zu geben, und also das Unterrichtende mit dem eigentlich Erbaulichen noch genauer zu verbinden? Auch wünschten wir, daß der Verfasser sich in die-

sen

sen Abhandlungen noch mehr zu der Fassung des gemeinen Christen herabgelassen hätte. Es setzen dieselben doch einen im Nachdenken schon geübten, und mit manchen Kenntnissen nicht unbekannten Leser zum voraus, welches uns dem Titel: zum Gebrauch aller Gläubigen, nicht zu entsprechen scheint. Uebrigens sind diese Abhandlungen durchgehends so schön, daß wir fast keine auszuzeichnen wissen. Vorzüglich haben uns die Hauptstücke von der Verbindung der Tugenden S. 227., von der späten Busse S. 281., von Erneurung des Taufgelübdes S. 608. und viele andre gefallen. Minder genau ist die Abhandlung von den zehn Geboten, S. 432. wo der V. zum voraus zu setzen scheint, daß dieselben die ganze Mosaische Sittenlehre enthielten, da doch die übrigen Theile des Mosaischen Gesetzes ebenfalls sehr viel sittliche Vorschriften in sich fassen. Insonderheit scheint der Satz, S. 434. die zehn Gebote sind ein vortreflicher Inbegriff der Pflichten des Menschen (wenn nicht der Uebersetzer hier ein unrechtes Wort getroffen hat) gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was der V. nachher ganz richtig zeigt, daß die zehn Gebote keine vollständige Sittenlehre enthalten, und z. B. die Pflichten gegen uns selbst, und die innerliche Tugend nicht ausdrücklich anbefehlen. S. 617. haben uns die Worte nicht gefallen: „Schon war der Ausspruch gethan, schon der rächende Arm aufgehoben, um uns zu treffen, als dein einziger, dein vielgeliebter Sohn sich für einen Mittler zwischen dir und uns erklärte.„ Sie können gar leicht eine irrige Vorstellung von dem Verhalten Gottes des Vaters bey dem Erlösungswerke veranlassen. Das scheint uns zu allgemein zu seyn, was S. 704. von dem gemeinschaftlichen Gebet mit fremden Religionsverwandten gesagt ist. Wir sehen nicht ein, warum nicht, wir wollen nicht sagen, Christen von verschiednen Confeßionen (denn von denen glauben wir doch wohl nicht, daß der V. rede, ob wir gleich der Mißdeutung wegen wünschten, daß er sich darüber erklärt hätte) sondern auch Naturalisten, Juden, Mahomedaner gemeinschaftlich mit Christen Gott für seine leiblichen Wohlthaten preisen könnten. Doch dergleichen kleine Mängel nehmen diesen Abhandlungen ihren großen Werth nicht. Die Gebete haben uns nicht so durchgängig gefallen. Einige reden die wahre Sprache der Andacht so vortreflich und so rührend, andere hingegen verfehlen dieselbe so sehr, daß man sie nicht für die Arbeit Eines Mannes halten sollte. Wir können dies unmöglich durch Beyspiele beweisen, da wir zu dem Ende unterschiedne ganze Gebete abschreiben

müß-

müßten. Nur das eine wollen wir noch anmerken, daß in den Gebeten der zu häufige Gebrauch biblischer Ausdrücke und Anspielungen, auch ganzer biblischer Stellen, zumal ohne Erklärung, die Andacht der Christen mehr hindert, als befördert. Die wenigsten Christen verstehen die Bibelsprache genug, um solche Gebete mit vernünftiger Andacht sprechen zu können, ob sie gleich, wegen eines dunklen Gefühls von Ehrerbietung bey dem Schalle biblischer Worte, Andacht zu haben vermeynen.

Wir müssen noch ein paar Worte von der Uebersetzung sagen. Der Uebersetzer mag das Original verstanden haben, aber er hat die deutsche Sprache nicht genug in seiner Gewalt, um in derselben das rechte Wort und die rechte Wendung zu treffen. Daher muß man bisweilen nur errathen, was etwa im Französischen stehen mag. So werden zum Beyspiel S. 574. Gott Verbindlichkeiten beygelegt. S. 576. steht, Anfangs, für einmal oder erstlich. S. 602. Sie (die Aeltern) möchten dem Katecheten Kinder übergeben, u. s. w. statt: Sie sollten, oder: Möchten sie doch. An vielen Stellen: Gesegnet sey Gott, oder Jesus, statt: Gelobet. Oft fehlt es den Perioden an dem rechten Fall, an der rechten Ründung, und sie werden dadurch undeutlich. Die Orthographie ist in einigen Stücken sonderbar, z. B. Aengel, Aerzängel, Päpster. Auch wäre es besser gewesen, die Lutherische Uebersetzung in den meisten biblischen Stellen beyzubehalten, die nicht nur dem deutschen Leser bekannter und eben daher verständlicher ist, sondern auch meistentheils an Richtigkeit und Nachdruck vor der gebrauchten den Vorzug hat.

Na.

D. Siegm. Jac. Baumgartens Anweisung zum erbaulichen Predigen zum Gebrauch homiletischer Vorlesungen. Neue Auflage. Altdorf und Nürnberg, bey Lorenz Schüpfel, 1770. 8. 112 Seiten, nebst 3 Bogen Vorreden und Register.

Diese Baumgartensche Anweisung, die Hr. Bast, jetziger Rektor zu Buschweiler, im Jahr 1751. herausgab und von dem sel. B. gebilliget wurde, wird immer eines von den Büchern bleiben, worinn die homiletischen Regeln gleich richtig, deutlich und vollständig vorgetragen, und deshalb zu akademischen Vorlesungen darüber am brauchbarsten sind. Wir

finden es um deswillen sehr gut, daß der Verleger, da die erste Ausgabe ganz vergriffen war, eine neue veranstaltet hat.

Matthäus Henry praktische Erklärung der Psalmen Davids. Dritter Theil, mit einer Vorrede, darinn ein dreyfaches gegen diese Lieder Davids gefaßtes Vorurtheil abgelehnet wird, herausgegeben von Fr. Eberhard Rambach, O. C. R. und Inspektor der evangelischen Kirchen und Schulen in Schlesien. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1770. 8. 616 Seiten.

Wir bleiben noch immer bey dem Urtheil, daß wir von den vorhergehenden Theilen dieses sehr ins weite gedehnten Werks gefället haben. (Siehe Anhang z. XII. B. und XIII. B. 1 St.) der gegenwärtige Theil enthält die noch übrig gewesenen Psalme vom 92ten an. Das dreyfache Vorurtheil, gegen welches der Uebersetzer die Psalmen Davids in der Vorrede umständlich vertheydiget, betrift folgende drey Punkte. 1. Daß die schlimme Seite von Davids Charakter in seinen Liedern so sichtbar wäre. 2. Daß man darinn soviel Anrufungen Gottes um Vertilgung der Feinde des Königs, soviel Flüche wider sie fände, wodurch sich David als einen rachgierigen Mann gezeigt hätte. 3. Daß gar keine Zeugnisse von dem Meßias in den Davidischen Psalmen zu finden wären; welches Vorurtheil dadurch veranlaßt worden, daß einige Ausleger sie so erklärt hätten, als ob sie alle von Christo handelten. — Die Ehrenrettung des Davids gegen Bayle und Voltaire hat unsern Beyfall; nur über die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der Vielweiberey zu Davids Zeiten schlüpft Hr. R. zu leicht hinweg. Es wäre da der Ort gewesen, gründlicher von dieser Materie zu handeln. Bey Lesung des letzten Bogens der Vorrede haben wir auch wieder bemerkt, was man bey so manchen Theologen wahrnimmt, daß sie nemlich, wenn sie wider Juden und Naturalisten, oder auch andere Gottesgelehrten, die von ihren Meynungen abgehen, etwas zu sagen haben, es niemals mit kaltem Blute thun können, sondern gleich in Hitze gerathen und ihre Widerlegungen damit anfangen, daß sie ihnen die Scheltwörter: ihr seyd übergeschnappte Köpfe (mit diesem Ehrentitel mögen sich unter andern die Herren, welche dafür halten, daß die Apostel manche Stelle des A. T. blos per accommodationem auf Christum bezogen hätten, begnügen)

gen) Teufelswerkzeuge, unsinnige Schwärmer, Menschen, die nichts als verfluchte Bosheit und Lügen wider Jesum ausschäumen, in den Bart werfen. Damit zeigt man seinen Unwillen über andere Leute, aber man belehrt sie keines bessern. Es wäre zu wünschen, daß man sich diesen Ton einmal abgewöhnen möchte; denn wenn man, wie Hr. R. mit Recht thut, an einem Schriftsteller, wie Edelmann war, tadelt, daß er so grob und unanständig geschrieben habe, so muß man sich ihm auch nicht gleichstellen. — Die Anmerkung gegen das Ende der Vorrede hat ihren guten Grund: „Es kann der „Wahrheit nachtheilig werden, wenn man Stellen (des A. T.) „von Christo deutet, die weder von Christo noch von seinen „Knechten angeführt worden, und die erst durch weite Umschweife genöthiget werden müssen, das zu sagen, was ihnen „von dem Ausleger in den Mund gelegt worden. (Aber hat „Henry das nie gethan?) Der Satz, wer Christum lieb hat, „der findet ihn allenthalben in der heiligen Schrift, ist wohl „ganz gut gemeint, aber für eine sichere hermenevtische Regel „kann man ihn nicht erkennen, ohne zugleich gegen diejenigen lieblos zu handeln, die den Ungrund dieser und jener „Auslegung tadeln, die die Probe nicht hält.„

A.

Herrn Claudius Fleury, weiland berühmten Abts von Locdieu, Priors von Argenteuil und Königl. Hofpred. allgemeine Kirchengeschichte des neuen Testaments vom Anfange der christlichen Zeitrechnung bis auf gegenwärtige Zeit. Eilfter Theil. Frankfurt und Leipzig, verlegts Joh. Christian Koppe, 1770. 4. 492 Seiten, nebst 7 Bogen Vorrede.

Die Erzählung hebt sich in diesem Theile von den Begebenheiten des Jahres 1185. an und führt sie fort bis auf das Jahr 1230. Die Zugabe einer historischen Abhandlung von den Gemeinden, die vom eilften Jahrhundert an unter dem Namen der Manichäer verfolgt worden, macht den Beschluß. Diese Leute, welche damals Vallenses, od. Thälleute, Cathaser auch Pateriner, weil sie in Pateria am häufigsten zusammen kamen, in spätern Zeiten aber erst Waldenser oder Albigenser genannt wurden, hegten nichts weniger als Manichäische

chäische Irthümer, wie hier aus Vergleichung ihrer Lehrsätze mit denselben gezeigt wird; sie wurden aber als Manichäer verschryen, damit sie um so viel verhaßter und desto stärker verfolgt werden möchten. — In der Vorrede zu diesem Theile wird das Verderben vorgestellt, welches durch die Dekretalien des Isidorus in der Kirchenzucht entstanden sey. Als ein Prälat der Gallikanischen Kirche erklärt sich Fleury mit vieler Freymüthigkeit gegen die Betrügereyen, so mit diesen untergeschobenen und falschen Dekretalien gespielet worden und streitet aus hinlänglichen Gründen dem Pabste ab, daß er allein das Recht hätte, Concilien zu versammeln, oder neue Bisthümer zu errichten, wie darinn behauptet würde.

Herrn Archibald Bowers ꝛc. unpartheyische Historie der römischen Päbste, von der Gründung des römischen Stuhls bis auf die gegenwärtige Zeit. Achter Theil. Aus dem Engländischen übersetzt von Johann Jacob Rambach, des Fürstl. Gym. zu Quedlinburg Rektor. Magdeburg und Leipzig, in der Seidel- und Scheidhauerschen Buchhandlung, 1770. 4. 526 Seiten, nebst 5 Bogen Vorrede und Schutzschrift.

In dem Zeitraum von zweyhundert Jahren, den dieser Theil in sich faßt, haben 27 Päbste regiert, vom Innocentius, dem dritten an, der im Jahr 1198. dem Cölestinus III. folgte, bis auf Urban, den sechsten, der im Jahr 1389. mit Tode abgieng. Erfreulich für ein menschliches Herz ist diese Geschichte nicht zu lesen, denn sie zeigt uns keine wohlthätige Regenten, sondern Barbaren, die auf Petrus Stuhl sitzen und ist reich an den blutigsten Auftritten, wodurch sich je die Regierungen der vorgegebenen Statthalter Christi ausgezeichnet haben. Die Verfolgung der Waldenser, die Stiftung der Inquisition, des unglücklichen Conradins Hinrichtung, die Sicilianische Vesper und dergleichen schreckliche Begebenheiten fallen in diese Epoche. Man lieset sie mit Abscheu und sieht überall lebendig vor Augen, wohin Aberglauben, Unwissenheit, Intoleranz und blinder Religionseifer stolze Priester bringen können, wenn sie Gewalt in Händen haben. — Die fortgesetzte Schutzschrift des sel. Bower, deren Beschluß künftig folgen wird, steht wie bey den 6ten und 7ten Theile voran. Hr. R. verspricht auf den nächsten Theil allen Fleiß zu wenden. Er

will

will die Lücken ausfüllen, welche Bower in der neuern Geschichte der Päbste gelassen hat, und bittet deshalb den Hrn. Senior Nebel zu Worms um die interessanten, noch ungedruckte Nachrichten, besonders um die Briefe des Kaiser Maximilians I. an den Cardinal Raymund, so er ihm versprochen hätte. Wir wünschen, daß Hr. N. sich die nöthige Zeit dazu nehmen möge, um recht was gutes zu liefern.

Ab.

Neue Predigten von Johann Joachim Spalding, O. C. Rath und Probst in Berlin. Zweyte Auflage. Berlin, bey Christian Friedrich Voß, 1770. 8. 528 Seiten, nebst 2 Bogen Vorrede.

Ein bloßer neuer Abdruck der ersten Auflage, der sich aber durch kleinere saubere Lettern von dem vorigen unterscheidet.

A.

D. *Jeremiae Frid. Reuss* Cancellarii Tubingensis opuscula varii generis Theologica, passim emendata, haud paucis in locis aucta Fasciculus II. Tubingae, sumtu Bergeriano, MDCCLXX.

Diese zwote Sammlung enthält folgende Aufsätze: Differt. theol. de gratia Spiritus S. adplicatrice; differt. Theol. de divina vocatione hominum ad salutem; programma, quo cives academici ad pie celebrandum Festum Domini nostri natalitium invitabantur ao. MDCCLX. Annotationes practic. ad formam doctrinae scholastico-acroamaticam in articulo de justificatione; differt. theolog. de Illuminatione: Oratio die natali Regis Christiani VI. dicta Hafniae, d. XXX. Nov. 1739. Einen Auszug aus diesen Abhandlungen und eine ausführliche Beurtheilung halten wir für unnöthig, da hier sehr bekannte Materien, zwar ordentlich und deutlich, aber nicht auf eine neue Weise, (welches auch des Verf. Absicht, der zunächst für seine Zuhörer schrieb, nicht gewesen zu seyn scheinet,) ausgeführet werden. Wichtige Aufklärungen wird man also hier nicht suchen, aber die über diese Materien in den symbolischen Büchern festgesetzte und von den sogenannten reinen und orthodoxen Gottesgelehrten angenommene

Fortsetzung bescheidner Anmerkungen über D. Ph. Fr. Hane 2 Th. des Entwurfs der K. Geschichte nach der Offenbarung Johannis von M. S. B. Fehre. Leipzig, bey Salbach, 1770. gr. 8. 13 Bogen.

Der Verf. fähret fort die Bengelsche Erklärung der O. J. zu vertheidigen. Wir beziehen uns auf das, was wir bey den ersten Fehrischen Anmerkungen erinnert haben.

D. I. Christoph Koecheri Observationes selectae, controversias inter Pontif. et Protestantes illustrantes. Fasc. alter. Ienae, s. vid. Kroekeri, 1770. 8. 16 Bogen.

Es sind 6. Observationes. 1) De salutatione angelica in precem versa. 2) Historia crit: canonis missae pontif. 3) Commentatio, qua demonstratur, pontificios sanctos suos veri nominis mediatores existimare et venerari. 4) Hymni cujusdam paschalis mutatio memorabilis in eccl. rom. recentiori aevo facta. 5) Probatio Mariae Gen. III, 15. nullam factam esse mentionem. 6) Inepta invocationis sanctorum ratio. Der V. schreibt deutlich, gründlich und aus den Quellen der Kirchengeschichte.

M. Paul Christian Hilschers, Pf. zu Neustadt bey Dreßd. Todesbetrachtungen über die Sonn- und Festtags-Evangelien mit Sinnbildern aus dessen and. Sterbegesellschaft zusammen getragen von M. P. Chr. Hilner Pf. zu Rossema. 3ter. Th. Leipzig, bey Hilscher, 1770. med. 8. 33 Bogen. 4ter Theil, 1771. 31 Bogen.

Sie sind den beyden ersten Theilen völlig ähnlich, die wir in dieser Bibl. bereits recensiret haben.

Neue Uebersetzung der Weissagung Hosea N. D. E. Frankfurt und Leipzig, 1769. 8.

Ebendesselben neue Uebersetzung der Weissagungen Nahums, Habakuk, Zephania, Haggai, Sacharja, und Maleachi. Halberstadt, 1770. 8. 8 Bog.

Die-

Gründliche Abfertigung der von dem Jesuiten H. D. Goldhagen erneuerten Beschuldigungen, mit welchen die Protestantische Kirche in dessen Unterricht in den Religions-Gründen gegen die Freydenkerey beleget worden. Frankfurt und Leipzig, 1770. 8. 13 Bogen.

Goldhagen schreibt gegen die Ungläubigen. Dies ist gut. Aber warum greift er die Protestanten in eben dieser Schrift an? und da er den auswärtigen Feind bestreitet, wozu dient es innerliche Kriege zu erneuern? Alles, was er gegen die Protestanten sagt, ist 100. mal gesagt, und 100. mal widerleget: Man begreift auch nicht, wie Goldhagen Sachen sagen kann, die offenbar falsch sind. Der ungenannte Verf. hat ihn wirklich gründlich abgefertiget und mit einer Bescheidenheit, die Streitschriften zum Muster dienen kann. Wir empfehlen sie denen, die den Streit zwischen unsrer Kirche und der Papistischen wollen kennen lernen. Sie ist kurz, und gründlich.

Einige Predigten von Joh. Christoph Stockhausen H. Hessen-Hanauischen Superint. und Consistorialrath. Hanau, 1770. 8. 19 Bogen.

Es sind 13 Stück über gewählte Texte. Sie sind plan, ordentlich und gründlich. Man fühlt es, daß es dem V. um die Erbauung seiner Zuhörer zu thun sey, und er hat Recht, wenn er dieses die erste und letzte Absicht eines Predigers nennet.

Predigten von Carl Benjamin Lengnich. Danzig, bey Wedel, 1770. gr. 8. 15 Bogen.

Es sind 8. Predigten, theils über die Evang. theils über Episteln zu Danzig gehalten. Der Verfasser, der noch nicht im ordentl. Lehramt stehet, hat sich einen Saurin und andere große Männer zum Muster genommen. Er ist kein unglücklicher Nachahmer. Man bemerkt reifes Nachdenken und Lebhaftigkeit an ihm, auch Fleiß in Forschung des Verstandes der Schrift. Zuweilen nur ist die Kunst zu sehr gesucht, und ein gekünstelter Vortrag gehört nicht auf die Kanzel.

Fortsetzung bescheidner Anmerkungen über D. Ph. Fr. Hane 2 Th. des Entwurfs der K. Geschichte nach der Offenbarung Johannis von M. G. B. Fehre. Leipzig, bey Salbach, 1770. gr. 8. 13 Bogen.

Der Verf. führet fort die Bengelsche Erklärung der O. J. zu vertheidigen. Wir beziehen uns auf das, was wir bey den ersten Fehrischen Anmerkungen erinnert haben.

D. I. Christoph Koecheri Obſervationes ſelectae, controverſias inter Pontif. et Proteſtantes illuſtrantes. Faſc. alter. Ienae, ſ. vid. Kroekeri, 1770. 8. 16 Bogen.

Es sind 6. Obſervationes. 1) De ſalutatione angelica in precem verſa. 2) Hiſtoria crit: canonis miſſae pontif. 3) Commentatio, qua demonſtratur, pontificios ſanctos ſuos veri nominis mediatores exiſtimare et venerari. 4) Hymni cujusdam paſchalis mutatio memorabilis in eccl. rom. recentiori aevo facta. 5) Probatio Mariae Gen. III, 15. nullam factam eſſe mentionem. 6) Inepta invocationis ſanctorum ratio. Der V: schreibt deutlich, gründlich und aus den Quellen der Kirchengeschichte.

M. Paul Christian Hilschers, Pf. zu Neustadt bey Dreßd. Todesbetrachtungen über die Sonn- und Festtags-Evangelien mit Sinnbildern aus dessen and. Sterbegesellschaft zusammen getragen von M. P. Chr. Hilner Pf. zu Rossema. 3ter. Th. Leipzig, bey Hilscher, 1770. med. 8. 33 Bogen. 4ter Theil, 1771. 31 Bogen.

Sie sind den beyden ersten Theilen völlig ähnlich, die wir in dieser Bibl. bereits recensiret haben.

Neue Uebersetzung der Weissagung Hosea N. D. E. Frankfurt und Leipzig, 1769. 8.

Ebendesselben neue Uebersetzung der Weissagungen Nahums, Habakuk, Zephania, Haggai, Sacharja, und Maleachi. Halberstadt, 1770. 8. 8 Bog.

Dieses ist eine sehr gute Uebersetzung. Die Grundregeln, nach welchen der geschickte Verfasser gearbeitet, sind 1) daß der Grundtext genau ausgedruckt wird, ohne dem Eigenthümlichem der deutschen Sprache zu nahe zu treten. Und diese sehr richtige Regel hat der V. so glücklich beobachtet, daß sich seine Uebersetzung als Original lesen lässet. 2) Eine richtige Abtheilung der Kapitel, die er Zeugnisse nennet. Warum nicht allgemeiner, Abschnitte? Denn es ist nicht ausgemacht, daß eine jede seiner Abtheilungen ein besondrer Vortrag oder Zeugniß an das Volk gewesen. 3) Er hat unverständliche Stellen des Ebräischen Textes aus den LXX. die eine andere Leseart gehabt, verbessert. Das ist sehr gut. Wir wünschten aber, daß er auch andere Varianten, wie auch die Syrische und Chaldäische Uebersetzungen zu Rathe gezogen hätte. Blos nach einer Uebersetzung sich zu richten, so alt sie auch ist, ist zu einseitig. Indessen ist wegen des edlen deutschen Ausdrucks diese Uebersetzung allezeit sehr schätzbar, und wenn gleich die Michaelische Uebersetzung ihren Anfang genommen, wird der V. doch eine nützliche Arbeit thun, wenn er die kleinen Propheten bald völlig liefert.

Sechs Predigten nach der Lehrart Fr. Ad. Lamper von J. Westermann. Bremen, gr. 8. 1770. 1 Alph. 8 Bogen.

Sie sind mühsam ausgearbeitet. Aber der Verf. mahlt zu sehr in Bildern, häuft die Sprüche der h. S. und die Predigten sind zu lang.

VI.

***Io. Alberti Bengelii* ordo Temporum a principio per periodos oeconomiae divinae historicas atque propheticas ad finem usque ita deductus, ut tota series et quarumvis partium analogia sempiternae virtutis ac sapientiae cultoribus ex scriptura V. et N. T. tanquam uno revera documento proponatur. Editio secunda curis b. Auctoris posterioribus aucta et emendata et copiosiore indice instructa, curante *Eberhardo Friderico Helwagio*. Stutgar-**

gardiae, sumtibus Io. Benedicti Mezleri, MDCCLXX.

Diese im Jahr 1741. zuerst herausgegebne Chronologie, die sich dadurch von ähnlichen Schriften unterscheidet, daß sie allein auf biblische Nachrichten gegründet, den prophetischen Auslegungen und apokalyptischen Hypothesen ihres Verfassers gemäß eingerichtet ist, und sich nicht nur auf die vergangnen, sondern auch zukünftige Zeiten bis ans Ende der Welt erstreckt, ist den Kennern bereits bekannt genug, und mannigfaltig geprüft und beurtheilt worden. Eine ausführliche Anzeige und Beurtheilung von uns würde überflüßig seyn. Wir begnügen uns nur anzuzeigen, daß der Herr Hellwage, ein Schwiegersohn des sel. Abt Bengels, theils aus ungedruckten Aufsätzen, die der Verf. als Zusätze und Verbesserungen für sein Buch bestimmt hatte, theils aus dessen übrigen in den Inhalt dieser Chronologie einschlagenden Schriften, die bey dieser Auflage hinzugekommnen Anmerkungen, Berichtigungen und Vertheidigungen genommen hat.

Geschichte des Ursprungs und Wachsthums des Pabstthums von der ersten Stiftung der christlichen Gemeinde bis auf die Reformation.

Ignaris scelerum tantorum, artisque Pelasgae.

Frankfurt und Leipzig, 1770. 8. 158 Seiten.

Der Verfasser will seine Leser in den Stand setzen, mit einem Blicke zu übersehen, wie das Gebäude der geistlichen Größe gegründet, aufgeführet und zu einer solchen Vollkommenheit gebracht ist, ohne sich in den polemischen Theil weiter einzulassen, als es nöthig ist, die Wahrheit der Erzählung zu rechtfertigen. Er theilet die merkwürdige Geschichte nach vier Perioden ab, die erste fängt sich mit dem Ursprunge der christlichen Kirche an, und gehet bis an das achte Jahrhundert. Die zwote erstreckt sich bis auf Gregor VII. die dritte bis auf das Costnitzer Concilium, und die vierte gehet bis auf unsre Zeiten, von denen, wie der Verf. mit Recht vermuthet, unsre Nachkommen einen neuen Zeitpunkt anfangen werden. In der ersten Periode stiegen die Päbste von dem kleinen Anfange, den sie mit den Geistlichen aller christlichen Kirchen gemein hatten, zu einer über alle Geistlichen erhabnen Größe. In der zwoten wird das geistliche Oberhaupt des Occidents

dbends ein Fürst und Regent über verschiedne Länder, breitet dabey seine geistliche Gerichtsbarkeit immer weiter aus, und wird besonders dadurch groß und fürchterlich, daß der Stand der damals der reichste, wichtigste und klügste war, ihn als sein Oberhaupt erkannte. Daher tritt der Pabst in der dritten Periode in seiner völligen Größe hervor, befreyet seine Untergeordneten von dem Gehorsam weltlicher Gesetze, bemächtigt sich der gesetzgebenden und gesetzlossprechenden Kraft und behauptet den Grundsatz, daß der Statthalter des Herrn der Erden auch über die Könige derselben gesetzt sey, mit Nachdruck und Erfolg. Aber die neu aufblühenden Wissenschaften erschüttern die beyden Grundsäulen seiner Macht, die Unwissenheit und den Aberglauben, er siehet seinen Thron wanken, sinken, und wird in der vierten Periode von Zeit zu Zeit in engere Schranken zurück getrieben.

Dies ist der Plan den sich der Verf. gemacht hat, und den er durch Beybringung dessen, was von den besten Geschichtschreibern zur Erklärung dieser wunderbaren Begebenheiten angeführt worden, durch Treue und Richtigkeit in der Erzehlung, in einer angenehmen Kürze und in einer guten angemeßnen Schreibart, unsrer Einsicht nach, sehr wohl ausgeführet hat. — Wie sehr die Menschen durch Meynungen regiert werden, und wie sehr die List und Verschlagenheit, die sich dieser Meynungen zu ihrem Vortheil zu bedienen wissen, der Macht und dem Rechte überlegen sind, dies ist eine Betrachtung, die sich dem Leser dieser Geschichte ohne Unterlaß aufdringt. Der V. läßt uns dies auch häufig genug bemerken. Wenn er aber erklären will, wie diese für die geistliche Oberherrschaft so vortheilhafte Meynungen der Völker entstanden, und eine merkwürdige Stelle Voltairens anführet, daß unter andern die Mißionen und Bekehrungen der Barbarischen Völker sehr viel zum Ansehen der Geistlichkeit beygetragen; so hätte er, den wichtigen Umstand mit bemerken sollen, daß diese Barbarische Völker sich dem Ansehen und der Gewalt der christlichen Priester desto williger unterworfen, da sie schon im Heydenthum gewohnt waren, für die Aussprüche der Diener ihrer Götter, die ihre obersten Richter wären, einen blinden Gehorsam zu beweisen. Es war bey ihrer Bekehrung zum Christenthum nichts weiter nöthig, als daß sie gelehret wurden, diese Ehrfurcht auf die derselben weit würdigere Priester der neuen Religion, und insonderheit zusammen genommen und concentriret auf, das Oberhaupt derselben zu übertragen. — Daß die Fürsten aus Begierde, einer den andern zu unterdrücken und stürzen, das Ungeheuer der päbstlichen

Einschränkung so wesentlich ist, daß uns mit Aufhebung oder Leugnung derselben, (sie mag nun vermittelst der Verherrlichung oder unter sonst einem Vorwande geleugnet werden) aller vernünftige sowohl als sinnliche Begriff, den wir bey den Worten menschlicher Leib haben sollten, völlig geraubt wird. Noch eins, darf der Lutheraner, wann Christus sagt: der Vater ist grösser als ich, sich mit der Distinktion heraushelfen, daß dieser Ausspruch auf die menschliche Natur zu deuten sey, so muß auch der Reformirte, wann Christus sagt; ich bin bey euch alle Tage bis an der Welt Ende, mit gleichem Rechte die Allgegenwart auf die göttliche Natur einschränken können. Bey der ersten Distinction wird vorausgesetzt, daß sich die Menschheit Christi überhaupt nicht so weit als seine Gottheit erstrecke, sich nicht, wie diese, bis zur Gleichheit mit dem Vater erhebe; eben dies wird bey der zwoten in einem besondern Falle angenommen. Auch in Ansehung der Allgegenwart ist der Vater grösser als Christus, oder mit andern Worten: Christus kann nach seiner Gottheit allgegenwärtig seyn, ohne es nach seiner Menschheit zu seyn.

In dem Verfolg dieser Schrift will Hr. M. seinem Gegner seine historischen Unrichtigkeiten zeigen. Sie betreffen die Geschichte der berüchtigten Wormser Medaille, die Verfolgung und Bedruckung der Lutheraner in der Pfalz u. d. gl. Wir halten es nicht der Mühe werth, uns in die Anzeige und Beurtheilung dieser nichts bedeutenden Zänkerey einzulassen.

Encyclopaedia Theologica sive Primae Lineae universae doctrinae sacrae. Auctore D. *Christiano Henrico Vogel.* Profess. ac Past. Erfordiae, sumtibus Io. Iac. Straubii, 1770. 8. 136 Seiten.

Von dem was uns der Titel verspricht, und wir natürlicher Weise in einer Encyclopädie der theologischen Wissenschaften erwarten müßten, haben wir in diesem Büchlein wenig oder nichts angetroffen, nicht die Lichtvolle Ordnung, vermöge der wir auf eine leichte und natürliche Weise den ganzen Umfang einer Wissenschaft, und die Verbindung ihrer verschiedenen Theile zu einem Ganzen überschauen können; nicht die sorgfältige Auswahl der wichtigsten Dinge, die unter jede Abtheilung gehören; nicht die richtige Anzeige, wie weit man in jeder untergeordneten Disciplin bisher gekommen, wieviel schon geleistet worden, und was noch zu leisten sey; nicht den

weis

weisen Unterricht, wie der lehrbegierige Jüngling auf die leichteste und sicherste Weise, vermittelst des besten Hülfsmittels, und des besten Gebrauchs derselben, zu einer ausgebreiteten und gründlichen Wissenschaft gelangen könne. Dagegen haben wir, nach einer sehr sonderbaren Einleitung, unter folgenden Titeln: die theologische Wissenschaft, die Sprachen, die heilige Poesie der Hebräer, die Musick der Hebräer, die heilige Redekunst, die heilige Geographie, die heilige Chronologie, die heilige Critick, jüdische Alterthümer, christliche Alterthümer, symbolische Bücher, christliche Religion und deren Hauptstücke, christliche Sittenlehre — eine Menge curiöser Fragen, hingeworfner Collectaneen, und übel zusammen gebrachter Anmerkungen gefunden. — Unter den unerwarteten Dingen, die hier vorkommen, wollen wir unsern Lesern eine Erklärung der Sünde wider den heiligen Geist zur Probe hersetzen, so wie der Verf. dieselbe in folgender Paraphrase der Stelle Marc. 3, 38. giebt: „Wahrlich ich sage euch: man „könnte eher sagen, daß ein Mensch alle Sünde und Lästerung „unterlassen könnte, als die Sünde und Lästerungen wider „den heiligen Geist. Wer diese thut, der kann sie in Ewigkeit nicht lassen, und daher ist auch das Urtheil Gottes über „ihn unveränderlich. Aber worinn bestehet denn diese Sünde? „Antwort, ein solcher Mensch hat den unreinen Geist. Die „Sünde wider den heiligen Geist ist also der Zustand der geistlichen Sclaverey, da der Mensch sich nicht mehr selbst regiert, „sondern völlig in der Gewalt des Satans ist. Nun aber sind „der Geist Gottes und der Satan wider einander; so lange „also jemand sich von diesem regieren und beherrschen läßt, so „lange muß er wider den Geist Gottes sich empören.„

Wider die ungünstigen Recensionen seiner Schriften zeiget der Verfasser in der kriegerischen Vorrede zu viele Empfindlichkeit, ja er fordert in einer Art von trotziger Verzweiflung, einen gewissen Zeitungsschreiber, oder wie er ihn nennet, Scharfrichter auf, über sein Büchlein herzufallen, und so gut, wie er es gelernet hat, sein Amt an ihm zu verrichten. Wir möchten ihm rathen, gegen dergleichen Mishandlungen, sich mit mehrerer Gelassenheit und Standhaftigkeiten zu waffnen, oder —, doch wir unterdrücken lieber diesen Theil unsers gut gemeinten Raths. Denn er könnte vielleicht dem empfindlichen und verwundetem Gemüthe des Verf. wider unsern Willen eben so kränkend seyn, als die strenge Execution, die er von H.. aus zu erwarten scheinet.

Kl.

D. Joh. Hermann Benners, der G. G. ordentl. Lehrers und Superint. Abhandlung einer theologischen Moral zum Behuf akademischer Vorlesungen. Gießen, bey Johann Philipp Krieger, 1770. 1 Alph. 8½ Bogen in 8.

Nach so vielen theologischen Moralen sollten wir doch auch einmal eine christliche haben. Was hilft es dem Christen, wenn man es ihm noch so umständlich vorerzählt, wie die bekehrende oder wiedergebärende, und die einwohnende Gnade seine Besserung wirke? Er soll wissen, worinn seine Besserung bestehe, und durch welche Mittel er sich bessern soll. Die Art und Weise, wenn sie ihm ja richtig erklärt wird, versteht er nicht; und wenn er sie zu verstehn glaubt, verwirrt er sich nur dadurch. Und der angehende Geistliche wird auch durch die dogmatische und schulmäßige Theorie der Moral verwirrt gemacht, und trägt sie oft auf eben die Art vor, daß die Zuhörer weder sich selbst darinn kennen, noch wissen, was sie zu ihrer Besserung damit anfangen sollen.

H. D. Benner liefert hier eine theologische Moral; in deren ersten Theil er weitläuftig zu beweisen sucht, daß die bekehrende oder wiedergebärende, und die einwohnende Gnade den Christen zu Ausübung ihrer Pflichten Kraft gebe. Denn durch Adams Sünde ist nach S. 39. von der Stufe der wesentlichen Seelenkraft des Menschen so viel verloren gegangen, daß er zur Erlangung wahrer Glückseligkeit unmächtig worden ist; (welches uns aus der Schrift nicht bekannt ist.) diese Beschaffenheit der Seele bekömmt er durch die Zeugung; sie kann also nur durch eine neue Zeugung aufhören S. 41. Alles natürlich gute, (darinn doch der V. verschiedne Grade zugiebt,) entspringen aus dieser verderbten Kraft der Seele S. 44. Nur durch die bekehrende und wiedergebärende Gnade wird die ursprüngliche wesentliche Kraft zu ihrem zweckmäßigem Gebrauch wieder hergestellt; und das geschieht durch den Glauben: zu dessen Kennzeichen S. 97. auch das Gewahrwerden der Einwohnung Christi gerechnet wird. Zu seiner Fortdauer aber bedarf der Glaube einer weitern, an die Wiedergeburt anschließenden Gnadenwirkung, welche in die seiner Natur gemäße Geschäftigkeit unaufhörlich einfließet S. 103. Diese einwohnende Gnade, ja der einwohnende Gott wirken in den Glaubigen alles Gute S. 106. f. u. s. w. — Wenn die Sittenlehre der Schrift in diese Sprache und mystisch- klingende

Wor-

Vorstellungsart gehüllet wäre; so möchte sie wohl nicht sonderlich fruchtbar seyn. Der V. hat es vergessen, daß er selbst an einem andern Orte den Gebrauch der Figuren und Allegorien ernstlich tadelt: nichts kann auch die simple Moral des Evangelii mehr verdunkeln und unbrauchbar machen, als solcher Vortrag.

Der zweyte Theil von den christlichen Tugenden und ihrer Ausübung ist faßlicher. Zu Erklärung derselben ist dem Verf. Baumgartens Moral nützlich gewesen; und verschiedene seiner praktischen Anmerkungen können junge Theologen mit Nutzen brauchen. Manche Sätze aber, welche der Verf. erwiesen zu haben glaubt, möchten wohl von denen, die die Sache schärfer untersuchen, nicht unterschrieben werden. Man sehe z. E. nach, was er von der Toleranz, der Pflicht die symbolischen Bücher zu beschwören, den verbotenen Graden der Ehe u. a. m. sagt. Was gezwungenes ist auch darinn, daß er die Pflichten gegen sich selbst und gegen den Nächsten, als einen mittelbaren Gottesdienst vorstellt; und behauptet, daß sie aus dem Grunde, Gott ähnlich zu werden, gethan werden müßten. Es ist gewiß der wahren Tugend kein Vortheil, wenn man ihr, ein solches Ansehn giebt, als ob sie über die eigentliche Anlage und den nächsten Zweck des Menschen hinausgespannt wäre. — Noch ein Urtheil auf der 227. S. darf nicht vergessen werden: es ist ein mahlendes Beyspiel, mit welchen Augen Leute, die nur durch Schulideen zu sehen gewohnt sind, alles ansehen. „Wer die Logick, heißt es, die Geisterlehre, die Ontologie, das Naturrecht und die Ethick vorsetzlich versäumt, der beraubet sich der natürlichen Mittel, wodurch die gesamte Fertigkeit, seine Seelenkräfte vollkommener zu machen, erlangt wird.„ Ohne diese Wissenschaften zu verstehen, muß man also wohl weder Verstand noch Witz haben. — Vom Styl hat man hier schon einige Proben, im Buche kann man mehrere finden: Der Verf. läßt es aber auch merken, daß er auf den guten Geschmack mit einer gewissen Geringschätzung herabsehe.

Sp.

Einleitung in die christliche Religion für die denkende Jugend. Frankfurt und Leipzig, bey Johann Philipp Krieger, 1770. 8. 264 Seiten.

Diese Einleitung in die Religion wird, wie wir fürchten, weder der denkenden, noch der nicht denkenden Jugend recht brauchbar seyn. Jener wird der Unterricht nicht Genüge thun, weil es demselben zu sehr sowol an philosophischer als philologischer Richtigkeit und Gründlichkeit mangelt, und dieser wird er wegen der darinn angebrachten philosophischen Sprache und der anscheinenden Spitzfindigkeit, nicht verständlich noch faßlich seyn. Dabey hat der Vortrag auch nichts einnehmendes und die Schreibart ist sehr vernachläßigt. Sonderbar ist es, daß in diesem in Frage und Antwort abgefaßtem Religionsunterrichte, dem Schüler bekanntere und faßlichere Dinge, in denen er als unwissend vorausgesetzt wird, durch viel unbekanntere Vorstellungen und fremdere kunstmäßige Ausdrücke nicht selten erklärt werden sollen. Die Unterredungen sind gerade das Widerspiel der Socratischen Methode. Anstatt nemlich, daß der Lehrer durch seine Fragen die Begriffe des Schülers entwickeln, und ihn so die Wahrheiten selbst sollte erfinden lassen, frägt hier der Schüler nach den jedesmaligen Bedürfnissen des Lehrers, und um ihm Gelegenheit zu geben, eine Lehre nach der andern, ohne sich an eine genaue Ordnung binden zu dürfen, gemächlich vorzutragen. — Die Einrichtung dieser Schrift ist übrigens diese: Erst wird die philosophische Glaubens- und Sittenlehre vorgetragen, und zwar in der Absicht, um einige Mängel (die hier sehr vervielfältigt werden) in beyden zu bemerken; und dann wird der Philosophie die christliche Offenbarung in Rücksicht auf diese Mängel entgegengesetzt und gezeiget, wie sie dieselben ergänzet habe.

Johann Jacob Tschudi V. D. M. Helveto-Glaronens. h. t. Past. Sulgojo-Montan. Superioris Turgoviae Betrachtungen von Gott und seinen Eigenschaften, wie selbige nicht allein aus heiliger Schrift, sondern auch der gesunden Vernunft erkennet werden mögen, samt denen daher auf uns abfließenden Pflichten, und der Art, derselben theilhaft zu werden. Frankfurt und Leipzig, bey Friedrich Christian Kochendörfer, 1770. 8. 406 Seiten.

Diese Betrachtungen sind Auszüge aus Predigten, deren Form und Einrichtung sie behalten haben. Es sind deren zwey und vierzig an der Zahl, und so viel besondre Eigenschaft

schaften, Verhältnisse und Werke, (denn alles dieses wirft der V. ohne irgend eine zu entdeckende Ordnung unter einander) werden Gott zugeschrieben. Aus dieser unnöthigen Vervielfältigung der göttlichen Vollkommenheiten, mußte auch eine oftmalige Wiederholung eben derselben Vorstellungen und Anwendungen entstehen. Nach einem kurzen Eingange wird zuerst eine Erklärung der abzuhandelnden Eigenschaft gegeben, worinn der V. einen Mittelweg zwischen der philosophischen Präcision und einer populären Faßlichkeit zu treffen sucht, und daher nicht selten beyder verfehlet. Gleich die erste Definition von Gott, daß er sey „ eine alles durchgehende Gedanke, die ewig von „ihr selbst bestehet, alles erschaft, erhält und regieret, und „der habenden Vollkommenheiten sich selbst auf das deutlichste „bewußt ist; auch eben daher als das höchste Gut geliebt, als „der allmächtige Schöpfer und gerechteste Herr gefürchtet, und „als der getreueste Helfer angebetet seyn will.„ Diese zu weitläuftige und dennoch zu mangelhafte Beschreibung ist weder philosophisch richtig, noch faßlich und deutlich genug. Was wir von den Definitionen gesagt haben, das gilt auch von den Beweisen, insonderheit denen, die aus der Vernunft geführet werden. Die Lehren und Nutzanwendungen sind oft gut und treffend. Oft könnten sie aber auch aus jeder andern Eigenschaft Gottes eben so gut hergeleitet werden, als aus denen, woraus sie gezogen worden. Nicht selten werden einige der wichtigsten und anpassendsten Lehren an dem gehörigen Orte ganz übergangen, und es wird an deren Statt, etwas allgemeines angebracht. Z. B. was war natürlicher, als aus der Allgenugsamkeit Gottes die Lehre zu nehmen, daß wenn Gott von uns erkannt, geehrt und gedient seyn will, Er dies nicht um seines Vortheils willen, sondern zu unserm Besten wolle? davon findet man aber nichts, sondern die allgemeine Lehre, daß wir unser Glück in Gott suchen, vor ihm wandeln und fromm seyn müssen; eine Folgerung, auf welche den V. der hebräische Beyname Gottes Schaddai gebracht hat, welchen er den allgenugsamen übersetzet. Wie der V. seine Eingänge macht, mag man aus folgender Probe sehen: „Unter allen „sichtbaren Geschöpfen ist kein Betrachtungswürdigeres als „der Mensch. In dem Menschen ist nichts edleres als die „Seele. Der menschlichen Seele aber ist nichts bessers als „die Seligkeit. Gleichwie aber dies letztere oder die Seligkeit etwas vortreflich gutes ist denen Menschen, also ist selbige auch eine herrliche Eigenschaft in Gott. Wir werden „hievon das mehrere reden u. s. w.„ Der Vortrag ist sich

durchgängig gleich, äusserst einförmig und monotonisch. Z. B. Wir sollten unser Glück in Gott suchen. — Aber leider oder so: und doch wie viele sind die dieses nicht thun, sondern das traurige Gegentheil. — Aber o der thörichten Weltlingen! — reisset euch dann los von der Weltliebe. Nach dieser Form ist alles eingerichtet. Die Schreibart hat viel Unrichtigkeit, wovon sogar der Titel nicht frey ist, und ist sehr schweitzerisch.

(K. L.)

D. Carl Friedrich Bahrdts Briefe über die systematische Theologie zur Beförderung der Toleranz. Dritte und vierte Sammlung. Erfurt, in der Griesbachischen Buchhandlung, 1770. 12 Bogen in 8.

In der dritten Sammlung ist des Verf. Antwort auf das seltsame Responsum der Wittenbergischen Facultät das merkwürdigste. Für nachdenkende Leser ist die darinn angestellte Vergleichung zwischen dem Urtheil des H. D. Ernesti über sein biblisches System in der theologischen Bibliothek, und dem Richterspruch der Herrn Wittenberger ein ergötzendes Schauspiel. Wir wünschten, daß es bey dieser Vergleichung geblieben, oder moderate Untersuchungen ihren unüberlegten Aussprüchen entgegensetzt wären: der Verf. hätte dabey vor dem Publiko gewonnen, und seine anmaßliche Richter wären noch mehr in ihrer Blöße erschienen. Denn ob es gleich nicht zu läugnen ist, daß der Verf. sehr gereizt worden ist; so schwächt es doch allezeit die gute Meynung des Publici von einem Schriftsteller, und ist besonders der freyen theologischen Untersuchung nachtheilig; wenn der Streit über die zu untersuchende Materien in Schimpfworte und Anzüglichkeiten ausartet, oder der Leser mit spitzfündiger Erörterung der schlechten Advocatenstreiche der Gegenparthey unterhalten wird: die Toleranz wird auch nicht sehr dadurch befördert. Lieber hätten wir den Verf. darüber sprechen hören; was für Recht denn wohl irgend eine theologische Facultät haben könne, über einen auswärtigen Theologen ungeheißen ein gerichtliches Urtheil zu fällen: und was überhaupt das Urtheil von drey oder vier Männern bedeute, welche sich auf eine sehr zufällige Weise an einem Ort zusammen treffen, den Namen einer Facultät zu führen? den Ton dieser Vertheydigung hat der V. selbst durch Einrückung des 31 Br. in der folgenden Sammlung getadelt.

Der

Der Verf. des 26 Br. scheint uns vom Ebenbilde Gottes und der Erbsünde ganz richtig zu denken. Daß Gott den Menschen gut erschaffen, und ihm eine vernünftige und zu einer ewigen Glückseligkeit fähige Seele gegeben; das ist es, was die Schrift das Ebenbild Gottes nennt. (Das übrige was die Theologen noch hinzudenken, sind theils nur muthmaßliche Ausbildungen; in welchem Grade sich diese Fähigkeiten geäusert haben; oder aus Andacht ersonnene Vergrößerungen der ursprünglichen Fähigkeiten, um Gott dadurch eine Ehre zu erweisen.) Einen angebohrnen Hang zum moralischen Bösen findet er nicht in der Schrift gelehret, und kann ihn auch mit Gottes Eigenschaften nicht reimen. Die Reitzbarkeit der Nerven und Sinne, und den Trieb zur Freyheit siehet er als die Quelle alles moralischen Verderbens der Menschen an; wozu er noch die Ohnmacht rechnet, in der sich der Mensch von Geburt an befindet, weil er Gottes Ebenbild, und das Vermögen das Gute aus eigenen Kräften zu wollen, verlohren hat. (Sollte dies letzte nicht seiner Theorie vom Ebenbilde Gottes widersprechen, und etwas hinzusetzen, dessen Zusatz er selbst für unerwiesen hält: und ist diese Ohnmacht nicht vielmehr, eine natürliche Folge von der überwiegenden Gewalt, welche die Reitzbarkeit der Sinne und der Trieb zur Freyheit sehr bald durch unrichtige Uebungen und durch Eindrücke von lauter solchen Menschen erhält; welche diese Triebe selbst nicht mehr bey sich regelmäßig lenken, und also auch die richtige Uebung bey ihm nicht befördern, sondern vielmehr verhindern, oder gar verderben?) Seine Art die hieher gehörige Schriftstellen zu erklären, ist lesenswürdig; und wird den Beyfall derjenigen haben, welche überzeugt sind, daß die heiligen Schriftsteller den Ursprung der Sünde nicht psychologisch haben erklären, sondern nur die Menschen aus ihrer eignen Empfindung überzeugen wollen, daß die Neigung dazu tief und fest bey uns liege, und durch gewöhnliche Mittel nicht geändert werden könne.

Zu den Ursachen des Verderbens unsrer heutigen Christen rechnet H. Bahrdt im 27 Br. an dem Verf. der Schr. Was für einen Werth man — den schnellen Bekehrungen — beylegen müsse, mit großem Recht die unzweckmäßige Einrichtung unsers Gottesdienstes, und den schlechten und speculativischen Vortrag der Religion. Aber in Absicht der Gelindigkeit der Kirchenzucht und Gesetze denken wir anders. Er will, daß Gesetze und Strafen groben und frechen Sünden Einhalt thun sollen. Allein Gesetze und Strafen bessern niemand, son-

dern zwingen, nur die Sünden heimlich zu halten: nächst dem ist es auch wider den Sinn des Evangelii, und wider die Natur der Tugend, sie durch bürgerliche Gesetze und Strafen bewirken zu wollen. Die politische Tugend, welche aber nur eine äusserliche Tugend ist, kann und muß durch bürgerliche Gesetze und Strafen erhalten werden: und doch kann alles das, was mit der Moralität des Menschen verwandt ist, nicht so gut durch jene, als vielmehr durch Exempel und durch allgemein veranlaßte Eindrücke der Verächtlichkeit des Gegentheils hervorgebracht werden. Dies ist aber ein Geschäft des Staats und nicht der Kirche.

Die beyden folgenden Br. von ihm an den H. D. Ernesti über die Nat. des biblischen Systems sind mit vieler Prüfung und Anständigkeit geschrieben. Wir vereinigen uns mit dem V. wenn er es S. 333. für sehr angelegentlich hält, jungen Theologen ein biblisches System in populärer Sprache auf Akademien vorzutragen. Denn es ist nur allzuwahr, daß viele hernach nicht wissen, wie sie den gelehrten Inhalt des Compendii im Predigtamt brauchen sollen: daher sie entweder roh und steif bey der Vorstellungsart und Sprache desselben bleiben, und unverständlich und unfruchtbar im Vortrage werden; oder, wie man aus der Erfahrung hinzusetzen kann, ein niedriges Gewäsche für populär halten; oder einen fanatischen Modeton mit schwatzen; oder ihre metaphysische Vorstellungen mit schwülstigen Worten verbrämen, und sich dann einbilden, sehr rührend zu predigen. Daraus entsteht ein sehr ausgebreiteter Schade in der Christenheit, daß die Erkenntniß der Religion bey dem größten Haufen todt- und unbrauchbar bleibt, oder verkehrt angewandt wird; welcher hauptsächlich dem Mangel eines solchen populären Unterrichtes zuzuschreiben ist. — Sehr stimmen wir auch dem bey, was der V. S. 338. f. sagt: Es ist stets der letzte Zweck Gottes im Evangelio, uns gut und tugendhaft zu machen: nothwendig war es hierzu, daß er unser Gewissen beruhigte: und zu beydem hat die Erlösung Jesu ein kräftiges Mittel seyn sollen. — Mit lebenswürdigem und anständigem Eifer spricht er im folg. gegen den Gebrauch solcher Lehrsätze, welche zwar im System durch ein paar Dutzend künstlicher Bestimmungen einen guten Verstand erlangen, vom größten Haufen aber, der diese nicht hinzudenken kann, sehr grob und falsch verstanden werden; und bey ihm entweder praktische Irthümer veranlassen, oder ihn in denselben und in geistlicher Trägheit bestärken. Man kann es mit Wahrheit sagen, daß die vom Verf. S. 342. 43. angezogene

Sätze in der lutherischen Kirche viel dazu beytragen, den Fleiß in der Heiligung zu unterdrücken, und in Ausübung des Bösen leichtsinnig zu machen: und man muß sich wundern, daß man so oft bey der Klage über solche Misdeutungen und Mißbräuche auch von verständigen Männern die Antwort hören muß; wenn es recht erklärt wird, so ist es nicht irrig, es muß nur nicht crass verstanden werden. Ja wenn es der große Haufen nur anders als crass verstehen könnte!

Die Paraphrase des Briefs an die Römer, wovon der 30 Br. eine Probe enthält, verdient wohl, ganz mitgetheilt zu werden. Es ist sehr zu wünschen, daß man den Anfang mache, den wahren Sinn der Schrift in die gegenwärtige populäre Sprache überzutragen, der Verf. der gegenwärtigen scheint diesen Zweck vor Augen gehabt zu haben.

Em.

D. Carl Friedr. Bahrdts Briefe über die systematische Theologie. Zweyten Bandes erste Sammlung. Erfurt, bey Grießbach., 1771. 6 Bogen in 8.

Der große Brief an den Prof. Schmid in Erfurt, womit dieser Band anhebt, ist zwar moderat geschrieben, und setzt den Angrif und das unbillige und unüberlegte Verfahren desselben gegen den Verf. sehr ins Licht: warum hat er aber in einer Sammlung erscheinen müssen, welche zu bessern und allgemeinern Zwecken bestimmt ist, als zu Privatstreitigkeiten. Diese Art der Polemick mag zwar dem Verf. nöthig seyn; wie trägt sie aber zur Berichtigung und nützlichern Anwendung des theol. Systems etwas bey?

Zweckmäßiger und für unsre kritische Zeiten gehörig, ist der Beweis im folg. 33 Br. daß die Bedenklichkeiten und Mißbräuche, welche jetzt aus einer Verbesserung des Kirchensystems entstehn können, kein hinlänglicher Grund sind, sie zu verhindern oder zu unterlassen; welcher sehr wohl geführet wird. Dies wird noch einleuchtender, wenn man auf der andern Seite die Folgen für die Kirche und Religion beherziget, im Fall nun nicht an solche Verbesserung Hand gelegt würde. Diese Untersuchung wünschen wir noch in gegenwärtigen Briefen. — Zu dem Inhalt des 34 Br. möchten wir noch hinzusetzen: Je populärer und abgesonderter von Schulwissenschaft die Religion vorgetragen wird; desto mehr kann sie jedermann prüfen; wie es wirklich jeder nach seinen Umständen soll. Der Erfolg der Lehre bey dem Menschen selbst, und das Gefühl ihrer Ueber-

einstimmung mit den nöthigsten und allgemeinsten Grundsätzen des Denkens und Handelns, deren Wahrheit von jedermann intuitiv erkannt wird, ist auch für den geringsten Menschen ein sicherer und kräftiger Ueberzeugungsgrund. — Zur Behutsamkeit im Vortrage neuer theol. Entdeckungen rechnen wir noch: daß man nicht zu viel Vorurtheile auf einmal bestreite, sonst macht man die ungelehrten verwirrt; daß man nicht blos einreisse sondern auch baue, sonst weis der Christ nicht, was er glauben soll; daß man erst den praktischen Irthümern entgegen gehe, denn sie schaden am meisten, und ihre Ausrottung wird das Verschwinden vieler theoretischen nach sich ziehen; daß man alles faßlich und vernunftmäßig vortrage, so wird durch allgemeinere Aufklärung mancher Irthum von selbst fallen. — Die Untersuchung Br. 35. über die physische, nicht moralische Bestimmung zur Ueberzeugung des Menschen, ist von großer Wichtigkeit, und verdient in ihrem ganzen Umfange erwogen zu werden: auch das Recht der Freyheit zu denken und die Independenz des Gewissens von allem menschl. Urtheil beruhet auf dieser Bildung der menschlichen Seele.

Sp.

Predigten von J. F. Froriep, Professor zu Leipzig. Leipzig, verlegts Caspar Fritsch, 1770. 432 Seiten 8.

Diese Predigten sind größestentheils moralischen Inhalts. Die Materien, über welche sich der V. ausbreitet, sind wichtig, und die Ausführung derselben ist ganz gut gerathen. Nur scheint uns der Verfasser einen Hang zu gar zu wortreichen, und gedehnten Perioden zu haben, die in der That der Deutlichkeit des Vortrages schaden, die Aufmerksamkeit unterbrechen, und den Leser in die Nothwendigkeit setzen, immer die Vordersätze einer Periode zu wiederholen, wenn er das Ganze derselben fassen will. S. 106. heißt es unter andern: Wie unselig ist der Zustand derer, die muthwillig den Zerstreuungen der Welt das abfallende Laub des dem Winter nahen Alters Preiß geben, ein Ausdruck, der sich wenigstens in ein Gebet nicht schickt. Ueberhaupt scheinet uns dies Gebet, das vor der fünften Predigt stehet, die übrigens eine gemeinnützige und eines öftern Vortrags würdige Materie abhandelt, nemlich: Ein unheiliger Wandel hindert die richtige und lebendige Erkenntniß der Religion Jesu, zu studiert

und

und zu wortreich zu seyn. Ist irgend wo die simpelste Sprache des Herzens nothwendig, so ist sie es im Gebete. Wenn da der Prediger die wahren Empfindungen seines von dem Gedanken an die allgegenwärtige Gottheit gerührten Gemüths nicht will reden lassen: so wird der Zuhörer noch viel weniger fühlen.

Za.

Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum von Joh. Schleef, Predigern zu großen Uzahl im Herzogthum Meklenburg. Bützow und Wismar, Berger und Bödnerschen Buchhandlung, 1770. 8. 200 Seiten.

Diese Schrift, die eben den Titel führet, unter welchem Hr. Ober-Consistorialrath Spalding seine Betrachtungen über den neinlichen Innhalt bekannt gemacht hat, beziehet sich durchgehends auf dieselben, verfolgt des Herrn Spaldings Buch von Seite zu Seite, und ist, wo nicht zur Widerlegung, doch zur Berichtigung und Verbesserung desselben bestimmt. Hr. Schleef, als ein Freund des gefühlreichen Christenthums, scheinet mit manchen Aeusserungen des Herrn Spaldings nicht zufrieden; doch ist sein Widerspruch so versteckt, so undeutlich und unbestimmt ausgedrückt, daß man oft Mühe hat zu entdecken; was er eigentlich in Hn. Spaldings Betrachtungen will geändert haben. Es scheinet fast, als ob er nur gerne den Gefühlen zu Ehre und zu Liebe etwas tadeln wollen, ohne zu wissen, was und warum. Zur Rechtfertigung dieses Urtheils mag die versuchte Widerlegung oder Berichtigung des ersten Abschnitts der Spaldingschen Schrift dienen. Herr Spalding behauptet darinn, daß man durch die unmittelbare Empfindung und durch das Gefühl selbst die übernatürlichen Wirkungen des H. Geistes nicht erkennen, noch von den natürlichen Veränderungen der Seele unterscheiden könne, sondern daß sich unsre Religions-Empfindungen nur auf eine doppelte Art, als gut, wünschenswürdig und göttlich an uns rechtfertigen, neinlich theils durch ihre klar eingesehene Entstehung aus dem Worte Gottes oder aus der richtigen Erkenntniß der Wahrheit, theils durch ihre thätige Abzweckung auf wahre Heiligung und auf eine rechtschafne Richtung unsrer Seele zu Gott. — Nun sehe man, wie Herr Schleef dies widerlegen, oder die Sache richtiger fassen will. Nachdem er alle vorgegebene Eindrücke

des

des göttlichen Geistes, die nicht durch das Wort Gottes und die erkannte göttliche Wahrheit geschehen, geleugnet und verworfen, behauptet er, daß Rührungen und Gefühle, die durch Lesen, Hören und Betrachten des göttlichen Worts in uns entstehen, und von denen wir es wissen, daß sie dadurch in uns entstanden sind, eben um dieses Ursprungs willen, sich als Eindrücke des göttlichen Geistes erweisen. Hierauf nemlich kommt, wo wir ihn recht verstanden haben, alles was sehr weitläuftig und mit vieler Wiederholung gegen die obige Behauptung des Herrn Spalding angeführt wird, zuletzt hinaus. Wir vermuthen aber um desto mehr, daß dis würklich des Verf. Meinung seyn müsse, da er behauptet, daß alle Wirkungen des göttlichen Worts übernatürlich sind, und daß es gar keine natürliche Wirkungen desselben gebe. Hier hätte sich nun Herr Schleef billig erklären müssen, was er durch Wirkungen des göttlichen Worts verstehe, aber diese so nöthige Erklärung giebt er nirgends. Meinet er solche Vorstellungen und Bewegungen, die dem Sinn und der Absicht des Worts gemäß sind, oder die uns eben dahin führen, wohin uns das Wort Gottes führen will, so ist er mit Hn. Spalding einerley Meinung, und wozu war es denn nöthig, das so schwankend und unbestimmt zu sagen, was jener so genau und richtig gefaßt hatte? Ist ihm aber eine übernatürliche und als göttlich sich erweisende Wirkung des Worts jede Vorstellung und Rührung, die durch das Anhören und Betrachten des göttlichen Worts in uns entstehet, wir mögen dasselbe richtig verstehen, gehörig anwenden, und einen zweckmäßigen Gebrauch davon machen, oder von allem diesen das Gegentheil thun; so ist es ja offenbar falsch, daß der einzige Umstand, daß diese Vorstellung oder Empfindung gerade bey der Verhandlung des göttlichen Worts in uns entstanden, den übernatürlichen göttlichen Ursprung derselben erweise. Es ist nicht nur möglich, sondern es geschicht auch nur gar zu oft wirklich, daß das Wort Gottes unrecht oder unvollständig verstanden, gemißbraucht, wider den Zweck angewandt, bey unwissenden, unverständigen, verkehrten und schwärmerischen Gemüthern solche Vorstellungen und Bewegungen hervorbringet, die unmöglich ein Werk des Geistes, der Wahrheit und der Heiligung seyn können, und dennoch müßte man sie dafür gelten lassen, so bald sie unter der Betrachtung des Worts entstanden, wenn dis einzige Merkmaal das Göttliche und Uebernatürliche entscheiden sollte. — Es mag an dieser Probe genug seyn. Wolten und dürften wir weitläuftiger seyn, so würden wir von den meisten Erinnerungen

gen dieses Schriftstellers zeigen können, daß, wenn er sich genau und bestimmt ausgedrückt hätte, oder wenn man seinen Worten einen erträglichen Sinn beylegte, er mit Herren Spalding einig ist, daß aber da, wo er ihm zu widersprechen scheinet, oder auch wirklich widerspricht, seine Vorstellungen weder untereinander recht zusammen hängen, noch auf deutliche Grundsätze und richtige Schrifterklärungen gebauet sind. Man ist wirklich verlegen, was man daraus machen solle, fast scheinet es, als ob Herr Schleef das Buch, das er widerlegen und verbessern wolte, gar nicht verstanden habe. Wie hätte er es sich sonst zur Hauptabsicht machen können, Erfahrungen und Empfindungen im Christenthum, die Hr. Spalding nie geleugnet noch verworfen hat, sondern nur auf ihren wahren Werth zurückbringen wollte, überhaupt gegen ihn zu vertheydigen? Wir werden ihm hoffentlich kein Unrecht thun, wenn wir behaupten, daß sein Buch aus einem Misverstande entstanden, und daß dieser Misverstand fast durchgehends darinn herrschet.

Hallische Sammlungen zur Beförderung theologischer Gelehrsamkeit, herausgegeben von D. Joh. Sal. Semler. Zweytes Stück. Halle bey Johann Gottfried Trampe, 1769. Drittes Stück, 1770. Viertes Stück, 1770. Jedes Stück etwa von 9 Bogen.

Von der Einrichtung dieser Sammlung ist bereits bey der Anzeige des ersten Stücks in dieser Bibliothek Nachricht gegeben. Der Mangel des Raums erlaubt uns nicht, die in diesen drey Stücken enthaltene Aufsätze umständlich anzuzeigen und zu beurtheilen, welches auch um so weniger nöthig ist, da es theils Uebersetzungen, theils schon sonst bekannte Abhandlungen sind. Wir begnügen uns also, den Inhalt derselben anzuzeigen. Das zweyte Stück enthält eine Fortsetzung des Auszugs aus Richard Simons dissertation sur les MSS. du N. T. einige allgemeine Betrachtungen über das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß von D. Johann Friedrich Gruner; Johann Friedrich Stiebritzens Versuch einige biblische Stellen des A. T. durch Veränderung der bisherigen Leseart in ein gehöriges Licht zu setzen; Palaeophili Abhandlung von dem Gebrauch des Looses in der H. Schrift; Auszug eines Briefes von Hrn. J. F. H. aus Berlin an Hrn. D. Sem-

Semler in Halle. „D. Johann Friedr. Gruners Erklärungen einiger schweren Stellen in dem Briefe Pauli an die Römer; (diese Erklärungen sind zur Probe und in der Kürze mitgetheilet, daher hat der Verf. wohl nicht alles angeführet, was zur Bestätigung derselben nöthig scheinet. Sie sind übrigens, unsrer Einsicht nach, leicht, natürlich und dem Zusammenhange gemäß, und eine ganze Auslegung des Briefes an die Römer von dieser Hand würde, nach dieser Probe zu urtheilen, zur Aufklärung desselben kein unerheblicher Beytrag seyn.) gelehrte Nachrichten. Das dritte Stück enthält: Aufsatz eines Ungenannten über die Einsetzungsworte des Abendmahls; Joh. Friedr. Stiebritzens kritische und philologische Betrachtungen über einige prophetische Stellen; Joh. Jacob Zimmermanns Abhandlung von dem Verbrechen der Ketzermacherey; gelehrte Nachrichten. Das vierte Stück; M. Ph. L. O'bern Anmerkungen über Simsons Leben und Thaten.„ Erste Fortsetzung des im dritten Stück abgebrochnen Artickels von Joh. Jac. Zimmermanns Abhandlung von dem Verbrechen der Ketzermacherey.

Kl.

D. Wilhelm Christian Just Chrysanders, Großf. Schlesw. Holst. Consist. R. und Prof. Prim. S. S. Theol. wie auch Philol. S. auf der Universität zu Kiel, Betrachtungen über die größten Wohlthaten Gottes im Reiche der Gnaden. Erster Theil, 210 Seiten in 4. Wismar bey Berger und Bödner, 1770.

Noch mehr hätten wir billig abschreiben sollen; denn der Verf. hat sogar alle Predigten (daraus besteht eigentlich diese Sammlung) auf dem Titelblat anzuführen, und zugleich anzuzeigen für gut befunden, daß die angehängten philologisch-exegetischen Anmerkungen für Studirende bestimmt sind. Allein wir würden in der That diejenigen Studirende beklagen, die sich daraus eine Anleitung zur Schrifterklärung holen wollten, und noch mehr diejenigen, die es müßten. Die Betrachtungen selbst sind so beschaffen, daß auch ein Candidat von sehr mittelmäßigen theologischen Einsichten, und von wenigem Menschenverstande sich noch schämen würde, sie unter seinem Namen erscheinen zu lassen. Beweise von diesem Urtheil wird der, dem daran gelegen ist, auf allen Seiten dieser

Schrift finden. Ausserdem kennen wir, dem Himmel sey Dank! in unsern Zeiten keinen Theologen mehr, der so schön, wie H. C. die Kunst verstünde, Religionssachen auf eine so poßierliche Art zu entstellen. Wir wählen z. E. nicht die Stelle von „Sr. Stadthalterl. Hoheit dem Pilatus S. 171. der dem Joseph mit dem Leichnam des Heilandes ein Präsent macht,„ nicht hundert andere Beyspiele, sondern nur dies, von dem Begräbniß des Erlösers, S. 178. „Wir lesen nicht, heißt „es, daß ein Trauergerüste 7 Staffeln hoch errichtet worden, „worauf ein mit samtenen Tuch bedeckter doppelter Sarg ge„setzt sey, der mit Wachskerzen, vielen silbernen Leuchtern um„geben gewesen, selbst aber mit silbernen Leisten, Zierathen, „und güldnen Wapen geschmücket gewesen. Wir lesen nichts „von einem ansehnlichen Leichenconduкt; nicht, daß die Leiche „auf einem paradirenden Leichenwagen gesetzt worden, der „mit silbernen Crepinen, und umwundenen Flor gezieret ge„wesen, und von Pferden, so mit schwarzen langen Decken „behangen, gezogen worden wäre; in Begleitung der vor„nehmsten Personen, die mit schwarzen Kleidern, und langen „von den Hüthen herabhangenden Flören angethan gewesen. „Wir lesen nichts von einer Todten-Pyramide, daran das „Portrait des nunmehr erblasseten angebracht worden sey, mit „num und um flammenden Lichtern u. s. w.„ Freylich alles dieses lesen wir nicht in der biblischen Geschichte; aber wir lesen es hier bey dem Hrn. Chrysander, und darüber wird sich nun keiner mehr wundern. — So viel wir aus öffentlichen Nachrichten gesehen, hat die grosse rußische Monarchin bey der Reformation der Universität zu Kiel auch durch die heilsamsten Verordnungen die Absicht geäussert, daß sie durch gute Schriften auswärts einmal zu ihrem Ruhme bekannt werde. Und Hr. C. schreibt noch immer, und bleibt noch immer unter der Kritick?

⊙

Die gerechte Sache der evangelisch-lutherischen Kirche; die Unschuld und Ehre verschiedener in Gott ruhender hochverdienter Lehrer derselben; und das Pflichtmäßige Verhalten E. Hochehrw. Ministerii in Hamburg; gegen die ungegründeten Anklagen des Pred. der reform. Gemeine in Worms, Hrn. Andreas Rediger, behauptet, gerettet und erwie-

sen

sen von Joh. Melchior Götzen, Past. zu St. Catharinen in Hamburg. Hamburg, bey Joh. Christian Brandt, 1770. 4. 254 Seiten.

Herr Götze ist zum Athleten gebohren, davon zeugen lauter Streitschriften, die er seit einigen Jahren herausgiebt, und durch lange Uebung hat er es in der theologischen Fechtkunst zu einer großen Fertigkeit gebracht. Man muß es ihm zum Ruhm nach sagen, er paßt seinem Gegner genau auf und wenn ihm dieser die geringste Blöße giebt, so bohrt er ihn gewiß durch und durch. Der gute Rediger hat es erfahren. Doch Scherz bey Seite. Es war vorher zu sehen, daß Hr. G., dessen Fehler es nicht ist, jemanden auf seine Einwendungen eine Antwort schuldig zu bleiben, und der überhaupt in keiner Sache unrecht hat, des Hrn. R. bestätigte Unschuld der reformirten Kirche *) nicht unbeantwortet lassen würde. Die Widerlegung erfolgt hier mit aller möglichen Umständlichkeit, denn es geht kein Wort von Hrn. R. durch, wozu er nicht seine Anmerkungen macht. Man wird uns nicht zumuthen alle streitigen Punkte aus einander zu setzen. Es bleibt in der Hauptsache, wie in den Nebenumständen beym alten — Recht muß doch Recht bleiben, beweiset Hr. G. und das ist brav. Die Wormser Schaumünze ist doch ein verfängliches, gefährliches Ding gewesen und der dortige Magistrat damit betrogen worden — Die Reformirten hätten in der Schweiz bleiben können, wo sie schalten und walten durften; aber nach Deutschland mußten sie nicht kommen, da hatten sie nichts zu suchen, und nahmen nur den Lutheranern ihr Eigenthum weg — Die Reformirten sind schlimme, hinterlistige Leute, denen man nicht trauen kann, die sich bald eine Hand breit nehmen, wenn man ihnen einen Finger breit eingeräumt hat. Sie waren nicht in den Augspurger Religions-Frieden eingeschlossen. Die ersten Protestanten in der Pfalz sind keine Reformirten, sondern Lutheraner gewesen. Was jene itzt da sowohl, als im Brandenburgischen, Hessenschen, Anhältischen und in Bremen besitzen, das haben sie durch Insinuationen bey großen Herren nach und nach erlangt. Wenn die Könige von Preußen nur nicht so gerechte Monarchen gewesen wären, die Lutheraner würden nicht viel Kirchen im Brandenburgischen mehr haben — Alle, die ehedem so heftig gegen die Reformirten geschrieben und sich aus allen Kräften widersetzt haben, daß ihnen keine freye Religionsübung gestattet würde, wenn sie es auch so grob,

*) S. A. D. B. X. 2. S. 207.

grob, als die Hamburgischen Westphale und Nicolai gemacht, haben Recht gehabt, sich ihren Teufelslehren (ein sehr expressives Wort) zu widersetzen. Aber unsere Lutherischen Theologen, o! das sind Männer von ganz anderer Gattung; Engelreine, sanftmüthige Seelen, wie Hr. G. Die lutherische Kirche, die lehrt das ächte Wort der Wahrheit ohne einen Schatten von Irthum. Und kurz und gut in Hamburg haben die Calvinisten nichts zu thun. Nach der Grundverfassung dieser Reichsstadt muß man Gott noch immerfort bitten; daß er ihre freye Religionsübung in Gnaden abwende. In Altona ist eine Kirche, da können sie hingehen. —

Alles dieses findet der Leser abermal in dieser Schrift gründlich bewiesen. Beym Fresenius, Cyprian, Löscher, Struv und andern steht es deutlich geschrieben. Gerdes, Moller, Salig, Arnold und andere, auf welche Hr. R. sich über diesen und jenen Punkt berufen hat, sind ja gar nicht glaubwürdig und haben aus unreinen Quellen geschöpft. Einige Leser werden vielleicht sagen, daß der V. gegen seinen bescheidenen Gegner nicht so großsprecherisch und wegwerfend, mit weniger Priesterstolz und mehr Höflichkeit hätte schreiben sollen. Aber diese Herren vergessen immer, daß unsere lutherische Kirche die einzige wahre Kirche ist, daß die Reformirten gefährliche, grundstürzende Irthümer hegen und also nicht als Glaubensbrüder der Lutheraner können angesehen werden, wie auch Spener behauptet. Was braucht man denn mit solchen Leuten viel Umstände zu machen. Je schwärzer man ihre schlimme Sache abmahlt, desto besser ist es. Das wäre ja ein verfluchter Friede, den man mit ihnen schlösse, weil es doch auf Unkosten der Wahrheit geschehen müßte, und eine vermaledeyte Toleranz, wenn man ihnen in einem oder dem andern Stücke Recht gäbe. Ein so großer, grundgelehrter, untrieglicher Mann, als Hr. G., muß ja die Sache wohl am besten verstehn, muß ja wohl das Recht haben, gegen sie frey von der Leber wegzusprechen, und solche elende, unwissende, mitleidswürdige, boshafte Verdreher der Wahrheit, als Hr. R. und seines gleichen sind, nach Verdienst auszuhunzen. Wenn es nicht auf Wahrheit und Lutherthum ankommt; (und man zeige einmal, worinn das Lutherthum nicht wahr wäre?) wenn die Reformirten in Hamburg zufrieden sind, daß sie dort ein Wohnplätzchen haben, wo sie freye Luft und Sonne genießen, und sich ruhig in ihren Schranken halten, so ist Hr. G. ihr höflicher, ergebener Diener, nimmt auch Visiten von Fremden an, wenn sie zu ihm kommen. Aber daß sie solche unerhörte, freche

Neuerungen anfangen, und sich eine christliche Gemeinde nennen, (denn der Herr Christus hat in Hamburg keine Gemeinde als unter Lutheranern, welches man doch einmal begreifen sollte) sich Parochialrechte einbilden, und der dortigen Reichsstädtischen Grundverfassung zuwider auf eine Anmaßung ungebührlicher Vorrechte mit grösserer äusserlichen Religionsfreyheit denken; damit müssen sie Hrn. G. nicht kommen, denn da muß der lutherische Pastor sprechen, da wird es für ihn, als einen Mitwächter des Hamburgischen Zions, eine Gewissenssache, daß er ihnen nach der weisen Regel: principiis obsta, queer vor den Weg trete und den Untergang seiner eigenen Kirche abwende. Und hat er darinn nicht Recht? Ist das nicht rühmlich? So rühmlich unsers Bedünkens, daß ihm Hamburg eine Ehrensäule setzen muß, wenn es nicht undankbar seyn will.

Unpartheyische Prüfung der Berlinischen Schrift: Ist es rathsam Missethäter durch Geistliche zum Tode vorbereiten und zur Hinrichtung begleiten zu lassen? Frankfurt und Leipzig, 1769. 8. 137 S.

Eine wirklich unpartheyische Prüfung, die mit eben soviel Vernunft und Einsicht als Bescheidenheit und Sanftmuth angestellet ist. Solche Streitschriften zu lesen ist für einen guten Menschen ein Vergnügen und die Wahrheit gewinnt allemal dabey. Der V. widerspricht seinem Antagonisten nicht beständig, sondern tritt ihm bey, wo er Grund dazu zu haben glaubt. Er dichtet ihm keine unlautere Absichten an, stellt dessen Meynung nicht als gefährlich und ketzerisch vor, prüfet aber seine Gedanken und sagt ganz gelassen: Wenn man die Sache näher untersucht, so verhält sie sich wohl anders; aus den und den Gründen bin ich vom Gegentheil überzeugt. Nun kann der Leser selbst nach seiner Einsicht urtheilen. Hätte der Autor der geprüften Schrift nicht ein paarmal am unrechten Orte ironisch geschrieben, so würde der V. dieser Prüfung, der nicht wußte, wie er seine Wendung nehmen sollte, einige Anmerkungen haben ersparen können. Dahin gehört z. B. in dieser Prüfung S. 27. Jener sagt: „sobald als ein Delinquent den Prediger nicht von sich weiset, so ist an seiner „Seligkeit fast nicht mehr zu zweifeln u. s. w.„ Im Ernst meynte Hr. ** das wohl nicht, er wollte der Leichtgläubigkeit mancher Prediger spotten, aber der Spott war ein wenig zur Unzeit angebracht. —

Nach

„Nach angestellter Prüfung der ganzen Schrift: Ist es rathsam *) rc.? urtheilt der V. es sey überhaupt besser und vielen Ursachen gemäßer, daß man in allen den Fällen, wo nicht die höchste Nothwendigkeit die schnellste Hinrichtung eines Missethäters erfordert, den Delinquenten den vernünftig eingerichteten Beystand der Geistlichen gönne, sowol ihren Besuch im Gefängnisse, als ihre Begleitung zum Tode. Der Anstoß, den jener Gottesgelehrte an der Begleitung findet, könne gehoben und alles dabey so eingerichtet werden, daß dadurch dem Eindruck und dem Nutzen der bürgerlichen Strafen nicht der geringste Eintrag geschehe. Selig gepriesen und in öffentlichen Schriften gerühmt, will er indessen keinen Delinquenten haben, wenn er auch noch so unverdächtige Proben von seinem gebesserten Herzen abgelegt hätte. In der That legt diese Prüfung, die allenfalls etwas kürzer hätte gefaßt werden können, ein rühmliches Zeugniß ab, wie gut der V. die christliche Lehre und die Natur der menschlichen Seele kenne.

Von einem ganz andern Geiste seines V. zeuget folgender hieher gehöriger Traktat:

Es ist nöthig, jeden Missethäter durch Geistliche zum Tode vorbereiten und zur Hinrichtung begleiten zu lassen. Dem Widerspruch eines Berliners entgegengesetzt. Meiningen, 1770. verlegts Joh. Gottfr. Hanisch, 8. 68 Seiten.

Der V. zeigt sich in dem ganzen Charakter eines giftigen Ketzermachers, der das, was sein Gegner geschrieben, geradezu für gottlos und teuflisch erklärt. „Jene himmlische „Geister, schreibt er S. 36. 37., sind ausgesandt zum Dienst „um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit; sie scheuen, „vermöge dieses göttlichen Auftrags den Rabenstein eben so „wenig, als jene Thür des Reichen, vor welcher Lazarus voll „Schwären starb. — Und Menschen wollten bey der Entreissung ihres Nächsten aus den Stricken Satans nicht jauchzen? Nur Satan und die seines Theils sind, knirschen vor „Bosheit, mißgönnen das freudige Ende, sind boshafte Verleumder, ziehen auch die richtigste Veränderung in Zweifel „und erfrechen sich zu fordern: Jeder Missethäter müsse auf „dem Richtplatz nicht mit Freudigkeit, sondern mit allen „Merkmalen der Beschämung, Reue und Trostlosigkeit er„schei-

*) Siehe XIV. B. I. St. S. 167.

„scheinen.„ Wer wider diejenigen, welche nach seiner Einsicht die Wahrheit verfehlen, mit solchem donnerndem verdammen losbricht, der verdient nicht, daß man auf ihn achte und um seinetwillen ein Wort verliehre. Den Namen dieses Mannes, der sich in seiner ganzen Schrift so ungebehrdig stellet, erfahren wir aus einer Rede

Von dem Eindruck, den die Hinrichtung eines freudig sterbenden in den Zuschauern machen soll. Meiningen, 1770. verlegts J. G. Hanisch, 8. 36 Seiten,

welche einen gewissen Hochwohlgebohrnen, gnädigen Herren veranlaßt hatte, ihrem V. jene Frage: Ist es rathsam rc. vorzulegen. Es ist der Herr M. Johann Christoph Rasche, Pfarrer zu Maßfeld und von vier deutschen Gesellsch., zu Jena, Leipzig, Halle und Altdorf, ordentliches Mitglied, der davon am 26ten Jun. 1770. auf dem Richtplatze vor Maßfeld redete. Der hingerichtete, Namens Fuchs, hatte einen Mord begangen, den die Umstände sehr unmenschlich machten. Er bekehrte sich aber im Gefängnisse und Hr. R. preiset ihn darauf so selig, als wenn er ein Heiliger der ersten Größe gewesen wäre. Dies hätte nur nicht geschehen sollen, das übrige, was er bey dieser Gelegenheit den Zuschauern zu Gemüthe führt, ist ganz schicklich und eindringend, auch die kurze Lebensbeschreibung des Fuchs warnend genug abgefaßt.

Eben, da wir dieses schreiben, erhalten wir eine kleine Abhandlung, welche der V. der Schrift: Ist es rathsam, Missethäter rc. dem V. jener unpartheyischen Prüfung derselben zugeschrieben hat, unter dem Titel:

Was für einen Werth kann man nach der Schrift und Vernunft den schnellen Bekehrungen, besonders auf Sterbebetten, zueignen? und was ist rathsam, öffentlich darüber zu lehren? Berlin, 1770. 8. 36 Seiten.

Wir geben diesem Aufsatze in so weit unsern völligen Beyfall, als der V. sich darinn gegen gewisse falsche Vorstellungen von Buße, Glauben und künftiger Seligkeit der Menschen, die dem thätigen Christenthum sehr nachtheilig sind, stark und lebhaft erklärt. Aber doch scheint er uns etwas zu flüchtig ent-

wor-

worfen zu seyn, weil nicht alles und jedes darinn so genau bestimmt und eingeschränkt worden, als es, nicht eben um unsert willen, die wir den V. sehr wohl verstehen, sondern um Misdeutung der Gegenparthey zu verhüten, allerdings nöthig gewesen wäre. Die erste Frage wird so entschieden, daß der V. den Bekehrungen auf dem Sterbebette schlechterdings allen Werth abspricht. S. 29. „So habe ich denn erwiesen, schreibt „er, daß nach deutlichen Aussprüchen der heiligen Schrift „und dem gesamten Lehrbegrif derselben, den schnellesten Be„kehrungen am Schluß der Vorbereitungszeit schlechterdings „die Seligkeit nicht zugeeignet werden könne.„ Der Aufschub der Besserung bis dahin, ist sehr waglich, dieses wird allgemein gelehrt und zugestanden; manche Geistliche erklären sich darüber auf eine der Moralität nachtheilige Art sehr unbehutsam und unrichtig, das leugnet auch niemand. Aber die Frage ist nur, ob man schließen könne: Weil von den meisten Bekehrungen in den letzten Lebensstunden wenig zu halten ist, und viel Betrug dabey vorgeht; so ist von keiner was zu halten, so sind sie alle betrüglich? Weil ein in herrschenden Sünden fortlebender Mensch nach den klaren Zeugnissen der heil. Schrift keine Seligkeit auf die Zukunft zu hoffen hat; (und geradezu lehrt doch auch der ungeschickteste Glaubensprediger das Gegentheil nicht) so ist seine Seele schlechterdings nicht zu retten, wenn er gleich seine Unthaten vor dem Tode herzlich bereute? Ein Schluß, der zu viel beweisset — und das dünkt uns thut dieser. Es bleibt doch allemal möglich und geschieht auch oft genug wirklich, daß ein Mensch, der durch Gott allein am besten bewußten Umstände, z. B. durch ein flüchtiges Temperament, durch von ihm gewissermaßen unverschuldeten Mangel hinlänglicher Religionserkenntniß, durch eine gehabte unglückliche Erziehung, durch Verführung und böse Exempel, in ein lasterhaftes Leben auf viele Jahre hineingezogen worden, am Ende auf einmal wahrhaftig in sich geht, und noch vor dem Tode seine Gesinnung so aufrichtig ändert, als es die Lehre des Evangeliums verlangt. Soll die Bekehrung eines solchen Menschen durchaus nichts werth seyn? Soll er völlig trostlos bleiben? Und soll man ihn in dieser Trostlosigkeit dahin sterben lassen? Das wäre wohl zu hart und von der Härte ist der V. weit entfernt. Er will „man soll ihnen schwache Hofnung „geben, daß Gott sich seiner vielleicht erbarmen werde„ S. 30. Wohl, aber dann hätte manches in dieser Sache, so der V. übergangen ist, noch eine nähere Erwegung verdient, und die Fälle hätten genau bestimmt werden müssen, in welchen

 die

die späte Bekehrung auf dem Sterbebette gar nichts, oder doch wohl viel werth seyn könnte. Aufrichtige Reue und Schaam vor Gott, demüthiges Verlangen nach seiner Gnade, sind etwas sehr edles in der menschlichen Seele, und haben nach der christlichen Lehre zu jeder Zeit, früher oder später, große Verheissungen. Wenn der lasterhaft gewesene Mensch in diesen Gesinnungen aus der Welt geht, so hat er doch den Anfang der Besserung, so schwach er auch immer seyn mag, wirklich gemacht, und das ist ihm auf die Ewigkeit sehr gut, wo er auf dem betretenen richtigen Wege alsdenn weiter fortschreiten und in seinem Maaße immer glücklicher werden wird. Daß eine frühe Ergebung des Herzens an Gott besser sey, und eine ausgebreitetere, dem Grade nach größere Glückseligkeit zur Folge habe, als eine späte, ist ausgemacht; aber nimmermehr läßt sich ohne alle Einschränkung behaupten, die letztere tauge schlechterdings nicht, gesetzt, daß sie auch bey der Annäherung des Todes erst erfolgte.

Die zwote auf dem Titel dieser Bogen angezeigte Frage: Was ist rathsam öffentlich darüber zu lehren? ist eigentlich nicht so positiv beantwortet worden, als mit einer vollständigen Kürze wohl hätte geschehen können; sondern der V. hat es blos dabey bewenden lassen, diejenigen Prediger zu tadeln, welche von der zweydeutigen Bekehrung gewisser Uebelthäter in ihren letzten Stunden viel schädlichen Aufhebens machen und sie ungemein selig preisen. Diesen gerechten Tadel werden nun wohl seine Gegner selbst nicht ungegründet finden. Aber nicht blos negativ zu sagen, was man nicht darüber lehren, sondern noch positiver anzuzeigen, was man darüber lehren solle, das dünkt uns wäre gut, und nach der Ueberschrift des Aufsatzes zu erwarten gewesen. Auf selbigen ist wieder erfolgt:

Antwortsschreiben an den Herrn Verfasser der Abhandlung: Was für einen Werth kann man nach der Schrift und Vernunft den schnellen Bekehrungen, besonders auf Sterbebetten zueignen? etc. in Ansehung dieser Materie ertheilet von dem V. der unpartheyischen Prüfung über eben desselben Schrift: Ist es rathsam Missethäter etc. Frankfurt und Leipzig, 1771. 8. 174 Seiten.

Wir

Wir wollen doch sehen, was dieser vernünftige Mann schreibt. — Nachdem wir das Buch durchgelesen, haben wir gefunden, daß er gerade das sagt, was wir vermutheten und zum Theil darüber angemerkt haben. Er geht nach einigen Seiten voll Höflichkeits- und Hochachtungsbezeigungen gegen den V. jener Abhandlung selbige durch, bekräftiget dessen Behauptungen, oder sagt, was er für gegründete Bedenklichkeiten dabey habe. Den Fehler der Weitschweifigkeit im Vortrage hat er auch hier nicht ganz vermieden; seine Bestimmungsgründe des unterschiedenen Werths der guten Handlungen, die aus dem Glauben fließen, und derer die nicht daraus fließen sollen, möchten zum Theil auf unbeträchtliche Spitzfindigkeiten hinauslaufen, wenigstens hat er die bekannte Paulinische Stelle, was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde, unrichtig verstanden, indem der Glaube da nichts anders, als Ueberzeugung des Gewissens von der Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit einer Handlung, bedeutet. Uebrigens aber thun uns seine Antworten völlig Genüge. Die Ursachen, warum die evangelische Wahrheit so wenig Eindruck zur moralischen Besserung auf die Christen mache, sind zwar nicht vollständig, aber doch richtiger angegeben, als es von jenem V. geschehen, der die ganze Schuld davon blos den Predigern beymisset, welche die Lehren des Evangeliums verstümmelt und durch allerley menschliche Zusätze verfälscht vortragen, und nicht genug Moral predigen. Das ist freylich ein großer Fehler, den man sehr vermeiden sollte; aber es liegt ausserdem an hundert andern Ursachen, wenn die Menschen durch das göttliche Wort nicht gebessert werden. Wer predigte die Wahrheit reiner und die Sittenlehre häufiger, als Jesus? Und er gewann doch nicht alle, die ihn hörten. Mit gutem Grunde zeigt der V. auch, wie nöthig es sey, gewisse pharisäisch gesinnte Christen vor dem Stolz und der eigenen Gerechtigkeit (äusserliche Werkheiligkeit möchten wir sie lieber nennen) zu warnen, worüber sein Gegner den zu unbestimmten Gedanken hingeworfen „es sey überflüßig und man müsse davon zu predigen aufhören„ — Er setzet darauf die Begriffe einer schnellern oder langsamern Bekehrung mit vieler Genauigkeit aus einander (es ist ungemein, wie der würdige V. der menschlichen Seele bey der in ihr entstehenden veränderten Gesinnung auf allen ihren Gängen nachgespührt hat. Wie es zugehe, daß die Neigung zum guten über die Neigung zum bösen schneller oder langsamer das Uebergewicht in einem Gemüthe bekomme, das ist S. 116. ff. so richtig beschrieben, daß es uns vorzüg-

lich gefallen hat) unterscheidet die falsche von der wahren, verwirft jene gänzlich, legt aber der letztern, sie erfolge früher oder später, den in beyden Fällen ihr gebührenden proportionirten Werth bey, bestimmt die Grade der Glückseligkeit, welche die eine und die andere im Leben und nach dem Tode zur Folge haben kann, und bekräftiget von den übrigen hieher gehörigen Sachen seine Meynung, wie er sie in der unpartheyischen Prüfung nach seiner besten Einsicht zu erkennen gegeben hat.

Die Bescheidenheit des V. in diesem freundschaftlichen Briefwechsel ist ausnehmend, und wird ihm bey jedermann Hochachtung erwerben, wie wir ihn der unsrigen versichern.

A.

Moralische Reden in der Garnisonkirche zu Halle gehalten von Johann Friedr. Tiede, Feldpr. des Hochfürstl. Anhalt-Bernburgschen Regl. Zwote und verbesserte Auflage. Halle im Magdeburgischen, verlegt Carl Hermann Hemmerde, 1771. gr. 8. 530 Seiten. Zweeter Theil, 576 Seiten.

Anstatt daß diese Reden sonst vier Theile ausmachten, liefert die angezeigte Ausgabe sie in zween Theilen zusammengedruckt. Wir haben bereits in unserer Bibl. IV. 2. und XI. 2. unsere Meynung davon gesagt, die wir hier nicht wiederholen wollen. Da der V., der den Verleger, wenn er viel von einem Buche verkauft, für den besten Recensenten hält, die Güte seiner Predigten mit so vieler Gründlichkeit dargethan hat, so können wir am kürzesten davon kommen, wenn wir ihn selbst zur Benachrichtigung des Lesers reden lassen. „Ich hatte mehr Gelegenheit, schreibt er in der Vorr., „als ein anderer, das menschliche Herz, welches als ein Chamäleon (was das für ein Thier sey, hätte wohl ungelehrten Lesern in einer gelehrten Note gesagt werden sollen) immer eine „andere Farbe annimmt, kennen zu lernen. (Daraus sieht man, daß sich nur von Hrn. T. Predigten für das Herz erwarten lassen, denn was kann einer von der Welt und dem menschlichen Herzen wissen, der nicht in seinen Umständen gewesen ist?) „Ich wollte kein bloßer Nachahmer seyn. Lieber „ein mittelmäßiges Original, als eine glänzende Copie! (das dachten wir auch, bey jenem ist allemal mehr Ehre.) „Noch „immer glaube ich indessen halb und halb (wie bescheiden! Ein anderer würde es mit stolzer Zuversicht ganz thun) „daß „mei-

„meine Predigten so viele Leser fanden, weil sie nicht den ge„wöhnlichen Ton anstimmten. (Freylich liegt darinn der Grund. Ein groß Genie und ein schöner Geist, wie Hr. T., bahnen sich einen eigenen neuen Weg, und das neue gefällt am meisten.) „Als im vorigen Jahr der letzte Theil „heraus kam, waren die vorhergehenden fast sämtlich vergrif„fen (Kein Wunder, denn solche feine moralische Predigten waren vor den Tiedeschen in der Christenheit noch nicht gewesen. Haben doch, wie man uns zuverläßig erzählt hat, die Leute in einer gewissen Mittelstadt, deren Buchhändler allein an die hundert Exemplar davon genommen hatte, die Zeit, da sie im Laden zu haben wären, nicht erwarten können, sondern dem Frachtwagen, der sie von der Messe brachte, am Thore aufgepasset und den ganzen Ballen reißend weggekauft. Einige Tage darauf hat in allen Häusern alt und jung nichts gethan als diese Reden gelesen und sogar hat die erste Zeit nachher des Sonntags fast keiner mehr in die Kirche gehen und die Prediger des Orts hören wollen, weil sie nicht so schön als Hr. T. predigten, welches die rechtschaffenen Männer soll sehr gekränkt haben) „Doch habe ich in dieser neuen Ausgabe „viele Seiten der vorigen ausgestrichen, vieles umgeändert, „aufgefrischt, in ein helleres Licht gesetzt, viele Predigten ganz „umgearbeitet. Bey meinen alten Freunden, die sich die „ersten Ausgaben angeschaft, werde ich deßhalb schwerlich „Dank verdienen, und das geht mir so nahe, daß ich sie des„wegen recht sehr bitte, nicht ungehalten auf mich zu werden. (Ein Autor, der so viel Selbstverläugnung hat, daß er das schlechte in seinen Werken ausstreicht, und was besseres dafür hineinsetzt, verdient schon, daß man ihn zweymal kaufe, zumal wenn er so feyerlich, wie Hr. T., sein Wort giebt: „Man „sehe die itzige Edition wie ein neues besonderes Buch an. „Versprechen aber will ich es hiermit, daß wenn ich noch eine „Ausgabe erleben sollte, dergleichen Hauptveränderungen und „Zusätze nicht mehr erfolgen werden) —

„Man hat mir vorgeworfen, daß die Eingänge zu meinen „Predigten zu lang wären„ (unnatürlich lang, dünkt uns sogar) „Die Stimmen fast aller Homileticker sind darinn wider „mich, aber ihre Gründe scheinen mir seicht — Und ich „bin ein Freund von langen Eingängen. Mosheim scheint „es auch gewesen zu seyn, und die und die Gründe — habe „ich dazu ꝛc. (Es wäre nicht nöthig gewesen, sie anzuführen; das Beyspiel des großen Mosheims rechtfertigt den ohngleich grössern Tiede schon hinlänglich, und was so ein Mann auch

gegen die meisten Stimmen gut findet, das muß gut seyn).
„Ich nehme nun, schließt er, von meinem bisherigen Leser
„Abschied, als von einem Freunde, der mit mir Hand in
„Hand (wie allerliebst ausgedrückt) wichtige Betrachtungen
„über Gott, über unsre Natur und über unsern Beruf ange-
„stellet hat. Ich zittere für Freude und Dank gegen Gott,
„wenn du, mein Freund, bey Lesung mancher Stelle eine
„Thräne fallen liessest.„ Das soll insonderheit in jener Stadt
häufig geschehen seyn, wie der V. vielleicht schon mit zittern-
der Freude wird vernommen haben.

Wir können nicht anders als stillschweigend den Mann be-
wundern, der so wenig und das wenige mit so viel Sittsam-
keit von seinen Arbeiten zu sagen weis.

Ab.

Examen de l'essai sur les prejugées. A Londres, chez Nourse, libraire MDCCLXX. 8. 70 S.

Ohnfehlbar gehört diese Schrift zu den Früchten eines Welt-
weisen, der nicht auf englischem, sondern auf deutschem
Boden gewachsen ist und deshalb einen Platz in unserer Bibl.
verdienet. Man hat eine hohe Person zu deren Verf. ange-
ben wollen, und es scheint, als ob man sich nicht geirret hätte,
weil die Spuren davon ziemlich kennbar sind. Der Franzose,
der in seinem essai sur les prejugées mit allem, was er in
seinem Vaterlande sahe und hörte, unzufrieden ist, schreibt
nicht allein gegen die französische Geistlichkeit, den Adel, die
Regierung, und die Person des Königs selbst, gegen den Sol-
datenstand, die Justitzbeamte und Finanzbediente, ohne die ge-
ringste Zurückhaltung, die dreistesten Sachen, sondern dekla-
mirt überhaupt mit einer unerhörten Heftigkeit gegen alles,
was auch ausserhalb seinem Vaterlande Soldat, König und
Priester heißt. Er will die Geistlichen abgesetzt, die Armeen
auseinander gelassen, die Monarchien in Freystaaten verwan-
delt haben. Der Durchl. V. dieses examen geht dem küh-
nen Franzosen Schritt für Schritt nach und prüfet seine Be-
hauptungen mit edler Unpartheylichkeit. Er giebt ihm Recht,
wo er Recht hat, zeigt ihn aber, wie einseitig alle seine Ur-
theile, wie übertrieben, anzüglich und ganz falsch seine mei-
sten Klagen wären, wirft ihm vor, daß er sich dabey gar nicht
als ein philosophischer Wahrheitsfreund, sondern als ein schmäh-
süchtiger Feind der Menschen und ein Stöhrer der öffentlichen
Ruhe zeige und züchtiget ihn, vielleicht nur manchmal mit zu

großer

großer Hitze, nach Nothdurft für die Unbesonnenheiten, die er sich in seinem Buche zu schreiben erlaubt hat. Man lese das examen selbst und man wird viele Weisungen und Antworten, die der Franzose hier auf sein Libell empfängt, gegründet finden. Dahin gehört unter andern, wenn der philosophische V. die Nothwendigkeit gerechter Kriege behauptet, mit Verwerfung unnöthigen Blutvergiessens, und wenn er jenem aus der Geschichte zeigt, wie die Republicken zu allen Zeiten sowol ihre Mängel in der Regierungsform gehabt und Kriege geführt haben, als die Monarchien; imgl. wann er ihm vorstellt, was dazu gehöre, und wie das menschliche Geschlecht beschaffen seyn müßte, wenn ein ewiger Friede auf der Erde seyn sollte. Die klugen Maasregeln, welche ein bescheidener Philosoph nach der Angabe des hohen V. befolgen soll, wenn er zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, zur Verbesserung der katholischen Geistlichkeit, (von der Protestantischen ist im ganzen Buche gar nicht die Rede, wie sich einige öffentliche Beurtheiler desselben eingebildet haben) der Regierung eines Landes und der Armee, die ein Staat unterhält, etwas nützliches schreiben will, haben uns vorzüglich gefallen. Die Vertheydigung des itzigen Königes von Frankreich und die Art, wie er sie führet, macht seinem großen Charakter Ehre.

A.

Agur des Sohns Jake und Lemuels Briefwechsel über das Dammische Religionssystem. Frankfurt und Leipzig, 1770. 4. 38 Seiten.

Agur und Lemuel, ein Paar philosophische Mysticker, sind mit Damms Uebersetzung und Erklärung des Evangelisten Johannes und des Briefes an die Hebräer nicht zufrieden. Sie tadeln ihn mit anständiger Bescheidenheit, besonders deshalb, daß er Joh. 1, 1. als ein Socinianer erklärt und die blutige Genugthuung Jesu verworfen habe. Das wäre an sich recht gut gewesen, wenn sie sich ihre nunmehr ins Publikum gebrachte Gedanken nur auf so eine Art eröfnet hätten, daß auch ein anderer Mensch ohne Kopfbrechen sie hätte verstehen können. Aber von Anbeginn muß sowohl in Ansehung der Sachen als des Styls nichts so dunkel, und räthselhaft seyn geschrieben worden, als Agurs Brief und Lemuels Antwort. Z. B. S. 12. Das Leben aus Gott, Gal. 2, 20. welches auch in einer Theilnehmung an der Person Christi bestehen soll (zum

(zum offenbaren Beweise unter mehreren andern, daß Agur nach dem Sinn gewisser biblischer Redensarten nicht genug geforscht habe, und den Sprachgebrauch des N. T. zu wenig kenne) „ist die Heiligung Gottes, es gründet sich auf die Heiligkeit Gottes in seiner eigenen Heiligung auf Erden, oder „in der Bestimmung seiner von ihm selbst beliebten Gemeinschaft mit den Menschen, insofern diese Heiligkeit der Heiligung Gottes uns gelehrt und bekannt gemacht ist.„ Oder S. 18. „Wenn Gott gar bey einem Creaturgeschlechte in „der Art seyn und erkannt werden will, daß er gegen ein anderes Creaturgeschlecht, über welches er doch auch herrschet, „und so, daß seine Herrschaft auch empfunden wird, mit jenem „Creaturgeschlechte stehet, und in solchem Zusammenhange erkannt wird: so muß man den, der alles erschaffen hat, und „der über alle gleich herrschet, von dem, der über jede Abtheilung besonders herrschet, und mit einer der andern entgegen herrschet, offenbar unterscheiden.„ Was mag das heißen sollen? Die Rede ist von der persönlichen Vereinigung der beyden Naturen in Christo — Das Resultat der Reflexionen ist in Lemuels Antwort zum guten Glück deutlicher ausgedruckt als die Reflexionen selbst und lautet S. 34. wörtlich so: „Gott will nur die Menschen, so viele als nach der „Bekanntmachung des Evangelii wollen, aus dem für sie „üblen Zusammenhange der Dinge auf Erden, und der „darauf sich beziehenden nachfolgenden Ewigkeit erretten. Und „weil er das will, so hat er durch Jesum schon alles gethan: „es ist in diesem Verstande alles vollbracht, wir sollens nur „annehmen und halten bis ans Ende. Ist das Wetter so gut, „daß wir auch viele Früchte bringen, viele gute Werke thun „können, so ist es gut; ist jenes anders, so soll es auch darauf „nicht ankommen. 1 Joh. 3, 23.„ Das heißt also mit andern Worten soviel als: Die Besserung und Heiligung der Erlösten Jesu, wenn sie nur an seine Genugthuung glauben, sey eben nicht zu verachten, aber doch entbehrlich. Ich erschrecke für diese Lehre. Wenn sie wirklich in der Schrift stünde, und aus dem christlichen Glauben folgte, so würde ich mich in meinem Gewissen für verpflichtet halten, noch heute zum Deismus überzutreten. Der Leser entscheide selbst, wer die Bibel mehr nach seinem System drehe und der wahren Religion gefährlicher sey: Damm mit seinem Socinismus? Oder Agur und Lemuel mit ihrer vermeynten Orthodoxie?

Der beste und aufgeklärteste Gedanke in beyden Briefen verdienet ausgezeichnet zu werden. Er steht S. 21. in Lemuels

muels Antwort: „Streitet nicht so verkehrt, wie man es noch „itzt erfährt und siehet, mit Uebereilungen, unaufhörlich ge„plagte Gelehrte, die ihr selbst denket. Die Wahrheit liegt „tief verborgen, Gott hat Lust zu ihr; aber er hat keinen „Todten oder Schatzgräber gespielet, um sie recht tief zu ver„bergen. Das unnatürliche ist allezeit hinkend.„ Damit sprechen sich die guten Männer aber selbst das Urtheil. Ihre Schreib- und Denkart ist die unnatürlichste von der Welt und wenn es aufs verbergen der Wahrheit ankömmt; so wird sie von ihnen so tief im dunkeln vergraben, daß Schatzgräberkünste dazu gehören, sie aufzufinden und ans Licht zu ziehen.

B.

Versuch das Herz eines Religionsverächters durch Vorstellung seines eigenen Vortheils zu gewinnen. Nebst einer Vorrede herausgegeben von D. Carl Friedrich Bahrdt, Prof. zu Erfurt. Leipzig, bey Joh. Gabriel Büschel, 1771. 8. 228 Seiten.

Der V. hat sich in den Schutz des Hrn. D. Bahrdt gegeben und Hr. B. führet ihn mit der ganzen freundlichen Miene und empfehlenden Gütigkeit, die man nur von einem Gönner erwarten kann, in die gelehrte Welt ein. Er achtet sich verbunden, über die schönen Einsichten und die gründliche Denkungsart dieses würdigen Mannes öffentlich seinen Beyfall zu bezeugen. Und wir achten uns verbunden, unsre Verwunderung öffentlich zu bezeugen, daß Hr. B. ein Buch so ausnehmend lobt, dessen V. ein gar würdiger Mann seyn mag, welches sich aber aus der namenlosen Zahl der ganz gewöhnlichen und mittelmäßigen Schriften dieser Art in keiner Absicht auszeichnet. Die Sachen, die hier vorkommen, stehen in allen guten und schlechten Büchern, welche von den Vorzügen des Christenthums und dem Glücke, das dessen rechtschaffenen Bekennern dadurch zuwächst, in so großer Menge geschrieben sind, seitdem die Freygeisterey Mode ist. Wir haben uns rechte Mühe gegeben, nur etwas hervorstechende neue und starke Gedanken gegen die Religionsverachtung darinn aufzusuchen, aber keine gefunden — Der Mensch wünscht sich glücklich zu seyn. Durch sich selbst kann er es nicht werden. Gott will ihn dazu machen, und er wird es durch die Annehmung und Befolgung des Evangeliums; denn der Christ

ist

ist der glückseligste Mensch auf der Erde. Auch dann sogar würde er es seyn, wenn kein Gott und keine Ewigkeit wäre — Diese an sich guten und wahren Sätze, die nur mit etwas mehr Leben hätten bearbeitet werden sollen, machen ohngefehr den Plan des Buchs aus. Der V. dehnt sie durch 136 §§. in die Länge. Zusammengekettet sind seine kalten theologisch-philosophischen Vernunftschlüsse ziemlicher maaßen; aber den Leser möchten wir sehen, der dabey unterhalten würde, und länger als eine halbe Stunde, ohne müde zu werden, darinn lesen könnte. Manchmal wird der V. überdies so dunkel und unverständlich, daß man nicht eigentlich weis, was er sagen will. Ein andermal sagt er auch ganz was anders, als die Ueberschrift des §. mit sich brächte. Z. B. §. 61. hat zur Ueberschrift: **Ein Mensch ist leichter zur Verbesserung des Fehlers eines andern, als seines eigenen zu bewegen;** und der Inhalt desselben lautet wörtlich so: „Gottes Weisheit „sagte ihm, daß ein Mensch leichter zur Einsicht des Fehlers „eines andern, als seines eigenen, und also auch leichter zur „Anstellung einer guten Wahl bewogen werden könne, wenn „er vorher die schädlichen Folgen der Herrschaft der Sünde, „welche sie ohne seine Einwilligung erlangt hatte, aus der „Erfahrung erkennete, und dadurch zu Verbesserung seiner „von der herrschenden Sünde herrührenden Wahl angetrie„ben würde, als wenn es ihm an jener Erkenntniß fehlete, „und er daher alle Schädlichkeit zu übersehen geneigt wäre, und „vorsätzlich der Sünde die Herrschaft einräumte, Gotte aber „den Gehorsam versagte. Darum stiftete er die Möglichkeit „der Erbsünde. Darum ließ er die Nachkommen Adams ohne „ihre Schuld der Sünde, und diese auch dem Tode unter„werfen — setzte der Macht der Sünde das Uebermaas sei„ner Gnade entgegen — gab ihnen die Abscheulichkeit der „Sünde zu erkennen — bot ihnen Vergebung, Abschaffung „des Todes und ein ewiges Leben an — schenkte ihnen den „heil. Geist zum Beystande u. s. w.„ §. 56. soll der Ein„wurf gehoben werden „als wenn Gott die ursprüngliche Ur„sache unserer Reitzung zum Ungehorsam sey?„ und es wird weiter nichts zur Antwort darauf gegeben, als daß Gott seine überschwengliche Liebe durch Christum uns offenbaret habe.

Indessen Hr. B. nennt das für den forschenden Verstand schreiben und verspricht dem Leser davon viel Vergnügen. Entweder Hr. B. hat seinem Freunde geschmeichelt, denn er unserer Meynung nach vom Druck des Versuchs hätte abrathen sollen, oder es muß an unserm Kopf und Herzen liegen, daß

wir

wir das vortrefliche an diesem Versuche weder sehen noch fühlen können.

A.

Christliches Nachdenken auf vernünftigen und andächtigen Gebrauch des heil. Abendmahls gerichtet. Dritte verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Zürch, bey Orell, Geßner, Fueßli und Compag., 1770. 8. 115 Seiten.

Der würdige Tobler ist, so viel wir wissen, V. dieser Betrachtungen und mehr dürfen wir zu ihrer Empfehlung nicht sagen.

B.

Das innere und thätige Christenthum zur Privaterbauung vorgestellt von Georg Jacob Pauli, C. R. und ersten Pred. bey der Hofkirche zu Halberstadt. Halle, bey Johann Jacob Curt, 1771. 8. 492 Seiten.

Die ersten Bogen dieses guten Erbauungsbuchs enthalten fünf Betrachtungen über das innere und thätige Christenthum, dessen Endzweck, Kennzeichen und die Mittel, dasselbe bey uns selbst und andern zu befördern. Alsdenn folgen zwey und funfzig Betrachtungen über so viel biblische Stellen, worinn diese gründlich erklärt und zur Belehrung und Erweckung christlicher Leser angewendet werden. Schade daß sie ein wenig zu trocken sind, sonst wären sie unverbesserlich. Indessen ist dieses Buch seinem Zweck weit gemäßer und der Empfehlung unendlich viel würdiger, als alles, was die Herren Oemler, Trescho, und ihres gleichen seit einigen Jahren schwülstiges, obgleich ihrer Meynung nach affektvoll und geistreich seyn sollendes zur Privatandacht der Christen geschrieben haben.

Erklärung der katholischen Glaubensbekenntniß aus der heil. Schrift und der Vernunft, nach den Grundsätzen des heiligen Evangelii unsers Herrn Jesu Christi und seiner heiligen Kirchen, allen, so darinn

inn und daraußen seynd, zur Prüfung vorgestellet von *P. Raymundo Bruns*, Ordinis Praedicatorum S. T. Magistro. Frankfurt am Mayn und Maynz, bey Franz Varrentrapp, MDCCLXX. 8. 606 Seiten.

Der V. hat, als Mißionarius Apostolicus, zum Gebrauch der Mißionen in den Königl. Preußl. Ländern bereits im Jahr 1738. ein katholisches Unterrichtungs-Gebet- und Gesangbuch, nebst einem kleinern Catechismus für die Jugend, drucken lassen. Dieses Buch, welches zu Rom in das lateinische übersetzt und approbirt worden, hat schon die achte Auflage erlebt. Weil Hr. P. B. aber erfahren hatte, daß man eine weitläuftigere Erklärung der Glaubenslehren seiner Kirche und vollständigere Auflösungen der dagegen gemacht werdenden Zweifel und Einwendungen als jener kleine katechetische Unterricht zuließ, von ihm zu haben wünsche: so hat er durch das anzeigte neue Werk ein solches Verlangen befriedigen wollen. Der Fleiß des V. ist zu loben; Seine Beweisgründe für die Gl. Lehren und seine Antworten auf die gemachtem Einwürfe können aber niemanden Genüge thun, als dem, der schon ein überzeugter Katholik ist. Wir sollten auch glauben Hr. B. würde in Halberstadt Gelegenheit gehabt haben, besseres Deutsch zu lernen, als er schreibt.

F.

Der rechtschaffene Prediger. Leipzig, gedruckt bey Johann Gabriel Büschel, 1771. 8. 404 Seiten.

Unter diesem Titel hat der ungenannte V. den Vorrath der Buchläden mit einer mittelmäßigen Pastoraltheologie vermehren wollen. Wir haben nichts darinn gefunden, was nicht in unzähligen andern Büchern dieses Inhalts eben so gut und in manchen noch besser gesagt worden. Man weis ohngefehr die Materien, die in ein solches Buch gehören, deshalb wollen wir uns nicht dabey aufhalten. Der Rath, der den Predigern gegeben wird, wenn sie bey schweren Geburten der Sechswöchnerinnen gegenwärtig seyn sollen. (Sollten sie nicht da überall wegbleiben können?) ist sehr altklug. Aus den angehängten Vorschlägen, zur Anlegung einer Predigerbibliothek, sehen wir, daß die Bücherkenntniß des V. nicht über die gewöhnlichsten, jedermann bekannten theils guten, theils schlechten,

sen, sich hinauserstrecke. Der Vorbericht ist seltsam genug. Um durch eine ungezwungene Folge zu zeigen, was ein Prediger für ein ehrwürdiges, wichtiges Amt habe, welches er bedenken müßte, beweiset der V. aus dem Festus, Ovidius und Plautus, daß die Priester bey den Heyden in vorzüglichen Ehren gestanden, erinnert uns an die hohe Würde, welche sie unter den Juden bekleidet, und rühmt an Constantin dem Großen, daß er die christlichen Priester zu noch größerer Ehre, als Königen und Fürsten gebühre, erhoben habe. Wollte Gott, daß er das nie gethan hätte, so würde es um die christliche Kirche besser gestanden haben. Weis der V. nicht, wie viel Unheil eben dadurch in die Welt gekommen ist? Und hat er vergessen, daß evangelische Prediger nicht mit den heydnischen und jüdischen Priestern in gleichem Verhältnisse stehen, sondern blos Lehrer der Christen und das sind, was bey jenen die Philosophen, bey diesen die Propheten waren? Aus so wunderlichen Gründen müssen wir unser Amt nicht wichtig machen, sonst spottet man unser.

Nöthige Erinnerungen an die Leser der Voltairischen Schriften. Göttingen und Kiel, bey Victorius Boßiegel und Sohn, 8. 36 Seiten.

Der V. urtheilet von Voltairs Spöttereyen über die Bibel und das Christenthum, wie alle vernünftige Leute davon urtheilen. Weil er aber gefunden, daß viele seiner Leser auf des alten Spötters Einfälle als auf Orakelsprüche bauen und mit entscheidendem Ton ihm kindischer Weise alles nachbeten, so hielt er es für nützlich, sie durch diese Bogen auf das Geschick und die Zuverläßigkeit ihres Führers aufmerksam zu machen, damit sie nicht über der Absicht, einer Art des Aberglaubens zu entgehen, in eine andere, in den Aberglauben an den Hrn. v. Voltaire verfallen möchten. Er ziehet also aus den Voltairischen Schriften einige Stellen aus, welche ihren Charakter kennbar machen, und zeiget in Beyspielen, mit was für Kenntnissen und aus was für Gesinnungen dieser berühmte Franzose schreibt, wenn er die Religion bestreitet. Wir wünschen, daß dieser kleine Aufsatz, der uns durchaus gefallen hat, den gesuchten Nutzen schaffen möge.

Mit eben diesem Wunsch empfehlen wir die Gedanken eines andern vernünftigen Mannes über die Freygeisterey unter dem Titel:

Schreiben eines Freydenkers an seine Brüder. Berlin, 1771. 8. 48 Seiten.

Es ist eigentlich für unverträgliche Priester geschrieben, welche die so genannten Freydenker mit spottendem verdammen widerlegen, und durch ihre Bitterkeit oftmals Schuld daran werden, daß ein bescheidner Zweifler ein erklärter Feind des Christenthums wird. Es fand sich, wie der Herausgeber sagt, unter den Papieren eines Freundes, der ehedem selbst ein Freydenker gewesen und in seiner ländlichen, einsamen Ruhe diese Gedanken über die christliche Religion zu Papier gebracht hatte. Dem Pöbel der Freydenker, die mit der Religion zugleich das heilige Gesetz der Tugend verkennen, hat er eigentlich nichts zu sagen. Dagegen wendet er sich an ehrliche und vernünftige Zweifler; denen er die ausgemachtesten und beweisendsten Gründe, die das Christenthum vor sich hat, zu Gemüthe führt. Der Aufsatz ist nur kurz, aber mit einer Bündigkeit und Stärke geschrieben, welche Beyfall verdient. Ein paar Stellen mögen andere reizen, ihn ebenfalls ganz zu lesen. S. 10. 11. „O! ich beschwöre euch, meine Brüder, giebt es noch für „die Menschen eine Wahrheit, wenn eure Lehre besteht? Ist „unser ganzes Daseyn nicht eine Täuscherey? — Habt Mitleiden mit dem armen Tagelöhner, dem nur ein kleines Loos „von Freuden fiel, der aber der Sorgen genug hatte. Sein „Leben war Mangel und Arbeit; sein Sterbebette ist ein wenig Stroh; seine Kinder weinen über den nahen Verlust ihres Vaters, und über das Elend, das sie nach demselben erwartet. Die geringsten Kosten zu seinem Begräbnisse müssen erbettelt werden. Habt Mitleiden mit ihm.... er hatte „der Sorgen genug ... daß sein Ende nicht Verzweiflung „sey. — Ist es Menschenliebe, da Beruhigungen wegzunehmen, wo man keine bessere, wo man gar keine wiedergeben kann? Dies heißt dem Freunde seine schadhafte Hütte „niederreissen, ohne ihm eine neue zu bauen. Wird er es „als eine Wohlthat ansehen, daß er nun unter freyem Himmel liegen muß?„ S. 47. „O! meine Brüder, lasset den „den Menschen ihre Tempel, und glaubt ihr den Gott nicht, „der in denselben angebetet wird; so verehret die Treue, die „Menschenliebe und ein ganzes Chor von Tugenden, das in „die Tempel geflüchtet ist, um da seine Rechte zu behaupten, „und ungestört um die Herzen eurer Mitbürger zu werben. „Verehret die heilige Stille, die den unruhigen Geist des „Volks besänftiget und ihm ein heilsames Nachdenken einprägt.

„Uns

„Unter Gesängen und Gebeten werden die unbiegsamen Ge-
„müther erweicht, und diejenigen, die vor ihrem Gott knien,
„erinnern sich, daß sie Menschen sind. Verletzet die Altäre
„nicht, welche den Eyden ihr Gewicht geben, welche die Bö-
„sen schrecken und den Frommen eine Freystadt öfnen. Gab
„euch der Himmel Beredsamkeit, so wendet sie dazu an, daß
„ihr die Religion von Irthümern reiniget, die der Sittenlehre
„schädlich sind. Vertilget den Gedanken eines zur Rache ge-
„neigten Gottes; prediget Liebe und bemühet euch, die Prie-
„ster, (der V. sagt in andern Stellen, wie viel Achtung er
für würdige Geistliche habe) wenn es möglich ist, durch euer
„Beyspiel zur Sanftmuth zu bekehren.„

Pro statu ecclesiae catholicae et legitima potestate Romani Pontificis contra *Justini Febronii* JC. librum ad reuniendos dissidentes in religione christianos apologeticon theologicum, opera *Joan. Godefridi Kauffmanns*, Hulsensis, S. Th. D. et nunc facult. theol. colon. Decani &c. Editio secunda ab authore emendatior atque auctior reddita. Coloniae Agrippinae, apud Franciscum Wilh. Iosephum Metternich. Anno MDCCLXX. 4. 3 Alphabeth.

Gegen einen so dreisten Schriftsteller als Febronius, dessen Buch von dem Zustande der Kirche und der rechtmäßigen Gewalt des römischen Pabstes, die in der Religion widrig gesinnten Christen zu vereinigen, im deutschen Auszuge von uns zu seiner Zeit angezeiget worden *), mußte freylich von Seiten der Katholicken geschrieben werden. Hr. Dr. K. seufzete ebenfalls darüber, daß der böse Feind durch diesen gräulichen Menschen Unkraut auf den guten Acker ausgesäet hatte, und entschloß sich schon im Jahr 1769. zur Rettung des päbstlichen Ansehens, dem Febronius in dem vor angezeigtem weitläuftigen Werke öffentlich zu widersprechen. Er handelt darinn nach vorläufig gemachten Anmerkungen über dessen irrige Lehrsätze unter fünf Abschnitten von der äusserlichen Form des Kirchenregiments, welche der Herr Christus selbst angeordnet hätte (man kennt die Auslegungen, welche auf katholischer Seite von Matth. 16. und andern dahin gehörigen

*) II. B. II. St. 176 S. ingl. XV. B. I. St. 176 S.

Schriftstellen, gemacht werden) von dem Primat in der Kirche und dessen genuinen Vorrechten, von der zu weit getriebenen Gewalt des römischen Stuhls, die Febronius behauptet, von den so genannten causis majoribus, deren Entscheidung dem Pabst allein vorbehalten ist, von den Kirchengesetzen und Appellationen an den römischen Bischof. — Der Raum verstattet nicht, die dürftigen Argumente anzuführen, aus welchen der V. wider seinen Gegner Schlüsse und Folgerungen ziehet. Ob er ihn damit widerlegt habe, das ist eine andere Frage, die ein unpartheyischer Richter, der die Akten von beyden Partheyen gelesen hat, leicht entscheiden wird. Viele möchten dieses Werk wohl für einen Wust gelehrter Schulgezänke erklären und dem ohnerachtet auf des Febronius Seite bleiben. Die erste Ausgabe desselben von 69. muß auch vermuthlich kein sonderliches Glück gemacht haben, sonst hätte man wohl nicht nöthig gehabt, einen neuen Titelbogen darum zu schlagen und es damit unter vorgegebenen Verbesserungen und Vermehrungen zum zweytenmal in die Welt zu schicken. Ob dieser Kunstgrif aber zu seinem bessern Fortkommen helfen werde, daran zweifeln wir sehr.

Beweis, daß der gegenwärtigen sichtbaren Welt am jüngsten Tage keine gänzliche Vernichtung, sondern nur eine zufällige Verwandlung bevorstehe, aus Gründen der Vernunft und übernatürlichen Offenbarungen hergeleitet von M. Adam Friedr. Winkler, weiland der Dornburgischen Superintendur Adjunkten und Pfarrern zu Uttenbach und Kostnitz. Zwote verbesserte und vermehrte Auflage. Weimar, bey Carl Ludw. Hoffmann, 1771. 8. 100 Seiten.

Da bey dem Verleger oft nach dieser bereits im Jahr 1749. herausgekommenen kleinen Schrift gefragt worden, so hat er sie mit den Verbesserungen und Vermehrungen, die der sel. W. in seinem Exemplar eigenhändig dazu geschrieben hatte, wieder neu auflegen lassen. Die Sache, von der sie handelt, ist in dem ersten Hauptstücke aus philosophischen Gründen, die nach aller Strenge der Wolfischen Lehrart in eine zusammenhangende Schlußkette gebracht sind, hinlänglich dargethan, und im zweyten gezeigt worden, daß aus keiner einzigen da-

von

von handelnden Schriftstelle, wie sich mancher eingebildet hat, ein eigentlicher Untergang der sichtbaren Schöpfung könne gefolgert werden. Man sieht aus dem Büchelchen, daß der V. Wolfs Metaphysick gut inne gehabt, und sich alle Mühe gegeben habe, den richtigen Verstand der heil. Schrift zu finden, und die Lehren der natürlichen Religion mit der christlichen nach seiner besten Einsicht in Uebereinstimmung zu bringen, welches immer rühmlich ist.

Dr. Gilbert Burnets, weiland Bischofs von Salisbury Reformations-Geschichte der Kirche von England. Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen und einem Anhange. Zweyter Band. Die Regierungen der Königinnen Maria und Elisabeth. Braunschweig, in der Meyerschen Buchhandlung, 1770. 8. 625 Seiten.

Es wird mit diesem Bande dem Leser kein bloßer Auszug aus der Geschichte der Regierungen der Königin Maria und Elisabeth, sondern eine Uebersetzung des vollständigen Werkes geliefert. Die Haut schaudert einem, wenn man die unmenschlichen Grausamkeiten lieset, mit welchen die römischkatholischen während der schimpflichen Regierung der abergläubischen Maria gegen die Freunde der Reformation gewütet haben. Nicht unschuldige Gelehrte und Geistliche allein, sondern auch ganz einfältige, unbedeutende Laien, männlichen und weiblichen Geschlechts, Gerber und Leineweber wurden ohne weitere Umstände zum Scheiterhaufen verdammet, weil sie die körperliche Gegenwart Christi im Abendmahl nicht glauben konnten, oder der Messe nicht beywohnten, wenn sie sonst auch noch so treue und stille Unterthanen waren. Der Kanzler Gardiner war der erste Anstifter dieser Grausamkeiten und der Bischof Bonner, der sich die Lust machte, die Ketzer in seinem Hause derbe mit Ruthen zu peitschen, schwamm in Wollust, wenn er sie Schaarenweiße konnte verbrennen lassen. Im Jahr 1555., wo die Verfolgungen angiengen, wurden wirklich 72 Personen, worunter vier Bischöffe und 13 Prediger waren; im Jahr 1556. vier und neunzig, unter denen der Erzbischof Cramner der vornehmste war; im Jahr 1557. neun und siebenzig; im Jahr 1558. neun und dreyßig den Flammen übergeben. — Es hatten sich mitleidige Seelen gefunden, die bey ihrer Hinführung zum Scheiterhaufen für

 diese

diese unglücklichen Schlachtopfer ein Gebet zu Gott gethan. Aber die K. Maria ließ befehlen, es sollte niemand für sie beten, oder ihnen zurufen: Gott helfe euch! Die Delinquenten durften auch das Volk nicht anreden, wenn ihnen nicht die Zunge aus dem Halse sollte geschnitten werden — (Burnet hat die angezeigte Rechnung nach dem Fox gemacht. In der Vorrede zu Bischof Ridley Buch de coena Domini werden allein in den Jahren 1555. und 1556. über 800. Märtirer angegeben, ausser den vielen, die während der langen Gefangenschaft, womit sie gequält wurden, ihren Geist aufgaben) Man begnügte sich sogar nicht blos die lebendigen zu verbrennen. Der heilige Eifer gieng so weit, daß man auch die Todten zur Strafe forderte. Bucer und Fagius wurden erst vorgeladen und als sie nicht erschienen, wurden ihre Leichen, wie bekannt, ausgegraben und in ihren Särgen nebst verschiedenen ihrer Schriften und andern ketzerischen Büchern verbrannt. Der Cardinal Pool war unter allen katholischen Geistlichen damaliger Zeit der einzige rechtschaffene Mann, der einen Abscheu an den Grausamkeiten hatte, die man gegen die Reformirten ausübte, ob er gleich zu schwach war, sich dagegen zu setzen, sondern durch die Finger sehen mußte.

Zum Glück für die Protestanten dauerte die Regierung der Maria nicht viel über fünf Jahre. Elisabeth, ihre Schwester folgte ihr im Jahr 1558. auf dem Thron. Die Protestanten fingen nun an, wieder frey Athem zu holen und die Reformation, wie sie schon unter Eduard VI. eingeführt war, wurde nun noch allgemeiner und mit dem bestem Erfolg getrieben. Man gieng aber dabey auf ausdrücklichen Befehl der Königinn, die allen Gewissenszwang haßte, und nach dem Rath der Bischöffe aufs gelindeste und nicht anders zu Werke, als daß man sich der Hülfe der Zeit und der sanften Mittel bediente, welche zum Unterricht und zur Ueberredung der Menschen dienlich sind. Kein Katholick konnte sagen, daß ihm von der neuen Regentin Gewalt geschehen wäre. Selbst diejenigen, die sich nicht viel gutes von ihr versprachen, weil sie es unter der vorigen Regierung darnach gemacht hatten, giengen frey aus. Einige wenige Geistliche verlohren ihre Aemter, wurden aber auf jährliche Gehalte gesetzt, ohne daß weiter jemand auf ihre Ehre, Freyheit und ihr Leben einen Versuch gewagt hätte. — Man wird auf allerley Betrachtungen über den unterschiedenen Geist der römischen und protestantischen Kirche geleitet, wenn man die Art des Verfahrens

der

der einen und der andern unter zwoen so ganz ungleichen Regierungen lieset, und zwischen beyden die Parallel ziehet.

Wenn der Uebersetzer das deutsche etwas mehr in seiner Gewalt hätte, könnte es nicht schaden, doch läßt sich seine Arbeit lesen. Die Anmerkungen sind nur sparsam gemacht. Der Anhang zum ersten Bande enthielte Nachrichten vom heiligen Dunstan, von Johann Oldcastle, von Thomas Becker, von den englischen Großkanzlern unter Heinrich VIII. und Eduard VI.; von einem merkwürdigen Gesetze Eduard I., von der unglücklichen Königin Anna Boleyn, die 39 Artickel der englischen Kirche, und Anmerkungen über Karl Brandons, Herzogs von Suffolk, vorgegebene Polygamie. In dem Anhange zu dem gegenwärtigen zweyten Bande findet der Leser I. des Königs Jacob VI. Verordnung wegen der Uebersetzung der Bibel. II. Anmerkungen über Saunders Geschichte der Kirchentrennung von England in zween Abschnitten.

Gebete für Kranke und Sterbende. Hannover, bey Joh. Christoph Richter, 1771. 8. 80 Seiten.

Sie unterscheiden sich durch nichts von den gewöhnlichen Gebeten, wie man sie in allen bekannten Andachtsbüchern lieset.

A.

Briefe einer zärtlichen Mutter an ihren Sohn, worinn sie ihm die Wahrheit der christlichen Religion aus der Vernunft, Offenbarung und den Widersprüchen der feindlichen Bestreiter derselben beweiset. Erster Theil. Beweis aus der Vernunft. Nach der zweyten vermehrten französischen Auflage übersetzt. Augspurg, bey Eberhard Kletts sel. Wittib, 1770. 8. 268 Seiten. Zweyter Theil. Beweis aus der Offenbarung, 403 Seiten. Dritter Theil. Beweis aus den Widersprüchen ihrer feindseligen Bestreiter, 498 Seiten.

Es ist eine schöne Sache um die Vertheydigung des Christenthums gegen dessen spottende Verächter. Nimmt nun gar eine christliche Mutter die Feder zur Hand, um ihren Sohn, einen Offizier, durch schriftlichen Unterricht in der Re-

ligion vor den Abwegen des Unglaubens zu verwahren, so verdient dieses vollends das größte Lob. Nur würden wir der vorgegebenen Verfasserin immer gerathen haben, den Kern der christlichen Lehre aus allen den Hülsen und Schaalen, worein ihn die Theosophen von je her eingewickelt haben, heraus zu nehmen, und den ihrem Sohne zu essen zu geben; er würde dann das köstliche davon noch viel sicherer geschmeckt haben. Man findet sehr gute, richtige Wahrheiten, aber auch viel Menschenlehren, viel katholisches Christenthum in diesen Briefen. Das hätte als nicht zur Religion Jesu gehörig von ihr abgesondert, und das göttliche derselben aus stärkeren Argumenten bewiesen werden sollen. Nicht jeder fremde Schüler ist so gelehrig gegen seinen Unterweiser, zumal wenn dieser den Unterricht etwas langweilig macht, als ein Sohn gegen seine Mutter, deren Wort leicht bey ihm die Stelle eines kräftigen Beweisgrundes vertritt. Was man für die Lehre des Evangeliums zur Unterweisung oder Befestigung nachdenkender Gemüther und Personen von allerley Ständen starkes und unwidersprechliches sagen kann, das läßt sich auf wenigen Bogen schreiben, und die schaffen mehr Frucht als weitläufige Werke, worinn das wenigste eine scharfsinnige Prüfung aushält. Bemühungen, die man anwendet, alles was die christliche Kirche jemals gelehrt hat, als wirkliche göttliche Wahrheit zu schützen, verfehlen sicherlich bey den Ungläubigen, die man zu gewinnen denkt, ihren Zweck. Man schreibe und declamire in noch zwanzigmal so starken Bänden als diese Briefe gegen die Deisten, es lieset sie niemand von denen, die sie lesen sollen. Oder lesen sie sie allenfalls, und finden dann unter den ausgemachten Wahrheiten, die sie selbst nicht leugnen, so manche unverdauliche Lehren mit untergemischt, so legen sie solche sehr gleichgültig, wo nicht gar mit spöttischer Verachtung wieder weg. Und was ist denn der Nutzen davon?

B.

Neue Sammlung einiger Predigten, besonders über Evangelia und einige andere Texte, von D. Johann Andreas Cramer, der heil. Schrift Prof. und Königl. Dän. Hofprediger. Eilfter Theil. Kopenhagen, 1770. bey Johann Gottlob Rothe rc. gr. 8. 467 Seiten. Zwölfter und letzter Theil, 1771. 496 Seiten.

Wir

Wir haben schon immer geglaubt, Hr. Cr. würde nun wohl in seinem ganzen Leben nichts weiter als Predigten drucken lassen. Aber endlich, nachdem man deren nicht viel weniger als dreyßig Bände zählen wird, scheint er es doch auch satt zu haben. Leser, die es mehr, als er selbst vielleicht, bemerkt haben, wie oft er sich wiederholte und seines gedehnten Vortrags müde zu werden anfiengen, werden es ohnfehlbar gerne sehen, wenn er künftig seinen Fleiß auf andere Arbeiten wenden wird. Doch hat er Hofnung, nach und nach eine zwote Ausgabe dieser Sammlung zu besorgen, und dann will er daran bessern, was er bessern kann.

Ab.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Das Staatsrecht nach der Vernunft und den Sitten der vornehmsten Völker betrachtet, von D. Heinrich Gottfried Scheidemantel, der Rechten öffentlichen Lehrer. Jena, verlegts Johann Rudolph Cröckers seel. Wittwe, 1770. 348 S. gr. 8.

Dies ist der erste Theil eines Staatsrechts, von dem noch zweene andre folgen sollen. Der zweyte von diesen wird von den Rechten der Majestät, in Beziehung auf die Kirche, die Policey, die Cameral- und Justitzsachen handeln, und in dem dritten, der zugleich einen kleinen Versuch zur Staatspraxis zum Anhange haben wird, werden die Ursachen des Aufnehmens und Verfalls der Staaten vorgetragen werden. Herr S. wollte, wie er sich in dem Vorberichte erkläret, nicht ein Compendium, sondern ein System des Staatsrechts schreiben, in welchem Geschichte und Grundsätze ordnungsmäßig verknüpfet und nach den Regeln der Bestimmungskunst alle mögliche Verhältnisse der Regierung festgesetzet wären. In dem angezeigten ersten Theile desselben hat er nun dieses Vorhaben so weit ausgeführet, daß er in der Einleitung von dem Staatsrechte überhaupt und der Lage desselben, zu den mit ihm in Verwandtschaft und sonst in Verbindung stehenden Wissenschaften, geredet; darauf in dem ersten Abschnitt von dem Staate überhaupt, den Ursachen der Staaten, den rechtlichen Handlungen, die bey Errichtung eines Staats vorkommen, der Absicht der Staaten und der daraus entstehenden

Verfassung; dem Staatssysteme; und im zweyten von der Majestät überhaupt, den persönlichen Eigenschaften und dem Betragen eines Regenten, dem äusserlichen Glanz der Majestät, den Majestätsrechten überhaupt, der höchsten Gewalt des Gesetzgebers, der Oberaufsicht im Staat, der ausübenden Gewalt und endlich von den Rechten der Majestät in auswärtigen Beziehungen gehandelt hat.

So siehet der Aufzug dieses Theils seines Systems aus, darinn die mehresten Fäden so ziemlich ordentlich liegen; obgleich einige, als das zweyte und guten Theils das dritte Capitel des zweyten Abschnittes unächt sind, welche man höchstens nur ganz leicht in die Kanten des Gewebes hätte einlaufen, oder überall weglassen sollen. Wir wollen nun auch sehen, wie Hr. S. auf diesem Grunde gearbeitet hat; alsdann wird sich der ganze Stoff, den er geliefert, beurtheilen lassen. Dies wird aber am besten, nach dem Begriffe vom Staatsrecht, geschehen können, den Hr. S. seiner Arbeit unterleget hat: und diesen finden wir §. 13. und 14. der Einleitung.

Hr. S. hat nemlich ein solches brauchbares Staatsrecht schreiben wollen, in welchem die allgemeine Staatswissenschaft mit der historischen Staatslehre dergestalt vereiniget wäre, daß es zum Grundriß einer jeden Regierung bey gesitteten Völkern dienen könnte. Wie er aber ein solches Staatsrecht schreiben können, verstehen wir nicht, wenn eine solche Ausführung dem Begriffe eines Staatsrechts getreu bleiben soll. Denn auf diese Art könnte wohl eine Abhandlung, von der schicklichen Einrichtung der rechtlichen und politischen Verfassung eines Staats, zur glücklichen Erreichung seines Zwecks, nach Grundsätzen der Vernunft und Erfahrung, kurz eine Staatskunst, aber kein Staatsrecht entstehen. Das Staatsrecht nach der Vernunft und Erfahrung betrachten, heisset unsern Begriffen nach so viel, als die allgemeinen Grundsätze des Staatsrechts mittelst des natürlichen und besonders des gesellschaftlichen Rechts aus dem Begriffe eines Staats entwickeln, und nach Anleitung bewährter Geschichte zeigen, wie man nach der Denkungsart der vornehmsten Völker und der Erfahrung, diese allgemeine Grundsätze bald mehr bestimmet, bald gemildert und eingeschränket habe. Wenn nun Hr. S. auf diese Idee hingesehen hätte; so hätte er auch das, was allen Regierungsformen gemein, von dem, was nur den besondern Arten derselben eigen ist, unterscheiden, und dann nur dasjenige, was Rechtens ist, hauptsächlich angeben sollen, ohne dasjenige einzumischen, was die Sache der Staatskunst ist;

ob-

obgleich solches mit Maße zur Erläuterung der Rechtssätze hätte angebracht werden können. Allein Hr. S. hat nicht nur keines von diesen beyden Stücken beobachtet, sondern ist auch in der Ausführung seines Werkes beständig zwischen den beyden eben angeführten Hauptbegriffen hingegangen, und hat bald den einen, bald den andern, doch immer mehr den Begrif der Staatskunst berühret. Und dies ist wiederum durch den noch überall nicht recht fest stehenden, und auch auf die Art, als Hr. S. §. 10. und 11. der Einleitung nach dem Lyncker es versucht hat, noch nicht auf einen sichern Grund gebrachten Unterschied dieser Wissenschaft, von dem Staatsrechte, geschehen. Hr. S. sucht das Unterscheidungszeichen dieser beyden Wissenschaften darinn, daß er die zum Wohl des Staats nothwendigen, mit Gesetzeskraft und Zwang versehenen Maßregeln zum Gegenstand des Staatsrechts macht, und die blos nützlichen hingegen, die entweder von keinem solchem Zwange begleitet sind, oder doch in ihrer Anwendung keine Gewalt vertragen, der Staatsklugheit zuschlägt. Aber diese Regel, oder die Mittel zu den Zwecken des Staats, die darinn ausgedruckt liegen, sie mögen nun mit oder ohne rechtlicher Gewalt ausgeübet werden können, gehören überall nicht in das Staatsrecht. Ihre Erfindung, wie Hr. S. selbst nach dem §. 9. der Einleitung zugestehen muß, ist vielmehr das Werk der Staatskunst, so wie ihre geschickte Verbindung und Handhabung die eigentliche Beschäftigung der Staatsklugheit ist. Die Staatskunst lehret nur immer dasjenige, was wir zur Ausführung unsrer Befugnisse, die sie voraussetzet, zu thun haben, und dann zeiget die Staatsklugheit, die Art und Weise, wie solches am schicklichsten und vortheilhaftesten geschehen könne. Das Staatsrecht hingegen träget diese Befugnisse selbst vor, und nur nach seinen Grundsätzen kann man beurtheilen, ob wir etwas mit einem vollkommenen Rechte thun können, oder durch allerhand rechtliche mildere Einleitungen unsre Zwecke zu erreichen suchen müssen? Doch entwickelt das Staatsrecht immer nur im allgemeinen diese Befugnisse, und niemals bestimmt es die Mittel, die zu ihrer Ausübung nothwendig oder dienlich sind. Es verhält sich zur Staatskunst, wie die reine Mathematick zur angewandten, oder wie sittliches Vermögen zum physischen: es liefert die Formen und jene die Materie.

Da Herr S. seine Erklärung vom Staatsrecht auf seinen Begriff vom Staat gepasset hat; so können wir nicht umhin, auch darüber unsre Meynung zu sagen. Hr. S. giebt eine

bloße

bloße Namenerklärung vom Staat, und nimmt seinen Zweck zu willkührlich an, ohne ihn genugsam erwiesen zu haben. Dennoch ist eben dieser rechtliche Zweck der feste Punkt, woran alle übrige Grundsätze des Staatsrechts anschliessen. Auch hätte hiebey hauptsächlich auf das rechtliche, und nicht so sehr auf das geschichtliche gesehen werden müssen; und dabey kam es auf folgende Fragen an: Was haben die Menschen bey Errichtung einer bürgerlichen Gesellschaft würklich gethan? Wie konnten sie das rechtmäßiger Weise thun? und, was konnten sie dabey für einen rechtlichen Zweck haben? Die Antwort auf die erste Frage hätte man aus der Erfahrung und Geschichte ziehen, und die beyden letzteren durch die Anwendung der Grundsätze des Naturrechts auf das Resultat der ersteren beantworten sollen; so würde man, in Rücksicht auf die zwote Frage, die rechtliche Entstehung, und, in Absicht auf die dritte, den rechtlichen Zweck des Staats haben zeigen können. Dadurch aber ist es nur allein möglich, den wesentlichen Inhalt des Originalcontrakts der bürgerlichen Gesellschaft herauszubringen, zu sagen, was allgemeines, was Privat-Wohl sey, und zu bestimmen, in wie ferne das letztere dem ersteren untergeordnet sey. Denn es ist hart, so schlechthin, wie Hr. S. zu sagen, daß das besondere Wohl dem allgemeinen durchaus weichen müsse, und eine Art von Philosophie, bey der überall keine bürgerliche Freyheit bestehen kann. Wenn aber Hr. S. §. 176. sagt, was ist bürgerliche Freyheit, wann sie dem Staate zur Last fällt? so müssen wir dagegen fragen, was ist allgemeines Wohl, bey dem keine Sicherheit der Rechte statt findet? Sich aber bey dergleichen Fällen, wo das Privat-Wohl dem gemeinen Besten, dessen Umfang doch noch nicht bestimmt ist, nachgeben soll, auf eine Collision berufen, ist eben so übel gethan, als wann man sich in der Romane und dem Trauerspiel, um den Knoten aufzulösen, mit einer Ohnmacht hilft. So lange indessen der wahre Sinn des Originalcontrakts der bürgerlichen Gesellschaft nicht ausgemacht ist, wird das allgemeine Staatsrecht nie zu einer solchen Festigkeit gedeyen, daß man es durchaus sicher in Anwendung bringen kann, und für die Nationen immer gerathener seyn, durch Grundverträge und Gesetze, die Rechte der höchsten Macht zu bestimmen. Eben so hätten wir gewünscht, daß Hr. S. den Staat im gleichen Zustande angenommen hätte, denn die Zweydeutigkeit dieses Ausdrucks bey Seite, ist er seinem wesentlichen Begriffe nach, eine gleiche Gesellschaft. Ohne einen Sprung in der Entwickelung zu machen, kann man nie auf

eine genugthuende Art die rechtlichen Ungleichheiten, die in der Oberherrschaft liegen, erklären, wenn man nicht den Begrif einer gleichen bürgerlichen Gesellschaft zum Grunde setzet. Hingegen kann man alle Grundbestimmungen des Staats sowol vor sich, als auch in ihren wesentlichen Verhältnissen, ohne Rücksicht auf die Oberherrschaft, herausbringen. Man muß nur immer bedenken; daß hier nicht die Rede von dem, was, und wie es würklich geschehen ist, sondern nur davon, wie es den Rechten nach hat geschehen können, sey. Das erste ist die Sache des Geschichtslehrers, das andre aber des Philosophen. Freylich haben die Nationen bey Errichtung ihrer Regierungen nicht alles so deutlich überdacht und nach einander vorgenommen, als der Philosoph die verschiedenen Stücke des Staatskörpers allgemach aufführet und ihre Zusammensetzungen und Modificationen zeiget. Allein das kann uns nicht irren. Es ist damit, wie mit der dogmatischen Seelenlehre, verglichen mit der Art, wie die Seele vor sich würklich handelt. Sie verfährt nach den Grundsätzen dieser Wissenschaft, wenn sie anders richtig sind; aber nicht so, daß sie vorher alle ihre Schritte darnach überrechnet und ordnet. Was der Philosoph durch langes Nachdenken erst herausbringet, das verrichtet sie in einem Augenblick, und überlässet es ihm, ihr auf dem Wege nachzuspüren, den sie gegangen ist. So wie nun Hr. S. verfahren, hat er den Begrif des Staatskörpers nicht in seine ursprüngliche Grundtheile aufgelöset, noch weniger die rechtliche Entstehung derselben, ihre wesentliche Eigenschaften und Verhältnisse gezeiget. Daher hat er auch nicht jeden Theil in seine Aeste und Zweige auswickeln, noch ihre Richtungen und Berührungspunkte bestimmen können, in welche sie mit den Zweigen anderer Theile zusammen laufen. Auf diese Weise ist es geschehen, daß der Bau des Staatssystems des Hrn. S. im Ganzen nicht die gehörige Festigkeit, Einfachheit, Ordnung und Gleichheit hat, in dem einige Grundstücke fehlen oder schwach verbunden, andre aber zu weit vorgerückt oder zurückgesetzet sind. Wir wollen hier nur die Majestät zum Beyspiel nehmen, wie sie von Hrn. S. sowol im §. 8. an sich, als auch in der Folge ihren allgemeinen Eigenschaften und besonderen Rechten nach ausgeführet ist.

Genug von der Grundlage des Systems des Herrn S.; noch einiges über das Einzele desselben. Der Begrif des Staatsintresses, §. 60. ist schwankend. Herr S. beziehet Macht auf Glückseligkeit, System auf Macht, und Staatsintresse auf Macht und System, ohne daß diese Beziehungen we-

weder jetzt, noch vorher deutlich bestimmet wären. Ueberall hat Herr S. Grundmacht, höchste Macht und Oberherrschaft nicht von einander unterschieden, welches nicht wenig Verwirrung in sein Lehrgebäude gebracht hat. Daher kommt es, daß er weder ihre Eigenschaften noch ihre Verhältnisse angegeben, und unter andern auch die Zweydeutigkeit der Souveränität, da sie bald eine Beschaffenheit der höchsten Macht überhaupt, bald ein besonderes Kennzeichen der Oberherrschaft ist, übergangen hat. Die Eintheilung der Majestätsrechte, §. 96. ist weder ordentlich, noch genau. Man siehet nicht, wie diese Rechte, so wie sie gestellet sind, auf einander folgen, noch ihre eigentliche Beziehungen und ihren Entstehungsgrund.

Bey der Streitfrage über die Theilbarkeit der Majestätsrechte, die Herr S. §. 89. und den folgenden berühret, hat er die rechte Fuge nicht getroffen, wo man sie auseinander legen kann. Sie zerfällt nemlich in folgende Fragen: Ist es der politischen Freyheit zuträglicher, die Majestätsrechte zu vertheilen und sie mehreren Inhabern einzugeben? und, kann eine solche Vertheilung unbeschadet der wesentlichen Untheilbarkeit der Majestät geschehen? Montesquieu, Mably und Justi suchten nur durch ihre Gründe das erste zu beweisen. Sie kannten dabey die Einheit der Majestät zu gut, als daß es ihnen je in den Sinn gekommen wäre, dieselbe zu zerstückeln und die Inhaber der verschiedenen Majestätsrechte von einander unabhängig zu machen. Eben dieses suchten sie vielmehr durch allerhand politische Verbindungen, die sie bey der Vertheilung der Majestätsrechte angebracht wissen wollen, bestens zu verhindern, wie dieses Montesquieu bey der Zergliederung der Englischen Regierungsform, Liv. XI. Chap. VI. de l'Esprit des Loix, recht meisterhaft gezeiget hat. Allein die Freunde der Monarchie, durch Wahn oder Leidenschaft geleitet, glaubten, daß eine solche Vertheilung der Majestätsrechte dennoch nicht mit der wesentlichen Untheilbarkeit der höchsten Macht bestehen könnte. Von beyden Seiten war daher überall nicht die Rede, von der Theilbarkeit der Majestät an sich, sondern es kam nur auf die zwote Frage an. Und hiebey hat es gar keine Schwierigkeit, sich der Theorie nach eine solche Vertheilung der Majestätsrechte zu denken, bey der die Einheit der höchsten Macht unverletzt bleibt. Aber desto schwerer ist es in der Ausübung würklich eine solche zu veranstalten und die eigentliche und sicherste Einrichtung zu zeigen. Sie ist daher immer das Meisterstück einer tiefen Politick gewesen, und Montesquieu, Justi und andere haben die dabey vorkommenden

den

den Schwierigkeiten wohl erkannt. Kurz, einigen Völkern schien der Arm der höchsten Macht in seiner natürlichen Stärke zu gefährlich, für ihre Freyheit und die Sicherheit ihrer Rechte zu seyn. Sie brachen ihn daher an der Stelle, wo die gesetzgebende und ausübende Macht sich innigst berühren, und setzten ihn, je nachdem sie ihm mehr oder weniger Stärke geben wollten, oder zu geben verstanden, verschiedentlich und auf eine künstliche Art wieder zusammen, indem sie ihn durch allerhand politische Verbindungen verschieneten.

Alle Gegenstände der Gesetze im Staat beziehen sich nah oder entfernt auf seinen Zweck, und diese Verhältnisse liegen in den Verordnungen der Gesetze zum Grunde. Eben dieses hat Montesquieu, in seiner Erklärung vom Gesetze, ausgedruckt. Hr. S. würde daher in seiner Abhandlung von den Gesetzen weit glücklicher gefahren seyn, wenn er solcher gefolget wäre, statt daß er sie eben nicht allzu billig getadelt hat. Die Privatgesetze beziehen sich immer auf das gemeine Wohl, denn wie könnte sich sonst der Staat in die Privatangelegenheiten mischen? Der Unterschied der Staats- und Privatgesetze lieget nur in der mittelbaren oder unmittelbaren Berührung des allgemeinen Wohls, welches Herr S. §. 117. nicht deutlich genug bemerket. In der Abhandlung von den Strafen und Belohnungen scheinet er, die Arbeiten der neueren in diesem Fache nicht so sehr genutzet zu haben, als man es erwarten konnte. Ueberall aber hat er die Klugheit im strafen mit dem Rechte zu strafen, worauf er doch hier insonderheit hätte sehen sollen, vermengt, und man merkt leicht, woher dieses gekommen ist. Der so bedeutende Begriff des Geistes der Gesetze ist, in dem §. 164. nur in gar zu wenige Betrachtung gezogen, und in der Oberaufsicht im Staate ist das Recht zu lenken, nicht von dem Rechte zu wissen, gehörig unterschieden worden. Sonst ist dieses Recht, besonders als das Recht zu wissen genommen, zwar von der gesetzgebenden und vollstreckenden Macht unterschieden; allein dennoch ein solches allgemeines Recht der Majestät, das sich bey beyden nothwendig befindet. Bey der Erklärung der auswärtigen Majestätsrechte ist Herr S. zu weit in das Gebiet der Politick, und besonders des Völkerrechtes, vorgedrungen. Man will bey der Ausführung dieser Rechte hier nicht wissen, was der Staat oder sein Oberherr auf andere Staaten in seinen allgemeinen oder besondern Beziehungen auf solche für Befugnisse habe? Denn diese lehret das Völkerrecht. Vielmehr soll nur gezeiget werden, was die Majestät auf die Unterthanen und seinen Staat

selbst

selbst für Rechte habe, wenn man auf die erstgedachten Befugnisse zurück siehet.

Was endlich die Art betrift, wie Hr. S. seinen Stoff behandelt hat, so können wir ihr unsern Beyfall nicht völlig geben. Seine Gedanken laufen an vielen Stellen nicht leicht genug aus einander, sondern sind nur zu oft spröde und brüchigt. So wie er sie zuweilen gestellet, hat er das Licht mehr zerstreuet, als an den Hauptbegriffen und Wahrheiten zusammen gehalten. Noch mehr vermißt man die Uebereinstimmung und gleichmäßige Zusammenordnung desselben, welche eben das Halbdunkle des Schriftstellers ausmachen. Auch die Beyspiele sind nicht immer so gekehret, daß sie auf die Lehrsätze genug hinleuchten; und bey diesen ist es ihm mit den Verzierungen von Witz, die er ihnen gegeben hat, nur selten gelungen. Ein wenig mehr Wahl in den Anführungen, die sonst zum Beweise der guten Bekanntschaft des Herrn S. mit der Litteratur dienen, würde nicht übel gewesen seyn. Aber warum wird Herr de la Riviere, Herr Mercier, genannt, da doch letzteres der sein Geschlechtname ist, den die Franzosen nicht, sondern statt dessen den Namen eines Landgutes, oder sonst einer andern Besitzung, zu führen pflegen? Denn warum nannte man sonst den Montesquieu, nicht vielmehr Secondat? Endlich ist auch Herr S. nicht frey genug vom System, und merkt man ihm, die Anhänglichkeit an ein gewisses wohlbekanntes Lehrgebäude nur gar zu deutlich an.

Nach allem diesen können wir dennoch das Urtheil fällen, daß Herrn S. Staatsrecht für diejenigen, die nicht tief in die ersten Grundsätze dieser Wissenschaft eindringen wollen, noch immer ein brauchbares Buch, und er selbst ein Mann sey, der alle Aufmunterung verdienet.

Sm.

---

3. Arzneygelahrheit.

Geschichte der Krankheit und der Cur eines 27 Jahr hindurch mit der Epilepsie geplagten Frauenzimmers, herausgegeben von Joh. Gordack, D. Stadt- und Kreysphysikus des Memelschen Kreyses. Königsberg, bey Zeisens Witbe, 1770. 4.

Ein

Ein wohlgeschriebener Bogen, worinn Hr. G. diese gewiß merkwürdige Cur beschreibt. Die Epilepsie rührte von verschiedenen Arten von Würmern im Magen her, und nachdem die Person durch viele Mittelsalze, Wurmarzeneyen und Purganzen von ihnen, und vielem Schleime, nebst andern unnatürlichen Excrementen, befreyt worden war, genaß sie von einer 27jährigen Epilepsie, die sie seit ihrem 15ten Jahre, alle 14. Tage, mit den scheußlichsten Zufällen gemartert hatte. Der Casus ist in vielen Stücken lehrreich. Es ist ein Hauptvortheil, die Purganzen mit einem Nachtrunke von ganzen Strömen kaltes Wassers zu geben; es erleichterte die Anfälle nicht so gut, als der Wein; nach der Cur hat ein Schrecken die Rose im Gesichte, ein äusserster Verdruß ein Gallenfieber, und eine gramvolle Betrübniß, Mangel des Appetits und Schlafs und Niedergeschlagenheit, keines von allen aber die vorigen Anfälle wieder erregt. Zur Nachcur verbindet H. G. mit den Mittelsalzen und Purganzen die Fieberrinde.

B.

Hurels Abhandlung über den Wurm, eine Krankheit, welche die Pferde sehr oft befällt, aus dem Franz. Breßlau, bey Gutsch, 1771. $4\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Unter der Menge von Büchern, die wir jede Messe übersetzt drucken müssen, konnte Hurels Schrift auch immer mit durchgehen; der Verf. der in Paris die Pferdarzneykunst ausübt, schreibt gut über eine gefährliche und beschwerlich zu heilende Krankheit; nur scheint der Uebersetzer einer von den gewöhnlichen zu seyn, die zufrieden sind, wenn man sie nur versteht. Der Wurm scheint dem Verf. eine vollkommne Aehnlichkeit mit dem Aussatze der Menschen zu haben. Kennzeichen, Ursachen und die ganze Beschaffenheit der Krankheit führt er wohl aus, aber daß der Wurm, den ein Pferd durch das Anstecken bekömmt, der gefährlichste seyn soll, gefährlicher als der, der sich aus einem Verderben der Säfte von selbst erzeugt, wie der Verf. S. 16. sagt, kann der Recensent unmöglich sich überreden: es ist wider Theorie und Erfahrung. In dem Falle möchte es Statt finden, von dem S. 25. die Rede ist; wenn ein Pferd die Beulen eines am Wurme kranken leckt, und dadurch angesteckt wird. Auch glaubt der Rec. dem V. nicht (S. 27) daß die Druse von der Milch herrühre, die das Füllen gesogen hat. Hurel tadelt die Einthei-

lung der verschiedenen Arten vom Wurme, die einige annehmen; er selbst giebt nur drey Gattungen an. Zur Heilung des Wurmes braucht er vornemlich einen gewissen Wurmtrank, den er aber nicht beschreibt; überhaupt scheint Hurel nur geschrieben zu haben um sich neue Kunden zu verschaffen. Indessen mußte er noch weniger von seiner Heilungsart sagen als er wirklich thut, wenn er den Recensenten für sich einnehmen sollte; seine Theorie ist gut, seine Heilungsart allzufranzösisch. Purgieren und Aderlaß ohne Aufhören; selbst beym Wurme, ja sogar bey zurückgetretener Druse läßt der Verf. ein, zwey, drey, auch wohl viermal zur Ader, so daß nur zwo Stunden Zwischenzeit zwischen zwoen Aderlässen sind. Fast ganz unglaublich ist die Hülfe, die Hurel dadurch gestiftet haben will. Er erzählt sechs Erfahrungen über die Krankheit von der er schreibt.

Vorlesungen über das heutige herumgehende Viehsterben, von Peter Camper, aus dem Holländischen übersetzt von J. C. Lange, M. D. Kopenhagen, bey Proft und Rothens Erben, 1771. in 8. 11 Bogen, 1 Kupfer.

Eine sehr wichtige Schrift, eine der besten über die Hornviehseuche, die wohl verdient hätte einem bessern Uebersetzer in die Hände zu fallen, als der gegenwärtige ist. Wer kein Holländisch versteht, der wird nicht begreifen können, was die Anrede durch die beyden Buchstaben J. L. oder E. L. bedeuten soll: Der Uebersetzer hätte anstatt des Holländischen Gy-Lieden und V-Lieden, nicht Ihr Leute und euch Leute, sondern Sie, Ihnen setzen sollen, wie man im deutschen mit einer Gesellschaft spricht. Doch in den Hauptsachen ist die Uebersetzung noch so ziemlich verständlich.

Der Verf. hielt die vier Vorlesungen, woraus die Schrift besteht, zu Gröningen auf dem anatomischen Theater im Februar 1769., zu einer Zeit, da die Hornviehseuche in den Niederlanden ganz ausserordentlich wüthete. In der ersten Vorlesung handelt er von den Adern nur blos in so weit, als sie jemand kennen muß, der den Puls bey dem kranken Viehe untersuchen will, und dann von der Lage der Eingeweide des Hinterleibes. Der Verf. untersucht den Puls an der innern Seite der Hinterschenkel: Denn am Halse oder an dem Vorderbuge kann man wegen des mit der Seuche verbundenen Hustens

stens den Puls nicht wohl bemerken, die Ader unter dem Schwanze aber dazu zu wählen, ist unreinlich. Die zwote Vorlesung enthält eine ausführlichere Betrachtung der Eingeweide des Hinterleibes und der Brust, besonders aber der vier Magen des Rindviehes, welche bey der Seuche vorzüglich leiden. Van Swieten sagt, die Milch gerinne in dem ersten Magen der Kälber und werde nachher in dem vierten Magen durch die Galle wieder aufgelöst; der Verf. zeigt, wie falsch dieses sey: Die Milch gerinnt erst in dem vierten Magen; und die Galle vermischt sich nicht eher als in dem Zwölffingerdarme mit der Speise. Die dritte Vorlesung über die Weise, wie das Wiederkäuen geschieht, ist vorzüglich merkwürdig. Vier Magen sind nicht zum Wiederkauen nothwendig, wie die Alten, und viele Neuern, z. Ex. Buffon lehren. Das Pecari soll nach Buffon blos deswegen nicht wiederkauen, weil es keine vier Magen habe, die doch Daubenton in dem nemlichen Buche abbildet. Auch Perrault wird widerlegt, welcher behauptet, die Gazelle habe nur zween Magen; der Verf. hat vier darinn gefunden, so wie auch in dem kleinen Rehe aus Guinea, die er abgebildet liefert; und auch diesem Thiere spricht Buffon das Wiederkauen ab. Ausser denen Thieren, von denen es am bekanntesten ist, daß sie wiederkauen (Pecora *Linnaei*), schreibt der Verf. dasselbe auch noch dem Hasen und dem Kaninchen zu: er erkennt die wiederkauenden Thiere überhaupt daran, daß die untere Kinnlade bey ihnen viel schmäler ist als die obere, und daß sie sich auch seitwärts bewegen kann; diese Bildung findet er wenigstens blos bey den wiederkauenden Thieren. In Absicht auf die Art, wie das Wiederkauen eigentlich geschieht, lehrt man gemeiniglich, die wiedergekauete Speise gelange zum zweytenmale in den ersten Magen und gehe von da in den zweyten und dann in den dritten; der Verf. versichert durch Erfahrungen gefunden zu haben, daß das sich nicht so verhalte, sondern, daß die wiedergekauete Speise sogleich in den dritten Magen gelange. Vom zweyten Magen muthmaßt er, daß dieser dazu diene, den Brocken von Speise zu bilden, der wiedergekauet werden soll, und ihn in das Maul hinauf zu drücken.

Die vierte Vorlesung endlich handelt von der Viehseuche selbst. Erst kömmt eine Geschichte der verschiednen Seuchen, wie sie gewüthet haben, nebst einer Anzeige der vornehmsten Schriftsteller darüber. Die Zufälle bey der Krankheit folgen dann, die innere Beschaffenheit des Viehes, welches an der Seuche gestorben ist, die Kennzeichen des guten und bösen Ausganges der Krankheit und die Ursachen derselben. Ein Aus-

zug hieraus würde zu viel Platz wegnehmen. Nun die Heilung, wo der Verf. wenig Hülfe verspricht. Am meisten ist er für die Einimpfung, die er nachher auch mit besonderm Eifer an einigen hundert Stücken Vieh betrieben hat: indessen ist man in den Niederlanden doch wieder zuletzt von der Einimpfung abgegangen, wie der Recensent aus neuern Nachrichten weis.

Beytrag zur Geschichte der Kriebelkrankheit im Jahre 1770. von D. Jo. Ernst Wichmann, Königl. Hofmedicus. Leipz. und Zelle, Gsellius, 1771. 78. 8.

Herr W. mußte auf Befehl der Hannöverischen Regierung die Gegenden bereisen, in denen diese traurige Krankheit im Schwange war und dieser Beytrag ist die Frucht der medicinischen Reise, die H. W. mehr als Zuschauer, denn als Arzt gemacht hat. Was der Arzt darinn für Versuche, glückliche und vergebliche, angestellt hat, haben wir von dem Zellischen Hofmedicus H. Taube zu erwarten, der an einer vollständigen Geschichte der Epidemie arbeitet. Und die Krankheit ist es werth, daß sich die Menschenliebe zweener so geschickten Aerzte damit beschäftige, da sie eine der traurigsten ist, die man sehen kann; da sie den Menschen, den sie beym Leben läßt, zum Thiere und fast zur Pflanze herab senket; da sie den niedrigsten Theil der Menschen befällt, der arm und hülflos ist und den Arbeiter durch Lähmung der Gliedmaßen, die ihm alles sind, in den beklagenswürdigsten Zustand für ihn selbst und seine ganze Familie versetzt.

Das Kriebeln (Formicatio) charakterisirt die Krankheit in der ersten Periode, obwohl in einer Gegend sich auch Zeichen eines unverdaulichen Zunders im Unterleibe durch Kneipen und Durchlauf verriethen. Im zweyten Grade ergreift der Krampf die Beugemuskeln an Händen und Füssen. Im dritten behaftet er den Vorderarm, macht die Füsse zur Bewegung ungelenk; ergreift das Haupt und die Brust, macht sinnlos und engbrüstig; erregt Zuckungen und den Jammer. In der Zeit des Nachlasses findet sich eine Taubheit, Unempfindlichkeit und Blödsinn, der durch Complication Wahnsinn wird, wie die Zuckungen aus Complication oft in den Jammer übergehen. Der Tod erfolgt in einem starken Anfalle von Convulsionen. (Der Rec. hat ihn der Apoplexie der Epileptischen ähnlich gesehen.) H. W. scheint die Krankheit dem

Veits

Weitstänze nahe zu kommen und schon vor 200. Jahren hat die medic. Fakultät zu Marburg eine Epidemie in Hessen genau so beschrieben, wie sie sich 1770. im Hannöverischen geartet hat. Hier hat man indessen nicht den trocknen Brand und das allmählige Absterben der Glieder gesehen, das man in Frankreich bemerkt hat. Moralische Eindrücke und körperliche Fehler ändern die Gestalt der Krankheit in etwas. (Beydes hat auch der Rec. bemerkt.) Doch bey Blatterniden hatte die Complication keine Einflüsse, sondern jede Krankheit behielt ihren Lauf und ihre Zufälle, ohne auf einander zu wirken. Eine gewisse wässerige Geschwulst an dem Gelenke der Hand, die weder von guter noch böser Vormahnung war, scheint Hn. W. doch eine Art einer glücklichen Metastasis zu seyn, weil bey desselben Gegenwart die Zufälle geringer waren. (Der Rec. hat zugleich bemerkt, daß die Hände dabey leichenmäßig kalt und trocken anzufühlen waren.)

H. W. ist nicht ungeneigt, das aus frischem Rocken gebackne Brod anzuklagen, das durch seinen specifischen unangenehmen Geruch und die schwarze Farbe verdächtig und durch seine feste, klebrige, fast lehmartige Beschaffenheit gewiß unverdaulich war. Aus demselben hatten die Landleute fast alle Speisen bereitet und sich recht damit gestopft. Ein Zehntel, auch wohl ein Achtel davon war Brand und überdem viele scheinbar gesunde Körner zusammen geschrumpfen, gleichsam atrophisch und halb verwittert, als wie von Würmern zerfressen: aber kein Zeichen eines Insekts oder Anstichs davon. Man setze dazu: die Seuche war da nicht, wo der Rocken rein war; die Kranken besserten sich, wenn sie reinen Rocken bekamen; die Säuglinge, so lange sie noch nicht Brod aßen, befielen nicht. Den Brand hält H. W. doch nicht für unschuldig, obgleich ihm das schädliche unbekannte Principium durch die ganze Masse des Rockens ausgebreitet zu seyn scheinet. Sehr gründlich beantwortet er einige neuere Einwendungen gegen die Schädlichkeit der Kornzapfen. Die Linnäische Theorie vom Raphanistrum verwirft er mit Recht, weil da, wo die Krankheit herrscht, kein Weizen und Gärsten gebaut wird. (Dasselbe können wir auch bezeugen.)

Der Krankheit vorzubeugen, ist bey dem Bauern um so mehr schwer, da bey ihm das klägliche Alternativ zwischen Krankheit und Hunger Statt findet und er, durch Hunger hingerissen, lieber krank zu werden waget. Die Landesregierung gab alten Rocken und schickte Aerzte: aber meistens verschmäht der Landmann sie und führt kein gemäßes Verhalten. In der

Cur selbst scheint H. W. den Brechmitteln und Abführungen noch das meiste einzuräumen.

Es ist diese Schrift mit einem kenntlichen Beobachtungs- und Prüfungsgeiste, mit einer wohlgebrauchten nicht verschwendeten Gelehrsamkeit und in einem so deutlichen, einleuchtenden und angemessenen Ausdrucke geschrieben, daß man sie mit einem lehrreichen Vergnügen lieset, und den Verfasser sogleich aus dem großen Haufen der gemeinen Schriftsteller aushebt. Einen Druckfehler haben wir bemerkt, an dem man sich Anfangs stößt. S. 76. steht Schwulst statt Schweiß.

X.

Joseph Jacob Plenk's, der Wundarzney und der Geburtshülfe Meisters, Sammlung von Beobachtungen über einige Gegenstände der Wundarzneykunst. Erster Theil. Wien, bey R. Gräffer, 1769. 8. 200 Seiten.

Freylich ist es wahr, daß mancher Wundarzt aus Abneigung gegen das Bücherschreiben, oder mancherley andern Ursachen, der Welt manche brauchbare und wichtige Wahrnehmung vorenthält (ob es gleich eben so wahr ist, daß mancher Wundarzt aus allzugroßer Neigung zum Bücherschreiben der Welt manche entbehrliche und alltägige Wahrnehmung aufdringt) und H. Plenk ist daher zu loben, daß er sich entschlossen hat, Herzhaftigkeit genung zu haben, sich solcher Beobachtungen anzunehmen; Geschmack genung, sie zu wählen; und Selbstverläugnung, sie gegen das Urtheil der Kunstrichter zu vertreten. Nur müssen wir die kleine Anmerkung machen, daß man diese einem Sammler vielleicht wirklich nöthigen Eigenschaften, nicht eben immer sogleich wirklich hat, so bald man sich entschließt, sie zu haben; ja, was noch sonderbarer ist, daß man sie oft alsdann am wenigsten hat, wenn man glaubt sie gewiß zu haben. Die zweyte, der Geschmack, steht am wenigsten zu unsern Befehlen.

H. Pl. wird nicht immer Sammler, sondern zuweilen auch selbst Schriftsteller seyn. Jeder Wundarzt hat die Erlaubniß Aufsätze und Wahrnehmungen zu diesen Sammlungen mitzutheilen. Jedes viertel Jahr wird einen Theil liefern. Vier Theile also in einem Jahre! Dies ist fast ein wenig zu viel, als daß man glauben könnte, daß H. Pl. dieses Werk lange fortsetzen, und immer mit neuen und wichtigen Beobachtungen versehen kann.

Dieser erste Theil enthält eigentlich Abhandlungen über verschiedne chirurgische Materien, in welchen man hier und da einige eigene und neue Beobachtungen antrift. Den übrigen großen Raum füllen ganz besondre Theorien, und, nicht vom Untergange gerettete, sondern aus bekannten Büchern zusammengetragene Wahrnehmungen aus. Und alle diese Sächelgen überreicht man uns mit einer Miene, die kaum den Erfinder der wichtigsten Wahrheiten kleiden würde. Gewiß, nach einer solchen Vorrede konnte man mehr erwarten.

In der ersten Abhandlung, von der ächten Weise, dem Staate nützliche Wundärzte zu ziehen, sagt man uns, daß ein Wundarzt die Anatomie, Osteologie, Physiologie, Materia medica u. s. w. erlernen müsse: Dies wissen wir längst, und dennoch geschiehet es nicht. Es fragt sich also: Wie kann man es dahin bringen, daß ein jeder Wundarzt inskünftige alle diese Wissenschaften erlerne?

Die zweyte Abhandlung, von den Wirkungen des Donners auf den menschlichen Körper, fängt sich wirklich mit einem Donnerwetter an. Den Blitz hält der V. vor eine concentrirte elektrische Materie, und daher glaubt er, daß die Elektricität in unsern Händen eben das sey, was der Donner in den Händen der Natur ist. Wenn man einen Menschen, der vom Donner beschädigt worden ist, heilen will, muß man, sagt der V., auf folgende Umstände sehen: alle große und kleine Gefäße sind durch die elektrische Materie des Blitzes, welche in den Körper gedrungen ist, ausgedehnt und der Zerreissung nahe; es muß deswegen eine Ausleerung durch eine Aderlaß, und antiphlogistisches Purgiermittel geschehen. Das Gehirn, die Nerven und alle Gefäße und Eingeweide sind durch die heftige Erschütterung und Ausdehnung geschwächt, und müssen daher gestärkt werden; der V. schlägt zu dieser Absicht die Fieberrinde vor: Der ganze Körper ist mit einer großen Menge elektrischer Materie angefüllt; diese muß aus dem Körper geschaft werden; in dieser Absicht kann man einen solchen Menschen mit eisernen Stangen berühren, oder man kann ihm auch Eisenfeile eingeben; denn wenn man die elektrische Materie durch eiserne Stangen aus den Donnerwolken ziehen kann, so wird man sie ja auch damit aus einem menschlichen Körper ableiten können. Warum nicht? Der Wundarzt muß nur ein wenig eilen, damit die elektrische Materie nicht entwischt, ehe er mit einem Stück Eisen ankömmt.

In der dritten Abhandlung versucht man durch eine neue Theorie die Wirkungen der Luftstreifschüsse zu erklären. Man

hat bisher geglaubt, daß eine Kanonenkugel, indem sie mit der schnellesten Bewegung nahe an einem Theile des menschlischen Körpers vorbey fliegt, die Luft gegen den Körper stoße, und daß dieser Druck der Luft den Körper beschädigen könne; die Beschädigung hat man einen Luftstreifschuß genannt. H. le Vacher leugnet im vierten Bande der Abhandlungen der Akad. der Chirurgie zu Paris, daß die durch eine Kanonenkugel in Bewegung gesetzte Luft so heftige Verletzungen am Körper verursachen könne, als gemeiniglich die Luftstreifschüsse sind, und unser V. pflichtet dieser Meynung bey. H. le Vacher behauptet aber auch zugleich, daß es ganz und gar keine Luftstreifschüsse gebe, und daß das, was man dafür hält, wirkliche Streifschüsse sind; dieses aber ist nach der Meynung des V. falsch, es giebt wirklich Luftstreifschüsse, und sie entstehen nach der neuen Theorie unsers V. auf folgende Art. Eine Kanonenkugel wird, indem sie abgeschossen wird, durch die heftigste Friction im Laufe der Kanone elektrisch; ein elektrischer Funken geht aus derselben in den Theil des menschlichen Körpers, bey welchen sie nahe vorbey fliegt, und dieser Funke verursacht die Verletzung, die man den Luftstreifschuß nennt. — Nur Schade, daß Metalle durchs Reiben nicht elektrisch werden! —

Die vierte Abhandlung vom Gebrauche des Mohnsafts in chirurgischen Krankheiten. Eine reichhaltige Materie! Der V. aber meldet uns nur, daß der Mohnsaft in Entzündungen schade.

Die fünfte Abhandlung, von einer Verwundung des Zwergfells. Ein Mann wurde zwischen der sechsten und siebenten wahren Ribbe nahe am Rückgrad in die Brust gestochen. Er schlief die Nacht drauf ruhig, gieng den Morgen drauf wieder an seine Arbeit, und empfand keine Beschwerden. Gegen Mittag aber entstanden heftige Schmerzen, die keinem Mittel wichen, und bis zu Mitternacht anhielten; alsdann verschwanden sie, und der Kranke schlief den übrigen Theil der Nacht ruhig. Den Tag drauf aber entstand dieser Schmerz wieder, das Othemhohlen wurde beschwerlich, der Leib schwoll auf, es zeigte sich ein Fieber, und am sechsten Tage nach der Verwundung starb der Kranke plötzlich. Man öfnete den Leichnam, und fand eine einen Zoll lange Wunde im Zwergfelle, die sowohl den fleischigten als sehnigten Theil desselben verletzt hatte. Ein Theil des Colon war durch diese Wunde in die Brusthöhle gedrungen, und brandig. Es ist zu bewundern, daß man in diesem Falle keinen Schlucken, kein Irrereden,

den, kein sardonisches Lachen, und keinen von allen denen Zufällen bemerkt hat, die sonst gemeiniglich bey Verwundungen des Zwergfells zu entstehen pflegen. Ja nicht einen einzigen von den Zufällen einer Einklemmung eines Darms bemerkte man, ob der Kranke gleich wahrscheinlicher weise an der Einklemmung des Colons gestorben war.

Die sechste Abhandlung enthält ein Verzeichniß derer chirurgischen Krankheiten, in welchen man die Fieberrinde brauchen kann.

Joseph Jacob Plenks, der Wundarzney und der Geburtshülfe Meisters, Sammlung von Beobachtungen über einige Gegenstände der Wundarzneykunst. Zweyter Theil. Wien, bey R. Gräffer, 1770. 8. 16 Bogen.

Dieser Theil gefällt uns besser als der erste. Er enthält einige Beobachtungen, die zwar eben nicht ausgesucht, dennoch aber immer lesenswürdig sind. Den Anfang machen Beobachtungen über die Schlagadergeschwülste. Vier wahre Schlagadergeschwülste am Arme hat H. Pr. Leber durch die Compreßion geheilt; eine in 2, die andre in dritthalb, die dritte in 4 Monaten, die letzte in einem Jahre. Sie waren alle noch klein, nicht größer als eine Haselnuß, und einige Zeit nach einem Aderlasse entstanden: und also nicht wahre, wie der V. glaubt, sondern falsche Schlagadergeschwülste. Einmal war Hr. L. genöthigt einer schwangern Frau 3 Tage vor ihrer Niederkunft einen großen Pulsadergeschwulst am Arme zu operiren. Die Frau kam glücklich nieder, und war nach 2 Monaten vollkommen geheilt.

Auch falsche Pulsadergeschwülste hat H. L. durch die Compreßion geheilt. Er entblößt die Arterie, legt auf die Oefnung derselben eine Pyramide von Eichenschwamm, und an den Oberarm ein Tourinquet, um den Einfluß des Blutes in die verletzte Arterie, nicht völlig zu hemmen, sondern nur zu schwächen. In einem Falle war die Oefnung der Arterie nach 2 Monaten, und in einem andern schon den eilften Tag so fest geschlossen, daß man die Compreßion abnehmen konnte. Auch eine Pulsadergeschwulst, die in der Mitte des Schenkels war, hat H. L. durch die Unterbindung glücklich geheilt. Eine allzufest angelegte Compreßion kann den kalten Brand verursachen: dieses beweist der V. durch eine Wahrnehmung. Die Werkzeuge.

zeuge, deren sich Hr. L. zur Unterbindung und Compreßion der Schlagadergeschwülste bedienet, sind auf einer Kupfertafel vorgestellt.

II. Von der Art ergoßnes Geblüte aus der Brusthöhle zu ziehen. Wenn man sich zu dieser Operation der Röhre des Scultet bedient, muß man das Blut mit dem Munde aussaugen, und dieses ist unangenehm, ja zuweilen wohl gar gefährlich. Die Spritze des Anells erfordert zwar das Aussaugen mit dem Munde nicht, sie hat aber diesen Fehler, daß sie oft aus und eingebracht werden muß, ehe sie alles Blut aus der Brusthöhle aussaugt. Besser ist das Instrument, welches der H. Pr. Ludewig in Kapps Streitschrift de extirpatione tumorum in mamma beschreibt. Ein fast gleiches und noch bequemeres Werkzeug hat H. Leber erfunden; und von diesen finden wir hier eine Beschreibung und Abbildung. Es kann leicht in die Brusthöhle gebracht werden, man hat nicht nöthig es oft ein und auszubringen, oder den Mund dabey zu brauchen. Der Fall, wo ein solches Instrument wirklich nöthig ist, mag sich wohl selten ereignen: wenn er sich aber ereignet, so scheint dieses Instrument vor allen andern brauchbar zu seyn.

III. Beobachtung über eine Verlezung der Ribbenschlagader. Der H. Prof. Leber wurde zu einem Menschen gerufen, der so eben verwundet worden war. Er fand eine Wunde, die nahe am untern Rande eine Ribbe in die Brusthöhle drang, und aus welcher beständig viel Blut spritzte. Da man nicht zweifeln konnte, daß die Ribbenschlagader verletzt war, machte H. L. sogleich am obern Rande der Ribbe der Wunde genau gegenüber mit einem Bistouri eine Oefnung in die Brusthöhle, zog vermittelst einer biegsamen mit einem Oehre versehenen Sonde, die er durch die Wunde in die Brusthöhle brachte, und durch die gemachte Oefnung über der Ribbe wieder heraus zog, einen breiten Faden um die Ribbe, schob eine kleine an demselben befestigte Compresse auf die verletzte Arterie, und band den Faden fest zu. Das Bluten hörte auf, das in die Brusthöhle ergoßne Blut floß nach und nach durch die Wunde aus, und nach 36 Tagen war der Kranke vollkommen geheilt. Man ist dem H. L. für die Erfindung dieser Methode wirklich viel Dank schuldig, denn es ist bekannt, daß die bisher bekannten Mittel diese Hämorrhagie zu stillen, weder hinlänglich noch allezeit brauchbar sind.

IV. Hr. Brambilla von einem neuen Instrumente zur Operation der Mastdarmfistel. Ein allem Anscheine nach entbehrliches Instrument.

V.

V. **Untersuchung der gebräuchlichsten Methoden, das Quecksilber in der Lustseuche zu geben.** Wer hier eine praktische Beschreibung und Beurtheilung der vornehmsten Methoden, das Quecksilber zu geben, zu finden hoft, der betrügt sich sehr. Der V. sagt uns nur kurz, daß die Lustseuche eine alte Krankheit, und mit einem Worte, der ehemalige Aussatz der Juden sey: erklärt alsdann alle diejenigen für blind und unverschämt, welche nach den Gebrauch des Sublimats üble Folgen beobachtet haben; und rühmt die Methode des H. Plenks, der sein guter Freund ist.

VI. **Beobachtungen über den Tetanus, der von Verwundungen entsteht.** Hippocrates hielt diesen Krampf für tödlich. Von 11 Kranken, an welchen ihn der V. beobachtete, wurden nur 2. beym Leben erhalten. Der erste davon hatte eine Verletzung an der Fußzähe. So bald die Vorboten dieses Krampfs erschienen, verordnete der V. Mohnsaft mit der Fieberrinde, und verband die Wunde mit Terpentinöl, Arcäusbalsam und Eyerdotter. Die Anfänge des Krampfs blieben unverändert bis auf den vierten Tag. Denn da der Kranke anfieng alsdann die verordneten Mittel nachläßig zu brauchen, wurde der Mund geschlossen, und der Rücken steif. Der Krampf ließ nicht nach, obgleich der Kranke von nun an alle 3 Stunden 20 Tropfen Laudanum nahm, man entschloß sich daher den achten Tag die Fußzähe aus dem Gelenke zu amputiren, und noch an demselben Tage fieng der Krampf an abzunehmen. Man brachte dem Kranken alle 3 Stunden ein Clystier bey, in welchen 6 Unzen Chinadekokt und ein Gran Mohnsaft enthalten waren; der Krampf nahm nach und nach immer mehr ab, und nach acht Tagen verlohr er sich gänzlich. Man weis nicht recht, ob man den guten Erfolg in diesem Falle der China, oder der Amputation oder dem Mohnsaft zuzuschreiben hat. In einem andern Falle erfolgte der Tetanus nach einer Amputation des Fußes über dem Knie. Da der Mohnsaft alle 3 Stunden zu einem Grane genommen nichts half, verordnete man die Fieber allein im Clystier, und der Krampf ließ nach. Zuletzt setzte man zu dieser wieder den Mohnsaft, und der Krampf verlohr sich nach und nach völlig. Diesen und noch einigen andern eignen Beobachtungen fügt der V. noch die Bemerkungen des H. Sylvestor, Clephane, Charleswhite, Hoocle, Bojou, und Wagner bey, und dann zeigt er kurz die Fälle an, in welchen dieser Krampf am öftersten zu entstehen pflegt, und die Mittel, die man von je her dawider gerühmt hat.

VII. Vom Gebrauche des Weingeists in den chirurgischen Krankheiten. Eine kleine Probe von einer Abhandlung über die chirurgischen Arzneymittel, die H. Plenk in kurzem heraus zu geben gedenkt.

Herrn Thomas Kirklands Bemerkungen über H. Potts allgemeine Anmerkungen von den Beinbrüchen, in drey Briefen an einen jungen Wundarzt, der sich auf dem Lande setzen will; nebst einer Nachschrift von der Cur der zusammengesetzten Verrenkungen. Aus dem Englischen übersetzt. Altenburg, 1771. 8. 106 Seiten.

Dieses ist eine kleine lehrreiche Schrift. Der V. derselben schätzt die Schrift des H. Pott, die er widerlegt, sehr hoch, und widerlegt sie mit Bescheidenheit und Gründen. Im ersten Briefe bemerkt er, daß H. P. nicht der erste sey, der den Rath gegeben hat, ein zerbrochnes Glied in eine gebogne Lage zu legen, die gemeinen Schinnen zu verlängern, und die achtzehnköpfige Binde nicht allein bey zusammengesetzten, sondern auch einfachen Beinbrüchen zu brauchen.

Im zweeten Briefe behauptet er, daß sich Hr. Pott zu leicht und geschwinde zur Amputation eines übel complicirten Beinbruches entschliesse. Er versichert, daß die Landwundärzte unter 20. mit complicirten Beinbrüchen behafteten Gliedern kaum eines amputiren, und daß unter 10. dergleichen Kranken, die sie ohne Amputation zu curiren unternehmen, kaum einen verliehren. Dennoch aber glaubt er auch, daß sichs in Hospitälern ganz anders verhält, daß der glückliche Erfolg, welchen das Verfahren des H. P. daselbst hat, alles rechtfertigt, was dieser erfahrne Mann über diese Materie sagt, und daß die Versuche übel complicirte Beinbrüche ohne Amputation zu heilen, daselbst selten gelingen.

Der V. untersucht deswegen, woher es kommt, daß die Landwundärzte in der Cur solcher Beinbrüche ungleich glücklicher sind, als die Stadt- und Hospitalwundärzte. In einem Hospitale, das mitten in einer großen Stadt befindlich ist, vereinigt sich die übelbeschaffene Luft mit den Wirkungen der Krankheit, und verursacht eine faule Beschaffenheit der Säfte des Körpers, die vornehmste Ursach des Todes bey übelcomplicirten Beinbrüchen. Die Nothwendigkeit, in einem Hospitale ein allgemeines Verfahren zu beobachten, trägt vieles

zu dem übeln Erfolg bey, den man daselbst so oft bemerkt. Auf dem Lande hingegen hat der Kranke die Vortheile einer reinen Luft, der Wundarzt kennt die Lebensart und Gewohnheiten seines Kranken; eine kluge Nachsicht in denselben hat oft die heilsamsten Wirkungen. Eine heftige Entzündung erfordert freylich wiederholte Aderlässe; aber man muß auch bedenken, daß auf eine solche Entzündung jederzeit eine starke Eyterung folgt, die von Seiten des Kranken viele Kräfte erfordert. Der V. glaubt, daß man, so bald sich die Eyterung zeigt, und der Puls ruhig wird, sogleich die Fieberrinde, und sobald sich der Appetit einfindet, nahrhafte Kost geben müsse.

Wenn das Schinnbein zerbrochen ist, rathet H. P. dasselbe zu beugen und auf die äussere Seite zu legen. Dieser Rath, der überhaupt sehr heilsam ist, ist, wie der V. bemerkt, nicht zu befolgen, wenn zugleich eine Wunde an der äussern Seite des Schinnbeins ist: eben so wenig ist er ganz genau zu befolgen, wenn eine Wunde an der innern Seite desselben ist; denn in dieser Lage wird diese Seite die obere, die Materie hat keinen guten Abfluß, sie sackt sich, wird eingesaugt, und verursacht üble Zufälle.

Eine Wunde, die man ohne Eyterung zu heilen hoffen kann, muß man mit trockner Charpie verbinden; sieht man aber zum voraus, daß man die Eyterung nicht verhüten kann, so muß man sie mit einem Digestivbalsam verbinden; dieser befeuchtet und erschlafft die Oefnungen der zertrennten Gefäße, und macht dadurch, daß sie dem Antriebe der Säfte nachgeben, den stockenden Feuchtigkeiten einen Ausfluß verstatten; die Spannung und Entzündung wird alsdann nicht heftig, die Zufälle derselben verlieren sich bald, und es erfolgt in wenig Tagen eine gute Digestion. Trockne Charpie hingegen trocknet die Oefnungen der zertrennten Gefäße, und macht daher, daß die Verstopfung länger dauert, und oft eine Woche vergeht, ehe die Digestion zu Stande kommt. Die Brennumschläge, die H. Pott während der Entzündung aufzulegen rathet, müssen auch nicht ohne alle Vorsicht gebraucht werden. Eine heftige Entzündung erfordert eine starke Erschlaffung; erschlafft man aber bey einer gelinden Entzündung die Theile zu sehr, so vermehrt man den Zufluß und die Stockung der Säfte, und verursacht eine starke Eyterung.

Die Methode des V. einen verrenkten Schenkel- und Schulterknochen einzurichten, die er im dritten Briefe beschreibt, ist völlig nach den Grundsätzen des H. P. eingerichtet. Das einzige befremdet uns, daß er den Schulterknochen während

der Ausdehnung in einer horizontalen Richtung hält: der V. versichert aber, daß er die Verrenkungen dieses Knochens auf diese Art jederzeit habe leicht einrichten können.

Complicirte Verrenkungen hält der V. für weit gefährlicher, als complicirte Beinbrüche; heftige Entzündungen und der kalte Brand folgen auf jene weit öfterer, als auf diese. Auch das Gliedwasser verursacht bey solchen Verrenkungen viele Gefahr; denn wenn es nicht frey ausfliessen kann, entzündet und verdirbt es die Bänder, erregt Absceße, Beinfraß, Schmerzen, Verlust an Kräften und ein auszehrend Fieber, und bringt oft den Kranken in einen Zustand, in welchem eine zeitige Amputation das einzige Mittel ist, das Leben zu retten. Man muß daher in diesen Fällen der Gauche und dem Gliedwasser auf alle mögliche Art einen freyen Ausfluß verschaffen. Das Terpentinöl hält der V. in Wunden sehnigter Theile für schädlich, und fette Mittel hingegen für zuträglich.

Joachim Friedrich Henckels, Med. Doct. et Pract. Berolin. Prof. Chirurg. primar. Chirurg. Reg. Nosoc. Charitat. etc. etc. etc. Abhandlung von der Geburtshülfe. Zweyte und vermehrte Auflage. Mit Kupfern. Berlin, 1770. bey J. Pauli. 8. 451 Seiten.

Ist eine Uebersetzung der Element. art. obstetr. des sel. Röderers, mit einigen Vermehrungen und Veränderungen.

Seltene Wahrnehmung eines an der Zunge seit 24 Jahren aus dem Munde hervorgehangenen Fleischgewächses von neuntehalb Loth, welches den 14. Nov. und 6. Dec. des 1769. Jahres bey einer sieben und zwanzigjährigen Soldatentochter glücklich abgenommen und geheilet worden, nach allen dabey vorgefallenen Umständen ausführlich beschrieben und erkläret von Christoph Gottlieb Büttner, der Arzeneygelahrheit Doktor und ordentlicher Professor, wie auch Samländischer Physicus und Mitglied des Collegii Sanitatis. Königsberg, bey Zeisings Wittwe und Hartungs Erben, 4. 55 Seiten.

Der

Der Titel enthält wirklich fast alle merkwürdige Umstände dieser Wahrnehmung, und kann zugleich eine Probe von der Schreibart des V. abgeben. Das, was wir unsern Lesern etwan noch melden können, besteht darinne, daß die Patientin Louisa Preißin geheissen, bey der Operation nicht geschrien, und während der Cur im Lazareth beym Krankenwärter ohnweit dem roßgärtschen Thore gewesen, u. s. w. und überdem auch, daß bey und nach der Operation nichts merkwürdiges vorgefallen, daß die Patientin drittehalb Monat nach der Operation vollkommen geheilet, und eine vernemliche Sprache erhalten habe. Nach der sehr ausführlichen Beschreibung der Operation und Cur folgen eine anatomische und physiologische Beschreibung der Zunge, eine kurze Erzählung verschiedner Krankheiten, denen die Zunge ausgesetzt ist, und gelehrte Anmerkungen über den beschriebenen Fall, und so werden denn zuletzt die 7. Bogen voll.

K.

H. Tissot Nachricht von der Kriebelkrankheit s. w. Leipzig bey Müller, 1771. 141 Seiten in 8.

Hrn. T. Abh. ist aus den philos. Transact. bekannt und nun durch den Abdruck in den epist. medico-practicis und den Uebersetzungen im Neuen Hamb. und Hannöv. Magaz. es noch mehr und sattsam geworden. Der Herausgeber hat sie mit Anmerkungen versehen, die voll nützlicher Erläuterungen sind. Noch hat er Lic. Christ. Helwigs Sendschreiben vom Honigthau beygefügt, das uns doch nicht so wichtig vorkömmt, als man es uns machen will. Und am Ende sind noch zwo Abhandl. des verstorbenen Quellmalz beygefügt, von verfälschten Weinen und vom Brode, das man im Nothfalle statt des gewöhnlichen bereiten könnte. Beyde sind als Anschläge bey Promotionen bekannt. Der H. Uebersetzer läßt Boerhaven S. 113. etwas von einer Frau erzählen, die zu Delphos bey einem Töpfer diente. Das ist doch wohl nicht Ernst. Wir denken, es soll ja wohl Delft heissen.

X.

Geo. Erh. Hambergers semiotische Vorlesungen über J. Lommens medicinische Wahrnehmungen von D. Jo. Dav. Grau IV. und letzter Band. Lemgo bey Meyer, 1770. 1½ Alph. in 8.

Hie-

Hiemit ist dieses Werk zwar nicht vollendet, aber doch abgebrochen und beschlossen. Den letzten Theil des 2ten Buchs und das ganze dritte des Commius sind ohne weitere Erklärung abgedruckt. „Hier, sagt H. Grau, schliesse ich eine Schrift, die ich durch und durch fortgesetzt und vollendet haben würde, wo mir nicht die in der Vorrede befindliche Anzeige (in der Hallischen Zeitung), derjenigen nicht zu gedenken, welche die Berliner Bibl. enthält, die Lust zu dieser Arbeit benommen hätte.„ Für den Verf. jener Anzeige in der Hall. Zeitung erklärt er, wir wissen nicht mit welchem Rechte, den H. Leibmed. Vogel und vertheydigt sich gegen denselben mit ziemlicher Härte. Dieser Theil ist sonst den vorigen gleich.

Brokes Handbuch der praktischen Arzneygelahrheit. Dritter Theil, enthaltend ein allgemeines Dispensatorium. Berlin, Weber, 1770. 832 Seiten 8.

Es entspricht der letzte Theil der Erwartung nicht, die man sich davon gemacht hatte. Die Londner und Edinburgher Pharmacopöien nebst dem Dispensatorium des Edinburgher Hospitals sind hier zusammen geschmolzen. Blos aus der medulla medicinae universae, einem Werkchen, das der große Verfasser desselben, H. Pringle nicht anerkennen will, und das wir nur in einer verstümmelten und schlechten Uebersetzung unter dem Titel: „Kern der ganzen Medicin„ haben, blos aus diesem hat H. B. die Vorschriften mit eingeschaltet. Er hat bey den einfachen sowohl als zusammen gesetzten Mitteln Anmerkungen von deren Nutzen hinzugesetzt, die aber äusserst seicht und alltäglich sind. Er führt lange verworfene Mittel, wie den Adlerstein, wieder ein. Ueber einige wenig wirksame ist er weitläuftig z. E. über das Frauenhaar, dessen Kraft die verstopften Glandeln zu öfnen er im Ernste lobet. Bey andern dagegen z. E. bey der Osterlucey, dem Knoblauch s. w. sagt er nicht ein Wort. Die Litteratur des Verfassers und die Geschicklichkeit des Uebersetzers kann man aus einer Stelle auf einmal beurtheilen: „Rennalm, ein Medicus zu Paris, hat sie (die Galläpfel) seit kurzem wegen ihrer qualitates febrifugas erhoben.„ Mehr darf man ja wohl nicht anführen.

Catalogus renovatus medicamentorum in officinis Lubecensibus venalium ad ductum Dispens.

Wur-

Wurtenbergici, concinnatus, 1770. Lubec, 112 Seiten 8.

Ein bloßes Register mit der Taxe, dergleichen von Zeit zu Zeit die Lübeckschen Physici, jetzo H. D. Lemke, herausgeben. Der gesamte abergläubische und unflätige Wust von Mitteln ist doch wieder ausgeführt. Die neuern findet man indessen auch, und daher ist das Register in kleinem Drucke so stark. Aber sollten wirklich die Linnäa und die Lobelia (syphilitica ist es doch wohl?) dort das Loth für 1 ggl. schwer Geld feil seyn? Wir sorgen, man habe hier Namen verwechselt. Der Nutzen des ganzen Verzeichnisses ist ziemlich local.

S.

D. Jo. Erhard Trampel, Beschreibung des Bades zu Meinberg, in der Gravschaft Lippe. Lemgo, Meyer, 1770. 5 B. 8.

Herr T. hat dieses Mineralwasser, welches schon seit langer Zeit bekannt, aber wieder vergessen worden, von neuem untersucht, die alte Einfassung verbessert und desselben Heilkräfte gerettet. Es ist ein mit einem flüchtigen Schwefelgeist sehr gesättigtes salinisches Stahlwasser; scheint von sehr gutem Gehalt zu seyn, obgleich es leicht durch die Verflüchtigung des Mineralgeistes schaal wird und verdient die fernern Untersuchungen des H. T.

X.

Anweisung, wie den Menschen, welche im Wasser oder von Kälte erstarrt, erhenkt oder von schädlichen Dünsten entkräftet gefunden worden, zu helfen sey, um sie beym Leben zu erhalten. Zweyte Auflage. Braunschweig, 1770. 2½ Bogen.

Eine recht gute Anweisung, so vor wenigen Jahren in Quart heraus kam und wegen ihrer deutlichen Einfalt empfohlen zu werden verdient.

X.

Der englische Wahrsager aus dem Urin, von Thom. Brian.

Unterricht, wie das Wasser zu besehen, nebst Apollinaris Tr. vom Urin und Puls. Langensalze, Martini, 1771. 15 B. in 8.

Eine neue wohl wenig veränderte Auflage eines Buchs, das schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts etlichemal deutsch aufgelegt ist. Brian behält noch allemal einigen Werth, da er den Betrug der Urinpropheten so deutlich entlarvt. Der Unterricht oder das Urinbüchlein, das ein alter Geistlicher gemacht haben soll, ist so, wie es die Quacksalber immer einer auf den andern fortpflanzen und verdient nicht neben dem Brian zu stehen.

Br.

Der Arzt des Gottesgelehrten. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, 1770. Heinsius, 10½ Bogen, 8.

Der Zusätze sind wenig. Wir hätten auch Auslassungen gewünscht. Denn es ist vieles zu allgemein, dem Stande nicht angemessen genug und nicht alles aus den reinsten Quellen geschöpft. Der Verf. ist, wie wir unter der Zueignungsschrift sehen, der H. Mag. Franz.

Zwey medicinische Tractate vom Dasein Gottes und von den Krankheiten des weiblichen Geschlechts, nebst einigen praktischen Zugaben von *Ioh. Iac. Peter de Treytorrent*, D. und Praktikus zu Lüneburg. Lüneburg, 1770. 19 Bogen, 8.

Der erste Traktat ist so kurz als er unbündig ist und der andre, der das ganze Buch füllet, ist doch eben so wenig wichtig. Eigentlich ist es eine Hebammenunterricht, halb lateinisch, halb deutsch. Die Absicht mag sonst gut genug seyn, wenigstens ist es die, so H. T. bey den praktischen Zugaben gehabt hat. Er hat „ein pures rein alcalisches Salz von Eisen hervor zu bringen von Gott die Gnade gehabt, das seine Heldenkraft 50. und mehr Jahre conserviret, und das er aus christlicher Liebe allen Hausvätern und Hausmüttern in Vorrath zu haben recommendiret. Dieses Salz ist ein wahrer Schatz (wir denken für H. T. wenn es nur gut abgeht) und kann man ein Glas, so 7. Portionen enthält, für den gerin-

gen

gen Preis einer halben Pistole haben.„ Auch ist bey ihm ein köstlicher Schwindsuchtsbalsam, das Glas für einen Dukaten, feil. Fast kann man sich des Argwohns nicht erwehren, daß die beyden Traktate nur das Vehiculum sind, mit dem diese Arzeneyen dem Publiko beygebracht werden sollen.

S.

Abhandlung über die epidemischen Krankheiten des Viehes von H. D. Barberet, mit Anmerkungen von H. Bourgelat. Wittenberg und Zerbst, Zimmermann, 1770. 182 S. 8.

Eine Schrift, so die Uebersetzung verdiente. H. Barberets von der franz. Ackerbaugesellschaft gekrönte Preisschrift enthält zwar selbst nicht eben etwas neues. Er hat meistens die Beschreibungen der Epidemieen in den deutschen Actis N. O. genutzt und schreibt die Viehkrankheiten blos der Luft und dem Futter zu. Dies wird niemand leugnen, und H. B. Beweise stehen allezeit fest, ohne die zu widerlegen, die zur Viehpest noch etwas specifisches fodern. Lehrreicher sind die zahlreichen Anmerkungen des H. Bourgelat, der auch obigen Hauptsatz des Barberet sehr einschränkt und verschiedne wenig bekannte und gar nicht gedruckte Beschreibungen von Viehepidemien eingeschaltet, wie man sie in Dännemark, Rußland und in verschiednen Gegenden Frankreichs gefunden hat. Der Aderschlag bey Pferden und Kühen ist langsamer, als bey Menschen, zwischen 40. und 50. in der Minute; Beym Schafe ist er schon 65. und beym Hunde 97.

X.

Eine Sammlung widernatürlicher Fälle und Bemerkungen in der Hebammenkunst von Wilh. Schmellie. Dritter Band. Aus dem Engl. übersetzt von D. Geo. Heinr. Königsdörfer. Altenburg, Richter, 1770. 558 Seiten 8.

Es ist der letzte Theil des schätzbaren Werks, das H. S. noch kurz vor seinem Ende zu Stande gebracht hat. Die richtigen ungekünstelten Beschreibungen, die wohlbedachten Handanlegungen, die angemessenen Mittel, die wichtigen Warnungen und die Entfernung von aller Prahlerey verrathen den

alten Meister in seiner Kunst. Er hat doch auch fremde Wahrnehmungen aus gedruckten Schriften und seinem Briefwechsel genuzt. Und es war nicht anders, da die beyden lezten Theile des Werks Exempel zu den Regeln im ersten seyn sollen, und doch einem Manne nicht alles vorkömmt.

Landapothek nebst einigen Hauscuren unter der Aufsicht des Königl. Collegii medici herausgegeben. Uebersezt von J. C. Weber. Kopenhagen, Heineck und Faber, 1770. 1 Alph.

Hr. Darelius lehrte einen Landküster die vornehmsten Krankheiten kennen, und die Hauptmittel dagegen anwenden. Aus diesem Unterrichte ist dieses Buch entstanden, worinn die Einrichtung einer Landapothek die Natur der Arzneymittel, die nöthigen medicinischen Fragen und die Krankheiten selbst beschrieben werden. Ueberaus gering ist der Vorrath von eigentlichen Apothekersachen, die in Schweden nicht wachsen. Es sind ihrer nur 16. und darunter sind noch die Gentianwurzel, die doch auf den schwedischen Alpen, soviel wir wissen, eben so gut gefunden wird, als auf den norwegischen und der Zitwersamen, der doch wirklich vor dem Rheinfarren — (Tanacetum vulg.) römische Salbey — (Tanacetum Balsamita) und wilden Beyfußsamen (Abrotanum campestre) nicht viel voraus haben möchte. Die andere Mittel wachsen dem nordischen Landmanne alle fast vor der Thüre und sind von dem Verfasser eben so einfach als anpassend angewandt. Man findet hier halb vergessene und neulich bekannt gewordene wohlfeile Mittel die Menge, als Faulbaum, Eschen- Roßcastanien- und Vogelbeerrinde, die schwarze Johannesbeere, Liebstöckel, Meerrettig, Knoblauch s. w. gut genuzt; der Flieder- und Wacholderbaum nebst der Tanne sind sehr gebraucht. Dinte wird in Brandschäden und Pillen von getrockneter Häfen gegen den trägen Stuhlgang gepriesen. Aus Wört oder dem Malzdekokte der Bierbrauer wird ein Syrup empfohlen. Uns wundert doch, daß man vom grossen Schellkraut und von den Blasenziehenden Pflanzen aus dem Ranunkelgeschlechte u. a. nicht mehr Gebrauch gemacht hat; auch entsinnen wir uns der Gichtrübe nicht. Zu wenig ekel scheint uns der Verfasser, wenn er so oft Hundsdreck, Gänse- und Razenkoth, auch Kuhfladenmolken rühmt. Doch es ist es auch der Stand nicht, für den er schreibt. Für die, so eine Apothek, aber keinen Arzt in der Nähe haben, ist ein Anhang

von Mitteln gemacht, die meistens ausländisch sind und von denen in dem Theile von Krankheiten doch bisweilen Gebrauch gemacht wird. Wir können dies Werk mit Fug den Aerzten und Wundärzten auf dem Lande, auch Predigern u. a. empfehlen. Es übertrift gewiß an Brauchbarkeit und Zuverläßigkeit die von den Franzosen so gerühmte Medecine vegetale des Büchoz, die auch den Landmann mit Mitteln curiren lehren will, die auf seinem Anger und auf seinen Wiesen wachsen.

X.

De Phasco Observationes quibus hoc genus muscorum vindicatur atque illustratur. Auctore D. *Ioh. Christiano Daniele Schrebero*, Ser. Marchioni Brandenb. Onolzb. et Culmb. a consil. aul. Med. Botan. et Oecon. Prof. Ord. in Acad. Erlangens. Acad. Nat. Curios. Hist. Goetting. atque Socc. oecon. Lips. et Vdinens. Sodali. Cum tabulis aeri incisis. Lipsiae apud Sigfr. Lebr. Crusium, 1770. 3½ Bogen in 4. mit 2 Kupferplatten.

Diese Schrift ist ein Anschlag zu der Antrittsrede des Hrn. S. bey seiner in Erlangen vor kurzem erlangten Profeßion gewesen. Sie verdiente aber allgemeiner zu werden. Hr. Schr. erkennt die Verdienste des Ray, Sherard, Vaillant und Dillenius um die Moose. Diesen Kräuterkennern ist aber blos um die Entdeckung der Gattungen zu thun gewesen, und sie haben daher sich um den Bau ihrer Wurzeln, die Gestalt der Blätter, und die bewundernswürdigen Netze, welche die Gefässe in denselben bilden, um die innere Beschaffenheit der Staubbeuteln, die Entwickelung der Blumenhüllen, und um die Natur der Samen nicht bekümmert. Der Hr. S. hält besonders die Staubbeuteln (Antherae) für sehr erheblich, die Moose darnach in Geschlechter zu ordnen, so wie bey den vollkommenern Gewächsen diejenigen Theile, die eben die Function haben, zu eben der Absicht so dienlich sind. Er beschreibt diesen Theil nach dessen innern Bau und den Verschiedenheiten, die sich dabey befinden, genauer, und rühmt besonders die Entdeckungen, welche Hr. Schmiedel davon gemacht hat.

Hr. von Linne hatte in der 12ten Ausgabe des Systems gemeynet, daß das Geschlecht des Phascum, besonders die Gattungen ohne Stiel, wohl zu den Bryum-Arten hingezählt werden könnten. Hr. Schr. glaubt aber, vermöge der Staubbeuteln berechtigt zu seyn, es noch ferner als ein eigenes Geschlecht anzusehen; wobey er doch nicht von den amerikanischen Gattungen, die Dillenius hat, oder andern sonst dahin gerechneten, redet. Aus Hrn. von Linne beyden Varietäten des Phascum acaulos macht er zwey verschiedene Gattungen, davon er das Sphagnum acaulon bulbiforme majus DILL. *Phascum cuspidatum* und das Sph. acaulon bulbiforme minus DILL. *Ph. muticum* nennet. Der Hr. V. hat ausserdem 2 neue Gattungen dieses Geschlechts entdeckt, die er nebst den zweyen angeführten abbildet. Die eine von diesen heißt bey ihm *Phascum* (*piliferum*) caulescens, foliis oblongis piliferis erectis, und wächst auf lattichten Mauern um Dreßden und Leipzig. Die andere *Phascum* (*serratum*) acaule foliis ouato-lanceolatis planis serratis erectis, auf fetten thonigten Wiesen um Leipzig. Von den Theilen der Blüthen merken wir nur an, daß alle und jede Gattung eine Blumenhülle (calyptra) habe. Den Staub in den Staubbeuteln überhaupt, hält Hr. Schr. für wahre Saamen, zudem da nach Stähelins und Meeses Versuchen würklich Moose daraus entstanden sind. Man wird sich leicht vorstellen können, daß die genaue Beschreibung einzelner Theile dieser von ihm beschriebenen so kleinen Gewächse ohne Beyhülfe des Vergrößerungsglases nicht geschehen können.

Dissertatio inaug. bot. de Dracone arbore Clusii resp. *Reinholdo Berens*, Riga-Liuono. d. 16. Aug. 1770. Goettingae, 52 Seiten in 8. nebst einer Kupferplatte.

Der Drachenbaum des Clusius hat im Sommer des J. 1769. im botanischen Garten zu Berlin geblühet. Diese Gelegenheit hat, wie sich leicht denken läßt, der Hr. Hofr. Gleditsch aufs beste genutzt, um eine vollständige Kenntniß dieses Gewächses zu geben. Vorläufig hat er dem Hrn. V., der doch auch den Baum gesehen, erlaubt, seine Wahrnehmungen darüber bekannt zu machen. Er selbst wird sie aber ehestens ausführlicher in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin darstellen. Des Hrn. Cranz vor nicht langer Zeit erschienene Schrift von dem Drachenbaum, wird

wird sehr scharf durchgenommen, und viele der darinn gegen den Ritter von Linne gebrauchten harten Ausdrücke auf ihn selbst angewandt. Der. Hr. V. unterscheidet andere fälschlich für den ächten Drachenbaum angesehene Gewächse. Man kann den Fehler, den die Kräuterkenner nach des Clusius Zeiten begangen, leicht entschuldigen, da er von niemanden unter ihnen in Blüthe gesehen worden. Daher kömmt es, daß der Ritter von Linné ihn zum Spargelgeschlecht hingerechnet, und Hr. Gleditsch ihn für eine Aletris gehalten. Nachdem aber Vandelli ihn nach allen Theilen beschrieben, trug Hr. von Linne, in der 12ten Ausgabe seines Systems kein Bedenken, ein besonderes Geschlecht daraus zu machen, das er Dracaena nennt. Hr. Cranz würde sich wohl mancher gegen ihn ausgestossenen Verunglimpfung enthalten haben, wofern ihm diese Ausgabe zu Gesichte gekommen wäre. In Wien hat dieser Baum dreymal in verschiedenen Gärten geblühet. Der letzte, der vor 3. Jahren daselbst in Blüthe kam, ist derjenige, den Hr. Cranz unter dem Namen Störkia beschrieben, so wie er aus dem andern, den er doch nur nach Berichten und der Abbildung des Gärtners kennt, eine Oedera gemacht hat. Hr. Gl. erweiset aber, daß alle bisher genannte Bäume einerley Gattung sind, und zwar mit dem Berlinischen übereinstimmen. Der Unterscheid bestehe nur in der Verschiedenheit des Alters. So ist beydes, der vom Clusius, und der von dem Professor der Botanick in Lissabon, Vandelli, bezeichnete Baum, als welche in der freyen Luft gewachsen, sehr alt gewesen, wie aus den Aesten, die sie angesetzt haben, zu muthmaßen ist. Der Berlinische ist 80. Jahre lang ohne Blüthe in den Garten gestanden, und hat vor einigen Jahren eine starke Fäulniß an dem Mark, erlitten. Sein Stamm ist 21. Fuß lang und trägt eine 4. Fuß lange Blätterkrone. Der. Hr. V. beschreibt den Baum nach allen Theilen. Der Blumenstrauß (Spadix) der zu öberst hervorsprößt, ist in viele Aeste zerspalten, und war beynahe 5. Fuß lang. Der Linneische Geschlechtscharakter wird etwas geändert. So ist die Blumenkrone nach des Hrn. V. Beobachtung einblätterich und nicht sechsblätterich, und die Frucht wird als eine Steinfrucht (Drupa) oder fleischigte Capsel angegeben. Synonyma werden ebenfalls beygebracht, unter denen wir, ausser den genannten, Draco Dragonalis, Palma prunifera foliis Yuccae und Cordyline anmerken. Zuletzt wird ein Urtheil über die bisherigen Zeichnungen gefällt, denen Hr. V. auf einer Blatte die Abbildung des Berlinischen Drachenbaums theils ganz,

theils nach einzelnen Theilen, wie auch das Vorzüglichste von den Cranzischen Zeichnungen hinzugefügt.

Gr.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Angenehmer Sommerzeitvertreib. Leipzig, bey Jacobäern, 1770. 15 Stück 8.

Eine Wochenschrift, worinn alles abgeschmackt ist, Prose und Poesie, Ernst und Scherz; ein Paar Uebersetzungen ausgenommen. Der V. hat seinem Werkchen etwas Eigenthümliches geben wollen, und fast in jedes Stück Kritiken über die Wäserische Schauspielergesellschaft, welche damals vor dem Petersthor zu Leipzig in einer Bude spielte, eingerückt. Auch diese sind, so wie die unbedeutende Gesellschaft, welche sie betreffen, im hohen Grade unerträglich. Das kahleste Geschwätz über die nichtswürdigsten Kleinigkeiten, kindischer Witz, und einfältige zehnmal wiederholte Urtheile füllen alle Seiten. Um die Schauspieler zu schonen, nennt man sie nicht bey Namen, sondern nur nach ihren Rollen; und so fällt der einzige Nutzen weg, den diese Blätter haben könnten, nemlich künftig einmal zu sehen, wie irgend ein Schauspieler sich aus dem Staube dieser herumstreichenden Bande hervorgearbeitet habe, und brauchbar geworden sey.

Ueber die Leipziger Schaubühne an Herrn J. F. Löwen zu Rostock. Dreßden, 1770. Erstes Schreiben 9 Bogen. Zweytes Schreiben 16 Bogen.

Der V. welcher unter dem angenommenen Namen Siegmund von Schweigerhausen schreibt, möchte sich um aller Welt willen so gern die Miene des Dramaturgisten geben, und wenns möglich wäre, Scharfsinn, philosophische Einsicht, und historische Kenntniß, mit einer kühnen und lebhaften Schreibart verbinden. Zum Unglücke hat er nichts von allen dem, als die kecke Zuversicht und den Glauben, alle jene Vorzüge zu besitzen. Er ist nicht so unausstehlig abgeschmackt, als der Sommerzeitvertreiber, vielmehr hat er fleißig gelesen, hie und da eine Observation gemacht, und weis andern zuweilen ganz erträglich nachzusprechen, und den Geschmack der Kenner

an-

anzunehmen; aber dies verdirbt er durch seine kindische Schwatzhaftigkeit, durch seine Kühnheit über alles entscheidend zu urtheilen, und durch eine Menge aufs geradewohl gewagter Urtheile. Sein Schriftgen kann blos dazu dienen, einige Nachrichten zur Geschichte der deutschen Schaubühne aufzubewahren. Allein auch in dem Stücke muß man sehr mißtrauisch werden, wenn das wahr ist, was wir in einer hamburgischen Zeitung gelesen haben, daß der V. nie ausserhalb Leipzig gewesen ist; da man ihn doch hier von der seilerischen u. a. Gesellschaften als Augenzeugen urtheilen hört. So ein Verfahren liefe wider alle schriftstellerische Ehrlichkeit. —

Das erste Schreiben enthält vornehmlich einen unausstehlich weitläuftigen Beweis, daß eine gewisse wäserische Komödiantenbande elend sey. Einige wenige Exempel wären zu dem Beweise hinlänglich gewesen; denn wenn es wahr ist, daß das Leipziger Publikum diese Truppe auf Kosten der Kochischen haben begünstigen können, so siehet man zugleich ein, daß die Göttin Cabale ihren Antheil an diesem Verfahren haben muß. Die Kritick über einzelne Schauspieler zeigt des V. Kenntniß von der Schauspielkunst eben nicht in dem hellesten Lichte, so wenig wenn er tadelt, als wenn er lobt. Sodann folgt eine Kritick der aufgeführten Stücke, worinn hie und da ein Urtheil, das vielleicht dem V. zugehöret, richtig ist. Allein oft ist doch weder der rechte Punkt des Tadels noch des Lobes getroffen worden, vornehmlich bey den weißischen nicht; So werden auch Michälis Schatten gelobt. Von eben dem Dichter sind einige unbedeutende Theaterreden eingerückt worden; die nur ein paar gute Stellen haben. Die Beurtheilung der Mitglieder der kochischen Gesellschaft ist eben so unzuverläßig als die vorhergehenden Kritiken. Von der Ackermannischen Gesellschaft weis er so wenig, daß er nicht einmal der Madem. Ackermannin und Hrn. Schröders erwähnt. Eckhoff soll nach S. 135. noch die Rolle des Prinzen in der Rodogune spielen, welche er lange vorher, ehe dies Schriftchen erschien, an einen hofnungsvollen Schauspieler, H. Meyer abgegeben hatte.

Das zweyte Sendschreiben ist ein Meisterstück der Schwatzhaftigkeit. Es soll vornemlich Kritiken über Schauspiele und eine umständlichere Beurtheilung der kochischen Gesellschaft enthalten, wobey der V. alles auskramt, was er je gelesen oder gehört hat, es mag merkwürdig seyn, und zur Sache gehören, oder nicht. Falsche Urtheile findet man hier die Menge. Beyläufig zeigt der V. auch seine Einsichten in die Mahlerey;

S. 86. blos um sie zu zeigen. Ein ganzer Bogen S. 59. f. wird mit Abschreibung einiger launigten Briefe über Leßings Minna aus den hamburgischen Addreßcomtoirsnachrichten angefüllt; auch werden wieder einige Prologen eingerückt; der Anekdoten, Geschichtgen u. s. w. zugeschweigen, welche dies Schreiben zu 16 Bogen ausgedehnt haben. Auch erfahren wir, daß das erste Schreiben zu Leipzig confiscirt worden: welches nun freylich poßirlich genug ist.

Die Person eines Briefschreibers vergißt der V. alle Augenblick und docirt Hr. Löwen hundert Dinge vor, die er nicht wissen will, schon besser weis, und nicht selten den Schreiber selbst gelehrt hat.

Lo.

Combabus. Eine Erzählung. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 4 Bogen in 8.

Den bewundernswürdigen Dichter der komischen Erzählungen, des Idris und der Musarion entdeckt man gleich auf den ersten Blick auch in dieser Erzählung; denn er ist zu sehr der Einzige seiner Art, und seine Manier hat zu viel Charakteristisches. An den Stoff wird man sich, so bald man den Namen Combabus hört, aus dem Lucian, aus dem Bayle, und andern sehr bald erinnern; auch setzt diese Erzählung beynahe schon eine vorläufige Bekanntschaft mit ihrem Inhalte voraus, weil manches, selbst die vornehmsten und zur Katastrophe gehörigen Stellen mehr anspielend als detaillirt erzählt sind. Dies foderte die Beschaffenheit des Subjekts, das unter den Händen unsers Dichters nicht anders, als mit der ihm eigenen schalkhaften Feinheit behandelt werden konnte. An kleinen Digreßionen, die einige in seinen komischen Erzählungen Weitschweifigkeit genannt haben, fehlt es auch hier nicht; aber wir lieben den Führer, der uns auf einem Spatziergange — so sehen wir diese Art der Lektüre an — zuweilen seitwärts führt, um uns einige Schönheiten zu zeigen, die wir bey Fortsetzung des geraden Weges unbemerkt gelassen hätten. Aber das bedauren wir, daß dieser so lachende Spaziergang ein wenig zu schlüpfrig ist, um auch Personen des andern Geschlechts auf denselben führen zu können. Noch eine kleine Anmerkung wollen wir in Ansehung der ganzen Wendung machen, die vorneinlich Combabs Charakter und das Verhalten des Königs betrift. Jener ist allerdings eben so sehr zu bewundern, als zu beklagen, daß er seiner Keusch-

heit

heit ein solches Opfer bringt; aber nun scheint er auch zu glauben, aller Verbindlichkeiten der Enthalsamkeit überhoben zu seyn, und wenigstens der platonischen Liebe freyen Lauf lassen zu dürfen. Die Eroberung, welche er von dem Herzen und der Zuneigung der Königin gemacht hat, beunruhigt ihn im geringsten nicht, geschweige daß sie ihm eine Verletzung der ehelichen Treue dünken sollte. Auch der König läßt sich das nicht einfallen, er bittet nicht nur seinem Lieblinge, nachdem er von dessen physikalischen Enthaltsamkeit überzeugt genug ist, das Unrecht mit Thränen ab, das er ihm gethan; sondern erlaubt ihm auch, den vertrauten Umgang mit seiner Gemahlin fortzusetzen. Mit den gemeinen Begriffen, von der Moralität in diesem Stücke, reimt sich das alles sehr gut; aber sollten diese nicht berichtigt werden müssen? und von wem könnte das besser geschehen, als von einem so einschmeichelnden Dichter? Er hätte es immer sollen geschehen lassen, daß der König seinem Liebling zwar von dem geargwöhnten Verbrechen frey gesprochen, aber doch ihres platonischen Ehebruchs wegen, wenn wir so reden dürfen, ihn und die Astarte bestraft, oder ihnen wenigstens einen fernern vertrauten Umgang untersagt hätte.

Fr.

K. K. Reckerts vermischte Schriften. Erster Th. Münster und Hamm, by Perrenon, 1770. 18 B.

Der Poet muß von seinem Werthe inniglich überzeugt gewesen seyn, daß er gleich bey seiner ersten Erscheinung mit gesammleten Werken hervortritt. Wir finden hier Lieder, Amazonenlieder und ein komisches Heldengedicht, der junge Held, welche auch einzeln heraus sind, und woran der Verleger viele Vignetten verschwendet hat, die ihm was kosten mögen, übrigens aber nichts bedeuten.

Ausser einer von Gleim und andern Dichter geborgten und übel angebrachten Phraseologie von Wein und Liebe, hat unser Poet nichts als matte, alltägliche und oft niedrige Einfälle und Reime. Er wagts sogar in vielen Liedern den Anakreon nachzuahmen, welchen er tüchtig durchwässert hat. Die erste und letzte Zeile eines Liedes sind zur Probe genug.

Die Alten tranken reinen Wein
Wer trägt daran Bedenken?
Sie trunken um gesund zu seyn
Und hatten gute Schenken.

Al-

Allein die Treue nimmt izt ab
Bey Grossen und bey Kleinen;
Die Schenke stürzt uns jung ins Grab
Durch die verfälschten Weine

Mit der Grammatick steht der V. auch nicht in dem besten Vernehmen:

Du hast mich beschirmet
Vor die dumme Plauderschaar
Er schaudert *für die* Zerstörung.
Ich pflege *meine* Ruh.
Die Angst *runzt* ihm die Stirn.

Eben so sind die Amazonenlieder. Der junge Held soll eine Folge von komischen Romanzen seyn, aber beydes — Erfindung und Ausführung ist ganz elend und niedrig. Bey solchen Eigenschaften hatte der V. wohl keinen Beruf, sein Vaterland gegen den Hrn. von Bar zu vertheydigen. Schale Reime waren dazu eben so wenig hinreichend, als die Anführung eines Fräulein von Donop, Zopf u. a.

Ueber die schönen Geister und Dichter des achtzehnten Jahrhunderts vornehmlich der Deutschen. Lemgo, in der Meyerischen Buchhandlung, 1771. 15 Bogen 8.

Ist offenbar ein nachgeschriebenes Collegium, welches irgend ein unwissender Docent, über die Theorie und Litterärhistorie der schönen Wissenschaften gehalten und ein Erzignorant und hirnloser Kopf aus seinen Heften hat drucken lassen. Dies Urtheil wird niemanden zu hart dünken, der dies ganz unausstehlige Geschmiere durchgeblättert hat. Nur ein paar Exempel des Unsinns und der groben Unwissenheit, wovon alle Seiten voll sind.

„Die Lesung des Noah wird viel zu einem genauern Verständniß des Messias beytragen„ S. 78. „Wir finden in „der Bibel Spuren von der geistlichen Ode S. 96.„ Pipiena (d. i. Bibiena) S. 133.; Apostolo Seno (d. i. Zeno:) Leßings Lustspiel der Feige, S. 142. Curtschire (d. i. Churchil) S. 165. „Es ist nicht zu vermuthen, daß so ein Abschaum des menschlichen Geschlechts existirt, als der Renomist, den Zachariä schildert. S. 96. Pabst Johannes der

zweyte

zweyte (d. i. der holländische Dichter Iohannes secundus) hat „unkeusche Elegien geschrieben.„ Daß so ein Stümper sich unterstehen kann, die Feder anzusetzen! Der Titel ist eine Unwahrheit, falls nicht allerley alte Griechen und Römer und Engländer und Franzosen ins 18 Jahrhundert und zu den Deutschen gehören.

T.

Versuch in vermischten Gedichten. Erster Theil. Danzig und Leipzig, bey Wedel, 1770. 9 Bogen 8.

Wenn man den Gedanken des Horaz, daß ein mittelmäßiger Anwald noch ehe zu dulden sey, als ein mittelmäßiger Poet, ein wenig weiter überlegt, ich meyne aber besonders von der Seite, daß man demungeachtet zu allen Zeiten nicht so viel ungeschickte Advokaten, als Dichter, die weder warm noch kalt sind, finden wird, daß die Poesie beynahe nur die einzige Laufbahn zu seyn scheint, welche jeder Stümper betreten zu können glaubt, ja, man kann noch mehr sagen, wenn man sieht, daß es so viel elende mechanische Handwerker nicht giebt, als elende Poeten: so wird man freylich von den Vorzügen und der Schwierigkeit der Dichtkunst auch hierdurch überzeugt, kann man sich aber deswegen enthalten, jene Erscheinung zu bewundern?

Was uns betrift, so setzen uns allemal solche Gedichte, als die itzt angezeigten sind, in eine gewisse üble Laune, die wir alsdenn nicht einmal empfinden, wenn die Rede von wirklich elenden Poesien ist. Denn das letzte sind die gegenwärtigen auf keine Weise: der Verf. ist allenfalls ein Dichter,

qui culpam vitauit, laudem non meruit.

Wir wollen z. B. folgendes abschreiben:

An Herrn Mendelssohn.

Ja, wohl, mein Mendelssohn, nur der lebt misvergnügt,
Der in des Lasters Arm in trägem Schlummer liegt,
Der sich in schnöder Lust auf seinem Schooße strecket,
Und den der Tugend Wink nicht zur Empörung wecket.
So tobt sein Leben fort, das er dem Himmel raubt,
Wie das gethürmte Meer, wenn rauher Nordwind schnaubt.
O, weiser Freund, dein Spruch kann auch im Leid erfreun,
Wer nicht die Tugend liebt, kann nicht zufrieden seyn.

Man

Man mag hier auf den Ausdruck, auf die Wendungen, oder auf die Gedanken sehn, nichts wird reitzen können, diese Verse zum zweytenmal zu lesen. In diesem Tone aber ist die ganze Epistel, in diesem Tone sind die übrigen Stücke. — Allein folgendes Sinngedicht hat uns wohl gefallen, und ist das Beste in der ganzen Sammlung:

Der Wohlthätige.

Was deine Rechte giebt, soll nie die Linke wissen,
So spricht das heilge Buch: Man weis sich zu entschließen.
Er als ein Philosoph, und als ein Kind des Lichts,
Er meidet die Gefahr, und giebt aus beiden nichts.

Hin und wieder sind noch wohl ein paar Verse so ziemlich gerathen. Allein im Ganzen müssen die folgenden Stücke besser ausfallen, als diese Versuche, wofern der Verf. ein Dichter zu werden wünscht.

K.

Emilie, oder die philosophisch Verliebten, ein Lustspiel von einem Aufzuge, 1770.

Wenn wir sagen, daß es uns schlechterdings unmöglich gewesen ist, dieses Stück vor herzlichem Gähnen völlig durchzulesen, und dabey so glücklich sind, bey dem Publikum einiges Zutrauen zu besitzen: so wäre hierdurch, dem Anscheine nach, der Werth dieser Komödie deutlich genug angezeigt. Will man uns aber nicht glauben, so wird man einen steifen Dialog, ein langweiliges Gespräch, wenig Kenntniß der Welt und des Umganges, und eine Entwickelung finden, die durch Herrn Leßings Juden den Reiz der Neuheit verlohren hat. Denn es zeigt sich am Ende, daß Emilie eine Jüdinn ist.

Fl.

Andreas Fritz, der G. J. Priesters, Trauerspiele, von einigen bemeldeter Ges. aus dem Lateinischen übersetzt. Wien, bey Bernardi, 1771.

Da uns das Original nicht in die Hände gefallen ist, so müssen wir dahin gestellt seyn lassen, welche Verdienste die Trauerspiele des Hrn. Fritz in Absicht auf Latinität und Ausdruck haben. Eine deutsche Uebersetzung scheint aber ganz überflüßig zu seyn, da diese Stücke nicht auf die Bühne gebracht

bracht werden können, und, wenn man sie lesen sollte, doch gewiß im Lateinischen lesen würde. Was uns betrift, so haben wir den verdollmetscheten Codrus gelesen, ihn nicht schlecht und auch nicht vorzüglich gefunden. Aber, wie gesagt, das Werk verdient weiter nichts — als eine Anzeige.

R.

Lieder zum unschuldigen Vergnügen, 1770. 5½ B.

Eine schlechte Sammlung von guten, bekannten, und elenden Gedichten, alles durch einander, wie es dem Herausgeber vor die Hände gekommen ist.

Graf Esau, ein Heldengedicht, mit einer nützlichen Vorrede eines alten Menschenfeindes, 6 Bogen in 8.

Nach der Vorrede sowol, als nach einigen Zügen des Gedichtes selber zu urtheilen, scheint dies Werklein eine persönliche Satyre auf einen Gesandten zu seyn, der aus bürgerlicher Abkunft entsprossen, sich zu den Bedienungen des Hofes empor geschwungen hat. Es würde auch nicht schwer seyn, auf diesen oder jenen Hof zu rathen, wo das Fest wegen der Vermählung vorgegangen seyn soll. Allein wir glauben allerdings, daß der Vorredner eine böse Sache vertheydigt, wenn er den persönlichen Satyren einen Vorzug vor den allgemeinen zuschreibt: und müssen gestehen, daß die gegenwärtige, wenn sie von der ersten Art seyn soll, da sie ohnedem alsdenn handgreifliche Unwahrheiten enthalten, und den Gegenstand allzu kenntlich machen würde, auf keine Weise zu entschuldigen ist. — Doch aus diesem Gesichtspunkte können und brauchen wir sie nicht zu betrachten: wir wissen nichts von diesem Grafen, nichts von seinem Namen, von seinen Fähigkeiten, und von seinen gegebenen Festen. Uns bleibt also der poetische Werth zu beurtheilen übrig. Und dieser, es mit einem Worte zu sagen, ist sehr geringe. An Plan und Erfindung ist so schon nicht zu gedenken; nicht eine wichtige Handlung, sondern das ganze Leben des Helden wird erzählt. Erzählt, sagen wir, und zwar so prosaisch, als möglich, wovon wir inzwischen doch verschiedene leichte Verse ausnehmen müssen. Z. E.

Als er noch in Windeln lag, sprachen Narren und Gescheite,
Daß der Minen ernster Zug etwas Großes prophezeite.

und

und S. 61.

Hudibras muß Scaun weichen, ich bin gegen Buttlern schwach:
Jeder Narr in seiner Kappe, jeder Dichter in sein Fach.

Allein dafür stößt man auch wieder auf herzlich matte Verse, und andre Fehler gegen die Prosodie, von denen wir einen, da ihn zuweilen auch gute Dichter begehen, bey dieser Gelegenheit doch anmerken wollen. Es ist der Hiatus, der in diesen gereimten Zeilen sehr häufig vorkömmt, und die unerträglichste Art desselben, mit dem nemlichen Vokal, als:

So umarmte er sein Söhnchen ꝛc.

Den Vorbericht haben wir inzwischen nicht ohne Vergnügen gelesen. Er ist ziemlich gut geschrieben, mit einer gewissen Art von Laune, in welcher einige gute Anmerkungen gemacht werden. Wir bedauren aber den Verf. wofern Privatleidenschaften seine Feder geführt haben.

K.

Wiegenlieder. Zwey Theile. 1770. in 8.

Der erste Theil ist von der Tochter des Herausgebers, der zweyte von ihm selbst. Dies sagt uns wenigstens die Vorrede. Ueberhaupt von dem Unternehmen zu urtheilen, so kömmt es darauf hinaus, daß man den Kindern, so bald sie etwas verstehen und ins Gedächtniß fassen können, leichte, und doch gut geschriebene Liederchen liefert, welche die pöbelhaften der Wärterinnen verdrängen können. Hierüber läßt sich der Verf. nun zwar nicht aus. Allein, da es den Kindern, noch in der Wiege gleichgültig ist, ob sie mit einem Dudeldey der Amme, oder mit einem Wiegenliede des Verf. eingeschläfert werden: so muß dieses doch wohl der Gesichtspunkt seyn, aus welchem sie zu betrachten, nicht übel seyn würde. Ein Kind also, das die Weißischen noch nicht versteht, mag allenfalls mit unserm Autor singen:

Schlaf, Lieschen, schlaf!
Dein Vater ist kein Graf:
Doch ist er sonst ein feiner Mann,
Der Frau und Kind ernähren kann:
Schlaf, Lieschen, schlaf.

Eine solche Reimerey wird dem Kinde zwar den Geschmack eben nicht bilden, aber doch auch nicht verderben. — Doch andre kommen aus einem etwas höhern Tone. Die Lieder

der

der Mamsell Tochter sind auf des Prinzen Ernst Wiege gelegt. Viel Vorzügliches darf man in der ganzen Sammlung nicht erwarten. Von der Wochenstube in Scenen vertheilt, in Recitativen und Arien geschrieben, müssen wir doch ein paar Worte sagen. Was der Verf. damit recht haben will, können wir nicht sagen. Es ist ein Gewäsche der Gevatterinnen, alles höchst kleinstädtisch, und uninteressant. Zum Beyspiele will ich folgende Arie hinsetzen:

Himmel, weist dus zu vermitteln,
Ach, so brich der Männer Sinn.
Hätten wir doch alle Männer
Hier in einem Kaffeebrenner,
Ihren Eifer auszuglühn:
Wollten wir sie treflich schütteln,
Himmel, weist dus ꝛc.

Doch wir schweigen, damit der Verf. nicht wähnen möge, als „hätten wir die Höllenfackel der Leßinge, der Klotze, an einem „Sumpfe, wo Furien gekämpft, einst jauchzend aufgehoben.„ Um ihn noch mehr von dem Gegentheil zu überzeugen, schreiben wir noch folgende zwey Strophen aus seinen Liedern aus, die ganz tadelfrey sind:

Seh ich der Ehre Würden,
Wie lach ich dann
Des Thoren, der nach Würden
So lechzen kann.

Ihn reizen Spiel und Feste,
Ein prächtig Haus:
Mich reizt ein Spiel der Weste
Ein Veilchenstraus.

R.

Karl Wilhelm Ramlers geistliche Kantaten. Zweyte Auflage. Berlin, bey Voss, 1770. $4\frac{1}{2}$ Bogen, kl. 8.

Wir haben die vorige Auflage von 1768. in der Bibl. IXtem Bande, 2. St. S. 232. angezeigt, mit welcher die gegenwärtige so gänzlich übereinstimmt, daß wir auch nicht die kleinste Abweichung bemerken können.

Fl.

5. Weltweisheit.

Chr. Fr. Schmied, Metaphysick, 1770. Leipzig, bey Jacobäer, 8. $22\frac{1}{2}$ Bogen.

Ein Lehrbuch für die Zuhörer des Verfassers und theils auch für andere Personen von Geschmack und für geübtere Leser gewidmet, weder eine Abschrift noch ein Auszug aus Crusius, indessen meistens damit übereinstimmend, auch werden Pascal, Leibniz, Pope, Premontval und Jerusalem ökonomisch angewandt. Im Vortrage machte sichs der Verfasser zur Regel, alle wissenschaftliche Dürre zu vermeiden, in der Ontologie den dogmatischen, in der Theologie den empfindungsvollen mehr als den speculativischen Ausdruck zu gebrauchen. Eben so auch in der Entwicklung der allgemeinen Idee vom Weltsystem und in der Pneumatologie. Nur in der Erklärung der Bewegungsgesetze mußte er eine Ausnahme machen. Wir haben dieses letztere besonders nachgesehen, und finden, daß der Verfasser wenig weis, wo die eigentlichen Schwürigkeiten liegen, und daß er überhaupt die Mechanick wenig müsse durchstudirt haben. Statt alles dessen, was er sagt, hätte er sich an die zwey eigentliche und sehr bekannte Grundgesetze pdt = dc, und pdx = cdc halten, und damit ganz ausreichen können. So aber mißt er Kräfte, oder wie er es nennt, Thätigkeiten aus, ohne anzugeben wie die Wirkung zu messen ist; und S. 131. wo der Widerstand flüßiger Materien zu bestimmen ist, wird ebenfalls der dadurch verminderten Geschwindigkeit des bewegten Körpers, worauf man doch eigentlich zu sehen hat, mit keinem Worte gedacht.

A.

6. Mathematick.

Ph. P. Guden von Wittwenkassen, und der dabey zu vermuthenden höchsten Wittwenzahl, ingleichen von der wahrscheinlichen Lebensdauer des männlichen und weiblichen Geschlechts, 1771. Hannover, bey J. W. Schmied, in 4. 9 Bogen, nebst 5 Tabellen.

Prüfung einer neulich herausgekommenen Schrift des Hrn. P. P. Guden in Hannover: von Wittwenkassen ꝛc. 1771. Göttingen beym Faktor J. H. Bohn, in 4. 2 Bogen.

Man sieht ohne ferneres Erinnern, daß die zweyte dieser Schriften die erste, beyde aber die in Ansehung der Calenbergischen Wittwenpflegschaft entstandenen Streitigkeiten betreffen, von welchen im XIV. B. I. St. der allg. d. Bibliothek bereits ausführlich Erwähnung geschehen. Hr. Guden äussert hin und wieder besondere und theils persönliche Klagen gegen Hrn. Kritter, die aber in der zweyten Schrift auch hinwiederum zurückgewiesen werden. Wir haben uns aber hier daran nicht aufzuhalten, und werden demnach nur kurz das in beyden Schriften vorkommende theoretische berühren. Hr. Guden giebt nun in der seinigen die Methode an, wie er glaubt, daß die höchste Wittwenzahl zu berechnen sey. Aus der 2ten Schrift aber sehen wir (S. 8.) daß Hr. Registrator Dies auf diese Gudensche Theorie das ganze Gebäude der Calenbergischen Wittwenpflegschaft und die Tabellen von den Simplis ihrer Beyträge gebaut haben solle. Dieses mag nun allerdings die Gudensche Schrift denjenigen interessant machen, welche die Einrichtung dieser Gesellschaft genauer wollen einsehen lernen. Da nun in der ganzen Sache eine der wichtigsten Frage diese ist, daß man bestimme, wie sich die Anzahl der Wittwen gegen die Anzahl der stehenden Ehen verhalte; so hält sich auch Hr. Gude besonders dabey auf, und ist bemüht zu zeigen, daß diese Verhältniß nach der Verschiedenheit des Alters, sehr verschieden ausfalle. Daran läßt sich freylich gar nicht zweifeln. Hr. Guden läßt sich daher auch in alle diese Verschiedenheiten ein, und stellt das, was seine Rechnungen geben, für jedes Alter und jede Grade der Sterblichkeit in Tabellen vor. Die Hauptfrage kömmt inzwischen auf die Berechnungsart selbst und die dabey gebrauchte Theorie an. Hiebey nimmt nun Hr. Gude alles im Durchschnitte und nach einer ganz einfachen Regel. Er schließt = Wie sich verhalten die vermuthlichen Wittwenjahren zu den vermuthlicher Ehestandsjahren, oder welches gleich viel ist, zu der künftigen Lebenszeit des Mannes; so verhält sich die künftige Zahl der Wittwen zu den Zahl der Frauen = Ein Beyspiel mag dieses aufklären. Ein Mann von 26. Jahren heurathe ein Frauenzimmer von 22. Jahren; so hat bey gleichem

Grade der Sterblichkeit der Mann Hofnung noch 33. Jahre, die Frau aber 36. Jahre zu leben. Also hat die Frau die Vermuthung einer 3jährigen Wittwenschaft, weil die Ehe nach 33. Jahren vermuthlich getrennt seyn wird. Nun verhält sich 3. zu 33. wie 1. zu 11. Wenn demnach immer solche Ehen genommen werden, so wird auf 11. Ehen eine Wittwe zu rechnen seyn. So schließt Hr. Gude. Diese Art zu schließen hat etwas scheinbares. Sie taucht aber durchaus nichts. Nach derselben hat jede Ehe für die künftigen Wittwen nur 3. Jahre Wittwengehalt zu erlegen. Dieses giebt auf 100. solcher Ehen 300. Wittwengehälter. Nun sind nach 33. Jahren die Helfte der Ehemänner gestorben. Und damit würden alsdenn 50. Wittwen vorhanden seyn. Es ist aber auch von diesen beynahe die Helfte ebenfalls gestorben, und so werden nach 33. Jahren, wenigstens 25. Wittwen leben, die alsdann 55. Jahr alt seyn werden. Diese haben im Durchschnitte Hofnung noch 15. Jahre zu leben. Und so müssen ihnen 25 mal 15. das ist 375. Jahrgehälter bezahlt werden. Ferner sind diese Wittwen nach und nach schon bereits vor dem 33ten Jahre ihrer Ehe entstanden, und zwar in den ersten Jahren mehr als in den letztern. Wenn wir aber auch setzen, daß jedes Jahr gleich viele in Wittwenstand kamen; so haben sie bis dahin eben so viele Jahrgehälter bezogen, als wenn sie sämmtlich in der Helfte der 33. Jahren entstanden wären. Dieses giebt 16½ mal 25. das ist 412½ Wittwengehälter. Werden diese zu den vorhin gefundenen 375. addirt, so giebt es schon 787½ Wittwengehälter. Es leben aber nach dem 33ten Jahre noch 25. Ehefrauen, von welchen immer auch die Helfte ihre Männer überlebt, und noch eine ziemliche Anzahl von Wittwengehälter haben muß; so daß die Summ von 1000. nicht sehr verschieden ist, und damit jede Ehe 10. Wittwengehälter dargeben muß, und nicht 3., wie Hr. Gude es rechnet. Hr. Gude findet auch, daß die Rechnungen nach der Süßmilchschen Tabelle, die Anzahl der Wittwen meistens größer angeben, als man sie in dortigen Gegenden glaubt oder wünscht. Er giebt sich daher viele Mühe, um glaublich zu machen, daß die Männer länger leben als die Frauen. Das würde nun freylich die Anzahl der Wittwen um etwas vermindern. Die Hauptschwürigkeit liegt aber fürnemlich in der Berechnungsart, und da wäre freylich das beste gewesen, wenn diese vor Errichtung der Wittwenpflegschaft von ächten Kennern geprüft und berichtigt worden wäre. So aber wird Hr. Gude es nicht

übel

Übel nehmen können, wenn Hr. Kritter an dem Verfasser der 2ten oberwehnten Schriften, einen Vertheydiger findet, der ihn in vielen Stücken und mit Gespötte zurechte weiset.

Recueil pour les Astronomes par *M. I. Bernoulli*, Astronome Royal etc. Tome I. 1771. 8. Berlin, 28½ Bogen nebst 3½ Bogen Tabellen und 1 Kupferblatt. In Verlag des Verfassers.

Da in der allg. d. Bibl. keine Iournale recensirt werden; so können wir wenigstens drey Viertel dieses Werkes übergehen, weil sie Auszüge aus neuen astronomischen Schriften enthalten, die der Verfasser theils selbst gemacht, theils aus Journalen, besonders auch aus der allg. d. Bibl. gezogen, dabey aber letzters auch seinen Lesern selbst saget. Wir werden daher blos die darinn vorkommenden Abhandlungen anzeigen. Die erste ist aus dem englischen des Hn. Maskeline, übersetzt, und betrift Anmerkungen über die Gleichung der Zeit. *La Caille* hatte dieselbe verkünstelt; und durch seine Trugschlüsse mehrere sonst berühmte Astronomen zum Irrthum verleitet. Maskeline hilft hier der Sache wieder zurechte, und in beygefügten Zusätzen sucht Hr. B. dieselbe noch mehr ins klare zu bringen. Hierauf folgen zwo Abhandlungen über das Mittagsfernrohr (Instrument des passages). Es wird ausser England sehr selten zu Berichtigung der Uhr gebraucht. Indessen liegt es nur daran, daß man lerne der kleinen Unrichtigkeiten, die von seiner Stellung herrühren, Rechnung zu tragen. Hr. B. ist daher bemüht die dazu nöthigen Regeln feste zu setzen, und liefert berechnete Tabellen zur Erleichterung des Gebrauches, worunter auch die Rectascension von 100 Sternen auf das Jahr 1770. berechnet, vorkömmt. Dieses nebst einer Erläuterung über eine trigonometrische Differentialformel beläuft sich ohne die Tabellen auf 66 Seiten. Darauf folgen obbemeldte Auszüge und astronomische Nachrichten. Endlich S. 255. bis zu Ende ist ein umständlicher Auszug zwoer noch ungedruckter akademischer Abhandlungen des Hn. B. angehängt, und dieser betrift eine von ihm ausgedachte Methode zu leichterer Berechnung solcher Tabellen, die nach arithmetischer Progreßion fortgehn, wobey aber die Differenzen nicht ganze Zahlen sondern mit Brüchen oder irrationellen Theilen behaftet sind.

Ik.

G. Chr. Lichtenbergs, Pr. der Philosophie, Betrachtungen über einige Methoden, eine gewisse Schwürigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit beym Spiele zu heben, nebst einer Anzeige seiner Vorlesungen. Göttingen, 1770. 4. 3 Bogen.

Die Schwürigkeit, wovon hier die Rede ist, betrift eigentlich folgenden Fall, den ehmals Nic. Bernoulli dem Monmort vorgelegt, und auch dem Hr. Daniel Bernoulli davon Nachricht gegeben. Cajus wirft z. E. eine Münze auf, die mit I und O bezeichnet ist. Titius verspricht ihm 1 Thaler, wenn die Münze das erstemal auf I fällt, 2 Thaler, wenn sie erst das 2temal, 4 Thaler, wenn sie erst das drittemal, 8 Thaler, wenn sie erst das viertemal fällt, und so will er mit dem Verdoppeln fortfahren, bis die Münze auf I fällt. Man fragt wie viel Cajus zu gewinnen hoffen kann, oder wie viel er Anfangs einzulegen hat, damit Titius sich in das Versprechen einlassen könne, und jeder gleiche Hofnung habe. Die Anzahl der Würfe ist hier nicht bestimmt. Cajus kann so lange fortfahren, bis die Münze auf I fällt, und ist offenbar desto glücklicher, je mehr Würfe er hat thun müssen. Die Lehre von Berechnung des Wahrscheinlichen giebt nun an, daß Titius unendlich viel wagt, weil das Spiel nicht auf eine bestimmte Anzahl von Würfen gesetzt ist. Titius kann also von Cajus eine unendlich große Einlage verlangen. Indessen wird auch der verwegenste Spieler dem Cajus kaum 20 Thaler für seine Hofnung geben. Warum nun so wenig, da doch die Rechnung unendlich viel angiebt? Hr. L. erzählt anfänglich die von D. Bernoulli und Cramer gegebene Auflösung, welche weniger auf die Natur des Spieles als auf die Regeln der Klugheit gegründet, insofern aber ganz gut ist, und von Hrn. L. gebilligt wird. Darauf führt er der Hrn. d'Alembert und Beguelin hierüber geäusserte Meynungen an, welche ihm wenig Genügen thun. Hr. L. selbst glaubt, daß die Berechnung, die für eine bestimmte Anzahl von Würfen ganz richtig ist, für eine unbestimmte Anzahl von Würfen keine besondere Wendung oder Ausnahme haben müsse. Darinn geben wir ihm insofern gerne Beyfall. Er führt auch einen wirklich mit einem Dreygroschenstücke von ihm angestellten und 240 male wiederholten Versuch an, um aus der Erfahrung zu sehen, wie die Treffer und Fehler abwechseln. Wir lassen den Erfolg dahin gestellt, da eine Münze gewöhnlich leichter auf die eine als auf die andere Seite fällt. Wir wünschten ferner, daß

Hr. L. sich in die Untersuchung eingelassen hätte, warum der vorerwähnte Waghals dem Cajus höchstens 20 Thaler für seine Hofnung geben würde. Er muß doch immer denken, daß er schon sehr glücklich seyn müßte, wenn ihm die Münze 5mal nach einander auf O, und erst das 6temal auf I fallen solle, weil schon dieses unter 64mal nur einmal geschieht, und weil er, wenn es auch eintrift, dennoch nur 32 Thaler bezieht, und damit nur 12 gewinnt. Hat er nun schon Anstand zu glauben, daß er unter 64 Spielern der einige Glückliche sey, so wird er noch 2, 4, 8 ꝛc. mal mehr Anstand haben, sich unter 128, 256, 512 ꝛc. Spielern, als den einigen glücklichen, anzusehen, wenn auch gleich der zu hoffende Gewinn 2, 4, 8 ꝛc. größer angesetzt ist. Uebrigens hätte hiebey auch der Fall untersucht werden können, wo Titius dem Cajus den ersten 2ten, 3ten ꝛc. Wurf nicht mit 1, 2, 4, 8 ꝛc. sondern nur mit 1, 2, 3, 4 ꝛc. Thalern zu bezahlen verspricht, und wo folglich bey einer unbestimmten Anzahl von Würfen Titius von dem Cajus nur 2 Thaler anfängliche Einlage fordern kann, um das Spiel mit beydseitiger gleicher Gefahr zu wagen.

H. Kühnii Pr. Gedan. Tentamen de aequationibus cubicis quibuscunque perfecte resoluendis. Opus posthumum Gedani. 4. 1771. Typis Schreiberi, 10 pl. 1 tab. fig.

Der Verfasser hatte sich in den Comment. Acad. Petropol. viele Mühe gegeben, die unmöglichen Wurzeln der Gleichungen möglich zu machen, und dabey schlechten Beyfall erhalten, ohne sich jedoch von seinem Vorhaben dadurch abwendig machen zu lassen. Der Titel dieser Schrift ließ uns daher voraus vermuthen, daß darinn eine Anwendung auf die Gleichungen vom dritten Grade vorkommen würde. Er durchgeht hier diese Gleichungen mit einer ganz besondern Weitläuftigkeit, weil jede Veränderung der Zeichen als ein besonderer Fall vorgenommen, und besonders berechnet wird. Für jeden Fall findet er die eine Wurzel nach der bekannten Cardanischen Regel, die zwo andere aber, und zwar nur in Beyspielen mit Zahlen dadurch, daß er vermittelst der Theilung die Gleichung auf den 2ten Grad heruntersetzt, und sie sodann auflößt, endlich noch bey jedem Fall die Probe vorlegt, daß vermittelst der gefundenen Wurzeln die Coefficienten der Gleichung wieder ganz richtig herausgebracht werden. Bey aller

dieser Weitläufigkeit ist nun nichts neues. Da aber auf diese Art die Quadratwurzeln verneinter Grössen nicht vermieden werden, so begnügt sich der Verfasser (S. 60.) sie als möglich, real, und angeblich (bestimmbar, assignabiles) anzusehen, und hält sich nochmals damit auf, sich der gegenseitigen Meynung zu widersetzen. Darauf hin nimmt er die Trisection von Circulbögen und damit die cubische Gleichung vor, auf welche diese Aufgabe führt. Endlich will er auch zeigen, wie ein regulär Neuneck und Siebeneck in einem Circul beschrieben werden müsse. Er findet aber gut, dabey den Proportionalcircul zu Hülfe zu nehmen.

Sh.

Analytische Trigonometrie von Georg Simon Klügel, der Math. ord. Lehrer auf der Julius Carls Universität, der Göttingischen Kön. Ges. d. W. Corresp. und einiger gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Braunschweig, in der Fürstl. Waisenhaus-Buchhandl. 1770. 248 Octavs. 3 Kupfert.

Den Gebrauch der Buchstabenrechnung und Analysis in der Trigonometrie, Sätze von Zusammensetzung und Vervielfältigung der Winkel, u. d. g. hat man seit nicht gar zu langer Zeit in die Anfangsgründe gebracht, wo man aber diese Lehren, die so zahlreich und von so mannichfaltiger Anwendung sind, nicht vollständig genug abhandeln kann. Von dem Herrn v. Oppel, welcher zu Freyberg 1769. als Oberberghauptmann verstorben ist, kam 1746. eine Analysis triangulorum in einem dünnen Foliobande heraus; dieser erste Lehrbegrif einer analytischen Trigonometrie, würde aber nach dem jetzigen Zustande der Wissenschaften viel Veränderungen in Absicht auf Einkleidung, Ordnung und Menge der Sätze leiden. Hn. Eulers Art, die Linien, die zu einem Winkel gehören, also nach dem Verhalten, das sie zu diesen Winkel haben, zu bezeichnen, ist da noch gar nicht gebraucht, indessen zeigt dieses Buch viel Scharfsinnigkeit und Fleiß seines Verfassers, er ist auch mit einer von den ersten gewesen, der gezeigt hat, wie viel Nutzen die sphärische Trigonometrie auch außer der Astronomie habe, wovon sein Anhang zu seiner Markscheidekunst eine Probe giebt. Durch gegenwärtiges Buch hat Hr. Kl. einen wichtigen Mangel von Anfangsgründen dieser Wissenschaft, wie sie jetzo erfodert werden, ersetzt.

Von

Von acht Capiteln, erklärt das erste die trigonometrische Funktionen, die Linien nemlich, durch welche die Winkel bestimmt werden. Den Sinus eines Winkels zu bestimmen, stellt er sich einen rechtwinklichten Triangel vor, in dem dieser Winkel vorkömmt, des Perpendikels, das diesem Winkel gegen über steht, Verhältniß zur Hypothenuse, oder a) der Quotient den dieses Perpendikel mit der Hypothenuse dividirt giebt, eben so Cosinus u. s. w. Hr. Kl. tadelt die Gewohnheit in den trigonometrischen Anfangsgründen das Perpendikel selbst Sinus zu nennen, weil so die trigonometrischen Linien für einen gewissen Winkel, keine bestimmte Werthe bekommen, und man doch zuletzt, sie für eine unveränderlich angenommene Linie berechnen muß, nemlich für den Halbmesser des Kreises, dessen Bogen den Winkel mißt. Hr. Kl. bedient sich indessen bald eines solchen Kreises, besonders um zu zeigen, wie diese Linien für Winkel, die größer als stumpfe sind, beschaffen sind. b) Im 2. C. werden die geradelinichten Dreyecke betrachtet. Hr. Kl. giebt für die Auflösung der gemeinen trigonometrischen Aufgaben, Formeln, durch die sich diese Aufgaben eben so bequem, und manchmal noch bequemer auflösen lassen, als durch die gewöhnlichen Regeln. Am Ende dieses Capitels erinnert er mit Rechte, daß man sich nicht mit viel einzelnen Aufgaben so beschäftigen soll, daß man jede Auflösung besonders sucht, sondern, daß man die allgemeinen Gleichungen aufsuchen soll, in denen unzähliche solche Aufgaben enthalten sind. Das dritte Capitel handelt von der Zusammensetzung der Winkel, das

a) Ueber dieses oder könnte man Hrn. Kl. chikaniren, weil Verhältnisse und Quotienten nicht einerley sind. So leicht kann jemand durch eine kleine Unvorsichtigkeit im Ausdrucke etwas zu sagen scheinen, das er besser weis.

b) Wenn man in trigonometrischen Anfangsgründen zu erinnern vergässe, daß die Linie, die eines Winkels Sinus und d. gl. ist, es nur in einem gewissen Kreise ist, und also allerdings die Bestimmung des Sinus nicht auf die Länge dieser Linie, sondern auf ihre Verhältniß zum Halbmesser ankömmt, so wäre Hrn. Kl. Tadel gegründet. Uebrigens ist die gewöhnliche Art, die trigonometrische Linie zu erklären, daher entstanden, weil man zuerst die Winkel durch Sehnen der Bogen, die sie messen, bestimmt hat, und die Saracenen erst wahrgenommen haben, daß man die Hälfte dieser Sehnen statt der ganzen brauchen könnte. Dieser Ursprung der Sinusse scheint die gewöhnliche Ordnung zu rechtfertigen, wozu noch kömmt, daß man die Sinus aus Sehnen des Kreises berechnen muß, daß der Name der Tangenten nicht anders als aus dem Kreise verständlich wird.

vierte von ihrer Vervielfältigung; wobey Hr. Kl. auch untersucht, warum man viel Sinus, Sehnen, u. s. w. findet, wenn man einen Winkel, dessen Sinus u. s. w. gegeben ist, in gleiche Theile theilt, und warum man mit der Seite eines ordentlichen Vielecks, die man sucht, auch seine Diagonalen findet u. s. w. c) Hr. K. bringt auch den cotesischen Lehrsatz vom Kreise, bey, sein Beweis ist im Grunde mit Joh. Bernoullis seinem einerley, nur hat er statt der Rechnung, welche Bernoulli wegen der Coefficienten führt, Schlüsse gesetzt, durch welche das Unangenehme der Rechnung vermieden wird. Im fünften Capitel werden die trigonometrischen Linien aus den Winkeln oder umgekehrt gefunden. Weil Hr. K. hier keine Integralrechnung voraus setzt, so verfährt er wie Hr. Euler Introd. in Anal. inf. T. I. §. 134. d) Er setzt dabey zum voraus, daß sich z. E. Sin z dem Bogen z unendlich nähere, wenn

c) Hr. Hofr. Kästner hat solche Untersuchungen ausführlich in seinem Antrittsprogramm zu Göttingen 1756. angestellt: Vnde plures insint radices aequationibus sectiones angulorum definientibus. Es ist von ihm seinen 1770. zu Altenburg herausgekommenen Dissertationibus Mathematicis et physicis beygefügt worden.

d) Bey diesen Verfahren und ähnlichen Hrn. Eulers, kömmt es darauf an: Man hat eine Reihe deren Coefficienten durch n; n. (n — 1); n. (n — 1) (n — 2) u. s. w. gegeben sind, da setzt man n unendlich, und schließt alsdenn n. (n — 1) = n. n; n. (n — 1.) n — 2) = n. n. n. u. s. w. Dieser Schluß ist richtig, so lange in den Coefficienten, von n nur endliche Größen abgezogen werden, aber weil die Reihe ohne Ende fortgeht, so kann der Zweifel entstehen, ob man z. E. auch n werde statt m setzen dürfen, wenn m so groß wird, daß es mit n in Vergleichung kömmt. Daher wird jemand, der deutliche Ueberzeugung sucht, genöthiget, sich diesen Umstand, oder was ihm gleichgültig ist, besonders zu demonstriren. Gleich bey der angeführten Stelle Hrn. Eulers hat der Recensent sich sonst so befriedigt, jetzo scheint ihm aber doch besser die Erfindung des Sinus aus dem Bogen u. d. gl. doch lieber der Integralrechnung zu überlassen, weil sie doch ohne Begriffe von der Rechnung des Unendlichen nicht vollkommen zu verstehen sind. Indessen rechtfertigt Hr. K. zulänglich, daß er gern die Trigonometrie vollständig abhandeln wollen, wozu die Möglichkeit die trigonometrischen Linien zu berechnen, ohnstreitig gehört. Historisch hätte sich das Verfahren, wie sie wirklich sind berechnet worden, hier desto eher nicht beybringen, sondern anzeigen lassen, da die Formeln, zu Multiplication, Theilung der Winkel u. d. gl. hier waren gelehrt worden.

wenn beyde unendlich abnehmen, und so findet er aus einer Reihe die Sin nz durch Sin z gab, Sin v; wenn er $v = nz$ und n unendlich groß, aber z unendlich klein setzt. So zeigt er wie die Peripherie, ihre und der Sinusse u. s. w. Logarithmen gefunden werden. Das 6. Capitel enthält die sphärische Trigonometrie. Auch hier werden nebst den gewöhnlichen Regeln, Formeln gegeben, wo zwar das gesuchte oft durch zwey Stücke gefunden wird, deren jedes für sich muß berechnet werden, die aber doch vielmal die Sache schärfer geben, als die gewöhnlichen Regeln, bey denen man erst eine Größe sucht, und aus der wieder das eigentliche gesuchte bestimmt. 7. C. Beyspiele vom Gebrauche der sphärischen Trigonometrie. Außer astronomischen, gnomonischen u. d. g. an die man so denkt, folgende: Aus der Lage einer Schaufel gegen das Mühlrad, ihre Lage gegen den Horizont zu finden. Man hat auf dem Felde einen Winkel gemessen, dessen Schenkel gegebene Neigungen gegen den Horizont hatten, man will diese Winkel auf den Horizont reduciren. Aus der Lage der Dachfläche, und der Walmenseite gegen den Boden des Daches den Winkel zu finden, den sie mit einander machen. 8. C. Differentialformeln, wie viel sich gesuchte Seiten und Winkel der Dreyecke ändern, wenn sich die gegebenen Dinge ein wenig ändern, mit Anwendung auf einige Exempel, als: Die Veränderung der Rectascension und Declination der Sterne, wegen des Fortrückens der Nachtgleichen zu finden. Die Formel findet sich in H. de la L. Astronomie mit einem weitläuftigen und verwickelten Beweise. Im Anhange giebt Hr. Kl. einen Beweis des binomischen Lehrsatzes für gebrochne und verneynte Exponenten und die Erweiterung des Satzes auf unendliche Reihen, ohne die Analysis des Unendlichen.

H. K. Absicht ist gewesen, Anfangsgründe für die rechnende Geometrie zu verfertigen, wie die euklideischen für die zeichnende sind. Diese Absicht ist hier von ihm sehr wohl erreicht worden, und er hat nicht nur im Sammlen und Ordnen, sondern auch in Erleichterung und Abkürzung der Beweise, oder eigentlich, des Verfahrens die Sätze analytisch zu finden, viel Geschicklichkeit gezeigt. Sein Buch ist zu Vorlesungen geschickt, wenn es auf Universitäten aufkömmt, über die analytische Trigonometrie, besondere Vorlesungen zu hören. Wer aber auch nur die Anfangsgründe der Arithmetick und Geometrie inne hat, wird ohne Anstoß sich durch eignen Fleiß daraus unterrichten können. M.

---

7. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

J. F. Bolten Nachricht von einer neuen Thierpflanze. Hamburg, 1770. in 4.

Diese Thierpflanze ist in der Straße Davids unter der Pols höhe von 69. Grad aus dem Meere mit einer Harpune herausgezogen worden. Die allernächste Verwandschaft hat sie mit der Vorticella ovifera, und vielleicht ist sie eben dieselbe. Hr. Dokt. Bolten, dessen Liebe zur Naturgeschichte und Kenntniß derselben man schon aus diesen wenigen Bogen abnehmen kann, hat dieses seltne Stück in einem Briefe an den Archiater von Linne auf das genaueste beschrieben. Der hornartige Stengel hat in der Mitte der Länge nach eine Spalte, die H. Bolten, vielleicht etwas zu dreist, eine Blumenscheide nennet. Einen besondern Dank muß man ihm dafür zugestehn, daß er eine dieser Pflanzen (denn er erhielt drey Stück,) so gut es sichs hat wollen thun lassen, zergliedert hat. Die größte hat eine Länge von 13. Zoll, die andere von 12. und die dritte von 10. Zoll rheinländischen Maases. Der Körper, welcher sich oben an der Spalte anfängt, gleichet einer plattgedruckten länglichen Blase. Das obere End ist stumpf, und die Farbe ist Dachstein roth gewesen, ehe sie der Brantewein ausgezogen hat. Der Körper hat zwo Oefnungen, welche fast gerade übereinander liegen. Der V. hält die obere für den Mund, und die untere für den After. Eine überaus saubere ausgemahlte Zeichnung, die einen halben Bogen einnimmt, erläutert die gegebene Beschreibung. — Aber wie würde es der Naturgeschichte ergehen, wenn wir von jedem seltnen, oder auch nur neuen Natural die Beschreibung mit einem Thaler bezahlen müßten!

Dm.

Johann Christian Wiegleb's, Apothekers in Langensalza, fortgesetzte kleine chymische Abhandlungen. Langensalza bey Joh. Christ. Martini, 1770. in 8. 182 Seiten.

Der Verfasser läßt sich durch die vielen Widersacher, welche das Meyerische System von der fetten Säure, angefochten haben, nicht irre machen, sondern erkläret noch immer verschie-

schiedene chymische Erscheinungen auf eine ganz andere Art, als bisher die Chymisten gethan haben. Die 8te Abhandlung beantwortet die Frage, wie die officinellen Eisenblumen am besten und vortheilhaftesten zu verfertigen sind? Die alten Vorschriften verlangen von Salmiak und Eisenfeile oder Blutsteine gleiche Theile zu nehmen, der V. hat aber zu einem Theil Blutstein 10 : 12mal neuen Salmiack gemischt, und eine ungleich grössere Menge Eisenblumen, als durch den gewöhnlichen Weg erhalten. Die 9te Abhandlung lehret eine vortheilhaftere Bereitung des weissen Quecksilber-Präcipitats; denn da der gewöhnliche Niederschlag durch eine Auflösung von Küchensalze höchst unvollkommen ist, und man die Helfte vom Quecksilber einbüsset, so nimmt der V. eine Unze Quecksilber, löset solche in 9 : 10. Drachmen Scheidewasser, (vielleicht eine zu kleine Quantität) auf, die Auflösung wird mit einem Pfunde Wasser verdünnt, hernach 2. Quintl. gereinigter Salmiak in 4. Unzen Wasser aufgelößt, dazu geschüttet, und dann in diese Mischung so viel vom geflossenen Weinsteinöle (oleum tartari per deliquium) getröpfelt, bis nichts mehr niederfällt. Dieser Niederschlag hat mehr am Gewichte, als die Quandität des Quecksilbers betrug. Der rothe Quecksilber-Präcipitat, erhält nach der 10ten Abhandlung seine rothe Farbe nicht von der Salpetersäure, wie viele irrig glauben, sondern von dem caustico, daher auch dessen ätzende Eigenschaft. Denn nach den Versuchen verschiedener würdiger Chymisten erhält das Quecksilber durch die bloße Calcination eine ätzende Eigenschaft.

Pm.

I. A. N. I. Aufrichtige Entdeckung von der wahren Beschaffenheit der hermetischen Kunst. Hamburg, 1770. 22 Quartseiten.

Der Mann hat gar nicht philosophisch geschrieben, er ist ein halber Unglaubiger der Verwandlungskunst. Er leugnet, daß die unreinen Metalle in Gold verwandelt werden können; er läugnet, daß ein Theil des philosophischen Steins hundert tausend und tausendmal tausend Theile soll tingiren können: Der Mann muß nie einer Projection beygewohnet haben, sonst würde er solche bekannte Sachen nicht läugnen: Er will nicht glauben, daß ein Köngen oder Stäubgen vom philosophischen Stein in einem Tiegel voll fließenden schlechten Metalle Knall und Fall die verhoften Wirkungen hervor brin-

gen

gen könne; ein solcher Unglaube ist nicht auszustehen. Man höre nur was er weiter sagt: „es hätte Samma-El mit allen seinen Engeln keinen listigern Betrug aussinnen können, als die adepti mit ihrer Tinktur und philosophischen Stein zuerst ausgesonnen haben, indem die Metalle allzusammen sogleich sollen zu Golde werden, so balde selbige einen philosophischen Stein nur riechen.„ Für eine solche Verwegenheit verdienet der Verfasser, daß er in seinem Leben den philosophischen Stein nicht in seine Hände bekomme. Doch verläugnet er die Verwandlungskunst nicht gänzlich, er hält nur alle unreine Metalle zur Transmutation für unfähig; nur allein aber zum Mercurio hat der Verfasser das größte Zutrauen. Dieses als ein unvollkommenes doch kein unreines Metall, und das Gold, sind die beyden Metalle, wovon die Alten gesagt: Das erste und letzte Metall ist ein Metall. Von der Verwandlung der Metalle hat der Verfasser seine eigne Gedanken. Der philosophische Stein und die Tinktur sind bey ihm unterschiedene Dinge, und gehören nach seiner Meynung so nothwendig zusammen, als nothwendig Wasser und Mehl zusammen gehören, wenn ein Brod gebacken werden soll. Der philosophische Stein sey eigentlich diejenige Maße, so durch die Tinktur in Gold verkehret würde. Da nun der Verfasser Eisen, Kupfer, Bley und Zinn zur Verwandlung für ungeschickt erkennet, und nur allein das Quecksilber hiezu für fähig hält; so soll also eigentlich das letztere vermittelst des Vitriolöls figirt und daraus der philosophische Stein bereitet werden, welcher alsdenn erst durch die philosophische Tinktur zu Golde verwandelt werden soll. Hierdurch soll nun auch des Lullius Anzeige, daß nemlich viele die Tinktur gehabt, aber nicht gewußt zu tingiren, verständlich erkläret werden; weil nemlich jene nicht gewußt haben, auch zugleich den philosophischen Stein zu bereiten, so hat ihnen ihre Tinktur auf Eisen, Bley und Kupfer keine Dienste thun können, weil nur allein das im philosophischen Stein steckende Quecksilber durch die Tinktur in Gold verwandelt werden könne. Hierdurch hat also der Verfasser den Grundriß zur Verwandlungskunst entworfen, und zugleich zur Verfertigung des philosophischen Steins Anleitung gegeben. Dieser könnte nun inzwischen verfertiget werden, damit wenn seine versprochene Grundregeln zur Bereitung der Tinktur auch bekannt gemacht würden, die Söhne der Kunst alsdenn ohne Verzug die Verwandlung vornehmen, und der so sehr überhand nehmenden Armuth mitleidig unter die Arme greiffen konnten.

Neue

Neue alchymistische Bibliothek für den Naturkundiger unsers Jahrhunderts ausgesucht und herausgegeben von S. Erstes Stück. 8. Frankfurt und Leipzig, bey Brönnern, 1771. 260 Seiten.

Die Verfasser und Herausgeber dieser alchymistischen Bibliothek haben sich in ihrer Vorrede von den Kunstrichtern ausgebeten, daß man ihre Unternehmung nach ihrer Absicht beurtheilen solle: Da nun ihre Absichten nicht tadelhaft sind, so wollen wir auch würklich die Gefälligkeit ihnen erweisen, und ihnen kein unbilliges Urtheil sprechen. Die Bibliothek soll aus den besten vernünftigsten und deswegen sehr selten gewordenen alchymistischen Schriften zusammen getragen werden, und die Absichten, welche die Uebersetzer und Herausgeber bey Bekanntmachung dieser Schriften haben, sind nicht blos diejenigen, welche die Verfasser der Abhandlungen selbst dabey gehabt haben. Die erste ihrer Absichten ist, daß sie den Naturforschern unserer Zeit einen Geschmack von dergleichen Schriften, welche man mit Verachtung und Spott angesehen, beybringen wollen. Sie glauben überzeugt zu seyn, daß nichts anders an diesem Vorurtheil Schuld sey, als die große Menge schlechter alchymistischer Schriften, die kein Mensch von Einsicht lesen will, weil es ihnen entweder an Deutlichkeit, oder an Gründlichkeit, oder an Schönheit fehlet, oder an allen dreyen zugleich; sie hoffen dahero, daß eine ganze Bibliothek von Schriften, welchen man diesen dreyfachen Mangel nicht vorwerfen kann, dieses allgemeine Vorurtheil aus dem Wege räumen könne, und daß Naturforscher und Gelehrte der neuern Zeit, welche nur vernünftige und begreifliche Schriften zu lesen pflegen, angelocket werden möchten, diese Schriften zu lesen, und dadurch überzeugt würden, daß nicht alle Schriften dieser Art ihre Verachtung verdienten. Die zweyte Absicht ist, daß sie einige blos seltene Bücher dieser Kunst erhalten wissen wollen, dahero wird ihre Hauptabsicht seyn, deutliche und gründlich schöne Abhandlungen von dieser Kunst zu liefern, welche dem Geiste unsers Jahrhunderts, so viel möglich, angemessen seyn. Die dritte Absicht soll seyn, bey dem verbesserten Geschmacke unsers Jahrhunderts, durch diese Bibliothek auch einen allgemeinen guten Geschmack in die Alchymie und deren Lektüre einzuführen, um endlich dadurch einmal alles das entsetzliche Zeug von sogenannten alchymistischen Schriften aus der Welt ganz zu verbannen, welches als eine wahre Sündfluth unsere deutsche Nation ganz

über-

[illegible] Sie wollen es sich zur Regel machen, [illegible]

[illegible]

zum Aufenthalte suchen könne. Denn den in Vorschlag gebrachten eisernen Stangen traut Nollet nicht viel zu, weil ein starkes Ungewitter sich daran vielmehr aufhäuft als ableitet. Die Uebersetzung geht an, und verdient auch des Inhalts wegen gelesen zu werden.

Bauers Theorie und Nutzen der Electricität, nebst Marherrs und Kirchvogels Abhandlung von der Wirkung der Luftelectricität im menschlichen Körper. 1770. 8. Chur und Lindau bey der typographischen Gesellschaft, 19 Bogen.

Diese drey Schriften sind aus dem lateinischen übersetzt, und auch im Deutschen lesenswürdig. Sie enthalten eine Menge electrischer Versuche, wodurch die selbst aus alten Chronicken herfürgesuchte seltsame Wirkungen des Blitzes, wenigstens in kleinem, ganz ordentlich nachgeahmt werden. Uebrigens ist auch verschiedenes nicht so neu, als es die Verfasser mögen geglaubt haben, ungeachtet es zu Wien und zu Prag, neu mag geschienen haben.

G. Reygers Beschaffenheit der Witterung in Danzig, vom Jahr 1722. bis 1769. beobachtet, nach ihren Veränderungen und Ursachen erwogen, und mit dem Wetter an andern Orten verglichen. 1770. 8. Danzig und Leipzig, bey Wedel, 23 Bogen.

Der Verfasser hatte bereits 1722. angefangen auf die Witterung Acht zu haben, besonders um zu sehen, wiefern sich Regeln daraus würden herleiten lassen. Von 1730. an schrieb er die Witterung täglich auf, und zu Ende eines jeden Jahrs zog er den ganzen Jahrgang gleichsam in eine Summ zusammen. Solche summarische Verzeichnisse liefert derselbe hier, und begleitet sie mit Anmerkungen, die sie ihm veranlaßt haben. Das Werk mag überhaupt denen dienen, die noch ferner über die Witterung und ihre Gesetze nachforschen wollen. Aufgezeichnete Grade der meteorologischen Instrumente findet man hier nicht, wiewohl diese, in geschmeidige Tabellen gebracht, sehr brauchbar wären, weil sich daraus die allgemeinen Gesetze, nach denen sich die Witterung richtet, noch ziemlich genau bestimmen lassen, wenn man aus Beobachtungen

von so vielen Jahren, auf gehörige Art, das Mittel nimmt. Man kann aber nicht sagen, daß die Art, meteorologische Beobachtungen anzustellen, sie zweckmäßig einzurichten und Folgen daraus zu ziehen; bisher auf ihre ächte Gründe gebracht wäre. Es gehören Beobachtungen dazu, die mehrere Jahre zugleich an vielen Orten und selbst in entfernten Welttheilen angestellt werden müssen, weil erst dann die Entstehung und der Fortgang der Winde, Wolken ꝛc. im Ganzen würde können untersucht werden. Eben so muß die Abwechslung der Wärme nicht blos in der äussern Luft, sondern auch in verschiedenen Tiefen der Erde beobachtet werden, wo nicht jeder kleiner Umstand sogleich eine Veränderung nach sich zieht. Doch dieses sind Wünsche, und werden es wohl noch lange bleiben, so sehr man auch immer auf den Fortgang der Wissenschaften bedacht seyn will.

M. Erich Laxmann's, Predigers bey der deutschen Gemeine zu Barnaul, auf den Kolywanischen Bergwerken in Sibirien, Sibirische Briefe. 8. Göttingen und Gotha, bey Dietrich, 1769. 7 Bogen.

Es sind in allem 8. Briefe von ungleicher Länge. Der erste von 38. Seiten ist an den Herausgeber Hr. Pr. Schlözer, der dritte von Linnäus an Hr. Laxmann, die übrigen von Hrn. Laxmann an Hrn. Prof. Beckmann geschrieben, von Hrn. Schl. und B. aber mit Anmerkungen bereichert worden, wozu auch Büttner und die Göttingische Bibliothek Stoff gegeben. Wir haben die ganze Sammlung mit Vergnügen durchgelesen, und an Hrn. Laxmann einen Gelehrten bemerkt, der seinen Aufenthalt in Sibirien zum Behuf der Naturgeschichte, Meteorologie, Bergwerksachen und Philologie anzuwenden weis. Wir wünschen sehr, daß sein in diesen Briefen erwähntes Tagbuch, so wie eine Fortsetzung dieser Briefe im Druck erscheinen möchte, weil dadurch eine noch nicht sehr durchforschte Gegend Sibiriens in mehrern Absichten bekannter werden würde.

Nollets Kunst physikalische Versuche anzustellen, aus dem Französ. I. Band, 440 Seiten. II. Band, 480 Seiten. III. Band, 464 Seiten in 8. nebst 56 Kupferbl. und einem Titelkupfer. Leipzig, bey Crusius, 1771.

Nol-

Nollets physikalische Lehrstunden, 7ter Theil, welcher enthält desselben Kunst, Versuche anzustellen. I. Theil, 432 Seiten, nebst 13 Kupferbl. Erfurt bey Weber.

Die Nolletsche Versuchkunst hat also mit einemmale zween Uebersetzer und zween Verleger gefunden. Der erste liefert es sogleich ganz. Vom andern haben wir nur noch den 1ten Band vor uns. Er giebt es als eine Fortsetzung der Nolletschen Lehrstunden an, und hoft vermuthlich, daß die Käufer, so diese bereits haben, auch den Nachtrag kaufen werden. Das war nun Nollets Meynung nicht. Indessen mag es immer angehen. Wie die beyden Uebersetzungen gerathen, läßt sich aus Vergleichung am besten beurtheilen. Wir nehmen gerade die Stelle, so wir zuerst aufgeschlagen. Das französische im I. B. p. 16. lautet: La hache est un instrument, que tout le monde connoit et scait manier à peu prés. Il faut qu'elle soit emmancheé solidement afin que le coup soit plus sur, et avoir soin de lui refaire le tranchant, quand il est usé, de peur qu'elle ne glisse sur la piece et qu'elle ne vous blesse en se jettant de côté. Appuyez le bois que vous voulez hacher sur un bloc de bois de bout, qui soit élevé de dix-huit pouces ou environ; et si vous travaillez dans un endroit oú vous ayez à ménager le plancher ou le carrelage, coupez vôtre bloc un peu plus court, mettez dessous un coussin de peau rempli de cendre ou de sable, ou bien un roulleau de nattes qui rompe le coup et qui l'empeche de causer un ebranlement considerable:

Die Leipziger Uebersetzung:

„Das Beil ist ein Werkzeug, welches jedermann kennt, „und auch ungefehr zu führen weis. Der Helm muß wohl „darinn befestigt seyn, damit der Hieb desto sicherer sey. Man „muß auch Sorge tragen, es schleifen zu lassen, wenn es „stumpf geworden ist, damit es nicht abspringe und den Ar„beiter beschädige. Man stützt das Holz, welches man be„hauen will, auf einen hölzernen Block, der etwa achtzehn „Zoll hoch ist; und wenn man an einem Orte arbeitet, wo „man den Boden oder das Täfelwerk zu schonen hat, so darf „man den Block nur ein wenig kürzer machen, und anstatt „ihn so bloß auf den Boden zu setzen, ein lederues mit Asche „oder Sand ausgestopftes Küssen oder auch oft zusammenge„legte Matte, darunter legen, welche den Hieb auffangen „und die Erschütterung schwächen.

Die Erfurter Uebersetzung:

„Das Beil ist ein Werkzeug, welches jedermann kennt, „und beynahe zu führen weis. Es muß an dem Helm sehr „feste sitzen, damit der Hieb sicherer sey, und man muß da„für sorgen, daß man sie wieder schärfen lasse, wenn sie stumpf „ist, aus Besorge, sie möchte auf dem Stücke abglitschen „und euch verwunden, wenn sie seitwärts fällt. Stellet das „Holz, so ihr behauen wollt, auf einen aufrechtstehenden Kloz „welcher ungefehr achtzehn Zoll erhaben ist, und wenn ihr „an einem Orte arbeitet, allwo ihr den Fußboden oder das „Pflaster zu schonen habt, so schneidet euern Kloz ein wenig „kürzer, und anstatt ihn auf dem bloßen Boden zu setzen, stel„let ihn auf ein mit Asche oder Sand ausgefülltes Polster, „oder auch auf eine zusammengerollte Matte, welche den „Schlag dämpft und verhindert, daß solcher keine starke Er„schütterung verursachet.„

Die erste dieser Uebersetzung ist freyer und mit mehrerem Bewußtseyn gemacht; die andere buchstäblicher und ohne viele Rücksicht auf die Sache und den Zusammenhang. Man sagt von der Axt, aber nicht von dem Beil, daß sie stumpf ist. Im französischen heißt beydes la hache. Aber im Deutschen muß man nicht beydes vermengen. *A peu prés* bedeutet hier nicht bey nahe sondern muß durch — vielleicht auch, mehr oder minder, etwann auch, ungefehr ꝛc. übersetzt werden. Schleifen wird gewöhnlicher als schärfen gebraucht. Stützen ist ebenfalls hier besser als stellen, und hoch besser als erhaben. Hingegen wird carrelage besser durch Pflaster als durch Täfelwerk übersetzt. In Paris werden wirklich auch Wohnzimmer mit glasurten und auch rohen Platten von Töpferarbeit am Boden bepflastert, und darauf mag Nollet besonders gezielt haben. Uebrigens ist bey der Leipziger Uebersetzung Papier und Druck ziemlich sauber, bey der Erfurter gerade so wie in den 6. Bänden der Nolletschen Lehrstunden. Wir glauben wohl, daß vielen Deutschen, die sich in die Kunstwörter des Originals nicht gut finden können, die Uebersetzung lieber haben werden.

Jz.

David Cranzens Historie von Grönland, insbesondere die Geschichte der dortigen Mißion der evangelischen Brüder zu Neuherrnhuth und Lichtenfels.

Zwey-

Zweyte Auflage. Mit acht Kupfertafeln und einem Register. Barby, bey Evers, 1770. 8. 3 Alph.

Es wird genug seyn diese neue Auflage eines Buches nur anzuzeigen, das auch ohne Absicht auf die Mißionsgeschichte, wegen der Nachrichten von Grönland lesenswürdig ist. Auch die Fortsetzung die mit herausgekommen ist, wird Beyfall erhalten. Die Naturhistorie ist freylich der Mißionarien ihr Werk nicht, und auch Hr. Cranz hat nur aus Büchern oder Nachrichten gesammlet, wenig selbst beobachtet. Seine Sammlung ist aber doch mit guter Wahl und Ordnung angestellt, daß sie denen nützlich ist, denen seine Quellen mangeln.

So.

Karl Tirenbergers, aus der Gesellschaft Jesu, Auszug aus den Witterungsbeobachtungen, welche in der Sternwarte zu Gräz von 1765. bis 1769. gemacht worden sind. 1770. Gräz, bey den Widmanstätterischen Erben, 8. $2\frac{1}{4}$ Bogen.

Für die auf dem Titel genannte 5. Jahre hat der Verfasser die jeden Monat beobachtete größte und kleinste Barometerhöhen ausgezeichnet, und die mittlere Höhe vom ganzen Jahre jedesmal beygefügt. Die so aus allen Beobachtungen folgt, ist von 26. Zoll $8\frac{2}{5}$ Linien Parisermaaß. Daraus folgt, daß Gräz in die 1200 Fuß über der Fläche des Meeres liegt. Die größte Veränderung des Barometers in diesen 5. Jahren gieng von 25. Z. $8\frac{1}{2}$ L. bis 27. Z. 5. Linien, und betrug demnach $20\frac{1}{2}$ Linien. Der Verfasser giebt ferner den mittlern Stand zweyer Reaumürschen Thermometer in jedem Monate von 10. zu 10. Tagen, so wie auch für jeden Monat den höchsten und tiefsten Stand derselben an. Die Veränderungen giengen 1768. vom 17. Gr. unter dem Frierpunkt bis zum 26. Gr. über demselben. In den andern Jahren waren sie geringer. Die Menge des Regens ist nur von den zwey letzten Jahren für jeden Monat angemerkt. Die Summ belief sich 1768. auf 30. Zoll 2. Linien, und 1769. auf 27. Zoll $3\frac{1}{2}$ Linien. Die Abweichung der Magnetnadel ist für 1769. täglich angezeichnet, und zuweilen täglich mehrmalen. Sie verändert sich zwischen 15. und 16. Gr. Westlich. Einige Nordscheine sind auch angemerkt. Endlich werden mehrere aus die-

 sen

sen Beobachtungen geschlossene Anmerkungen beygefügt. Der Auszug ist ganz gut, um das Clima von Gräz überhaupt kennen zu lernen. Es wäre aber nützlicher gewesen, wenn der Verfasser nicht einen Auszug, sondern das vollständige Tageregister seiner Beobachtungen geliefert hätte, weil seine Beobachtungen mit anderwärtigen besser hätten verglichen, und auch einzele daraus zu besondern Vergleichungen und Absichten gebraucht werden können. Es hätte aber freylich durch eine bequemere Einrichtung der Raum gespart werden müssen, weil sonst solche Beobachtungen gleich viele Bögen anfüllen.

Spallanzani physicalische und mathematische Abhandlungen. 1769. 8. 17 Bogen, 2 Kupferbl. Leipzig, in Gleditschens Handlung.

Es sind in allem fünf Abhandlungen, unter welchen, wie es denn sehr vermuthlich war, diejenige den Anfang macht, worinn Spallanzani seine Entdeckungen vom Nachwachsen der abgeschnittenen Schneckenköpfe erzählt. Denn dadurch wurde Spallanzani selbst in öffentlichen Zeitungen bekannt, und eben dieses mag zum Nachfragen nach seinen übrigen Schriften Anlaß gegeben haben. Indessen kommen in der ersten Abhandlung nebst den Schnecken noch mehrere andere Insekten, z. E. die Regenwürmer, Froschfische, Wassereydexe vor. Die zweyte enthält Bemerkungen von der Wirkung des Herzens in den Blutgefäßen, von der größten bis zu den kleinsten Pulsadern, und von den kleinsten bis zu den größten Blutadern, an Haller. Die dritte betrift die von Needham und Buffon, wiewohl unter einem andern Namen wieder aufgewärmte plastische Kräfte, und besonders die Frage: ob sie sich durch Needhams Versuche beweisen lassen? Spallanzani stellt viele Versuche über die Infusionsthierchen an, und schreibt denselben einen Anfang von thierischem Leben zu, überläßt endlich die Entscheidung den Lesern, vermu.hlich aus Achtung gegen Needham seinen Correspondenten. Die vierte Abhandlung ist eine Sammlung von Briefen von Spallanzani, Bonnet, Hebenstreit und Klein, nebst Spallanzani Anmerkungen. Sie betreffen sämmtlich die Maulesel und andere Bastardthiere und ihre Unfruchtbarkeit, in sofern die Frage von der Erzeugung dadurch einiges Licht erhalten kann. In der fünften Abhandlung sucht Sp. wider Bellogradi zu zeigen, daß das Wasser nicht elastisch ist. Es deucht uns aber dennoch, daß Bellogradi recht habe.

Hels-

Helshami Physica experimentalis Newtoniana, ex editione tertia Londinensi anglica in latinum translata a *G. Mezburg*, e S. I. 1769. 4. Wien, bey Trattner, 41 Bogen 8 Kupferblatten.

Daß die Engländer nicht viel anders zur Physick rechnen, als was ihr Sir Isaac Newton bearbeitet, das ist aus mehreren, von ihren physischen Schriften bekannt, und zeigt sich auch aus dem Helhamschen Werke. Die vor uns ligende Uebersetzung desselben hat eine einige Vorrede, worinn Robinson sich begnügt, aus Newtons Optic dessen Regeln zu philosophiren abzuschreiben. Darauf folgen in 23 Hauptstücken, oder sogenannten Lectionen, die Lehren von der Attraction, von den einfachen Hebezeugen, von der Bewegung, dem Stoße, dem Schwunge, dem Anreiben ꝛc. von der Hydrostatick (wo aber zugleich viel Hydraulisches vorkömmt) von der Aerometrie, von dem Schalle, dem Lichte, den Farben, von der Dioptrick, dem Sehen und der Catoptrick: alles ziemlich kurz vorgetragen, theils aus Gründen und theils mit Versuchen erwiesen und erläutert Die Versuche hat Helmsham großentheils wirklich angestellt, und einige sehr umständlich angeführt. Dabey ist nun auch vieles, wo nicht vergessen, doch wenigstens weggelassen. Es scheint daher, daß Robinson in dem beygefügten Anhange den Abgang habe ersetzen wollen, da er in fünf besondern Abhandlungen die Lehre vom Stoße der Köper, die Bewegung einer Kugel in einem flüßigen Mittel, die Bewegung eines Rades über Hindernisse, das Ausfliessen des Wassers und die Brennpunkte der optischen Gläser noch besonders vornimmt. Dadurch ist aber das, was man wenigstens in Deutschland zur Experimentalphysick rechnet, noch lange nicht alles nachgeholt.

Allgemeine Historie der Natur, nach allen ihren besondern Theilen abgehandelt. — Siebenden Theils erster Band. Leipzig, 1770. in 4.

Hier folgt nun gleich Anfangs die zweyte Betrachtung über die Natur. Wir empfehlen sie allen denkenden Naturalisten zur Durchlesung und zur Beurtheilung. Zum Auszuge ist sie zu lang und zugleich körnicht. Es würde eine ganze Arbeit seyn, diese beyden Aufsätze von den eingewebten Hypothesen

sen zu reinigen. — Von den vielen und meistens seltenen Thieren, nennen wir einige, und zeigen einzelne Anmerkungen an. S. 1. der Giraffe. Hier sind keine neue Nachrichten, sondern die alten sind gesammlet und an einander gefüget. Ein Kupfer fehlet. Hasselquist wird übelmitgenommen, weil er keine vollständige Beschreibung dieses Thiers gegeben hat; gleich als wenn er sie hätte geben können, da er doch niemals das Thier selbst, sondern nur ein Fell desselben gesehn hat. Aber der Franzose kann weder schwedisch noch deutsch, und hat also nur die lateinische Beschreibung herausgenommen und nach der den ganzen Mann beurtheilet. Das ist französisch! S. 10. Pacos, ein Thier, das doch schon einigemal in Europa gewesen. Wegen der schönen Wolle wünscht B., daß es möge bey uns einheimisch werden; welches er gar nicht unmöglich findet. Der Unau S. 19. ist Bradypus didactylus, ein Thier, welches die Natur, wie B. ganz ehrbar versichert, nur zur Probe gemacht, und welches ihr mißglücket ist. Er sagt auch vorher, daß das ganze Geschlecht der Faulthiere bald ganz aussterben werde. Viele Anomalien findet man bey diesen Thieren, sonderlich bey ihrer Zergliederung, die Daubenton vorgenommen hat. Ein Thier von ganz sonderbarem Ansehn ist der Tarser. Er kommt in der Länge der Hinterbeinen dem M. Jaculus nahe; auch hat es in beyden Kinladen vorne 2. Zähne, nach Art der Nagethiere. Der Phalanger, ein bisher ungenanntes Thier, hat oben 8, unten nur 2. Schneidezähne. Es ist aus Surinam, und hat das sonderbare, daß an den Hinterfüssen zween Zehen dicht an einander gewachsen sind, und sich nur bey den beyden ersten Gliedern scheiden, da sie denn beyde Nägel haben. Der Coquallin S. 61. (ein Namen, den B. willkührlich aus einem amerikanischen Namen zusammengezogen hat) scheint dem Eichhörnchen ähnlich, aber in Sitten dem Caninchen zu gleichen. S. 65. ist die Geschichte des Hamsters nachgeholet, die ein französischer Officier in vorigem Kriege durch den Heßischen Minister, den H. von Waitz erhalten. Fast ist es lächerlich, daß B. diese Beschreibung in Ansehung der Lebensart dieser Thiere verbessern will. Er will nicht haben, daß der Hamster in Deutschland den Winter über schlafen soll. Das hier gelieferte Kupfer T. XIV. tauget nicht. Viverra Ichneumon heißt S. 83. die Manguste. Der pralende Franzose, der über alle Hohnlacht, hat sich doch nicht einmal die Mühe genommen, die Wurzel kennen zu lernen und zu nennen, die der Ichneumon als ein Gegengift nimmt. Was S. 100. wider Linne

von

von dem bescheidenern Taubenton erinnert worden, ist bey der neuen Ausgabe des Natursystems überflüßig. Jedoch hat Linne eben nicht sehr genau die Zähne des Babyrusse angegeben. Die obern Hundszähne gehen nur durch den Knochen des obern Kinbackens. Es ist sonderbar, daß Büffon bitter böse auf die Systematicker und die von ihnen bestimmten Geschlechter ist; und nichts desto weniger selbst Geschlechter macht und denkt. So nennet er z. B. eines Makis, ein anderes Gerbos u. s. w. Seite 127. kömmt noch eine Fledermauß wieder, nemlich Vespertil. perspicillatus. Die Nasenhäute einiger Arten dieses Geschlechts sollen den Thieren ohne allen Nutzen seyn, und von der Natur blos desfalls gebauet seyn, um die Fledermäusse desto näher mit den Vögeln zu vereinigen, deren einige eben so unnütze Anhängsel im Gesichte hätten. So zuversichtlich nennet der dreiste Franzos alles unnütz, wovon ihm kein Nutzen bekannt ist! Der Serval ist ein schönes, aber grausames Thier, aus dem Geschlechte der Katzen. Aus eben diesem Geschlechte ist der Ozelot, oder Felis pardalis, von dem auch Kupfer gegeben sind. Es war lebendig in Paris aus Carthagena. Der Jackal ist S. 150. unvollkommen nach einem Felle und einem Gerippe beschrieben; die Abzeichnung aber fehlet. Das Gerippe ist wie das vom Fuchse. Vom Vielfraße sind ebenfalls nur Nachrichten zusammengetragen, auch ohne Kupfer. Die Drontheimischen Schriften kennet der Franzos noch nicht. S. 160. sind einige Thiere, die ihren Feind durch den stinkenden Harn zu verscheuchen suchen, unter dem gemeinschaftlichen Namen Muffetten zusammengenommen. Unter ihnen sind wenigstens einige hier zuerst beschriebene. Sehr unvollkommen ist dasjenige, was S. 172. vom Zobel zusammengesucht ist. Aber kaum wird mans glauben, daß hier noch die unwahre, und oft widerlegte Erzählung von dem Fange dieser Thiere durch Staatsverbrecher mit allen erdichteten Umständen wiederholet wird. Ein Kupfer fehlet. Unvollständig ist auch die Nachricht von Leming. oder M. Lemnus; offenbar deswegen, weil B. keine ausländische Sprachen versteht; sonst würde er hier seine Collektaneen aus den Schriften der Schwedischen Akademie, die er doch aus andern Schriften anführt, haben verbessern können. Auch hier fehlt die Abzeichnung; da doch dies Thier leicht für eine so reichlich versorgte Naturaliensammlung, als die königliche ist, hätte angeschaft werden können. In der Geschichte der Fischotter ist gar nichts erhebliches. Viel vollständiger und lehrreicher ist S. 183. die Naturgeschichte der Phocken. Vielleicht ist sie das beste

verschwemmt hat. Sie wollen es sich zur Regel machen, alles räthselhafte, so viel möglich, zu vermeiden, und einen allgemeinen Beyfall dadurch zu gewinnen suchen. In diesem ersten Stücke der Bibliothek befinden sich 1) Edmund Dickinsons Schreiben an Herrn Theodor Mundan von der Goldkunst. 2) Theodor Mundans Antwort auf vorhergehendes Schreiben. 3) N. E. J. D. Elias der Artist, eine Abhandlung von der künstlichen Metallverwandlung. Diese Wahl der Schriften, die gute Uebersetzung, der moderne Styl und einige beygefügte Anmerkungen von den Uebersetzern rechtfertigen also vollkommen diese Unternehmung, und wir glauben, daß durch diese Einrichtung die vorgesetzten Absichten nicht gänzlich verfehlet werden, wenn sie künftig nur mit einiger Strenge beobachtet werden. Wir rathen zu diesem Endzweck den Uebersetzern an, lieber auf eine geringe Anzahl von solchen Schriften zu sehen, und mit den übrigen Theilen nicht zu eilen; damit einmal in einigen wenigen Bänden die besten alchymistischen Schriften zusammen zu haben sind, in welchen ein gesunder Menschenverstand herrschet. Wir ersuchen die Liebhaber metaphorischer Träumereyen, daß sie keinen Fluch hierauf legen mögen, in Vermuthung, daß durch eine eingeführte Deutlichkeit in die Alchymie, das philosophische Stillschweigen gebrochen werden möchte. Nein, dieses haben sie gar nicht zu befürchten; denn das deutlichste und vernünftigste alchymistische Buch giebt seinem Leser noch immer gnug zu bedenken. Zwischen einem solchen und denen übrigen gewöhnlichen dunkeln ist blos der Unterschied, daß man aus letztern gar nichts verstehet, und verstehen lernet, und wenn man die ganze Lebenszeit darauf verwenden wollte.

Na.

Nollets Vergleichung der Wirkungen des Donners mit den Wirkungen der Electricität. Aus den Memoires de l'Academie Royale de Paris vom Jahr 1764. übersetzt. Prag, gedruckt mit Höchenbergischen Schriften, 8. 15½ Bogen.

Die Schrift enthält mehrere aus ältern und neuern Nachrichten gesammelte besondere Wirkungen des Blitzes, mit ähnlichen electrischen Wirkungen verglichen, nebst daraus gezogenen Schlüssen, wiefern man sich vor dem Ungewitter verwahren, wenigstens während demselben die sicherste Oerter

zum

zum Aufenthalte suchen könne. Denn den in Vorschlag gebrachten eisernen Stangen traut Nollet nicht viel zu, weil ein starkes Ungewitter sich daran vielmehr aufhäuft als ableitet. Die Uebersetzung geht an, und verdienet auch des Inhalts wegen gelesen zu werden.

Baiers Theorie und Nutzen der Electricität, nebst Marherrs und Kirchvogels Abhandlung von der Wirkung der Luftelectricität im menschlichen Körper. 1770. 8. Chur und Lindau bey der typographischen Gesellschaft, 19 Bogen.

Diese drey Schriften sind aus dem lateinischen übersetzt, und auch im Deutschen lesenswürdig. Sie enthalten eine Menge electrischer Versuche, wodurch die selbst aus alten Chronicken herfürgesuchte seltsame Wirkungen des Blitzes, wenigstens in kleinem, ganz ordentlich nachgeahmt werden. Uebrigens ist auch verschiedenes nicht so neu, als es die Verfasser mögen geglaubt haben, ungeachtet es zu Wien und zu Prag, neu mag geschienen haben.

G. Reygers Beschaffenheit der Witterung in Danzig, vom Jahr 1722. bis 1769. beobachtet, nach ihren Veränderungen und Ursachen erwogen, und mit dem Wetter an andern Orten verglichen. 1770. 8. Danzig und Leipzig, bey Wedel, 23 Bogen.

Der Verfasser hatte bereits 1722. angefangen auf die Witterung Acht zu haben, besonders um zu sehen, wiefern sich Regeln daraus würden herleiten lassen. Von 1730. an schrieb er die Witterung täglich auf, und zu Ende eines jeden Jahrs zog er den ganzen Jahrgang gleichsam in eine Summ zusammen. Solche summarische Verzeichnisse liefert derselbe hier, und begleitet sie mit Anmerkungen, die sie ihm veranlaßt haben. Das Werk mag überhaupt denen dienen, die noch ferner über die Witterung und ihre Gesetze nachforschen wollen. Aufgezeichnete Grade der meteorologischen Instrumente findet man hier nicht, wiewohl diese, in geschmeidige Tabellen gebracht, sehr brauchbar wären, weil sich daraus die allgemeinen Gesetze, nach denen sich die Witterung richtet, noch ziemlich genau bestimmen lassen, wenn man aus Beobachtungen

per oder Stäubchen (punctorum) von Materie wirkt die Zurücketreibekraft, und zwar in umgekehrter Verhältniß der Entfernung, so daß sie eine jede in der Natur mögliche Geschwindigkeit, womit Körper oder Theilchen der Materie, durch die anziehende Kraft belebt, gegen einander rücken, gänzlich hemmen kann; Wird aber die Entfernung etwas größer genommen, so hört die Zurücketreibekraft auf, die Zusammenhängekraft wird wirksam, wächst mit der Entfernung bis zu einem gewissen Grade, nimmt mit etwas größerer Entfernung in etwas ab, verliehrt sich endlich in die Kraft der Schwere, welche, wenigstens in solchen Entfernungen, die größer als die von den Planeten und Cometen sind, allein und in umgekehrter Verhältniß des Quadrats des Abstandes wirkt. 20. Die bisher erwähnte Kräfte sind im Grunde betrachtet, eine und eben dieselbe bewegende Kraft. 21. Ausser der bewegenden Kraft haben die Körper keine besondere Kraft der Trägheit. 22. Durch die bisher angeführte bewegende Kräfte der Körper lassen sich alle ihre Eigenschaften erklären und zwar. a) Die Undurchdringbarkeit. b) Die Ausdehnung. c) Das zusammenhangen der Theilchen. d) Die Dichtigkeit und Lockernheit (raritas). e) Die Flüßigkeit. f) Die Weichheit und Härtigkeit. g) Die Schnellkraft. h) Die Schwere. 23. Die Eigenschaften und Veränderungen der Körper können auf keine andere Art, als durch die bisher erwähnte und bestätigte bewegende Kräfte erklärt werden. 24. Ausser diesen bewegenden Kräften haben die Körper keine andere Kraft. 25. Eben diese Kräfte machen die Natur der Bestandtheilchen aus (constituunt.) 26. Alle Bestandtheilchen sind durchaus gleichartig. 27. In eben erwähnten bewegenden Kräften, welche die Natur der Bestandtheilchen ausmachen, liegt das Wesen der Körper überhaupt betrachtet. 28. Das Wesen der Körper ins besondere betrachtet liegt theils in den bewegenden Kräften der Bestandtheilchen, theils in ihrer Zusammensetzungsart. = Dieses sind also die Sätze der Boscowichschen Naturlehre. Der Verfasser bemüht sich, sie a priori und a posteriori zu beweisen und gegen Einwürfe zu schützen, so gut er kann, und es die Sache selbst zuläßt. Uns scheint es noch nicht erwiesen, daß was er von seinen Kräften sagt, nicht durch einen Mechanismus geschehe, wiewohl wir selbst auch als alsdann Kräfte voraussetzen. Es scheint uns auch eine Kraft, die in kleinen Entfernungen umgekehrt, wie der Abstand negativ wirkt oder zurücketreibt, in größerer Entfernung positiv wirkt und bey sehr großen Entfernungen in umgekehrter Verhältniß des Quadrats des Abstandes anzieht, eine

solche

solche Kraft scheint uns nicht einfach, sondern die Summ oder Differenz von wenigstens zwoen Kräften zu seyn.

B. Grant O. S. B. Praelectiones encyclopaedicae, in physicam experimentalem et historiam naturalem. 1770. 8. Erfurt, bey Grießbach, 11 Bogen.

Man sieht aus der Größe des Werkchens, daß alles sehr ins kurze gezogen seyn muß. Sofern es aber zu Vorlesungen gewidmet ist, enthält es einen noch ziemlich gut gerathenen Auszug aus der neuern Naturlehre und Naturgeschichte. Die Originalschriftsteller hätten inzwischen häufiger angeführt werden sollen, als es vom Verfasser geschehen, weil eine Encyclopaedie doch viel bibliothekähnliches haben sollte, und dadurch wohl am meisten brauchbar werden muß.

J. G. Krügers Naturlehre, Fünfte Auflage. 1771. Halle, bey Hemmerde, 64 Bogen 14 Kupferbl.

Dieser 5ten Auflage ist noch immer die 1740. geschriebene Zuschrift nebst den Vorreden zur ersten und zweyten Auflage vorgesetzt, und eine Erinnerung wegen der neuen Auflage beygefügt, wodurch vielleicht die dritte Auflage verstanden werden muß. Es heißt, daß besonders die Lehre von der Electricität weitläuftiger abgehandelt worden. Wir haben mit der 1753. herausgekommenen lateinischen Uebersetzung eine Vergleichung angestellt, und hier weiter nichts mehr gefunden. Von Franklins und andern neuern Beobachtungen finden wir auch nichts. Im §. 644. wird noch immer gesagt daß nach der Meynung der Sternverständigen der Comet von 1682. im Jahr 1758. wieder erscheinen müßte, gerade als wenn man ihn 1759. weder gesehen noch beobachtet hätte. Man hätte allerdings von dem Verleger erwarten sollen, daß er die neusten physischen Entdeckungen durch einen der Sachen kundigen Gelehrten nachholen, und in Form von Anmerkungen oder Zusätzen beyfügen ließe. Denn so liefert er nur eine neue Auflage eines durch die Länge der Zeit unvollständig gewordenen und veralteten Buches.

Ii.

8. Geschichte, Geographie, Staatsrecht, Diplomatick und Genealogie.

Peter Giannone, Rechtsgelehrten und Advokaten von Neapel, bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel, in XL. Büchern. Vierter Band, von der Verfassung des Reichs unter den Regenten aus dem Oesterreichischen Hause, mit Anmerkungen von Johann Friedrich le Bret, Prof. der Beredsamkeit und Erdbeschreibung bey dem Gymn. illustri in Stuttgardt, auch Herzogl. Würtemb. Regierung- und Consistorial-Bibliothekarius. Leipzig, in Verlag Joh. Friedr. Hartknochs, Buchhändlers zu Riga, 1770. 3 Alph. 15½ Bogen in gr. 4.

Mit Vergnügen sehen wir die Uebersetzung dieses berühmten und nützlichen Werks geendigt: zumal unter dem Einflusse einer so geschickten Aufsicht. Giannone kann selbst bey einigen Fehlern als ein Muster eines Geschichtschreibers von einem großen Reiche und Volke angesehen werden, der die Geschichte desselben nicht blos in der Lebensbeschreibung seiner Fürsten setzt, sondern auch Gesetze, Sitten, Gelehrsamkeit, Religion, und andere Arten von Veränderungen in der allgemeinen Denkungsart und Aufführung, dabey glücklich in Anschlag bringt. Doch nicht von ihm, nur von diesem letzten Bande der deutschen Ausgabe seines Werks, brauchen wir zu reden. Hr. le Bret hat in Anmerkungen, die nicht sparsam angebracht sind, die Erzählung des V. erläutert, verbessert und ergänzt, Merkmale der Partheylichkeit an ihm nicht unbemerkt gelassen, auch zuweilen noch bessere Quellen der Geschichte angeführt. Hier folgen Beyspiele. S. 16. wird der wahre Geschichtschreiber des Meyländischen Kriegs zwischen Carln und Franzen, Galeatius Capella genannt. S. 28. f. kommen Anmerkungen über den Cellini, der den Connetable Bourbon erschossen haben soll, und über Roms Bevölkerung, vor; S. 30. von den Satyren der Römer wider die Päbste; S. 15. und 52. über die Geschichte Leo des X. und Clemens des VII. S. 23. über die guten Wirkungen des Giannonischen

schen Werks bey den Catholischen Fürsten; S. 95. 96. über das Pfand- und Leihhaus, das Toledo zu Neapel gestiftet hat; S. 98. über die Patarener; S. 119. über die Abneigung des V. das Neapolitanische Volk auf seiner schwachen Seite anzugreifen; S. 115. von der Geschichte des Foglietta; S. 145-147. vom Peter Carnesecht; S. 479. vom Dolchtragen in Italien; S. 536. von den Schweinen des heil. Antonius, und viele andere mehr, darunter auch solche, die eigentlich in die Geschichte anderer Länder gehören; z. E. S. 297. von den Unruhen in Portugall zu Philipps III. Zeiten, die der Jesuit Soares unterhalten hat, S. 312. fg. von den Unterhandlungen des Borgia in eben diesem Reiche, S. 355. von dem falschen Sebastian, aus dem Werke des Don Seabra da Sylva; S. 280. fg. Dekrete des Prinzen Carl von Lothringen in den Niederlanden vom J. 1759., durch welche einige Bücher unterdrückt werden. Die neuesten vorzüglich merkwürdigen Anstalten und Verordnungen, die im Neapolitanischen in geistlichen Angelegenheiten ergangen sind, hat der Herausg. nicht vergessen. Von dieser Art ist das S. 557. angeführte Gesetz vom J. 1769. über die Congregationen; besonders aber S. 647-650. wo unter 18. Classen dasjenige gesammlet worden, was der Neapolitanische Hof erst seit dem J. 1769. in Ansehung seiner Geistlichkeit, der Pfründen, der Büchercensur, der Ehesachen, der Forderungen und Eingriffe des Römischen Hofs, u. dgl. m. vor Entschliessungen gefaßt hat.

Hin und wieder wären noch einige Anmerkungen nöthig gewesen; besonders von S. 105. an, wo gar zu viele Unwahrheiten von der Reformation vorkommen, die doch einen ungeübten Leser, welcher sieht, daß fast gar nichts dagegen erinnert worden ist, einnehmen, oder irre machen können. Unter andern solchen Stellen nennen wir nur eine, S. 636. wo vom Domen. Aulisio gesagt wird: „Das Werk von den „heiligen Schulen, das in kurzer Zeit ans Licht treten wird, „war gleichfalls von ihm zum Drucke fertig gemacht; es steht „aber aus eben der Ursache in der Macht und Willkühr seines „Erben, wenn und wie er es will drucken lassen.„ Es konnte hinzugesetzt werden: Dieses Werk ist wirklich unter der Aufschrift: Delle Scuole sacre Libri II. postumi, publicati dal *Nic. Ferr. Aulisio*, zu Neapel 1723. 4. erschienen. Am meisten aber wünschten wir, daß, da Giannone seine Geschichte von Neapel mit der Regierung Carls des VI. beschlossen hat, Hr. le Br. dieselbe wenigstens in einem Abriß von einigen Bogen, mit Anzeige der Schriften, aus denen sie ausführlicher be-

beschrieben werden kann, bis auf unsre Zeiten fortgeführt hätte.

Beyträge zur deutschen Reichshistorie von Carl Wilhelm Schumacher, Professor am Hochfürstl. Gymnasio zu Eisenach. Eisenach, bey Grießbachs sel. Söhnen, 1770. 88 Seiten in 4.

Anstatt vieler neuer und großer Geschichten, allgemeiner Welthistorien und wie sie weiter heissen, wünschten wir viele solche Beyträge, wie die gegenwärtige, zu lesen. Denn sie bahnen den Weg, der zu den Quellen führt, und zeigen Schwierigkeiten oder Dunkelheiten der Geschichtskunde, an welche wenige denken. Eigentlich sind es Erörterungen, die der gelehrte V. zur Bestätigung desjenigen vorgenommen hat, was er in der fünften Sammlung seiner Nachrichten und Anmerkungen über die Sächsische Geschichte, von einigen Umständen in der Geschichte des K. Friedrichs I. und des H. Heinrichs des Löwen gesagt hat. I. Betrachtung über den Werth der historischen Schriften des Bischofs Otto von Freysingen. Der V. beweiset, daß dieser Schriftsteller ohngeachtet seiner nahen Verwandschaft mit den beyden ersten Kaisern aus dem Hohenstaufischen Hause, Conrad III. und Friedrich I. ein unpartheyischer Geschichtschreiber sey. Zugleich erläutert er die Fragen: Wenn, wo und warum Conrad III. dem Herz. Heinrich dem Stolzen die Herzogthümer Sachsen und Bayern zuerkannt habe. II. Betrachtung über einige wichtige Begebenheiten zur Erläuterung der Geschichte des K. Friedrichs I. und des H. Heinrichs des Löwen. Es werden die Ursachen der Feindschaft zwischen diesen beyden Fürsten aufgesucht, und besonders einige, wie der V. glaubt, fälschlich angegebene bestritten. Friedrich wird sehr wohl gerechtfertigt. Auch widerlegt der V. die Zeitrechnung, welche Arnolds von Lübeck Commentator Bangert in dessen Werk hineingetragen hat. III. Ueber das schätzbare Zeitbuch, für dessen Verfasser der ehemalige Abt zu Ursperg Conrad von Lichtenau sonst gehalten worden ist. Hr. S. sucht zu beweisen, der V. des ersten Theils dieser Chronick habe gegen das Ende des eilften und im Anfange des 12ten Jahrhund. im St. Michaelis Closter bey Bamberg gelebt, und er rechnet ihn unter die besten Schriftsteller der mittlern Zeiten. Von dem zweyten Theil der Chronick macht er es ebenfalls wahrscheinlich, daß Conrad von Lichtenau nicht der Verf. desselben sey. IV. Bemerkungen chro=

chronologischer Schwierigkeiten in Geschichtbüchern der mittlern Zeiten. Die erste ist, daß viele Chronisten andere so unvorsichtig oder so unverschämt aufgeschrieben haben, daß von ihnen auch diejenigen Stellen ihrer Vorgänger, worinne sich Merkmale finden, wenn dieselben gelebt haben, von Wort zu Wort beybehalten worden sind; die andere aber, daß die Geschichtschreiber des mittlern Zeitalters in Ansehung des Jahres Anfangs nicht einerley Zeitpunkt beobachten, indem viele das Jahr theils von Weyhnachten, theils von Ostern anfangen. Beydes ist nicht unbekannt; aber hier aus eigener Einsicht erläutert. V. Ausführliche Nachricht von der sehr raren und sogenannten Historia Friderici imperatoris hujus nominis primi ducis suevorum et parentele sue. Dieses Buch ist in der Fürstl. Bibliothek zu Weimar befindlich; und ehemals war es auch in der Menckischen und Rinckischen Bibliothek. Es verdiente wohl so genau beschrieben zu werden, und der V. hat auch den Anfang davon abdrucken lassen. VI. Anhang einiger merkwürdigen Kayserl. Urkunden aus dem 12ten und 13ten Jahrhunderte, aus Schlegels Copien. Eine ist von Conrad III. und drey sind von Friedrich II. sie gehen Kirchen und Klöster zu Chemnitz und Altenburg an.

Akademische Beyträge zur Gülch- und Bergischen Geschichte von Christoph Jacob Kremer, Sr. Churfürstl. Durchl. zu Pfalz Hofrath, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Erster Band. Mannheim mit akademischen Schriften, 1769. 18 Bog. in 4. wozu noch 19 Bogen Urkunden und Register, nebst 7 Tafeln in Kupfer gestochener Siegel kommen.

Diese Beyträge enthalten die Geschichte der Herren von Heinsberg des jüngern Geschlechts im Herzogthume Gülch, einer besondern Linie des Gräfl. Sponheimischen Hauses in der Pfalz; eine zwar eben nicht große und besonders lehrreiche, aber doch erhebliche, von dem Verf. wohl bearbeitete und zu vielen brauchbaren Erläuterungen des ältern Zustandes von Deutschland zu nützende Geschichte. Sie geht von der Mitte des 13ten Jahrhunderts an, bis tief in das 15te. Diese Herren von Heinsberg besaßen ehemals den vierten Theil des Herzogthums Jülich, und waren unter so vielen Herren und Grafen, denen große Stücke desselben zugehörten,

die vornehmsten, wie denn dieses Herzogthum noch im Jahr 1425. (nach dem Zeugniß einer hier S. 82. befindlichen Urkunde); nur in den Städten und Aemtern Jülich, Düren, Münstereifel, Euskirchen, Hambach, Wilhelmstein, Heymbach, Nideken, Caster, Grevenbroich, Randenrad, Linge, Berchheim und Gladbach bestanden hat. Einen Auszug der Geschichte, oder ein Verzeichniß der Urkunden und Siegel mitzutheilen, würde von geringem Nutzen, und dabey eine sehr trockene Nachricht seyn. Aber Liebhaber von besondern Untersuchungen der deutschen Geschichte, Diplomatick, Erdbeschreibung und Staatsverfassung, werden sich des Werks mit desto mehr Zufriedenheit zu bedienen wissen. Ihnen hat der geübte und schon durch ähnliche Arbeiten rühmlich bekannte Verf. zum Theil ausdrückliche Anleitung gegeben, nützliche Beobachtungen darinne anzustellen.

Versuch eines Beweises vor die Wirklichkeit Gottes aus der Geschichte, von L. M. H.

Non, si quid novi, sed si quid veri.

Halle, verlegts C. H. Hemmerde, 1770. 168 Seiten, in 8.

Noch bestimmter würde die Aufschrift dieser Abhandlung heißen: Beweis der Würklichkeit Gottes aus der Wahrheit der Geschichte der Israeliten, so wie sie in den biblischen Büchern, besonders Mosis, enthalten ist. Denn auf diesen besondern Theil der ältesten Geschichte hat sich der Verf. eingeschränkt. Genug, daß er das Lob eines nicht gemeinen Scharfsinnes und eines der Religion erwiesenen, guten Dienstes, verdienet. Wir hätten ihm noch die Gabe gewünscht, mit minderer Weitschweifigkeit überall gerade auf seinen Hauptzweck fortzuarbeiten, und alles dadurch desto einleuchtender und bündiger zu machen. Einige Spöttereyen über die Beweise der Philosophen für die Wirklichkeit Gottes, (S. 4.) ingleichen Ausfälle auf jetztlebende berühmte Männer, die etwas zu gehäßig vorgestellt werden, hätten aus einer solchen Schrift am ersten wegbleiben sollen. Sonst sähen wir es wohl gerne, wenn jemand über diese große Materie von den Spuren der Gottheit in der Geschichte, und von der untrüglichen Art, sie zu finden, historisch-philosophisch schreiben wollte. Denn durch die fast blos theologische Behandlung, durch welche

sie meistentheils zu gehen pflegt, hat sie viel von ihrem Werthe verloren.

Z.

Geschichte des alten Griechenlandes. Aus dem Französischen übersetzet und mit Anmerkungen erläutert von Joh. Aug. Stark, ausserordentl. Prof. der Morgenl. Spr. zu Königsb. Erster Band. Königsberg, J. J. Kanter, 1770. 247 Seiten nebst zwey kleinen Vorreden des Verf. und Uebers. 8.

Der Anblick und die Durchblätterung dieser Uebersetzung hat unser Gemüth in eine recht traurige Verfassung gesetzet, indem wir solche als eine abermalige Beschimpfung für die Deutschen überhaupt, und zugleich als eine den Uebersetzer insbesondere verunehrende Arbeit ansehen mußten. Er mag sein Original gut genug ausgedrucket haben: in diesem Stücke tadeln wir ihn nicht; und wir wollten ihm, wenn er etwas gutes übersetzet hätte, mit ungleich größerer Bereitwilligkeit, einzelne Uebersetzungsfehler übersehen haben, als jetzo, da er zwar ein Buch, wie wir hoffen, ohne letztere ins Deutsche übersetzet hat; aber ein Buch, welches an sich aus lauter Fehlern bestehet, die Hr. Starke, vermuthlich in einer unglücklichen Stunde, seinen Landsleuten in ihrer Muttersprache mitzutheilen, sich entschlossen hat. Wenn wir bedenken, daß Herder solche Uebersetzer, die allen ihren Pflichten ein Genüge thun, unter die Originalschriftsteller einer Nation setzet: so stellen wir in Gedanken immer diejenige Uebersetzer in die niedrigste Classe von Schriftstellern herunter, die in dem ersten Geschäfte, ich meyne in der Auswahl eines zu übersetzenden Buches, aus Blindheit oder Uebereilung gefehlet haben. Es thut uns Leid, daß Hr. Stark, der eines bessern fähig war, uns durch die angezeigte Arbeit zu dieser Anmerkung anjetzo Gelegenheit gegeben hat. Hätte er doch den glücklichern Einfall gehabt, selbst eine Geschichte des alten Griechenlandes für junge Leute zu entwerfen; hätte er doch lieber die allgemeine Weltgeschichte und Heyne's Anmerkungen zum Guthrie und Gray, die wir gar nicht gebraucht finden, vor sich gelegt, mit dem Vorsatze, aus diesen beyden Büchern ein brauchbares Compendium zum eigenen Lesen junger Leute heraus zu ziehen; hätte er doch nur aus Gatterers Handbuche die Geschichte von Griechenland besonders abdrucken lassen: ein jedes von diesen

 würde,

würde, wahrlich! gemeinnütziger und für den Verfasser rühmlicher gewesen seyn, als die unselige Arbeit, welche er der Uebersetzung eines Buches gewidmet hat, das gar nicht hätte geschrieben, gar nicht gelesen, am allerwenigsten aber übersetzet werden müssen. Aus der Vorrede des Uebersetzers sehen wir, daß er sich selbst gleich Anfangs nichts gutes bewußt gewesen ist; die Vorbeugungen gegen seine sorgsamen Beurtheiler verrathen conscientiam dubiam; und eben dieses hätte bey ihm den ganzen Gedanken unterdrücken sollen. Nun da er wider das Geheiß seines Gewissens dennoch eine tadelswürdige Handlung begangen hat, so muß er seine Sünde als vorsetzlich ansehen und für solche seinen Lesern durch desto vollkommenere eigene Arbeiten, denen er gewiß gewachsen ist, doppelte Genugthuung leisten.

Das französische Original ist 1763. unter dem Titel Abregé de l'histoire grécque à l'usage des colleges herausgekommen. Verkleinerlich ist es, daß die vornehmste Glieder einer Gesellschaft, welcher der öffentliche Unterricht der Jugend in der Hauptstadt des Königreiches anvertrauet ist, die Ausarbeitung dieses schlechten Buches veranlasset, unterstützet und gebilliget haben. Die zum Grunde gelegte Ordnung ist nach den vier verschiedenen Zeitaltern eingerichtet, welche Tourreil in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Demosthenes an die Hand gegeben hat: zur Quelle aber der Erzählungen selbst hat der Verf. seinen Landsmann Rollin gewählet. Gründlichkeit fehlet dem Buche ganz, und darbey sind die in jedem Zeitalter vorgetragene Dinge und Begebenheiten so unter einander geworfen, daß es einem bereits unterrichteten Leser schwer wird, sich heraus zu finden. Ein roher junger Mensch versinket in dem Chaos, so klein auch solches ist: aber eine ordentliche zusammenhängende Geschichte lernet gewiß niemand daraus. Die Ursachen dieser Unordnung hier anzugeben, oder alle einzelne Unrichtigkeiten auszuzeichnen, würde uns zu eben dem Vorwurfe gereichen, als Hrn. St. die Uebersetzung. Es ist genug gesagt, daß ein Franzose aus seinem Rollin einen verworrenen Auszug gemacht, ein deutscher Professor aber solchen übersetzet habe. Die Anmerkungen sind größtentheils aus dem Pausanias genommen, und ob sie gleich unzureichend, oft unnöthig sind, und durchaus Heyne's seinen nicht gleich kommen, so sind sie doch noch zu gut für dieses Buch, und zeigen, daß Hr. St. wenn er etwas eigenes hätte ausarbeiten wollen, mehr Ehre würde erlanget haben, als durch diese Uebersetzung. Daß er letztere S. XXIV. der Vorr. noch dadurch ent-

entschuldigen will, als habe er denen nutzbar werden wollen, die von der Geschichte der alten Griechen unterrichtet seyn wollten, ohne desfalls zwölf ganze Bände durchzulesen; verstehen wir nicht. Die Abhandlung der Griechischen Geschichte in Gatterers Handbuche, im Guthrie und selbst im Boysen, der hundert tausendmal besser ist, als der belobte Franzose des Hrn. St. nimmt keine zwölf Bände ein: der deutsche Knabe durfte aus Gatterers Handbuche nicht völlig so viele Bogen durchlesen, als Stark ihnen vorlegt, um angenehmer und gründlicher und ordentlicher belehret zu werden. Hr. St. oder dessen Verleger wird gewiß der deutschen Litteratur einen Gefallen erweisen, wenn er das Werkchen defect läßt, und also den zweyten Band, welchen er noch verspricht, nicht übersetzet.

D.

C. *Plinii Caecilii* Secundi, Epistolarum libri decem, ejusdem gratiarum actio sive Panegyricus. Cum adnotationibus perpetuis *Io. Matthi. Gesneri*, qui etiam vitam Plinii et indices auctiores emendatioresque dedit. Editio auctior et correctior. Lipsiae, sumt. C. Fritschii, 1770. 1 Alph. 17 Bogen; ohne die Vorrede, Zueigmungsschrift, das Leben des Plinius und einem Briefe des sel. Gesners an Hrn. D. Ernesti, welche auch zusammen 4¼ Bogen betragen, 8.

Gesners erste Ausgabe dieses Buchs, welche 1739. erschien, ist ihrer guten Einrichtung nach bekannt genug. Ein kritisch geprüfter Text empfiehlet sie, so wie alle von Gesnern veranstaltete Ausgaben alter klaßischer Schriftsteller: nächst diesem enthält sie aber auch die nothwendigste hermenevtische Beyhülfe in den am Rande beygefügten Anmerkungen, die sich billig alle Herausgeber von dergleichen Büchern zum Muster müßten dienen lassen. Nicht ein unnöthiger Wust verschwendeter Gelehrsamkeit, nicht trockene Sammlungen und Beurtheilungen der mancherley Schreibfehler vieler ungeschickter Abschreiber, darinn keine Erläuterungen des Verf. selbst zu finden sind: sondern einzig Erklärungen des Plinius selbst machen den Inhalt der Anmerkungen aus. „Talem damus „Plinium, sagt Gesner selbst in der schönen und reichhaltigen Zuschrift an den Graf Reuß, Heinrich XI., „qui utilis esse

 „pos-

„possit, propius et accuratius *ipsum, non librarios* cogno-
„scere volentibus; — — adnotationibus instructum iis,
„quibus apertior fieret illius sententia, non pueris quidem
„et omnium rerum rudibus, sed his, quorum rationes
„non ferunt, semper ad alios libros ut recurrant, histo-
„rias, antiquitatemque in promtu habeant, difficiles Gram-
„maticorum nodos longa meditatione resolvant.„ So
viel von der ersten Ausgabe, oder dem Werthe derselben über-
haupt!

Die zweyte Ausgabe ist kein bloßer Nachdruck, sondern
sie hat hier und da kleine Zusätze erhalten. Des sel. Geßners
Gewohnheit war, so wie überhaupt bey allen Büchern, die
er besaß, also insbesondere bey denen, die er selbst geschrie-
ben oder herausgegeben hatte, immer etwas beyzuschreiben,
das Zeit und Gelegenheit, Lektüre und Zufall an die Hand
gab, und das vorhin geschriebene näher bestimmen, erläutern
oder bestärken konnte. Dasjenige Handexemplar des sel. Geß-
ners von Plinii Briefen ꝛc., welches dergleichen neue Anmer-
kungen enthielt, ist von dem Sohne des sel. Geßners, dem
Hrn. Hofr. und Leibarzt Geßner in Dresden, zum Behufe
dieser neuen Ausgabe und als ein Geschenk an den jüngern
Hrn. Prof. Ernesti überschicket worden, als welcher letztere
die ganze Besorgung dieses neuen Abdrucks übernommen hatte.
Diese kleine Anmerkungen sind überall an den gehörigen Ort
eingerücket worden. In dem vorgesetzten Leben des Plinius,
welches Cellarius geschrieben, Geßner aber stark vermehret
hat, finden wir eine einzige neue Anmerkung, unter dem Buch-
staben ff; zahlreicher sind die Zusätze in den Noten zum Texte
des Plinius, ob sie gleich, weil sie zerstreuet sind, nicht leicht
in die Augen fallen. Alles übrige ist geblieben, wie es bey
der ersten Ausgabe war. Sogar die Veränderungen, Ver-
theydigungen und neuen Erläuterungen, welche vom sel. Geß-
ner bey der ersten Ausgabe in einem Briefe an Hrn. D. Er-
nesti, der ihm allerley Erinnerungen gemacht hatte, hinter
dem Register noch angehänget waren, sind bey dieser neuen
Ausgabe in der alten Form beybehalten, und nicht einzeln ein-
geschaltet worden, weil sie gewissermaßen zusammenhängend
geschrieben waren und ein Denkmal der Freundschaft ausmach-
ten, welches zu zerstören sich ein jeder Herausgeber hätte ein
Bedenken machen müssen.

Noch eine neue Vermehrung und Zierde verschaft dieser
zweyten Ausgabe, vor der ersten; eine Vorrede des Hrn. D.
Ernesti S. XXXI - LIV., die höchstlesenswürdig ist. Dieser

vers

verehrenswürdige Greis und Freund des sel. Gesners, beschreibet darinn die Methode seiner praktischen Vorlesungen über die Beredsamkeit, bey welchen auch Plinius als ein Muster ist vorgeleget und erkläret worden; und theilt zugleich die einzelnen Anmerkungen über viele Stellen des Plinii mit, welche bey Gelegenheit jener Vorlesungen entstanden sind. Wir schätzen diese Vorrede auch noch einer andern Ursache wegen, die wir unsern Lesern, denen sie nicht minder angenehm seyn muß, nicht verschweigen dürfen. Der Hr. D. Ernesti kündiget am Ende derselben eine neue Ausgabe von *Fabricii Bibliotheca latina* an, die er verbessert und vermehrt herauszugeben gedenket. „Quae de libris Plinii et editionibus dicere habeo, sagt er S. LIV. *differam ad Fabricii Bibliothecam Latinam a nobis castigandam et locupletandam.*„

Auf diese Weise füllet diese Ausgabe zwar nicht so viele Seiten, als die erste, indem sie etwas dichter zusammen gedrucket ist, und eben aus dieser Ursache nur 568. Seiten einnimmt, da jene bis 652. fortläuft: aber sie ist demohngeachtet merklich reicher und durch schätzbare und beträchtliche Zusätze viel vermehrter.

Hm.

Geschichte der Preußisch-Brandenburgischen Staaten, zum Gebrauch der Evangelisch-Reformirten Realschule zu Breßlau, entworfen von Ludwig Wilhelm Stuckert, Lehrer der Geschichte bey obiger Schule. Breßlau bey J. E. Meyer, 1769. 22 Bogen in 8.

Billig sollte auf allen deutschen Schulen und Gymnasien die Geschichte des Vaterlandes zeitig und vorzüglich gelehrt werden. Aber dieses müßte nach Abrissen geschehen, die mehr Wahl, Geschmack und Anleitung zu einer richtigen Beurtheilung enthielten, als die gewöhnlichen Compendien der Universalhistorie; die kurz und fruchtbar wären, ohne trocken zu seyn, das Lehrreiche mit besonderer Geschicklichkeit hervorstechend machten, und auch ein Muster einer guten Schreibart abgeben könnten. Von diesen Forderungen hat unser Verf. einen Theil, aber keine so wie wir wünschen, erfüllt. Er ist in der preußischen Geschichte oft viel zu weitschweifig; Beschreibungen von Schlachten nehmen ganze Seiten ein, und endigen sich wohl gar (S. 244. 245.) mit einer biblischen Stelle.

Dieses hat er selbst gemerkt, und verspricht daher (S. 216.) Künftig werde ich mich geschwinder aus der Sache wickeln. Dagegen sind so manche andere Stellen, wo man den Verfasser recht erwartet, um zu sehen, wie lehrreich er für die Jugend schreibe, entweder zu trocken, oder zu unbestimmt und allgemein im Urtheilen; die Schilderungen aber zu wenig treffend. Beyspiele von der letztern Art findet man insonderheit auf den letzten Seiten des Buchs; z. E. Die Schlesier verdienen den Ruhm einer edeln Nation, worauf sie sich aber auch viel zu gutethun. — Sie sind besonders gute Poeten, und überhaupt das, was man schöne Geister nennt. — Ein Thomasius, Wolf, rc. haben die Welt denken gelehrt, u. d. gl. m. Bis auf wenige Stellen ist die Erzählung richtig. Wie konnte Zwingel S. 42. den Ablaß einige Zeit vor Luthern bestreiten, da er erst im Jahr 1518. die Gelegenheit dazu bekam? Einige Leser möchten auch wohl dem Verf. vorwerfen, daß er zu partheyisch und panegyrisch geschrieben habe; er kann sich unterdessen damit entschuldigen, daß die Jugend, für welche sein Buch bestimmt ist, für ihr Vaterland und ihre Fürsten mit Recht eingenommen werden muß. Seine Schreibart ist nicht überall rein und genau. Der Tod des großen Gustav, sagt er S. 87. war gleichsam die Losung einiger protestantischer Fürsten (statt; für einige prot. F.) zum Abfall von Schweden. Bisweilen ist sie auch zu scherzhaft für eine Geschichte, und beynahe komisch, z. E. S. 248. Bey ihnen geht alles geschwinde, besonders die Flucht. — So weit von den Flecken, die wir in dem Buche bemerkt haben. Aber die Anlage desselben ist überhaupt gut, die Ordnung natürlich, und die genealogischen Tabellen sind brauchbar. Bey der zweyten Auflage könnte das Buch zu einem gewissen Grade von gemeinnütziger Güte erhoben werden.

Z.

Gelehrte Geschichte.

Io. Matthiae Gesneri Biographia Academica Goettingensis. Collegit, edidit, praefatus est *Ierem. Nic. Eyringius*. Volumen Tertium. Goettingae, apud Vict. Bossiegel, 1769. 1 Alph. 12 Bogen in 8.

Die

Dieser Theil sieht zwar der Aufschrift weniger ähnlich, als die beyden ersten, (von welchen wir B. XI. S. 316. fg. Nachricht gegeben haben;) aber er ist uns noch angenehmer. Denn die lesenswürdigen Abhandlungen in jenen waren schon alle bekannt; hier aber, wo keine akademische Biographien von Geßnern vorkommen, findet man desto merkwürdigere Nachrichten, die ihn selbst und seine Schriften betreffen. Zuerst steht *Io. Nicolai Niclasii* Epistola familiaris de I. M. Gesnero, ad I. N. Eyringium, p. 1-180. Ein schönes charakteristisches Gemählde von Geßnern, das in einer großen Menge reizender Anekdoten den Geist und die Denkungsart, die Wissenschaft, das Herz, den Umgang, die Erziehungskunst, und viele andere Züge des liebenswürdigen Mannes wahr und ungekünstelt, obgleich mit der Zuneigung eines dankbaren und ehrfurchtsvollen Schülers darstellt. Auch Kleinigkeiten sind uns bey einem solchen Manne wichtig: und wie viele scharfsinnige Gedanken, lehrreiche Beyspiele, ungewöhnliche Wendungen und Schritte der Seele, wird man nicht zugleich antreffen. Wir waren Willens, einiges davon anzuführen; aber die Wahl wird uns schwer: manches das wir herzusetzen wünschten, würde auch in der Kürze, die wir beobachten müßten, entweder nicht verständlich genug seyn, oder nicht Beyfall finden. Aber dieses fällt uns hierbey noch ein. Geßners Andenken ist bereits in besondern Schriften eines Michaelis und Ernesti, und nun auch in der gegenwärtigen, gepriesen worden. Alle sind seiner würdig; aber alle lateinisch. Und doch sollten ihn alle Deutsche, die nur deutsche Lebensbeschreibungen zu lesen, im Stande sind, wohl kennen. Eine solche also möchten wir gerne sehen, nach so guten Materialien dazu, die aber auch einen weisen Gebrauch erforderten. Hr. N. hat übrigens hier zugleich sich selbst, als einen Mann, der Hochachtung verdient, abgebildet, und er darf nicht fürchten, daß man ihm die durchgängige Bewunderung seines Lehrers, von der er eingenommen ist, vorwerfe. Seine vertrauliche Schreibart läßt sich auch recht wohl lesen. 2) *I. M. Gesneri* Epistola ad C. H. A. *Geret* — — de vita et morte *Georg. Nicol. Koehleri*, Eccles. Suobacens. Pastor. Primar. et Dioeces. Decani. Köhler war Geßners Lehrer zu Anspach, von dessen Unterrichte er so viel Vorzügliches rühmt, daß es über sein eigenes Leben ein beträchtliches Licht giebt. 3) *I. M. Gesneri* de statu Academiae Georgiae Augustae, quae Goettingae est, brevis et vera narratio, und 4) *Ejusd.* de Acad. G. A. quae Gott. est, condita atque dedicata, narratio. Als eine

Ergänzung dieser Aufsätze hat Hr. E. in der Vorrede alle zur Geschichte der Stadt und Universität Göttingen gehörige Schriften angezeiget. Er bemerkt auch daselbst, daß die Verfasser des Dictionn. Encyclopedique, T. VII. Art. Gottingen, nicht gewußt haben, daß zu Göttingen eine Universität sey. Man muß sie entschuldigen. Sie schrieben den Artickel im Jahr 1757. und erst von 1757 : 1762. haben die Franzosen Deutschland und die Deutschen recht kennen gelernt. 5) *I. N. Eyringii* Descriptio operum *I. M. Gesneri*, cujus insertum Commercium litterarium Lucianeum, praemissa epistola ad *G. C. Hambergerum*. Wiederum ein sehr nützlicher neuer Beytrag zur Geßnerischen Geschichte. Auch diejenigen, welche Geßners Schriften kennen, treffen hier manche brauchbare Anmerkungen über dieselben an. Sein eingerückter Briefwechsel über den Antheil, welchen er an der Reizischen Ausgabe des Lucians gehabt hat, zeigt, unter welchen Einschränkungen er an derselben habe arbeiten müssen, und ist auch sonst sehr unterrichtend. Unter den angezeigten Werken, die G. versprochen, aber nicht zu Stande gebracht hat, bedauern wir insonderheit die unterbliebene Ausgabe der Naturgeschichte des Plinius. Wir lesen auch hier, daß Hr. Pr. Hamberger ein ausführliches Buch von Geßners Leben und Schriften herausgeben wird. Hr. E. wird Dank verdienen, wenn er in der Sammlung von G. kleinen Schriften nach dem gemachten Entwurfe fortfährt; aber Druck und Papier dieses dritten Theils schicken sich zu einem Denkmale für einen so großen und zierlichen Schriftsteller nicht; eher zu einem Schulprogramma, das acht Tage lebt.

Z.

M. Johann Christoph Bertrams Geschichte des symbolischen Anhangs der Schmalkaldischen Artickel, worinnen zugleich von verschiedenen andern Schmalkaldischen Schriften Melanchthons gehandelt wird. Herausgegeben, und mit einer Vorrede von Petri Generani lateinischer Uebersetzung der Schmalkaldischen Artickel versehen von D. Joh. Bartholomäus Riederer. Altdorf, bey Lorenz Schüpfel, 1770. 8. 183 Seiten, Vorrede 38 S.

Dies

Dieses gewiß gelehrte, und nutzbare, obschon etwas unangenehm geschriebene Werk zeigt den Ungrund eines allgemeinen Irrthums, in dem man wegen des melanchthonischen Traktats von der Gewalt des Pabstes, der als ein Anhang der Schmalkaldischen Artickel zu den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche gehöret, bisher gewesen ist. Nach der bisherigen Meynung sollte Melanchthon denselben deutsch geschrieben haben, und die zwey verschiedene lateinischen Exemplare, wurden für zwo Uebersetzungen gehalten, davon die eine gut, die andere aber schlecht ist, und sich durch das Ferculum gerühmt gemacht hat. Hr. V. beweißt im Gegentheil, daß ihn Melanchton 1537. lateinisch geschrieben und 1540. kam er zu Straßburg mit andern Schriften in 8. zuerst in Druck, noch auf dem Convent zu Schmalkalden wurde er von Veit Dieterich ins Deutsche übersetzt, und 1541. zu Wittenberg in 4. gedruckt. Aus dieser deutschen Uebersetzung wurde die lateinische Uebersetzung gemacht, und in dem lateinischen Concordienbuch, Lipſ. 1580. 4. zuerst gedruckt. Hier findet sich der erwähnte Fehler, da die deutschen Worte: Christus giebt der Kirche das höchste und letzte Gericht, übersetzt gelesen werden: summum et ultimum adponit *ferculum*, statt judicium. Ein Fehler, der durch die am Rand geschriebene und von dem Buchdrucker in den Text genommene, Paronomasie: „im jüngsten Gericht giebt Gott der Kirche das beste Gericht,„ wobey jedoch die Worte, in ultimo judicio, ausgelassen worden, entstanden ist. Sowol diese Randglosse, als die ganze deutsche Uebersetzung, scheint dem Verf. wahrscheinlich Selneccern selbst zum Urheber zu haben. Eine zwote deutsche Uebersetzung, von Lucas Geyerberg gemacht, ist zu Wittenberg, durch Veit Creutzer, ohne Jahrzahl in 8. gedruckt. Von allen übrigen Ausgaben wird mit gleichen Fleiß und seltenen Beobachtungen gehandelt, und viele andere Anmerkungen zur Geschichte der Reformation und Luthers und Melanchthons Schriften eingestreuet, die der Herausgeber noch mit seinen bereichert, und in der Vorrede von Generans lateinischen Uebersetzung der schmalkaldischen Artickel viele unbekannte Nachrichten ertheilet.

D. Daniel Heinrich Arnoldts fortgesetzte Zusätze zu seiner Historie der Königsbergschen Universität, nebst Nachrichten von drey hundert und eilf Preußischen Gelehrten, auch Zusätzen zu des Herrn Professor

fessor Hambergers itztlebenden gelehrten Deutschland, und Verbesserungen desselben. Königsberg in Preußen, J. D. Zeisens Witbe und J. H. Hartungs Erben, 1769. 8. 204 Seiten.

In zwölf Jahren, so lang ist es, daß der Verf. die ersten Zusätze herausgegeben hat, hat er vieles zu berichtigen, und nachzutragen gefunden. Da das Werk nur aus drey Bänden bestehet, so hat er zu bequemern Gebrauch ein allgemeines Register mitgetheilt. Unter den 54. Gelehrten, die zur Ergänzung des Hambergerschen gelehrten Deutschlands aufgestellet werden, mögen wohl viele seyn, die nicht in den Plan dieses Werks gehören.

---

10. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Ioan. Frider. Hirtii Institutiones arabicae linguae. Adiecta est Chrestomathia arabica. Ienae, Croecker, 1770. 1½ Alph. 8.

In den acht ersten Kapiteln findet man die grammatickalischen Anfangsgründe ordentlich, gründlich und ausführlich vorgetragen. Aber fast möchten wir sagen, auch gar zu ordentlich, zu weitläuftig und umständlich. Mit jenem meynen wir die, hier durchgängig beobachtete, strenge tabellarische Methode, welche, unsers Erachtens, wohl eben nicht die beste und natürlichste Methode ist. Mit diesem meynen wir insbesondre z. E. das erste Kapitel, de lectione; wo von den wahren Zügen der Buchstaben, u. s. f. mit einer solchen Umständlichkeit gehandelt wird, daß zwar allerdings die wenigen künftigen Autodidakti (für welche freylich der Verf. auch sein Buch bestimmt zu haben, selbst sagt) ihm vielleicht Dank wissen werden, daß sie nach Durchlesung seiner sorgfältigen Anweisung nun im Stande sind, die Grundzüge der arabischen Schrift fast ohne allen Irthum selbst zu lernen. Aber die weit mehrern, die diese Grammatick bey dem gewöhnlichen Unterrichte zum Grunde legen möchten, werden alles das überschlagen; indem sie überzeugt sind, daß sie durch mündlichen Vortrag, durch Vorzeichnung der Hauptzüge, durch frühes Lesen der Handschriften selbst, und endlich durch eigene Nachahmung, in dem zehnten Theile der Zeit weiter kommen werden,

den, wie jene. Vorzüglich aber hat uns das folgende neunte Kap. gefallen, welches eine kurze, aber gute, Syntax enthält. Sie ist desto angenehmer, da dergleichen in den bisherigen Grammatiken fast gänzlich fehlt. Nur hätten wir gewünscht, daß ein der Sache so gewachsner Mann, wie der Verf., hierinn lediglich und ganz frey, seinen eignen Einsichten gefolget wäre, und sich selbst ein System gebauet hätte; nicht aber immer nur in Danzens Fußtapfen getreten wäre; denn Danzens Interpres Ebraeo-Chaldaeus ist (wegen der unleugbaren großen Harmonie der arabischen, mit der hebräischen Sprache) beständig dabey zum Grunde gelegt worden.

Eine genauere Anzeige verdient die angehängte Chrestomathie, welche den größten Theil des Buches ausmacht; und wobey die Absicht hauptsächlich gewesen zu seyn scheinet, Proben von mancherley Gattung zu geben. Den Anfang macht ein Stück aus dem Koran, nemlich die erste Sure, und von der zweyten V. 1. bis 73. Die hinzugefügten Noten sind theils grammatisch; und so weit zweckmäßig: theils aber auch exegetisch; und in so weit zwar gelehrt, litterärisch und voll Lectüre; aber eben deswegen auch, wie uns dünkt, zu weitläuftig; wenigstens wollten wir den Unterricht mit diesem Stücke keinesweges den Anfang machen. Zweytens kommen zwölf, und zwar gutgewählte, lokmannische Fabeln. Diese sind unstreitig dem Zwecke weit angemessener, und hier scheinen uns die Noten vielmehr nur zu sparsam; sie hätten an manchen Stellen wohl mehr Erläuterungen und Anmerkungen verdienet. Drittens folgen die drey ersten Psalmen Davids. Der V. hat sie aus Wichmannshausens Gymnasl. arab.: und dieser aus Victor Scialae und Gabr. Sionitae zu Rom gedruckten libro psalmorum, abdrucken lassen. Die Noten enthalten fast nichts, als eine Collation dieser arabischen Uebersetzung mit der, in der Londoner Polyglotte und August. Iustiniani Octoplo Psalterii (Genuae 1516 fol.) befindlichen. Desto vorzüglicher ist das vierte Stück, nemlich das Gedicht des, unter dem Namen Tograi bekannten, Abu Ismael. Es ist nach der Ausgabe von Clericus mit Pococks Version und Noten (Oxf. 1661, 8.) abgedruckt. Wir bedauren nicht sowol, daß unsers V. angehängte Noten, welche wiederum theils grammatisch, theils explanatorisch sind, nur bis zur Hälfte desselben gehen; als vielmehr, daß sie wirklich gar zu kurz sind: zum rechten Verstande dieses schönen Gedichtes bey weiten nicht zureichen; und überhaupt, bald gar zu wenig auf den Dichter gehen, bald auch vielleicht aus Mangel der poetischen Empfindung an einigen Stellen eine unrichtige Auslegung

legung zu geben scheinen. Denn ein solches Originalstück müßte man billig niemals abschreiben oder drucken lassen, ohne den ächten Geist der morgenländischen Dichtkunst recht daraus zu fassen, und mitzutheilen; und vornemlich auch, die in die Augen fallende Harmonie mit der alten hebräischen Poesie wenigstens anzumerken. Es folget fünftens noch ein poetisches Stück, nemlich 15 Sentenzen verschiedner arabischer Dichter, aus einer ähnlichen größern Sammlung, welche Golius seiner Erpenischen Grammatick (Leyden 1656.) beygefüget hat. Einige unter diesen, zum wenigsten, wie hier z. E. die 4. 5. und 6. haben, als Poesie betrachtet, ihren guten Werth. Auch hier gehen uns die Noten abermal gar zu wenig auf das Poetische. Sechstens kommt, und zwar unpunktiret, ein Fragment aus Eutychii (Said Ebe Batriks) Historie, welches die älteste Geschichte der orthodoxen Kirche zu Alexandrien enthält. (Zuerst von Joh. Selden, London 1642. 4. herausgegeben) Die Noten sind hier unstreitig die besten; und schlagen in Kirchenhistorie, Patristick, und biblische Kritick ein. Nun folget siebentens wieder ein biblisches Stück, nemlich das 6 Kap. Matth. Der Verf. hat es aus dem von Sal. Negri 1727. in der Propagande herausgegebnen arab. N. T. genommen, und in den Noten nur hauptsächlich die Abweichungen von der arab. Version in der Englischen Polyglotte, angemerket. Das achte ist ein arabischer Liebesbrief, oder vielmehr ein Brief von romantischen Inhalte, von einem gewissen Abu'l Walid Ebe Saiduhn, im Namen einer schönen, vornehmen und stolzen Saracenin (in Spanien aus dem zehnten oder eilften Jahrhundert) an einen ihrer geringsten Anbeter geschrieben; und enthält einen, dem Angeben nach, mit vieler Kunst geflochtenen Korb an ihren armen Liebhaber. Dem Himmel sey Dank! daß unsre guten Abendländerinnen, wenn sie ja zu Zeiten grausam sind, sich doch nicht auf eine so unmenschlich grausame, unerträglich freche, und theils noch recht grobe Art ausdrücken, wie diese vornehme morgenländische Dame! Ein tiefgelehrter Mann, Hr. Reiske, (denn der hat dies Stück zuerst aus einem Manuscript 1755. Leipzig, 4. herausgegeben) mag diesen Brief noch so schön finden; so muß doch der Recensent nach seiner eignen Empfindung wohl gestehen, daß ihm der Styl dieses Briefes ganz unausstehlich schwülstig und hochtrabend scheinet; so sehr er übrigens ein Freund und Bewunderer des Feuers und der Kühnheit der arabischen Muse ist. Uebrigens machen wir dadurch dieser kleinen Schrift ihre Brauchbarkeit gar nicht streitig; denn sie behält für einen Liebhaber die-

dieser Litteratur allemal ihren Werth, weil sie ganz gedrängt voll von Anspielungen auf Exempel aus der alten Geschichte der Araber, voll Sprüchwörter, Verse u. d. gl. ist. Diesem ist neuntens beygefüget ein Stück eines Commentars von einem Scholiasten aus Kairo über eine gewisse Stelle jenes Briefes. Dies, wie auch die hinzugefügten Noten, sind alle vom Hr. Reisken, dem Verf. auf Begehren zugeschickt. Den Beschluß machen zehntens einige arabische Gespräche, die theils aus dem Collenberg, theils aus Clodius Grammatick genommen sind. Die Absicht war, die Besonderheiten des gemeinen Dialekts, und dessen Abweichungen von der gelehrten oder grammatischen Sprache der Araber, an Exempeln sichtbar zu machen. Diese sind in den Noten sehr wohl vorgetragen, und nach diesem Zwecke muß man sie beurtheilen.

Ueberhaupt glauben wir also, daß das Buch zur Ausbreitung der arabischen Litteratur ein großes beytragen werde. Und obgleich in der Chrestomathie weder die strengste Wahl beobachtet zu seyn; noch auch die Noten, insbesondere bey den poetischen Stücken, genugthuend scheinen: so kann man doch jener das Verdienst der Mannigfaltigkeit, und den übrigen von diesen ihren guten Werth nicht absprechen. Verschiedne Druckfehler sind uns aufgestossen; aber sie sind in arabischer Schrift fast unvermeidlich.

Disquisitio critica super locis illustribus codicis f. hebr. ad illustrationem Ideae Analyticae sacrae nuper editae, auctore *Ad. Bened. Spitznero.* Frf. et Lipf. Hertel, 1770. 10 B. in 4.

Diese kleine Schrift beziehet sich, wie schon der Titel zeiget, ganz und gar auf die von dem Verf. vor kurzem herausgegebene Ideam Analyticae Sacrae V. T. *ex accentibus;* und hat zur Absicht, die dort vorgetragne Methode an wirklichen Exempeln zu zeigen. (Er verspricht auch, nach Befinden der Umstände, aufs künftige vielleicht ein ausführlicheres Systema Analyt. S.) Ob nun gleich der Recensent noch nicht so glücklich gewesen ist, jenes Buch ansichtig zu werden; (wie sich denn der Verf. selbst in der Vorrede darüber, zwar nicht wundert, wie er sagt; aber doch ein wenig beschweret, daß es so wenig bekannt geworden sey) so erhellet doch schon aus diesen wenigen Bogen zur Gnüge, daß sein vornehmster Grundsatz daselbst dieser seyn müsse: Die hebräischen Accente führen ur-

sprüng-

sprünglich, nicht von Masorethen; sondern entweder von Esrah, oder vielmehr von den heiligen Verfassern selbst, her: (d. i. denn, wie man gewöhnlich spricht, von dem heiligen Geiste selbst) und eben deswegen sind sie ein wichtiges Hülfsmittel und Erkenntnißgrund in der Exegese — Nach den vielen Untersuchungen und Streitigkeiten, welche über diese kritische Frage seit langer Zeit angestellet sind, wird man es uns wohl nicht verdenken, wenn wir jenen Satz noch zur Zeit als zweifelhaft, und die ganze Sache als noch nicht entschieden, betrachten. So lange diese große Präjudicialfrage noch nicht völlig ausgemacht ist; so lange könnten die hier vorgelegten Exempel verschiedner Schriftstellen wohl höchstens nur so viel zur Sache thun, als sonst, bey Hypothesen in andern Wissenschaften, Proben und Erfahrungen thun, nemlich: daß sie ein günstiges Vorurtheil zum voraus erwecken. Aber, wir müssen gestehen, sie erwecken bey uns nur ein sehr ungünstiges. Denn vors erste, ist unter den gewählten Schriftstellen (und vielleicht überhaupt) keine einzige, wo ein verständiger und unpartheyischer Leser in den Accenten selbst, und ihrer Anordnung, den geringsten Anschein eines inneren kritischen Vermuthungsgrundes für ihre göttliche Autorität wahrnehmen könnte; vielmehr sagen sie gleichsam ganz laut, eben das, und nichts mehr und nichts weniger, als was alle andre Distinctionszeichen in allen andern Sprachen und Schriften sagen, nemlich: daß der Urheber dieser Zeichen, er sey wer er wolle, die vorhandene Stelle so und so verstanden oder ausgelegt wissen wolle. (Denn wir reden hier blos von ihrem exegetischen Nutzen.) Zweytens aber, was die kritischen Gründe betrift, die der Verf. etwa für seine Meynung zu haben glauben mag; so erwecket es wohl ein schlechtes Vorurtheil, wenn wir hier fast auf allen Seiten die englische, französische, spanische, holländische, deutsche, pagninische, schmidsche, tremellische, Bibelübersetzung, als Bestätigungen dieser oder jener Auslegung, mit den 70. Dolmetschern, der Vulgate u. s. f. in einer Reihe angeführt finden.

Mn.

Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz in öffentlicher akademischer Versammlung vorgelesen, von Jakob Hemmern, Churpfälzischen Hofkapellans und der Mannheimer Akademie der

Wis-

Wissenschaften ordentlichem Mitgliede. Mannheim, mit akademischen Schriften, 1769. 226 Seiten in 8.

Diese Abhandlung ist eigentlich eine kurze Sprachlehre, und muß hauptsächlich nach dem Gesichtspunkte, welchen der Titel angiebt, beurtheilt werden. Der Verf. beklagt mit recht patriotischem Eifer die Mißhandlungen, welche unsre Muttersprache in der Pfalz erduldet, und giebt sich alle Mühe, seine Landsleute auf den rechten Weg zu führen. Sonst bringt er eben nichts Neues vor, behält die von Gottsched angegebenen fünf Deklinationen, und entfernt sich überhaupt von diesem Grammaticker nur selten, und nur in einigen unbeträchtlichen, größtentheils solchen Dingen, wo wir ihm unsern Beyfall nicht geben können. Wir müssen also dies Buch als sehr nützlich für die Provinz, in der es geschrieben ist, aber nicht als eine Schrift ansehen, welche einem Kenner der Sprache die geringste Nahrung verschaffen könnte. Aus dieser Ursache wird man leicht begreifen, warum wir uns auf einige Anmerkungen einschränken, zu welchen wir durch eine blos flüchtige Durchsicht veranlaßt werden. — Der Verf. giebt ein großes Verzeichniß fremder Wörter, und ist ungehalten, daß sie in der Pfalz so häufig im täglichen Umgange gebraucht werden. Erstlich wollen wir hierbey anmerken, daß diese Sucht in Gesellschaften auch andern Nationen nicht ganz fremde sey, wie z. E. ein gereister Engländer, (doch sagen wir es nicht von allen), italienische und französische Wörter einzumischen pflegt, worüber ihre Scribenten zuweilen gespottet haben. Doch dieses haben wir blos anführen wollen, um zu zeigen, daß es den Deutschen nicht allein eigenthümlich sey. Was aber die Sache selbst, hauptsächlich im Schreiben betrift, so hat der Verf. verschiedene beygefügt, die unstreitig schon das Bürgerrecht erhalten haben. So verdammt er auch S. 66. unter einigen wirklich tadelhaften Redensarten, folgende Ausdrücke, an denen nichts auszusetzen ist, ob sie gleich nach der Analogie einer fremden Sprache gebildet worden: er hat viel Welt, er ist in der großen Welt gewesen. S. 100. behauptet er, daß in der Pfalz die angenehmste Aussprache des Deutschen wäre, welches ihm schwerlich eingeräumt werden dürfte. In der Orthographie hat er auch einige Neuerungen, worinn er keine Nachfolger finden wird. Er schreibt statt preßhaft: bresthaft, weil es von dem veralteten Wort bresten, einen Mangel haben, hergeleitet wird; Pöbel, für Pöbel, der häste für der

beste, u. s. f. Hätte er nicht das Schicksal seiner Vorgänger bedenken sollen, besonders des weiland in diesem Fache berühmten Gottscheds, der mit seinem schmäucheln, worauf sich unser V. beruft, eben so wenig, (wie es auch billig war) durchgedrungen ist, als er es mit den angeführten thun wird? Die Wortforschung ist nicht in allen Fällen entscheidend. Pöbel kömmt z. E. allerdings von populus her; allein warum sollten unsre Vorfahren nicht das Recht gehabt haben, aus dem letzten p einen damit verwandten Buchstaben, auch nur des Wohlklanges wegen, zu machen? Nunmehr aber ist der übereinstimmende Gebrauch,

Quem penes arbitrium est, et jus et norma loquendi

schon hinreichend, dergleichen Neuerungen schlechthin abzuweisen.

R.

Von der Brauchbarkeit der alten Schriftsteller bey dem Unterricht der Jugend in der lateinischen Sprache. Wittenberg, J. J. Ahlfeld, 1770. 8. 4½ Bogen.

Der uns unbekannte Verfasser schreibt als ein Mann vom alten Schroot und Korne, zwar in einer unpolirten und ziemlich rauhen deutschen Schreibart, aber sehr heilsame Erinnerungen. Nachdem man durch den blendenden Namen der Realien bereits die Lectüre der alten auf Schulen sehr eingeschränket hatte, sind endlich verschiedene gar auf den seltsamen Einfall gekommen, zu behaupten, die Schriften der Alten wären überhaupt unbequem, um sie mit jungen Leuten zu lesen, welche die lateinische Sprache erlernen sollten. Dafür sollen neuere Schriftsteller, lateinische Bücher verfertigen, deren Inhalt und Schreibart den Fähigkeiten und Neigungen eines Knaben angemeßner wären. — Der Verf. der gegenwärtigen Schrift gehet die Einwendungen einzeln durch, die wider den Gebrauch der claßischen Schriftsteller bey dem Unterrichte junger Leute in der lateinischen Sprache, vorgebracht worden sind, und zeiget, daß entweder in der Auswahl oder in der Erklärungs-Methode des Auctors gefehlet worden sey, wenn der Auctor zu schwer für den Knaben befunden worden. Man hat keine Colloquia in Langens Geschmacke, keine Muzelios nöthig, sondern man darf nur unter der Menge guter claßischer Schriftsteller immer diejenige auswählen, die jedes Kindes Fähig-

Fähigkeiten die angemessensten sind. Phädrus ist so leicht im Ausdrucke und in der Construction, und so angenehm in der Erzählung, daß der roheste Verstand ihn verstehen und mit Vergnügen lesen kann. Eutrop, so viele Briefe aus dem Cicero, und bey etwas reifern Jahren dessen Abhandlungen von der Freundschaft, von dem Alter, und selbst dessen Buch von den Pflichten, sind gar nicht über die Fähigkeiten eines jungen Menschen, wenn nur ein geschickter Lehrer sie in der rechten Methode erkläret. Aber bey der seltsamen Vertheilung der Stunden auf den besten Schulen, da in 6. Lehrstunden auch sechs verschiedene Auctoren erkläret werden müssen, bey der wunderlichen Methode, da man entweder bey einem einzigen Worte alles lehren will, und den Knaben mit Regeln, Vocabeln, Formeln martert, die alle auf einmal in den Kopf gezwungen werden sollen, oder auf eine unrecht verstanden cursorische Weise nichts erkläret, sondern ohne Sinn fortübersetzet, obgleich weder der Lehrer noch der Schüler die Sache im Ganzen, oder alle einzelne Worte verstehet; bey diesem verkehrten Verfahren sind freylich nicht die erwünschtesten Folgen zu erwarten. Allein man muß die Schuld nicht auf die Auctoren, noch weniger auf die ganze alte Litteratur schieben, als wenn sie unter vielen Büchern, nicht auch solche enthielt, die in unserm Zeitalter für ganz junge und rohe Gemüther nützlich gebraucht werden könnten. Chrestomathien verwirft der Verf. nicht, auch billiget er noch des Hrn. D. Büschings Liber latinus, in so ferne er die leichtesten, lehrreichsten und angenehmsten Stücke aus den Alten selbst enthält: nur neue lateinische Bücher will er durchaus aus den Händen junger Leute, die zu einem guten Geschmacke und zu einer ächten Gelehrsamkeit gebildet werden sollen, schlechterdings verbannet wissen. Und dies ist unserer Einsicht nach, weise und patriotisch gedacht und geredet, in einem Zeitalter, da, bis auf wenige Lehrer und Schulen, alles nur für Brod und für ein bischen Flitterwerk zum Staate sorget.

D.

Io. Laur. Moshemii atque *Io. Matthi. Gesneri*, Virorum clarissimorum, Epistolae Amoebaeae. Edidit *Christ. Adolph. Klotzius*. Lips. in offic. Weygandiana, M. DCC LXX. 8. 216 Seiten.

Die Vorrede des Hr. Geh. R. Klotz ist eine ganz kurze Empfehlung dieser Briefe, die sich selbst bey jedem Leser gewiß empfehlen werden. Wir sehen sie als ein höchstschätzbares Geschenk an, das vermuthlich der Hr. Hofr. Gesner zu Dresden, durch die Hände des Hrn. G. R. Klotz, dem Publiko gemacht hat. Sie dienen nicht allein zur angenehmsten Unterhaltung, indem sie alle in einer schönen lateinischen Schreibart und in der aufrichtigen Sprache der Freundschaft abgefasset sind: sondern sie sind auch wichtig für die Gelehrtengeschichte jener Zeit. Mosheim und Gesner unterreden sich beständig über ihre eigene Werke, über die damals berühmten Männer, über ihre und fremde Streitigkeiten. Daraus kann man leicht abnehmen, wie nützlich und lehrreich diese Briefe für die Leser seyn können. Zugleich läßt sich zum Charakter dieser beyden Männer, die mit einander Briefe wechseln, vieles lernen. Sie schrieben noch in Jahren, da das Feuer der Jugend sie belebte. Daher bemerket man in beyden, bey vieler Bescheidenheit, doch immer noch eine große Begierde, keinem ihrer Widersacher etwas zu schenken, ohngeachtet dies in der Folge ganz ihrer Denkungsart zuwider war. — Es kommen hin und wieder auch die Urtheile dieser Männer über verschiedene Gegenstände vor, die man nicht für gleichgültig halten wird. Die Geschichte des Wetsteinischen Lucians, der Scriptorum rei rusticae, des Cudworths kann sehr aus diesen Briefen ergänzet werden. Wir zeichnen blos das Urtheil des sel. Mosheims vom Verderben der Schulen aus, welches S. 90. stehet: Sapienter mones, schreibet er an Gesnern, quae de paucitate mones eorum, qui ad juventutem recte instituendam apti sunt. Sed quis huic malo medebitur? *Summi imperantes, et qui a consiliis eorum sunt, rem hanc aut modice, aut nihil curant, quum recta civium educatione nihil tamen gravius et rei publicae salutarius sit.* Möchten doch dergleichen Urtheile von Männern, denen man trauet, näher zu den Ohren der Großen gebracht oder vielmehr an ihre Herzen geleget werden, zu einer Zeit, da selbst große Herren und Minister über das Verderben der Schulen klagen, ohne zu merken, daß sie allein es sind, die dieses Verderben mit gutem Erfolge, aufheben können. Von Hemsterhuis Noten zum Lucian urtheilet Gesner S. 54. also: Si ita procedet Luciani editio Hemsterhuisiana, ut instituta est, habebimus longissimas de verbis et phrasesi Graecis, etiam vulgatissimis, disputationes, unde compilare lexicon, certe insigniter augere non sit difficile, sed quae ad Lucianum non

ma-

magis, quam ad alios scriptores pertineant, et rerum ipsarum cognitionem parum adjuvent. Mosheim schreibt S. 19. dieses von Hemsterhuis: Hemsterhuisius, amicus meus, nimis diu spem nostram moratus est. Quanquam nemo id mirabitur, cui notae sunt, quas suas fecit vir doctissimus, vitae rationes. Vis paucis multa dicam? Solet omnia suis metiri opportunitatibus, citiusque Musas cum Apolline, quam commoda sua, prodere.

Diesem gelehrten Briefwechsel zwischen Mosheim und Gesner ist am Ende, nemlich von 173. bis 216. noch angehänget: Appendix epistolarum *I. M. Gesneri* ad *Zach. Conr. Uffenbachium*. Der Inhalt betrift, wie in den vorhergehenden, theils Bücher, theils Gelehrte, und wird für die Leser nicht minder schätzbar scheinen.

Tr.

Syntaxis epistolica Grammaticae Langianae, oder Briefe, nach Art der Syntactischen Schulübungen, über des hochberühmten Hrn. D. Langens lateinische Grammatik, zum Gebrauch und Nutzen der Schul-Jugend aufgesetzet von Joh. Friedr. Licht, weil. Rekt. der Schleswig. Domschule. Die 7te und verbesserte Aufl. Altona und Lübeck, D. Iversen, 1770. 8. ohne die Vorrede 294 Seiten.

Wir haben wohlbedächtig den ganzen Titel hergesetzet, weil daraus schon viele Vermuthung von dem Werthe des Buches hergenommen werden kann. Hr. Licht scheint ein recht ehrlicher Mann gewesen zu seyn, der in seinem Unterrichte Treue und Eifer bewiesen hat. Und auch dies Buch halten wir in seiner Art für ganz gut. Der Verf. schreibet Briefe von allerley Inhalt, mit Beziehung auf die Syntactischen Regeln in Langens Grammatick, deren Ordnung er folget. Unten am Rande stehen gleich die lateinische Redensarten, welche durch Zahlen mit dem deutschen in Verbindung gesetzet sind. So weit wird niemand die Einrichtung und Absicht dieses Buches tadeln. Bey den ersten Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, muß freylich dem Schüler lieber mit Wörtern und Redensarten an die Hand gegangen werden, als daß man ihm zumuthet, im Lexiko die besten Ausdrücke selbst auszuwählen, deren Gebrauch er doch nicht weis. Wir

pflegen lieber diese Methode zu empfehlen, daß der Lehrer, in seiner Gegenwart, seinen Schülern etwas deutsches vorsage, das sie gleich lateinisch nachschreiben müssen, und denn dabey die Stelle des Lexici vertrete, dergestalt, daß jeder fragen kann, was er nicht gewiß weis. Unterdessen verwerfen wir damit nicht die Methode des Verfassers. Nur tadeln wir dieses, daß der sel. Licht erstlich keine angenehme Materien zum Inhalte seiner Schreibeübungen gewählet habe, und zweytens, daß er sich einer sehr fehlerhaften und altväterischen deutschen Schreibart bediene. Man muß nicht Latein schreiben lehren, und zu gleicher Zeit die Muttersprache verderben. An den beygesetzten lateinischen Wörtern und Redensarten finden wir nichts auszusetzen.

D.

L. Annaei Senecae, Philosophi, Opera omnia. Accessit a viris doctis ad Senecam annotationum delectus. Editio emendatior. Lipf. ap. hered. Weidmanni et Reichium, 1770. 8. 3 Alphab. und 2 Bogen.

Diese Handausgabe von Senecä Werken hat die Weidmannsche Handlung 1741. zum erstenmale herausgegeben. Die zweyte Gronovsche, (ap. Elzevir. L. B. 1649.) liegt das bey zu Grunde. In der That ist der Text bey einer Handausgabe die Hauptsache, ausser welcher, und einem guten Register, wir nicht viel weiter verlangen. Beydes ist bey der, wovon wir itzo reden, mit vieler Sorgfalt und Genauigkeit veranstaltet worden. Bey der wiederhohlten Auflage dieser Ausgabe war es desto leichter, dem Texte alle mögliche Richtigkeit zu verschaffen. Das Register, um dessen willen man diese Ausgabe auch schätzen muß, ist so vollständig und zuverläßig, als man es nur verlangen kann, und es führet mit Recht die Aufschrift: Index certissimus. Der Anmerkungen sind nicht viele; sie sind aber ganz gut gewählet, nicht kritisch, sondern exegetisch. Vielleicht sind manche darunter, die entbehrlich scheinen möchten, vielleicht viele Stellen, die so gut, als andere, eine kleine Erläuterung erfordert hätten: allein dieser Tadel ist zu relativisch, als daß er mit Billigkeit vorgetragen werden kann. Voran stehet Senecä Leben, nach diesem folgen die Fragmente der verlohrnen Bücher, und alsdenn kommen die Werke selbst. Vor jedem Buche steht der Inhalt und Plan.

Den

Den Beschluß machen Excerpta e Senecae libris. Die Anmerkungen sind vom Lipsius, Gronov und Fromond. Bis auf das Papier, welches besser seyn könnte, gefällt uns diese Ausgabe recht gut. Bey einer dritten Ausgabe rathen wir die Zeilen zu zählen, und Zahlzeichen an den Rand einer jeden Seite zusetzen, weil dadurch der bequemere Gebrauch einer Handedition und besonders des Registers sehr befördert wird. Hier bey diesem Buche ist dies ein desto nöthigeres Stück, weil der Druck etwas fein ist, und die Zeilen ziemlich enge an einander stehen.

Hm.

11. Vermischte Nachrichten.

Der Mentor, oder die Bildung des Verstandes, Herzens und Geschmacks, nach Grundsätzen und Erfahrungen, vornemlich zur Privaterziehung der Jugend vom Stande, entworfen von E. F. O. — Riga, bey J. Fr. Hartknoch, 1770. in 8. ohne Zuschrift und Vorrede 240 Seiten.

Dies Buch giebt uns Gelegenheit, die Anmerkung zu wiederholen, welche schon oft gemacht worden ist, daß in unserm pädagogisch-ökonomischen Zeitalter, die Theorien endlich geschlossen, hingegen mit desto grösserm Eifer, Anwendungen davon gemacht werden möchten. Alles was gesunde Fäuste hat, schreibt jetzt von Erziehung: wie darf man sich nun wundern, daß unter Myriaden von Erziehungsschriften, kaum in der hundertsten einmal ein Vorschlag, ein Gedanke, eine Maxime vorkomme, welche die Zeit einigermaßen belohne, die man auf deren Durchlesung verwendet hat? Man nehme die Gesner, Miller, Sulzer, Iseline, Ehler, Feder, Basedow, die Nördlingische Gesellschaft und dermaleinst noch, wie wir hoffen, einen Schlözer, aus der ganzen Menge von Erziehungsschriftstellern heraus, so hat man alles beysammen, was Weisheit und Erfahrung gutes sagen kann. Diese sollen die Erziehungsbibliothek eines jeden weisen Lehrers und Hofmeisters ausmachen: er soll sie brauchen, um den Gegenstand, welchen er bilden soll, und die Mittel und Methode, wodurch derselbe am sichersten gebildet werden kann, unter der Handleitung jener aufgeklären und erfahrnen Männer, leichter

kennen zu lernen. Ein guter Hofmeister und Lehrer muß seine Geschicklichkeit und Einsichten in der Ausübung zeigen: nicht aber glauben, daß er, Trotz jedem Professor, berechtiget oder durch sein Amt verpflichtet sey, von der Kunst, die er ausüben soll, auch ein Compendium zu schreiben.

In diesen Fehler, ist, vielleicht in der besten Absicht, der Verfasser des angezeigten Buches verfallen. Wir kennen ihn weder dem Namen noch dem Amte nach, welches er verwaltet. So viel schließen wir aus seiner Vorrede, daß er sich eine geraume Zeit, als Hofmeister, mit der Erziehung beschäftiget habe. Und wir muthmaßen aus dem Buche desselben, von welchem wir reden, daß er unter die guten Hofmeister zu zählen sey. Aber demohngeachtet behaupten wir mit Grunde, daß sein Buch noch nicht die Eigenschaften habe, daß der Verf. habe glauben können, es verdiene herausgegeben zu werden. Wir haben es, mit einer besondern Ueberwindung, ganz durchgelesen: aber, auf unser Gewissen befragt, sind wir nicht im Stande, das mindeste anzuführen, das nicht in andern Büchern, besser als hier, abgehandelt worden wäre. Gleich die Einleitung und der erste Abschnitt verminderte das gute Zutrauen, mit welchem wir das Lesen dieses Buchs anhuben: und das Urtheil, welches wir schon da in Gedanken über den Verfasser und sein Buch fälleten, würde nicht getäuschet haben: allein um ja nicht voreilig zu richten, zwangen wir uns, es vom Anfange bis zu Ende durchzulesen; und desto zuverläßiger können wir unsern Lesern dies Buch mißrathen, das theils allzugemeine Sachen, bis zum Eckel, als große Dinge, die man noch nicht gewußt hätte, wiederhohlet, theils, aus Mangel eines festen Plans, fremde Disciplinen hier mit einschaltet.

Damit unsre Leser nur einigermaßen wissen mögen, wie der Verf. verfahre, wollen wir kürzlich die Einrichtung des Buchs beschreiben. In einer vorausgeschickten Einleitung beschreibet er die Vortheile einer frühzeitigen Bildung. Verstand, Herz und Geschmack sind die drey Gegenstände, von deren Bildung der Verf. redet, und welche daher die eigentliche Abhandlung in drey Hauptabschnitte zerlegen, welche hernach wieder in Nebenabschnitte und Capitel eingetheilet werden.

In dem 1ten Abschnitte, in welchem er von der Bildung des Verstandes handelt, tadelt er weitläuftig die gemeinsten Fehler, die bereits von allen vernünftigen Leuten verschryen sind, er trägt eine bessere, aber weit und breit schon angenommene und noch verbesserte Methode, die Sprachen zu

lehren, vor. Er kommt hernach auf die Wissenschaften, auf Religion, Geographie, Historie, Mathematick, Mythologie, Zeichnen, Rechnen und Schreiben. Zuletzt hängt es eine weitschweifige Abhandlung über das Genie an, die gar nicht hieher, sondern mehr in die Psychologie gehöret, auch nicht einen eigenen Denker, sondern einen nicht allzuordentlichen Compilator verräth, in einer Materie, darinn man gar nicht compiliren sollte.

Der 2te Abschn. welcher der Bildung des Herzens gewidmet ist, enthält eine ganze Theorie der Leidenschaften, welche aus Pope, Toussaint und einigen andern Büchern zusammen getragen ist. Hätte der Verf. blos zu seiner Absicht aus der praktischen Philosophie entlehnt, so hätte er wenigstens nicht gefehlet. Aber worzu der ganze Wust abgedroschener Meditationen! S. 177. erschracken wir, da der Verf. uns in eine Beschreibung der 4. Temperamente hinein führte, und uns den Sanguineus, Cholericus u. s. w. bis auf den Gang und die äußere Gesichtsfarbe schilderte. „Man ist in der Bestimmung der Anzahl der Temperamente nicht einig. Einige nehmen vier, andere nur drey an, weil sie das phlegmatische nicht sowol als Temperament, als vielmehr wie eine Krankheit betrachten. — Der Sanguineus ist wegen des flüchtigen Feuers seines Geblüts roth, feurig vom Gesichte, heiter in seinen Mienen, hurtig in allen Bewegungen, flüchtig im Gange, schnell in Reden. Der Colericus ist gemeiniglich, wegen der Heftigkeit, mit welcher sich sein Geblüt beweget, dunkelroth und schwarzbraun vom Gesichte, ist oft mit den Zügen des Denkens und Stolzes gezeichnet, ist anständig in seinen Geberden und Handlungen, redet mit Nachdruck, und hat einen gesetzten und oft majestätischen Gang. Der Melancholicus — —„ Doch wir brechen ab, weil es uns wirklich so vorkommt, als wenn wir Nativitätsstellungen aus dem Calender abschrieben. Fabeln, moralische Erzählungen, das Theater, (Dies erhebt der Verf. ohne Einschränkung, als eines der wirksamsten Mittel zur Tugend. Er muß weder das Herz noch das Theater kennen. Affekten erreget es, eine fliegende Hitze, aber nie hat es noch Tugend erzeuget.) die Satyre, Romanen, moralische Briefe und moralische Systeme, sind die Mittel, die er zur Bildung des Herzens vorschläget.

Aus dem bisherigen wird man ohngefehr muthmaßen können, was alles für Materien in den 3ten Abschn. von der Bildung des Geschmacks zusammen gepfropfet werden. Es ist natürlich, daß zuerst eine lange Predigt vom Geschmacke

selbst gehalten werde: hernach von den Mitteln zur Bildung desselben. Um kurz alles zu sagen, so versichern wir, daß hier eine ganze Aesthetick, Rhetorick und Poetick, als in einer Nuß, aber die über die maßen dicke ist, vorgetragen werde. Theorien des Heldengedichtes, der Tragödie, der Ode — alles dies ist hier anzutreffen. Und wenn der Verf. nur wenigstens blos den Batteux wörtlich abgeschrieben hätte: denn dort steht, aller Fehler ohngeachtet, alles viel besser, als hier. S. 235. nennt er, (welcher seltsame Name!) die Epische Handlung: die Handlungsaction.

Da die ganze Ausführung nichts taugt, so ist es wohl nicht der Mühe werth, die geistlose Schreibart zu tadeln. Aber einige seltsame Ausdrücke wollen wir noch auszeichnen: S. 39. der Resonansboden des Lehrers. 178. Oberflächicht. 234. Das Brennpunkt einer Epopee &c. Die Teuscherey u. s. w.

D.

Das entdeckte Geheimniß der Italienischen Zahlenlotterie oder Lotta di Genoua, einer Cabalistischen Kunst &c. und einen gründlichen Unterricht von den in Deutschland errichteten Hauptlotto zu Augspurg, Berlin, Brüßel, Mannheim, Maynz und Würzburg. Frankfurt und Leipzig, 1770. 7 Bog. in 4.

Einem Liebhaber der genuesischen Lotterie, der die verschiedene Spielarten derselben in Deutschland mit einander vergleichen und darüber speculiren will, wird diese Schrift guten Anlaß geben. Man findet darinnen alle Amben, Ternen, Quaternen und Quinen bis auf 90 Nummern in Tabellen vorgestellt, so daß jeder seine Hofnung zu gewinnen gegen die Besorgniß zu verliehren, und wie viel er bey fortgesetztem Spielen endlich verliehren wird, ganz wohl ersehen kann, wenn er im Rechnen einige Uebung hat. Die von dem Verfasser beygefügte cabalistische Berechnung der Nummern die man wählen soll, könnte allenfalls denen dienen, die sich nicht entschliessen können, die ersten Zahlen zu nehmen die ihnen beyfallen. Sie ist aber sehr weitläuftig, und so kann sie auch nicht wohl zum Zeitvertreib in Gesellschaften dienen. Der Verfasser räth aber selbst an, daß man sich nicht lange besinne, Zahlen zu wählen, die einfachen Auszüge stärker als die Amben, diese stärker als die Ternen &c. besetze, sein Geld nicht mit einmale aufsetze &c. Diese Regeln sind ganz gut. Nur schade, daß

wenn

wenn man mit kleinen Einsätzen lange fortfährt, man endlich gewiß einbüßt, und wenn man alles zugleich wagen will, man verdient zum Bettler zu werden. Auch der, dem das Glück wohl will, muß auf die Zeit merken, wenn es anfängt den Rücken zu kehren. Das ist dann die Zeit aufzuhören.

Z.

Aufgefangene Rathserholungsschreiben nach Ehestandssüßigkeiten äusserst lüsterner Frauenspersonen ꝛc. als das zweyte Stück zu den aufgefangenen Danksagungsschreiben. Liebenthal, 1769. 5 Bogen in 8.

Das erste Stück dieser elenden Schrift ist schon vor sechs Jahren heraus und lange vergessen. Dieses zweyte Stück beweißt, daß der kranke Kopf des V. incurabel ist, da es in so langer Zeit sich im geringsten nicht mit ihm gebessert hat.

Wl.

Das neue Königl. l'Hombre, wie auch Quadrille Liequille, Piquet, Taroc, nach itziger Art zu spielen. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Hamburg, in der Heroldischen Buchhandlung, 1770. 25 Bogen in 8.

Ein altes Buch, das verbessert seyn soll. Die Schreibart ist noch sehr altväterisch, so wie der Vortrag oft sehr weitschweifig ist. Z. E. die pedantische Beschreibung des Billard S. 225. und flg. hätte jeder deutsche Student, der seine Studien auf den Caffeehäusern, nicht ohne Nutzen getrieben hat, besser machen können. Die Nachricht vom Schachspiele ist höchst unzulänglich, und vom Whistspiele, das mit den engländischen Aufschlägen, langen Schößen, herabhangenden Stiefeln, aufgebundenen Haaren und andern engländischen Moden seit dem letzten Kriege zu uns durchgedrungen und an verschiedenen deutschen Höfen, das Modespiel ist, hätte auch billig geredet werden sollen.

Wl.

Gespräch im Reiche der Todten, zwischen dem Buchhändler J. J. Bauer und dem Kaufmann L**, von

von den vielerley Arten des Buchhandels und ihrem rechten Gebrauch und Mißbrauch rc. Nürnberg, bey M. J. Bauer, 1770. 8½ Bogen in 8.

Ein elendes unzusammenhangendes Geschwätz, ohne wahre Kenntniß der Sache, voll unüberlegter Rathschläge und unverdauter Projekte. Ein paar leidlich richtige Gedanken, sind unter einer Menge, falscher und schief ausgedruckter Gedanken, sehr dünne gesäet.

Va.

Nachrichten.

Als ich vor etwa sechs Wochen in Erfahrung gebracht, daß unter meinem Namen ein Buch erschienen, unter dem Titel: Memoires de la guerre de Hongrie pendant les campagnes de 1737. 38. et 39. avec des reflexions critiques; und daß eben dieses Buch zu Frankfurt am Mayn auf Kosten einer Buchhändler-Gesellschaft gedruckt worden: so habe ich mich aufs eifrigste bestrebt, wie ich es der Wahrheit und mir selbst schuldig war, angeführten Buchhändlern diesen Irrthum zu benehmen; ich bat Sie daher, mir anzuzeigen, von wem sie eine so ungestallte Abschrift eines Manuscripts erhalten hätten, welches ich niemals jemanden mitgetheilet und das blos zum Gebrauch einer erlauchten Person bestimmt gewesen; ich habe aber die Erklärung der Buchhändler bis jetzo vergeblich erwartet. Ich halte mich demnach, aus Achtung gegen das Publikum für verbunden, anzuzeigen, daß der Herausgeber dieses Werks, welches voller Fehler ist und verstohlener Weise abgeschrieben worden, es in alle dem, was er der Gerechtigkeit und Redlichkeit schuldig ist, versehen hat, und daß ich keineswegs, weder überhaupt, noch auf irgend eine besondere Art, an der Herausgabe dieses Buchs einigen Antheil habe.

Brandenburg, den 20ten Jul. 1771.

Graf von Schmettau,
Königl. Preuß. Generallieutenant und des schwarzen Adler-Ordens Ritter.

Des

Des Hrn. O. C. R. Büschings Einleitung in die Erdbeschreibung ist, von Hrn. Fr. Gaudioso Jagemann, Reggente di studio bey den Augustinern (eben demselben der auch die Büschingische Erdbeschreibung übersetzt hat) ins Ital. übersetzt, und zu Florenz 1770. gedruckt.

Stahls Abhandlung von den Salzen, ist ins Französische übersetzt worden; zu Paris bey Vincent, 1771. in 12.

Leßings Miß Sarah Sampson ist von Hrn. Mag. Zwergius ins Dänische übersetzt worden.

Die Wilhelmine des Hrn. von Thümmel ist ins Holländische übersetzt, und im Jahr 1769. zu Amsterdam in 8. gedruckt. Weil diese Uebersetzung gerade um die Zeit der Vermählung des Statthalters erschien, so hat sie viel Aufsehen verursachet, da sich viele holländische Leser eingebildet haben, daß darinn Anspielungen auf den itzigen Zustand der vereinigten Niederlanden, enthalten wären.

Wolfs kleine Logick, und des seel. Geh. R. Buchners Anweisung, Taube hörend zu machen, welche zu Halle in 8. gedruckt worden, sind 1770. ins engländische übersetzt, zu Londen herausgekommen.

Der gelehrte P. Hell zu Wien, verspricht seine gelehrte Reise nach dem Nordpol, in 3. Folio Bänden, in lateinischer Sprache zu beschreiben. Der erste Band soll in van Ghelenschen Verlag zu Wien in der Michaelismesse 1772. erscheinen.

Die Orellische Buchhandlung macht bekannt, daß sie eine Anzeige künftiger Werke der Wissenschaft und Kunst herausgeben wird. Es soll von diesem Werke alle Leipziger Messe, ein Stück herauskommen, und der Anfang wird in der Jubilatemesse 1772. gemacht werden. In diesen Anzeigen sollen enthalten seyn: Nachrichten der Gelehrten u. Buchhändler, von zukünftigen Produkten ihrer Feder und Pressen; Subscriptionsplane aller Art, für Werke der Wissenschaft und Kunst; Nachrichten von Kunstsachen, die noch in Arbeit sind; Vorschläge aller Art, zur Beförderung des

all-

allgemeinen Besten überhaupt, und der Wissenschaften und freyen Künste insbesondere; Ansuchen des Publikum, oder in seinem Namen an die Schriftsteller; und hinwieder Bittschriften patriotischer Schriftsteller und Entreprenneurs zu ihren heilsamen Absichten; Anerbietungen der Gelehrten, an die Buchhändler ꝛc.

Beförderungen.

Hr. M. Kant zu Königsberg hat die Professur der Logick und Metaphysick:

Und M. Storke die ausserordenliche Professur der morgenländischen Sprachen, erhalten.

Hr. Joh. Fr. Schlegel ist zum Königl. Dänischen Historiographen und Bibliothekar ernannt worden.

D. Remme zu Halle, ist ord. Professor der Arzneykunst daselbst, und

D. Chr. Fr. Heuß ausserordentlicher Prof. derselben zu Tübingen, geworden.

Hr. Prof. Dusch ist im Altonaischen Gymnasium zum zweyten Direktor, und Hr. R. Ehlers in Oldenburg, zum Professor und Rektor desselben ernennet worden.

Todesfälle.

Am 20. Sept. 1770. ist gestorben Hr. M. Dan. Gottfr. Werner, Prof. der G. G. an dem Gröningischen Gymnasio, und Pastor zu S. Johann und Augustin zu Stargard.

Im 1771. Jahre hat Carlsruhe den Kirchenrath und Professor Joh. Friedr. Stein, durch den Tod verlohren.

Altorf betrauret den Prof. der. G. G. und Archidiaconus Hr. Joh. Bartholomäus Riederer. Er ist den 5. Febr. gestorben. Die theologische Litteratur von der verschiedene

dem wichtige Entdeckungen von ihm sind gemacht worden, verliehrt durch seinen Tod viel.

Zu Gießen starb den 11. Febr. der Vicekanzler und erste Rechtslehrer, Hr. Franz Jesaias Kortholt. Er hat sich durch Dissertationen und Deduktionen Ruhm erworben.

Zu Schweiz, starb den 14. Merz der berühmte Stempelschneider Ritter Carl Hedlinger.

Den 28. Apr. starb zu Berlin Hr. Valentin Rose Apotheker daselbst, im 36ten Jahre seines Alters. Er hatte in seiner Jugend die Chymie von seinem Vetter, dem berühmten Markgraf erlernet, der ihn für seinen besten Schüler erkannte. Er hatte daher nicht gemeine Kenntnisse in der Chymie; Er studirte alle Theile dieser Wissenschaft mit dem größten Eifer, und machte beständige Erfahrungen, um nun sie noch mehr zu vervollkommenen. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek. Seit dem Vten Bande, sind alle chymische Recensionen von ihm. Er wendete beständig den größten Fleiß darauf, und pflegte die chymischen Versuche, die in den Büchern angeführt waren, selbst nachzuahmen, ehe er sie recensirte. Sein großer Fleiß zog ihm eine Auszehrung zu, an der er, nachdem er über 5 Monate krank gelegen hatte, starb.

Den 20. Jul. starb auf der Vestung Küstrin, der Hr. von Justi, der durch viele Schriften bekannt ist.

Den 19. August starb zu Hamburg Hr. D. und Canonicus Schiebeler, der durch verschiedene schöne Gedichte bekannt ist, im 30ten Jahre seines Alters.

Druckfehler.

Im Anhange zu den XII. Bänden.

S. 125. Z. 18. vorbereitendem lies vobereitenden. S. 126. Z. 27. lügenhaften l. lügenhaftem. S. 181. Z. 7. nach dem l. nach den. S. 244. Z. 5. von unten: Meynug l. Meynung. S. 249. Z. 25. eine Reihe l. macht eine Reihe. S. 252. Z. 5. von unten: fordert l. forderte.

S.

S. 276. Z. 5. von unten: ihm l. ihn — von dem l. von den. S. 277. Z. 11. geistlichem Stolz l. geistlichen Stolzes. Z. 32. 33. ausarten l. ausarteten? ladete l. lud. S. 278. Z. 19. nebst dem l. nebst den. S. 290. Z. 21. mehrere oder mindere l. mehrern oder mindern. S. 444. Z. 3. von unten: damaligern l. damaligen. S. 447. Z. 14. weiße l. weise. S. 448. Z. 35. blose l. bloße. S. 450. Z. 22. wird aber weggestrichen. S. 493. Z. 16. auf Menschen l. auf alle Menschen. S. 1024. Z. 25. sehr wird ausgestrichen.

In des XIV. Bandes I. Stücke.

S. 61. Z. 14. nach Wittben wird eingeschaltet ankömmt: sieht man auch, daß sich nach jeder Anzahl von e Jahren, die noch stehenden Ehen zu den noch lebenden Wittben. S. 65. Z. 9. l. stehenden Ehen. S. 145. Z. 29. wird zu ausgestrichen. S. 162. Z. 7. von unten: leget euch lies leget von euch. S. 202. Z. 21. lies die Betrachtungen statt, drey Beleuchtungen. S. 447. Z. 4. von unten: mit einigen Brocken von altem Deutsch vermischten, — statt: allen deutschen vermischten. S. 554. Z. 27. l. Manier zu erzählen im Musarion. S. 555. Z. 9. von unten l. um allen Schaden, statt und. In der Rec. v. Steins Geburtshülfe, an zwey Orten anstatt: Robert Wallace lies Robert Wallace Johnson.

In des XIV. Bandes II. Stücke.

S. 398. Z. 5. von unten: Umständen l. Umstände.

An-

Anhang.

Seitdem in der allgemeinen deutschen Bibliothek einige Schriften des Hrn. Klotz, getadelt worden; seitdem in der Vorrede zum achten Bande gezeigt worden, wie hinterlistigerweise Herr Klotz versucht hat, in die allgemeine deutsche Bibliothek unverlangte Recensionen einzusenden, um dadurch solchen Gelehrten, denen er nicht wohl wollte, eine unangenehme Stunde zu machen: seitdem ist Er aufs heftigste wider dieses Werk aufgebracht. Er und seine Anhänger haben seit dieser Zeit in der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften, die Hr. Klotz herausgiebt, in dessen *Actis litterariis* und in den Hallischen gelehrten Zeitungen, die allgemeine deutsche Bibliothek, und ihren Verleger und Herausgeber unablässig angezapft, und wenn sie auch die Gelegenheit dazu, wer weis wie weit her, hätten ziehen müssen. Sie sind von kindischen Anspielungen und Drohungen, zu verächtlichen Namen, zu den gröbsten Beschimpfungen, zu den härtesten Beschuldigungen, die aber nie auf Gründe gebauet sind, fortgeschritten. Die Verfasser der allgemeinen deutschen Bibliothek, haben sich bey diesen oft wiederholten Anfällen ganz ruhig verhalten. Sie haben die Klotzische Journale selten oder gar nicht erwähnet, und von Herrn Klotz niemals geredet, als wenn es bey Gelegenheit der von ihm herausgegebenen Schriften, und sonst nothwendig geschehen mußte. Zwar sind sie oft, mündlich und schriftlich aufgefodert worden, sich wider Herrn Klotz zu verantworten. Aber was sollten sie thun? Herr Klotz und seine An-

hänger, hatten so oft gezeigt, daß sie auf keine Gründe zu antworten, hingegen Sachen wider den offenbarsten Augenschein zu behaupten, ja sogar, das was sie selbst verbrochen hatten, ihren Gegnern aufzubürden suchten. Mit solchen Gegnern zu streiten, würde überflüßig seyn, ihre Angriffe fallen auf sie selbst zurück.

In dieser Absicht, legen wir hier die hauptsächlichsten und die unsern Lesern härtesten Beschuldigungen Herrn Klotzens und seiner Anhänger, wider uns, selbst vor Augen.

Herr Klotz will uns schildern. Wir scheuen uns nicht, das Original neben sein Gemählde zu sehen, und das unpartheyische Publikum richte, ob wir getreu geschildert worden sind. Sind wir das, wofür uns Herr Klotz ausgiebt; sind wir unwissende, ungezogene Schriftsteller, die voll kriechenden Eigennutzes, voll aufgeblasenen Eigendünkels, voll dürftigen Muthwillens, voll hämischer Bosheit, nicht Beurtheilungen, sondern Lügen, Lästerungen, Verläumdungen und Pasquille schreiben: so verdienen wir die Verachtung und den Abscheu jedes rechtschaffenen Mannes, und sie treffe uns.

Sind wir aber eine Gesellschaft von Gelehrten, die sich blos des unstreitigen Rechts, das alle Gelehrten haben, einander zu beurtheilen, bedienen. Haben wir unsere Beurtheilungen, wo es nöthig, mit Gründen belegt, und allemal nur auf die Schriften, nie aber auf die Person gesehen; haben wir nie jemand verläumdet und gelästert; hat Hr. Klotz und seine Anhänger, ihre harte Beschuldigungen gegen uns nie mit Gründen bewiesen, haben sie die Beweise, die sie künftig vorbringen zu wollen, zuweilen vorgespiegelt, nie vorgebracht; haben sie sich, des Muthwillens, des Eigendünkels, des Privathasses, der Ne-

ben-

benabsichten, deren sie uns zeihen wollen, selbst in einem hohen Grad schuldig gemacht, haben sie mit ausgelassener Grobheit uns nicht zu widerlegen, sondern nur zu beleidigen und zu schmähen gesucht, haben sie mit giftiger Bitterkeit unsere unschuldigste Handlungen, auf der schwärzesten Seite vorzustellen gesucht, haben sie den ehrlichen Namen unsers Verlegers, mit den pöbelhaftesten, ungezogensten, selbst in Civilgerichten ahndunswürdigen Schimpfwörtern angegriffen: so fragen wir, jeden ehrliebenden Mann, wie ein solches Verfahren zu benennen sey? Ob diejenigen, die sich desselben schuldig gemacht haben, den Namen wahrer Gelehrten und rechtschaffener Leute verdienen? Ob sie noch ferner auf die Achtung und auf das Vertrauen des Publikum den geringsten Anspruch machen können? Und ob ein ehrlicher Mann dadurch wirklich geschändet wird, daß ein schamloser Bube mit Koth nach ihnen wirft?

1) Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben von Hrn. Kloß.

10 St. S. 314. Der lüderliche Ton der Berliner.
Die österreichischen Kunstrichter haben eben die Partheylichkeit, den Eigendünkel, die Charlataneric, als die Berliner, nur daß sie sie nicht so fein zu bemänteln wissen.

14 St. S. 319. (In der Recension der Avantures de D. Sylv. de Ronsaiva, trad. de l'allemand.) Eben solche Kunstrichter, die unter uns nicht selten sind, tragen das meiste zu der Gleichgültigkeit des Publikums gegen unsre besten Schriften bey. Niemand aber mehr als die allgemeinen Bibliothekare; diese ehrlichen Don Sylvios, die alle, welche nicht ihrer Meynung seyn wollen, für Caraboffen und Fanferlusche ansehen, sie, die mit den Autoren, welche nicht in ihrer Confoderation sind, in dem Tone eines Dorfjunkers gegen einen Bürgerlichen sprechen.

chen. Ich berufe mich auf die Recensionen des Don Sylvio; der komischen Erzählungen, der Briefe von Gleim und Jacobi, des Weißischen Theaters, der Miß Fanny Wilkes, Mosers u. s. f.

2 Eb. das. S. 331. (In der Recension des Dammischen Homers.) Für Kunstrichter, die im Solde stehen, sind dergleichen Bücher nicht übel. Sie können fast eben soviel Bogen mit der Critik füllen, als ihr Verf. mit der Uebersetzung gefüllt hat. Unterdessen will ich es doch nicht thun, und sollte ich es auch Hrn. N. und seinen Freunden überlassen, (denn auch diese haben einmal in der Schule Griechisch lesen, und manches Sprüchelgen auswendig gelernt.)

Eb. das. S. 367. f. und wenn dieser nicht weiter fort kann, wird doch wohl der brave N. seinen Freund nicht fallen lassen, einen Mann, der gegen Klotzen geschrieben, gegen den bösen Kunstrichter, der an allen dem Unglück Schuld ist, daß jezt weniger Exemplare von der Allgem. Bibl. gedruckt werden, als vor einigen Jahren. Ursache genug zum tödtlichen Hasse!

16 St. S. 630. f. (In der Nachricht von den Leipziger theatralischen Vorstellungen.) Und Herr N. der, ehe sich Leßing und Herder rüsteten, zwey ganzer Jahre den Frieden liebte, braucht er nicht jezt Klotzens Namen zum Refrain bey jeder Recension, wo ihm dies die bequemste Methode scheinet, über Bücher, die man aus gewissen Ursachen entweder nicht loben, oder nicht tadeln will, wegzukommen —

17 St. S. 89. (In der Recension von dem Vorspiele Elysium.) Was kann lehrreicher und unterhaltender seyn, als dieses Vorspiel von Jacobi? Es ist der Abdruck seines eigenen liebenswürdigen Herzens, das nur ein Ziegra oder N. in seiner jezigen kritischen Verzweifelung zu schmähen fähig sind.

Eb. das. S. 183. f. (In der Recension von den Grazien des Kleinen, in der Schweiz.) Wir würden dieser niederträchtigen Brochüre gar nicht gedenken, wenn es nicht den allgemeinen Bibliothekaren gefallen hätte, ein Ding aus der Vergessenheit hervor zu ziehen, worinnen Abbt, Wieland, Gellert, Leßing und Weiße gemißhandelt werden, blos weil der Verf. gegen den liebenswürdigen Jacobi

cobi eben so unedle Gesinnungen hegen, als die Kritikaster selbst.

18 St. S. 245. (In der Recension von Schmids Biographie der Dichter.) Wenn ein F. N. Vorschriften zu Biographien schreibet, recensirt, verlegt und verkauft: wenn er und seines Gleichen uns stets von der Kunst des Biographen soviel herrliche Dinge vorsagen, und dann selbst elende Lebensläufe liefern, — (mir deucht, Abbts Leben gehört zu keiner andern Classe) ja denn muß man den Schriftsteller nach den Gesetzen richten, die er selbst gegeben hat.

Eb. das. S. 247. Eigentlich weiß ich zwar nicht, was ich als Verleger einer Allgemeinen Bibliothek thun würde, zumahl wenn mir mein Handelsbuch den Namen dieses Mannes etwan verhaßt machte. Allein, wenn ich mich auch als N. gedenke, so glaube ich doch, ich würde billiger seyn.

Eb. das. S. 258. Man recensirt kluge Leute nicht so leicht zu Tode! Zwar rühmen sich die Allgemeinen Berlinischen Bibliothekare einen Hamburgischen Geistlichen durch Recensionen getödtet zu haben, allein ich glaube nicht, daß unter den Menschenkindern viele so gutherzige Leute anzutreffen seyn werden.

Eb. das. S. 285. (In der Recension von Iacobi Werken.) Man müßte nothwendig den Verfasser lieben, wenn man nicht ein G–g oder N. war. Zwar von diesem kann man alles erwarten, und jede Zeile, die man auch seinem Tadel schenkt, ist überflüßig und unnöthig; —

Eb. das. S. 320. Wenn F. N. irgend eine Brochüre auftreiben kann, die gegen Jacobi, Klotz, Riedeln, u. a. ist, wie eilt er, ihr einen Platz in seiner Bibliothek zu geben? wie eifrig excerpirt er aus den schlechtesten Schriften alles, was nur irgend gegen diejenigen gesagt ist, die er als das Verderbniß seines Verlags und seiner Nahrung ansiehet.

20 St. S. 658. (In der Recension von Stockhausens crit. Entwurf einer auserles. Bibliothek.) Daß N. in seiner Bibliothek des alten Patriarchen, Bodmers, Schrift, über die Grazien des kleinen, lobt, kann ich wohl begreifen. Ich glaube, man recensirte und lobte, was im Tollhause ge-

schrieben wäre, wenn es nur gegen Gleim, Jacobi, Klotz gerichtet ist.

Eb. das. S. 691. (In der Recension von Klotzens Ausgabe des du Fresnoy de pictura.) Die Vorrede ist an den Dichter Jacobi gerichtet, und der Verf. läßt seinen Unwillen *) über

*) Wir wollen die hieher gehörige Stelle, aus der Vorrede zu *du Fresnoy et Marsy de Pictura Carminibus*, oder eigentlich aus der Dedication an Hrn. Jacobi, vom 20ten Merz 1770. beyfügen. — quod omnes in Germania uno ore profiteantur. Omnes cum dico, facile vides, me *nullo loco habere nec numero* istam *colluviem Nicolaitanam*, *quae Musis nostris omnem mansuetudinem eripere*, *et verecundas virgines in Harpyias et Furias commutare* inde ab aliquo tempore studuit improbo ausu. *Infimam enim istam populi litterati fecem quis curet? Cujus dux, homo sine doctrina et ingenio, audax, lucelli cupidus, atque vecors*, quemadmodum *conjunctissimum mihi quemque et amicissimum scurilitatis, qua pollet, virulentae aculeis* petit, sic *Te* quoque nuper, sic *Gleimium nostrum indignissimis conviciis maculavit.* Noli his moveri *conviciis*, *mi Iacobi*, *e taberna*, *contumeliarum feracissima*, *in te eructatis*, nec credo Te illis motum iri, si bene Tuum animum perspexi. Illa *canina facundia* non eripiet Tibi Sosius iste Berolinensis, *qui qualis sit*, (nolite errare, quibus iste verba dat,) *Berolinum non ignorat*, non ignoramus nos reliqui, aut alius quispiam, partam ingenii amoenitate laudem: non in fraudem inducet suis *maledictis*, quibus iste homo, tanquam victima, festo Risui die mactanda, saginatur, posteritatem, cujus de judicio quid non Tibi pollicear? Nos qui animi Tui — — — candorem novimus — — — nos, fateor, dolemus, animi Tui tranquillitatem, quam perpetuam esse cupimus et summam, *vilem istum* et *mercenarium hominem* turbare audere. — — — Perpendes certe, deesse, cui cum dignitate irascaris. Nam qui *victum e conviciis jam inde a decem fere annis quaesivit*, *et esuritionem scurrili et improba dicacitate depulit*, ille contemnendus potius, quam

über das Nicolaitische unverschämte Betragen gegen diesen Sänger der Tugend, der Unschuld und Freude aus. Die Ausdrücke sind allerdings heftig, und der Tadel würde jedem empfindlich seyn, der nicht, wie N. alles sanfte Gefühl unterdrückt hat. Hr. K. mag zusehen, wie ihm N. seinen Eifer in dem neusten Theile der Allg. Bibl. vergelten werde. Sicher hat er nach Empfang dieser Vorrede alle seine Collegen aus allen Winkeln und aus allen Dachstuben zusammen fordern lassen, und einen Blutrath gehalten.

20 St. S. 709. (In der Recension vom Almanach der deutschen Musen) Ich wollte dem Verf. fast zutrauen, daß er mir zugeben würde, er habe sich von der, aus dem Nicolaischen Litteratur-Buchladen herstammenden Mode, alles ohne Unterschied mit einem hämischen Gelächter durchzuziehen, hinreissen lassen.

22 St. S. 330-341. (In der Recens. Abbts freundschaftlicher Correspondenz.*)

S. 331. Erstlich kann man dieses Buch betrachten als einen Verlagsartickel des Herrn Buchhändlers Friedrich Nicolai,

quam puniendus risu aut satyris est. Et aut valde erro, aut omnes viri boni in *spernendis detestandisque Nicolaitanis artibus* magno animo conspirant. Neque ab his discrepabit posteritatis judicium, cui innotescet hominis nomen sic, ut nobis tradita est memoria eorum, qui patrum aetate, odio atque livore simili occoecati, famam virorum bonorum laceraverunt. Erit olim Friderici Nicolai, Berolinensis bibliopolae, novo et inaudito mercaturae genere negocianțis, id est, *maledicta vendentis et convicia*, nomen triste exemplum fastus *et atrocissimae maledicendi libidinis.* — — — — Nam licet *nullum verbum tam durum, nulla oratio tam atrox sit, quam non ista mentiendi maledicendique audacia,* quam Criticam dicunt libertatem, *merito audire debeat,* Tua tamen causa haec nunc mitto, atque ad jucundiora revertor.

*) Die Verfasser der Erfurtischen gelehrten Zeitung 1771. 25 St. diese ehrbare, unpartheyische, mit Hrn. Klotz in gar

lai, zugleich Verlegers und Schreibers der allgem. Biblio- thek. Hieraus folget durch einen sehr natürlichen Schluß, daß das Buch gut seyn werde, und daß jeder, der es wagt, etwas daran tadeln, oder der sich etwan gar unterstehen wollte, die Ausgabe dieser Briefe für entbehrlich zu halten, ein partheyischer Richter, ein beleidigter Autor, ein auf- gebrachter Kunstrichter heissen müsse. Noch ferner folget daraus, daß, wenn das Buch einmal in der allgem. Bibl. wird angekündigt worden seyn, der übrige schreibende Theil des Publikum ein heiliges Stillschweigen beobachten müsse, und vielleicht auch werden. Wo ist der Kunstrichter, der die Nicolaische Sammlung vermischter Schriften als ein Beyspiel der elendesten Uebersetzungen angeführt hätte? Und gleichwol siehet jeder, der sie lieset, daß sie nichts an- ders sey.

Zweytens: dieses Buch ist ein mit einer Vorrede des berühm- ten Nikolai geziertes Buch. Dadurch erhält es einen be- sondern Werth. Man kennt seine Stärke auch in diesem Fache aus den Vorreden, die er bisweilen zur allg. Biblioth. gemacht hat, besonders, wenn ihn böse Buben mit Spott- schriften heimsuchten, die in seinem Buchladen zu Berlin unter der Stechbahne auf Verlangen täglich Vormittags und Nachmittags in bequemen Stunden gesehen werden können. Das Publikum empfängt vielleicht dereinst für Geld und gute Worte eine Sammlung von diesen Vorreden unter dem Titel: Fr. Nicolai vermischte Werke.

S. 332. Drittens dieses Buch ist auch ein Moniment, das Nicolai seinem Namen und seinem Ruhme gesetzt hat. Es enthält Briefe von Abbten an Hrn. Moses und Nicolai nebst ihren Antworten. Nun muß es ja Hr. Nicolai ganz hübsch finden, in Moses Gesellschaft vor den Augen des Publici zu erscheinen. Er fühlt die Wahrheit des Sprüchelchens: Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se, und nach demselben will er gerichtet seyn. Wie kann es auch fehlen, daß nicht in diesen Briefen manches mit unterlaufen sollte, das zur Verherrlichung des Nicolaischen Namen abzielet! Und

gar keiner besondern Verbindung stehende Gelehrte machen, bey der Recension dieser Recension, die tristige Anmer- kung: „bey dieser Gelegenheit wird die lächerliche Eigen- „liebe und Impertinenz, des Berlinischen Carl's Ni- „colai, sehr lebhaft, gerüget.“

Und dieses auszulassen, oder hier den Namen nur durch ein Sternchen zu bezeichnen, das gieng ja warlich nicht an. So schreibt Nicolai S. 382., daß er von dem Grafen von Golowkin die Nachricht erhalten, daß rc. Das beherzige der geneigte Leser wohl! Ein Graf war es, der es sagte. Und hieraus lerne man, wer Nicolai sey; daß er nicht blos des Muzelii Colloquia verkaufe; nicht blos allgemeine Bibliothek schreibe: nein, daß er auch die Ehre habe, von Grafen Besuch zu bekommen. Sic itur ad astra! Wie lange wird es werden, so kommen auch Prinzen zu ihm! Stuffenweise kommt man immer weiter!

S. 333. Und Nicolais Garten! S. 128. Daß sich ja dieses alle merken, die etwan de hortis eruditorum Museis, eine Disputation schreiben wollen. Nicht blos einen Buchladen unter der Stechbahne! nein, auch einen Garten hat Nicolai, Er, der Direktor der Litteraturbriefe im XVIII. Jahrhundert nach Christi Geburt! Endlich das feine Compliment das Abbt macht: „Mein Leben wird nicht leicht so „merkwürdig werden — — — — — ich getraue es „mir zu sagen, daß vielleicht, ausser nur Leßingen, und „Nicolain kein Mensch in der Welt sey, mit dem Sie einen „solchen Briefwechsel anfangen würden.„ Das klingt warlich nicht übel.

Bey der Correspondenz wohl nicht, das glaube ich selbst. Aber bey dem Drucke der Correspondenz? — Kurz, duplex libelli dos est, sagte jener alte Römer, und so können auch Sie, trauter Herr Nicolai, sagen. „Ein guter Verlagsartickel und ein Buch, in dem man so fein verherrlichet wird; diese beyden Eigenschaften vereinigen sich bey gegenwärtigen Werke, daß unter seinen Mitbrüdern hervorleuchtet, ut inter ignes luna minores —

S. 334. (Man vergebe mir meine abermalige Lateinische Flosklen. Nicolais Briefe, die ich nun so eben gelesen, haben mich angesteckt. Ich habe daraus gelernt, wie fein und lieblich es sey, bisweilen ein lateinisches Sprüchelgen an den Mann zu bringen. Wenn ich nur erst soviel Griechisch werde gelernt haben, wie Nicolai: dann soll man seine Wunder sehen. Das Griechische gehet dem Manne vom Munde wie schimmlicht Brodt!)

Viertens, diese Briefe sind eine Beylage zu den Litteraturbriefen, ein Commentariolus darüber. Nun sind ja

 die

die Litteraturbriefe so ein wichtiges Werk, daß es sich schon der Mühe verlohnt, um die Herren Verfasser derselben näher kennen zu lernen, ein anderes Büchelgen zu drucken und zu lesen. Vielleicht erwächst hieraus ein Vorrath von Materialien, um auch einst eine kritische und pragmatische Geschichte der Briefe die neueste Litteratur betreffend zu verlegen. Unter fünfmal vorgesetzten Wir, welches den Hrn. Herausgeber nicht übel zu kleiden scheinet, wird in der Vorrede der vielfache Nutzen, den man in Absicht auf die Geschichte der Litteraturbriefe aus diesem Buche ziehen kann, beschrieben. Unter andern heißt es: „Wir „hielten unsere Aufsätze so wenig für ein wichtiges Werk, „daß wir in unsern Privatbriefen öfters mit vertraulicher „Miene darüber scherzten.„

S. 335. Das kann wohl seyn, und wir finden in diesen Briefen häufige Spuren davon. Nur wird mancher ehrliche Mann zweifeln, ob dieser Scherz den Verfassern zur Ehre gereichen könne. Was müssen das für Leute seyn, wird mancher gut gearteter Deutscher denken, die sich alle Mühe gegeben haben, Schriftsteller, die ihnen nichts gethan, lächerlich zu machen, und durch ihren Spott, durch ihre Grobheit, ihr Leben zu verbittern, und die gleichwol hinten nach drüber lachen, daß sie den Autor geärgert haben? die darüber spaßen, daß sie jemanden aus seiner Fassung gebracht? Sind dieses die Leute, die zuvor immer sagten, daß sie elende Schriftsteller züchtigten aus Eifer für das Publikum, für den guten Geschmack, für die Nation? Jetzt sagen sie, ihre beissenden Aufsätze wären ihnen keine wichtige Sache gewesen. Also animi causa war man grob, spöttisch, beleidigend! Wenn man einiges, das hier im Spas gesagt ist, aus dem Zusammenhange nimmt, so kommt man bisweilen in die Versuchung zu glauben, daß die Herren im Spaße nicht unrecht von sich geurtheilt haben, z. E. — — — — Dergleichen Scherze kommen häufig vor, und wenigstens scheinet Hr. Nicolai sehr zufrieden damit zu seyn.

S. 336. Auch ist wohl anmerkenswerth, daß, wenn Abbt und Nicolai mit einander spaßen, sie einander Kritikos mit der Hundsstirne *) zu nennen pflegen. Dieses ist ohnstrei-

*) In den damaligen Journalen waren Sie so genannt worden und scherzten über diese Ungezogenheit, anstatt darüber böse zu werden.

streitig der Ton der großen Welt! Ich unterstehe mich nicht ihn zu tadeln. Man hält mich auch ohnstreitig für einen Professor; und ein Professor lege bey dergleichen Gesprächen der Gewaltigen und Weltmänner den Finger auf den Mund!

S. 339. Man sehe S. 93. 122. S. 152. 138. Wo der höfliche Buchhändler sogar von akademischen Thieren *) redet. Daß diese Thiere nur nicht einmal den gelehrten Nicolai anfallen! Er würde übel davon kommen. Denn seine paar Unzen Witz möchten ihn hier nicht zu schützen vermögend seyn.

Abbt und Nicolai mochten sich wohl Repräsentanten der Berlinischen Gelehrten zu seyn dünken, aber! —

S. 340. Uebrigens hat Nicolai die Namen oft weggelassen, wozu er denn seine Ursachen wohl mag gehabt haben. Allein, es ist sonderbar, daß er es nicht überall gethan, und besonders in Stellen, wo es eben so gut angegangen wäre, und wodurch gleichwol noch lebende Gelehrte beleidigt werden. Z. E. S. 58. 161. 166. 378. Was soll man darzu sagen?

S. 341. Was der Verf. dieser Recension eben jetzt gesagt hat, veranlaßt mich noch einiges hinzu zu setzen. Unvermuthet finde auch ich meinen Namen ganz ausgedruckt. Die Ursache ist sehr deutlich. Denn daß Hr. Nicolai ihn S. 360. nennt, dadurch glaubt er ohne Zweifel mich mit einem meiner Collegen zusammen zu hetzen. Aber dieser Gelehrte kennt mich und kennt Hrn. Nicolai zu gut, als daß ihm die Absicht gelingen sollte. Fast noch übler macht er es S. 309. Warum läßt er meinen Namen drucken, und läßt den Namen des Professors aus, von dem ich geschrieben habe? Er giebt wenigstens dadurch Gelegenheit, zu muthmaßen, er habe es gethan, weil dieser ein Mitarbeiter an seiner Bibliothek ist.**) Da überhaupt die Stelle dieses Briefes schie-

*) Die Leser werden gebeten, diese Stelle im Zusammenhange zu lesen.

**) Dies ist mit Hrn. Klotzens gewöhnlicher Unverschämtheit gesagt. Der Hr. Prof. Dietze in Göttingen, den er gegen Abbten für einen Mitarbeiter an der allgem. deutschen Bibliothek ausgab, und von dem er zugleich keine große Idee

schielend ist, so werde ich in einem der folgenden Theile dieser Bibliothek **Abbts Briefe** an mich dem Publiko mittheilen. Sie sind wenigstens so wichtig, als Abbts Briefe an Hrn. Nicolai.

Eb. das. S. 347. (In der Recension von Sangerhausens Briefen) Wer läugnet es, daß Gerstenberg, Nicolai, Ziegra und ihres Gleichen sich an Wielanden, Jacobi, Gleimen versündiget haben? Welcher ehrliche Mann verabscheuet nicht der Nicolaiten boshafte Anfälle auf diese Dichter?

Eb. das. S. 376. (In der Recension von Flögels kritischer Geschichte ꝛc.) S. 12. werden die vornehmsten Journale Deutschlandes recensirt. Eines fehlet darunter, — und welches vermuthet wohl der Leser? **Die allgemeine Bibliothek** fehlt. Ohnstreitig sahe sie Hr. Flögel mit den Augen an, mit welchen sie jetzt ein großer Theil des Publikums ansiehet, und die Nachwelt ansehen wird, um sie zu verachten und in der Vergessenheit ruhen zu lassen. Das heißt, als die Nicolaische Sammlung von Pasquillen, Verläumdungen, schalen Spöttereien und partheyischen Urtheilen.

2) *Klotzii Acta litteraria.*

Vol. IV. P. 3. p. 264. (In der Recension von Schmids Theorie der Poesie.) Berolinensium inprimis quorundam Criticorum opiniones Nostro arrisisse videntur, quibus etiam inest, quod placeat facile *juventuti*. Quae vero de *principatu quodam de formidolosis armis, de vera aurificis aut potius Jovis trutina* dicit, qua putat omnia ingenia pensari non sine ejulatu miserorum auctorum, ea non intelligo. Nunquam oracula existimavimus, qua Berolini de litteris, de ingeniis scriptorum dicta sunt: multa viros doctos bene, subtiliter et facete ibi disputasse fateor, sed eosdem et partium studium ostentasse et

Idee machte, hat nie eine Zeile für die Bibliothek geschrieben, und konnte daher natürlicherweise nicht auf der Liste der Mitarbeiter stehen, die Hr. N. an Abbten gesendet hatte. Aber es war Hrn. Klotz auch nur darum zu thun, die deutsche Bibliothek zu verkleinern, und zugleich einen würdigen Mann verächtlich abzumahlen. Er hat in seinem Briefe an Abbten, was er noch alle Tage thut.

et saepiuscule valde errasse, novi et norunt alii, qui non ea omnia, quae ambitiose dicuntur aut cum risu, ideo verissima censent.

Im Register zum 4ten Bande, p. 487. Berolinenses Critici non tam formidolosi videntur viris, quam pueris visi sunt aliquamdiu.

In der Vorrede zum 5ten Bande. Injuriam facerem quorundam virorum doctorum eruditioni, si, qui ad *Berolinensium* Criticorum collegium pertinent, omnes horum magistellorum similes esse dicerem. Sunt sane in ista societate, certe *fuerunt* *) nonnulli, nec — — — Sed nimis illi *iracunde et acerbe* in hac re versati sunt nec Criticorum, *sed dominorum* personam induerunt. Cui non displiceat illa *ingeniorum tyrannis*, cujus jugum nimis diu patienterque Germania tulit? cui probetur *luculentum partium studium in* laudandis aliis, aliis vituperandis? quis ferat *illum vultum summa in litterarum ingeniique mediocritate supercilia tollentium* Criticorum, atque, *quicquid extra Berolinensem illam scholam vivit, despicientium?* Certe somnolentia quorundam, aliorum timiditate, res eo pervenerat, *ut nemo, licet pessime acceptus, licet conviciis etiam proscissus, respondere ad haec aut omnino biscere auderet, Germania sententias in taberna Nicolaitana a chartaceo Joue dictas promulgatasque tanquam oracula Jovis Dodonaei* revereretur. O vero illum infelicem, qui sibi aliam mentem esse significaret, qui se in verba Berolinensium Criticorum non jurare voce scriptisque ostenderet! Aliae si causae impedirent, quo minus palam impetum in eum facerent *fratres Nicolaitani*, certe in schedis diurnis ut *convicia effundere liceret, aliquot nummulis facile effecerunt Critici isti satellites.* Sed huic quoque imperio suas metas, tempora sua Fortuna posuit, jam jamque Germania se diutius, quam deceret, coecutiisse intelligere incipit.

Nihil dicam de aliis libellis, qui Criticorum judicia de novis libris continent, quorumque numerus in dies augetur.

*) Dieses fuerunt ist sehr bedeutend. Nemlich Hr. Klotz hatte selbst eine kurze Zeitlang die deutsche Bibliothek gewürdigt, an derselben zu arbeiten.

getur. Sat enim multa jam dixi, eademque me sat diserte dixisse, proximum, ni fallor, *Bibliothecae Berolinensis* volumen lectores meos docebit. Quem vero non terreat ille exercitus Criticus, tota e Germania conscriptus armisque instructus validissimis? Non enim iis fidem habere possum, qui e *juvenibus, typographicis speciminibus emendandis praefectis, e caussidicis raucis, e concionatioribus obscuris, e decrepitis magistris illam legionem fulminatricem* constare, mihi aliisque persuadere conantur.

Ebendas. p. 166. (In der Recension der Memoires pour la vie de Petrarque.) Haec sententia sane ridicula, cujusque nulla aetas vidit similem praeter nostram, ingenio *Sofiae Berolinensis scholaeque Nicolaitanae* splendore illustratam, Petrarcha occasionem dedit, de ignorantia sui ipsius et multorum scribendi.

Im Register zum 5ten Bande *Nicolai*, Frider. novus Jupiter, sed nec coelestis, nec marinus, nec inferus, chartaceus tamen.

Vol. VI. P. I. pag. 5. (In der Recension von Terentii Comoediis ex Ed. Coquelinii.) Immo nostros homines imitari debebat quos Italia, quamvis ingeniosa, quamvis acuta videatur, nunquam superabit. Quorum cum nonnulli *fame enecti, jam laqueum emere vellent* iis meliorem mentem inspiravit, qui natale astrum temperat Genius eosque Criticos esse jussit. Quod apud nos trahunt vitam in tenebris, *qui fame perirent, nisi Germania emax eorum libellos singulis mensibus* appeteret. Neque sane opus erat, ut doctus esset *Coquelinus* noster, ut cognitas habeat res multas. Nonne dux et *antesignanus Criticorum*, si DIS placet, satis eruditorum, est *bibliopola Berolinensis, Fridericus Nicolai, quem omnium bipedum maxime ridiculum esse, et mortales omnes rerum bonarum omnium ignorantia vincere*, quicquid in Germania sapit, non sine risu et sibilis dudum professum fuit. Tamen *illi bene et pulchre est: bene est ventri: bene uxorculae: bene tabernae, quae usque ad vesperam impudentiae et caninae facundiae patet, Criticae. Nam quis illo nugas vendere, puerosque et senes argento emungere melius dicit?*

dicit? *) Numquam tam male agitur cum stupore, quin inveniat et amicos et defensores strenuos.

3) Hallische gelehrte Zeitung.

a. d. J. 1768. St. 12. S. 95. f. Zum großen Leidwesen einiger Berlinischen Gelehrten, die sich ungern an ihre Menschlichkeit erinnern lassen, ist der dritte Theil der deutschen Bibl. der sch. Wiss. erschienen. Bisher ist diese Bibliothek noch von niemand getadelt worden, als in den Berlinischen politischen Zeitungen. In Hamburg, Altona, Göttingen, Jena, Leipzig, Erlangen, hat man seinen Beyfall öffentlich bezeugt, und die angesehensten Gelehrten haben es auch gethan. Nur der Berlinische wohllöbliche Zeitungsschreiber hat sich ungebährdig angestellt. Die Ursache ist leicht zu errathen. Junge Officierchen sind freylich lebhaft und feurig: aber gewiß besser zu gebrauchen, als alte Invaliden. Sehen jene die Verschanzung und Brustwehre an, die diese sich aus wahrhaftem Löschpapiere verfertigt haben, so gehen sie mit eben der Empfindung vorbey, mit welcher ein junger Officier vor einem Invalidenhause vorbey gehet; sie wünschen auch wohl, daß ein Schutzheiliger, etwan der heil. Andreas Bartholomäus oder Nicolaus, sich ihrer annehme, und sie bewahre von nun an bis in Ewigkeit!

S. 643. und da ein Nicolaitanischer Journalist billig nicht viel Latein verstehen muß.

S. 644. Nun änderte sich die Scene; nun verkaufte N. auf der Messe weniger Exemplare von seiner Bibl. und nun mußte auch Hr. Klotz anders recensirt werden. So äfft man unser Publikum, und dieses giebt alle Vierteljahre 18 Gröschen aus, um sich äffen zu lassen!

A. d.

*) Die Verfasser der Erfurtischen gelehrten Zeitungen, (1771. 23tes St.) machen über diese Stelle, folgende Ihrer sehr würdige Anmerkung: „Der Berlinisch-Stettinische „Buch- und Recensionshändler Nicolai, wird unstreitig, einige eingestreute Episoden sehr ungnädig aufnehmen, wenn anders dieser große Mann, so viel Latein in seiner kritischen Gewalt hat, um solche zu „verstehen, welches wir aus christlicher Liebe, eben „nicht in Zweifel ziehen wollen.„

a. d. J. 1768. St. 86. S. 682. (In der Recension der Italienischen Biographie, nebst Klotzens Vorrede.) Hr. N. wird sich wohl hüten, diese Vorrede in der allgem. Bibliothek zu loben, und er wird wohl, wie er schon gethan, dem Recensenten derselben die Erinnerung geben, nur sie recht scharf zu beurtheilen: und wenn der es nicht grob genug nach seinem Sinne macht, die Recension gar nicht drucken, und eine gröbere verfertigen lassen. Soll ich etwan noch auch den Beweis darvon beyfügen?

a. d. J. 1768. St. 91. S. 727. (In der Recension der Briefe von Leßing und Klotz ꝛc.) Es ist wohl durch einen Buchhändlerkniff geschehen, daß diese Briefe hier nochmals gedruckt erscheinen.

a. d. J. 1769. St. 46. S. 362. (In der Recension des Dictionnaire portatif de l'Ingenieur, par Lombert.) Der Herausgeber ist als ein gelehrter Buchhändler bekannt — nicht etwan, als wenn er in Paris ein kritisches Monopolium aufgerichtet; und Schmähschriften gegen verdiente Männer geschrieben, oder schreiben lassen — sondern ꝛc.

a. d. J. 1769. St. 85. S. 680. F. Nicolai hat von seiner Allgem. Biblioth. den zehnten Band auf die Messe gebracht. Es sind auch in diesem Bande verschiedene Mitglieder hiesiger Universität angegriffen, und besonders hat der Buchhändler seinen Eifer gegen diese Zeitungen, in denen seiner Bibliothek seit langer Zeit nicht gedacht worden, weil man sie als Makulatur betrachtet, ausgelassen, und niedrige Pasquille, (einen Ausdruck, dessen Rechtmäßigkeit man auf Verlangen juristisch zu erhärten sich erbietet) gegen Herr Klotzen eingestreut. Was Nicolai nicht verstehen will, müssen wir ihm also mit deutlichen Worten sagen. Wir, die wir diese Zeitungen schreiben, halten uns sämtlich, aus vielen Ursachen, zu gut, als daß wir uns mit diesem Menschen auf irgend eine Art weiter einlassen wollten und könnten, oder uns durch Zänkereyen mit ihm besudeln, so wie wir daher seine schmähsüchtigen Critiken und Pasquille, von denen er lebt, gar nicht weiter anzuzeigen uns schon lange vorgenommen haben. Was sollten wir nicht dieses kleine litterarische giftige Insekt ruhig am Fuß des Parnasses im Schlamme fortkriechen lassen? Das Leben dieses Amphibium ist das Leben Eines Tages.

a. d.

a. d. J. 1770. St. 21. S. 161. (In der Recension der Actorum Societatis Latinae Marchico-Badensis.) Ist es auch zu verwundern, wenn ein Buchhändler, der den Oberrichter in Deutschland spielen will, und unter dem Gelächter aller Vernünftigen einige Jahre gespielt hat, das Lateinische für entbehrlich hält? Der gute Mensch hat es ja nicht gelernt!

a. d. J. 1770. St. 24. S. 185. (In der Recension der Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften.) Hin und wieder findet man auch Gelehrte, als Mitarbeiter der Allgemeinen Berlinischen Maculaturbibliothek angeführt. Das sind freylich kleine Lichter! Aber als Allgemeine Mitarbeiter werden sie schon vornehm zu thun wissen.

Ebendas. S. 186. Der Ton ist in diesem Theile immer noch gut. Die Sprache ist nicht Nikolatisch: das heißt, nicht lügenhaft, frech und grob.

a. d. J. 1770. St. 29. S. 228. (In der Recension von du Fresnoy et Marsii de pictura carminibus.) Der Herausgeber (Klotz) gedenkt auch des groben und partheyischen Ausfalls, den jüngst ein Buchhändler in Berlin, Namens Friedrich Nicolai auf Jacobi, Gleimen, und andere gethan hat, bloß um deswillen, (wie auch einige Gelehrte nicht allein eingesehen, sondern auch öffentlich gesagt haben) weil sie Klotzens Freunde sind. Ohne Zweifel hat noch niemand in Deutschland den Nikolaischen Unfug in so nachdrücklichen und starken Worten dem Publico vor Augen gelegt, als in dieser Vorrede geschehen ist. Allein, es ist auch gewiß etwas Unerhörtes, daß ein solcher Mensch, wie Nicolai, der bloß Handelsmann ist, und daß er auch als bloßer Handelsmann denke, deutlich genug zeiget, schon seit zehn und mehrern Jahren Schmähschriften auf ganz Deutschland verkauft, und damit sein Gewerbe treibet, und daß noch darzu dieser Mensch gelehrte Männer, zu deren Ruhm sich Ausländer und Inländer vereinigt, allein schmähen, mit seinen nothdürftigen Spießgesellen verläumden und mit Lügen kränken will. Verachtung und Abscheu trifft die Cabalen und Thorheit, wodurch einzig und allein der Name dieses Buchhändlers hier und da bekannt worden ist.

a. d. J. 1770. St. 32. S. 256. (In der Recension des Iournal Polonais.) S. 79. f. befindet sich eine weitläuftige Recension von Hrn. Klotzens Actis litterariis. Wir wiederhohlen das Urtheil des Verf. über die Klotzische Critik, weil es statt einer Vertheidigung gegen die Schmähungen des Nikolais und Consorten dienen kann. Man wird doch nicht auch in Warschau Nebenabsichten vermuthen, so wie bey allen günstigen Urtheilen die Allg. Makulatur-Bibliothek vorgiebt.

a. d. J. 1770. St. 46. S. 367. (In der Recension der sämmtlichen Werke von Jacobi.) Von dem Allgemeinen Lästerer Deutschlandes, dem Buchhändler Nikolai, der seit einiger Zeit auf die boshafteste Weise auch Jacobin angefallen, ist dieses weniger zu vermuthen. Er lebt von dergleichen Schmähschriften. Allein, wer wollte sich um das Geschrey dieses Menschen bekümmern, der bey jedem neuen Stücke seiner Bibliothek die Welt immer mehr überführt, wie wahr das sey, was wir und andere von der Unwissenheit, dem lächerlichen Hochmuthe, der Cabale und der Bosheit desselben geurtheilt haben?

a. d. J. 1770. St. 54. S. 424. Von der Oesterreichischen Litteraturbibliothek ist das dritte und vierte Stück in unsern Händen, und vermuthlich wird diese critische Schrift damit beschlossen werden. Der Berlinische Freron — es versteht sich, daß man Frerons Witz und Einsicht wegläßt, und Nikolain nur des Franzosen Kunst zu verdrehen, zu verleumden und zu lügen läßt — versteht seine Kunst besser, und er hat beynahe zwölf Bände vertrödelt, ohne daß er Lust hätte, aufzuhören.

a. d. J. 1770. St. 68. S. 538. Da sich keiner unserer Mitarbeiter die Mühe geben will, die Allgemeinen Schmähschriften zu recensiren, mit welchen Friedrich Nicolai in Berlin trödelt, so erborgen wir die Beurtheilung des zwölften Bandes aus dem 28sten Stücke der Erfurter gelehrten Zeitungen: damit wenigstens unsere Leser erfahren, daß jene Bibliothek noch fortgedruckt werde, und sich noch immer gleich bleibe.

a. d.

a. d. J. 1770. St. 102. S. 810. (In der Recension eines Gedichtes An Herrn Canonicus Iacobi.)

Und Bernhard konnte wohl ein grosser Bischof seyn;
Nicht aber leicht, wie du, verzeihn.

Wie wahr die letzte Zeile besonders sey, weis wohl niemand besser als Nicolai mit seinen Zunftgenossen, welche, wiewol unverdienter Weise, diese vortrefliche Eigenschaft unsers, über ihren Tadel weit erhabnen, Jakobi an sich erfahren haben.

a. d. J. 1771. St. 5. S. 40. (In der Recension des Almanach der deutschen Musen) Hier ist ein Epigramm auf den Verleger der allgemeinen Bibliothek, welches S. 54. unter Michaelis Namen steht:

Mein Satyr selbst, hat, wie er sich auch bläht,
Bey Deutschlands Freron jüngst ein Auge zugedrückt:
Die Made wird zur Rarität,
Wenn Bernstein sie erstickt.

Ich denke aber dessen ohngeachtet, daß die kritische Made, Nicolai, für unsere Nachkommen zur Rarität werden wird.

a. d. J. 1771. St. 9. S. 70. (In der Recension von Stockhausens krit. Entwurf einer auserlesenen Bibliothek rc. rc.) Der Verf. ist unparthevisch, lobet das gute wo er es findet, verschweiget es an niemanden, wenn er es glaubt bemerkt zu haben, und fürchtet sich für keine kritische Cabale. Zum Beweise können die Urtheile über die Klotzischen Schriften dienen, und gerade über diejenigen Schriften, die die allgemeinen Calumnianten in Nicolais Bibliothek am meisten zu verschreyen die Unverschämtheit gehabt haben.

a. d. J. 1771. St. 12. S. 93. (In der Recension von Jacobi zwo Predigten) Wer wie Gerstenberg und Nicolai, Jacobin mit Schimpfen und Schmähen anfällt, und über diesen Punkt, dünkt mir, ist auch unser sonst so partheyisches Publikum ziemlich einig.

a. d.

